Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .
Das PDF wurde erstellt am: 16.05.2025, 07:26 Uhr.

Heinrich Leo Behncke

Eine Lübecker Kaufmannsfamilie

2. Teil

Lübeck: H.G. Rahtgens, 1901

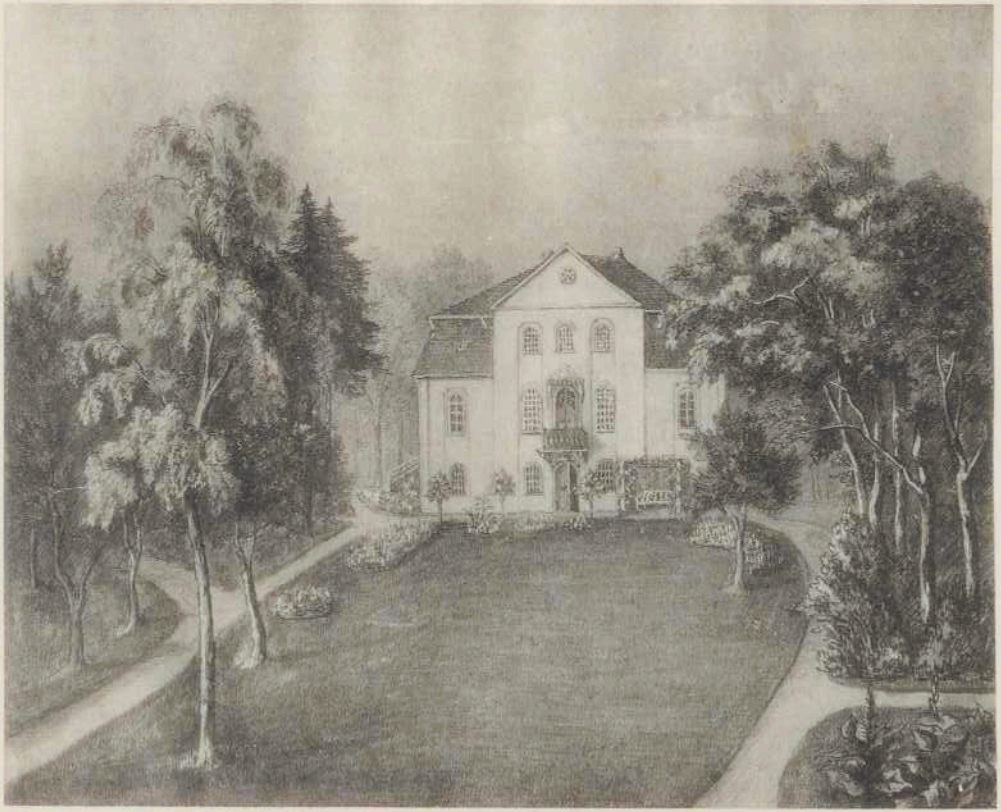
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1924226227

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN OCR-Volltext

~~Ed. Stolterfoht.~~

1 Tafel.

Fc - 3065.(2.)



Bellevue,
Gartenhaus von Heinrich Leo Behncke
von 1859.

Eine
Lübecker Kaufmannsfamilie.

Von

Heinr. Leo Behncke.

Zweiter Theil.

Mit einem Lichtdruckbilde.

Lübeck.
Druckerei von H. G. Rahtgens.
1901.

Inhalt.

Seite

I. Aufenthalt in Bordeaux. — Studien über die hervorragendsten Weine 1

II. Geschäftsreise nach Cette über Toulouse, Carcassonne, Narbonne, Beziers und Montpellier 17

III. Geschäfte in Cette und Montpellier. — Ausflug nach Frontignan. — Rückkehr nach Bordeaux 24

IV. Ein Ausflug nach Medoc. — Fahrt nach Pessac. — Aufenthalt in Bonnefond 31

V. Vorbereitungen zur Abreise. — Abschiedsfeier bei Herrn Ichon. — Besuch der Weißwein-Gegenden. — Schiffsbrand. — Abreise nach Lyon 39

VI. Reise von Bordeaux nach Lyon, Chalons sur Saone und Beaune 53

VII. Fahrt in die Burgunder Weingegenden. — Nuits, Troyes und Bar sur Aube. — Chalons. — Zubereitung des Champagnerweines 60

VIII. Reims. — Besuch bei der Wittwe Cliquot. — Epernay 72

IX. Reise nach Paris. — Die ersten Eindrücke. — Theater. Louvre und Tuilerien. — Studentenleben. — Jardin des Plantes. — Pantheon 78

X. Palais du Luxembourg. — Hotel des Invalides. — La Madeleine. — Chambre des Deputés. — Tabaksfabrik. — Ecole des Beaux-Arts 87

XI. Restaurant Very. — Versailles. — Palais royal. — Große Oper. — Père Lachaise. — Julisäule. — Theater français 96

Seite

XII. Gobelin-Fabrik. — Porzellan-Fabrik in Sèvres. — Italienische Oper. — Abreise nach Havre. — Dampfschiffsreise nach Hamburg. — Rückkehr nach Lübeck. 105

XIII. Rückblick. — Familien- und Geschäftsverhältnisse. — Vorbereitungen für eine Geschäftsreise 112

XIV. Meine erste Geschäftsreise durch Lauenburg, Mecklenburg u. s. w. 121

XV. Geschäftliche Thätigkeit nach der Rückkehr. — Erzählungen meines Vaters 139

XVI. Geschäftsreise nach Schweden und Finnland. — Ritterschlag im Schlosse zu Stockholm 145

XVII. Reise in Finnland. — Vom Hamburger Brand. — Schmuggel. — Leibeigenschaft 152

XVIII. Fernere Reise in Finnland. — Gesellschaftliche Sitten. — Johannistag. — Lachsfang. — Reise bis Sundsvall 165

XIX. Reise nach Stockholm und zurück nach Lübeck. — Unruhen in der Stadt. — Herbstreise nach Mecklenburg. — Ball in Gr. Walmsdorf und in Lübeck 178

XX. Einiges über Lübeck. — Aus dem Leben meines Vaters. — Geschäftsreise nach Lauenburg und Mecklenburg 189

XXI. Anwesenheit in Berlin. — Beendigung der Frühjahrsreise 206

XXII. Aus dem geschäftlichen und häuslichen Leben. — Geschäftstour in das benachbarte Holstein 215

XXII. Sängerfest in Lübeck. — Mein Vater. — Die Firma Souchay & Suckau 227

XXIII. Herbstreise nach Mecklenburg, Berlin ꝛc. 233

XXIV. Zu Hause. — Das neue Hamburg. — Kiel. — Das Jahr 1845. — Eisenbahnverbindung Lübecks. — Reise nach Mecklenburg 240

XXV. Aufenthalt in Berlin. — Jenny Lind. — Maskenball. — In der Neumark. — Zurück nach Lübeck 251

XXVI. Herbstreise. — Häuslichkeit. — Eisenbahnverbindung Lübecks. — Briefe 263

XXVII. Das Jahr 1846. — Frühlingsreisen. — Zusammenkünfte der Geschwister. — Häusliches Leben. — Die Cosselsche Familie 272

XXVIII. Kapitain Rodatz. — Hafenerweiterung. — Mecklenburger Reise. — Stellung des elterlichen Hauses. — Lebensregeln 285

		Seite
XXIX.	Das Jahr 1847. — Mecklenburger Reise. — Büchener Eisenbahn. — Unfall im Keller. — Kürzere Geschäftstour	295
XXX.	Sängerfest in Lübeck 1847	304
XXXI.	Geschäftsreisen. — Bruder Fritz. — Betrachtungen. — Beginn der politischen Bewegung des Jahres 1848.	313
XXXII.	Briefe von meinem Bruder Wilhelm, meiner Mutter und meinem Vater	320
XXXIII.	Die politischen Ereignisse des Jahres 1848. I.	340
XXXIV.	Die politischen Ereignisse des Jahres 1848. II.	372
XXXV.	Die politischen Ereignisse des Jahres 1848. III.	401
XXXVI.	Briefe der Angehörigen über politische und Familienereignisse im Jahre 1848	473
XXXVII.	Erlebnisse im Jahre 1848. — Betrachtungen. — Ausflug nach Holstein. — Herbstreise	509
XXXVIII.	Das Jahr 1849. — Baudirektor Scheffer. — Einiges über Baustyle. — Verlobung meines Bruders Paul. Reisen nach Mecklenburg und Holstein	522
XXXIX.	Häusliches Leben. — Betrachtungen. — Reise nach Mecklenburg. — Erkrankung. — Denksprüche und Lebensregeln	530
XXXX.	Von meinem Vater. — Aussprüche Benjamin Franklins. — Tante Wehner. — Weisheitslehren	543
XXXXI.	Fürsorge meines Vaters für die Zukunft seiner Söhne. — Geschäftliches. — Dreißigster Geburtstag	553
XXXXII.	Auszüge aus Briefen vom Jahre 1849	559
XXXXIII.	Das Jahr 1850. — Betrachtungen. — Geselliges Leben	579
XXXXIV.	Geschäftsreise nach dem Norden. — Berlin. — Stettin. Königsberg. — Tilsit	584
XXXXV.	Eintritt in Rußland. — Russische Postschlitten. — Zustände in Litthauen. — Kurland und Mitau	593
XXXXVI.	Riga, die Stadt, ihr Handel und geselliger Verkehr. — Weiterreise mit Extrapostschlitten über Dorpat und Narwa nach St. Petersburg	602
XXXXVII.	St. Petersburg. — Cirkus. — Ball des Commerz-Clubs. Adeliger Club	614
XXXXVIII.	Kasansche Kirche. — Isaakskirche. — Newski-Prospekt. — Große Oper. — Eremitage. — Kaiserlicher Marstall. Anekdoten und Charakterzüge des Kaisers Nikolaus	624

Seite

L. Abreiſe von St. Petersburg. — Wiburg. — Loviſa. — Helſingfors. — Åbo 630

L. Nyſtad. — Naumö. — Björneborg. — Chriſtineſtad . . . 633

LI. Ny-Carleby. — Jakobſtad. — Gamla-Carleby. — Uleåborg. — Braheſtad 638

LII. Torneå. — Rückreiſe nach Uleåborg. — Gefahrvolle Ueberſchreitung der Flüſſe. — Eine Floßfahrt 644

LIII. Tammerfors. — Borgå. — Helſingfors und Sveaborg. — Seereiſe nach Åbo 656

LIV. Stockholm. — Der Thiergarten. — Empfang der Kronprinzeſſin und Trauung des kronprinzlichen Paares. — Erinnerungen an Bomarſund. — Heimreiſe per Svithiod 661

LV. Hochzeit meines Bruders Paul. — Tod meines Vaters. — Geſchäftliche Veränderungen. — Schluß 666

I.

Aufenthalt in Bordeaux. — Studien über die hervorragendsten Weine.

Nun gehe ich wieder zu meinem Aufenthalt in Bordeaux über. Viele Kaufleute unseres Faches lernte ich kennen und bot sich mir Gelegenheit vieles zu lernen.. Der alte Herr Klipsch war mir ein rechtes Vorbild, denn seine Kenntnisse des Weinfachs sind bewundernswürdig. Er beschäftigte sich auch viel mit mir und ich wurde ihm ein dankbarer Schüler. Auch im Hause des alten Herrn Schon und seiner würdigen, liebenswürdigen Frau ging ich oft ein und aus. So war ich an einem der ersten Tage bei ihm eingeladen. Herzlich und freundlich wurde ich aufgenommen und traf eigentlich nur Franzosen dort, mit denen sich sehr gut verkehren ließ; viele feine gute Bordeauxweine wurden servirt. Nach Tisch setzten wir uns auf den Balkon, der auf die mit vielen Schiffen besetzte Garonne hinaussah. Es war ein schöner lauer Abend, die Matrosen einzelner Schiffe sangen ihre Nationallieder und die alte gute Frau Schon erzählte mir mancherlei von meinem Vater, der in alten Zeiten viel bei ihnen verkehrt habe. Er sei zuweilen außerordentlich vergnügt gewesen und wäre oft zu ihnen gekommen, um einen frohen Abend zu verbringen; mit seinem Schwager Gaden sei er oft unzufrieden gewesen. Wir blieben im Freien bis spät in die Nacht hinein, die Luft war so still, daß selbst das Licht nicht flackerte und die Unterhaltung ging lebendig und bewegte sich viel in vergangenen Zeiten.

Schnell vergehen die Tage, ich mache viele Besuche und probire oft in den Chays; der alte Weinhändler Harms, Großvater des jetzigen Konsuls Fritz Harms, aus Lübeck ist auch hier und

wird oft eingeladen. Ein feines Diner machte ich bei dem alten Herrn Klipsch mit. Da seine Frau schon lange Zeit todt ist, so repräsentirt eine Frau Skallins das Haus; sie ist eine ältere Dame, die früher sehr hübsch gewesen sein muß; dann fand ich dort die junge Madame Fr. Klipsch, eine kleine ganz niedliche lebhafte Französin, ferner Madame Cruse von dem großen Hause Cruse & Hirschfeld; sie ist eine geborene Quentell, Schwester meines Pathen Fr. Leo Quentell in Bremen, dann Herrn Motz, auch hier etablirt, Vater von sieben Töchtern, und ein Fräulein Hirschfeld aus Altona, die bei Cruse's sich aufhält. Eine Unzahl Gerichte wurden servirt, dabei eine lange Reihe der feinsten Weine, alles sehr interessant aber recht gefährlich, denn sie sind sehr heiß und feurig. Eine auffallende Mode ist es hier, bei Tisch die Hände zu waschen und den Mund auszuspülen. Man bringt saubere gläserne Schalen mit warmem Wasser und ein Glas darin, ersteres zum Waschen, das zweite zum Mundausspülen, und da gurgeln denn die meisten ganz gehörig. Die Herren, so auch Herr Harms, setzten sich zusammen und zum andern Tage wurde eine Reise aufs Land von Herren Klipsch, Harms und mir verabredet.

Am nächsten Morgen 7 Uhr war ich schon bei Herrn Klipsch und bald fuhr auch der Wagen vor. Es wurde eine allerliebste hübsche Tour. Wir holten Herrn Harms ab und fuhren über die schöne steinerne Garonnebrücke. Jenseits nahmen wir eine Art Omnibus und fuhren aufs Land. Ein Weinmakler, Herr Faux, begleitete uns. Es war ein schönes Land, das wir am rechten Ufer der Garonne entlang durchfuhren. Zuerst kamen wir nach Chateau Lastresnes und gingen den Hügel hinan zum Schloß, wo sich eine herrliche Aussicht auf die breite Garonne und weite Weinberge in den Palus oder Niederungen bot. Wir bewunderten den schönen weiten Ausblick; da näherten sich zwei Herren, es war der Graf Bonneville, Besitzer des Chateau Lastresnes, und der Baron Pichon, Besitzer des Chateau Pichon-Longueville. Sie redeten den alten Herrn Klipsch an. Beide waren sehr höflich, denn der alte Herr ist ihnen seit langen Jahren bekannt und kaufte ihnen manchen

Posten Wein ab. Die Herren führten uns überall umher und luden uns zum Frühstück ein, das Herr Klipsch aber aus Mangel an Zeit ablehnte.

Es ging nun nach verschiedenen Dörfern, wo wir weiße und rothe Weine probirten, und dann nach Chateau Lagorce, wo zwei steinalte Schwestern Faux ein kleines Schloß haben. Alles war schlecht konservirt, der Garten verwildert, viel Gras zwischen den Steinen. Herr Klipsch sagte mir, ich solle den Damen Grüße bringen, sie sollten aber rathen, von wem. Sie empfingen uns und ich brachte meinen Auftrag an. Sie riethen und riethen, bis sie dann fanden, daß es mein Vater sein müsse, was sie denn höchlich interessirte und freute. Wir frühstückten zusammen, probirten dann die Weine und promenirten im Garten.

Nun ging es weiter von Ort zu Ort, bis wir Abends nach Langon kamen. Vorher interessirte uns St. Croix du Mont sehr, ein schönes Land, voll Bäume, Holzungen und Weinbergen. Bei Langon ist eine schöne Kettenbrücke über die Garonne, die großen Seitenpfeiler sind von Steinquadern. Wir hatten heute folgende Orte berührt: Florac, Bouillac, Latresnes (Comte de Bonneval), Senac, Meynac, St. Capré, Tabannac, Letourne, Haux (bei Demoiselles Faux), Chateau Lagorce, Langoirans, Lestrac, Paillet, Rion, Beguey, Cadillac, Loupiac, St. Croix du Mont (Dem. Meyer und Destry), Verdelay, St. Macaire und Langon. Hier aßen wir zu Abend und blieben die Nacht. Die anderen Herren kamen auf Weine zu sprechen und hatten lange Disputationen über den 1826er Jahrgang. Es war ein etwas mangelhaftes Quartier und schon um 4½ Uhr standen wir auf und fuhren um 5 Uhr weiter.

Nun kamen wir in die Gegend der schönsten und edelsten Weißweine, also zuerst Toulaine, Sauternes, Preignac, Barsac, probirten bei Madame de Larrius in Chateau de Malle und bei Alex. Saluce; dann nach Chateau d'Yquem (Comtesse de Lur Saluce), wo wir die herrlichsten Weine probirten, dann nach Chateau Filhot (Marquise de Saluces), ebenfalls prachtvolle liebliche

Weine. In Langoirans hatte ein Hagelschlag die ganze Ernte zerstört. Wir probirten noch in und bei verschiedenen Schlössern, trafen und sprachen viele Barone und Grafen, die sehr höflich und freundlich waren, denn Herr Klipsch ist bei ihnen sehr bekannt, weil er ein alter gemüthlicher Herr ist, aber auch weil er ihnen oft Weine abkauft. In Barsac setzten wir uns auf das Dampfboot und machten eine hübsche Fahrt auf der Garonne. Abends 9 Uhr erreichten wir dann wieder Bordeaux. Es war eine sehr belehrende und interessante kleine Reise, namentlich durch die Gesellschaft des alten Herrn Klipsch.

Einige Tage später machten Herr Klipsch, Harms, Makler Tasted und ich eine Reise in den Medoc. Um 7 Uhr ging es auf der Garonne mit dem Dampfer nach Pouillac, wo wir um 12 Uhr eintrafen, nachdem wir am Bord gefrühstückt und dadurch Zeit gewonnen hatten. Das Wetter war schön und die Fahrt auf dem breiten Strom sehr interessant; man begegnete vielen großen Schiffen, die nach Bordeaux segelten. Gleich nach Ankunft bestiegen wir einen schon bestellten Wagen und fuhren nach Chateau Lafite, wo der schönste Wein Frankreichs wächst. Die Umgegend ist hier flach und monoton; würden die weitgestreckten Weinberge sie nicht mit ihrem schönen Grün schmücken, so würde alles recht kahl aussehen. Das Schloß ist alterthümlich und würdig und gehörte 1793 dem Herrn de Pichard, Parlaments-Präsident der Guyenne, welcher zu Paris guillotinirt wurde. Zu dieser Zeit wurde es Nationaleigenthum und Herr Vanderberghes erwarb es zum Preise von 1 200 000 Frcs. 1818 wurde es mit 1 000 000 Frcs. von Fräulein Rosalie Lemaire bezahlt, welche es 1821 für dieselbe Summe Herrn Scott überließ. 1867 befand es sich in den Händen der Erben Vanderberghes und im folgenden Jahre wurde es vor dem Tribunal zu Paris für die Summe von 4 500 000 Frcs. von dem Baron James de Rothschild gekauft, dessen Erben es heute noch besitzen.

Der Besitz hat eine Ausdehnung von ungefähr 123 Hektaren, wovon 70 Hektare mit Weinreben bestellt sind. Das Weingut wird

in drei Theile eingetheilt; der hauptsächlichste Theil liegt um das Schloß, darauf kommt ein schönes Stück in St. Estèphe und schließlich auf der Hochebene der Carruades, eine Anpflanzung, deren für sich gesonderte Erzeugnisse fast den Werth der großen Lafite-Weine erreichen. Es ist wohl unnöthig zu erwähnen, daß auf diesem schönen Weingute nichts gespart wird, um es auf der Höhe seines Weltrufes zu erhalten, und daß die unablässigste Sorgfalt auf diese kostbaren Weinberge verwandt wird. Die Herren von Rothschild, Eigenthümer von Lafite, und Herr Baron James de Rothschild, Eigenthümer von Mouton, gründeten und erhalten auf ihre Kosten eine im Dorfe Mousset gelegene Elementarschule, in welcher die Kinder aller auf dem Chateau Lafite und auf der Domaine Mouton angestellten Leute, sowie die Kinder der Nachbardörfer unentgeltlich unterrichtet werden. Diese Schule ist eine der besteingerichteten des Departements. Durchschnittlich produzirt Chateau Lafite pro Jahr 210 Faß oder 840 Oxhoft (1 Oxhoft = 220 Liter), also 184 800 Liter. Diese werden eingetheilt in 170 Faß erste Weine, 20 Faß zweite Weine und 20 Faß Weine der Carruades, welche ca 25% billiger als die ersten Weine verkauft werden. Die zweiten erhalten meistens den halben Preis der ersten. Dieses Chateau Lafite gehört den Baronen Alphonse, Gustave und Edmond de Rothschild und gilt als erstklassirtes Gewächs.

In der Nähe liegt Chateau La Tour, auch erstklassirtes Gewächs, Eigenthum der Herren de Flers, de Beaumont und de Courtivron. Es produzirt durchschnittlich 100 Faß erste Weine und 15 Faß zweite Weine. Das Gut La Tour, welches 1670 von Herrn de Chavannas, Geheimen Rath des Königs, erworben wurde, ging 7 Jahre später auf die Familie Clauzel über und kam von dieser durch Heirath an die Familie de Segur, deren Nachkommen die gegenwärtigen Eigenthümer sind. Nachdem das Gut während einer gewissen Zeit zerstückelt gewesen war, wurde es in einem öffentlichen Verkaufe zum Preise von 1 511 000 Frcs. den gegenwärtigen Besitzern zugesprochen, welche sich zu der

société civile des vignobles de la Tour vereinigt haben, um seine Ausnutzung zu erleichtern und seinem Bewirthschafter, der heute Mr. Jouet ist, mehr Gewalt in die Hand zu geben. Die Weine des Chateau La Tour genießen Weltruf. Sie gehen Hand in Hand mit denen von Chateau Lafite und Chateau Margaux. England sowohl wie Deutschland haben eine besondere Vorliebe für sie. Dann liegt noch ferner in der Nähe das zweitklassirte Gewächs Mouton Rothschild; Eigenthümer sind die Erben des Baron James Edouard de Rothschild; durchschnittlicher Ertrag 150 Faß oder 600 Oxhoft jährlich. Das Gewächs Mouton, welches der Familie de Brane seit länger als einem Jahrhundert gehörte, wurde 1830 von einem Herrn Thuret zum Preise von 1200000 Frcs. erworben, 1853 wurde es von dem Herrn N. de Rothschild gekauft. Es gehört heute den Erben des Herrn Baron James Edouard de Rothschild, Sohn des früheren Eigenthümers. Obwohl seine Weine als zweites Gewächs klassirt sind, erhalten sie doch stets einen höhern Preis als diejenigen dieser Klasse; sie werden ausschließlich aus der Rebengattung Cabernet-Sauvignon erzeugt und zeichnen sich durch großen Saftreichthum, große Feinheit und eine lange Haltbarkeit aus. Dieses Weingut erhielt 1863 für seine Kultur die goldene ministerielle Medaille und die höchsten Auszeichnungen auf sämmtlichen Ausstellungen.

Da ich die rothen Hochgewächse etwas detaillirter beschrieben habe, so füge ich gleich einige Einzelheiten des ersten Hochgewächses in weißen Weinen hinzu. Das ist der Chateau d'Yquem. Der durchschnittliche Ertrag ist 120 Faß; die jetzigen Eigenthümer sind die Erben des Marquis Bertrand de Lur Saluces. Das Chateau d'Yquem gehörte ehemals dem Hause de Sauvage d'Yquem, welches es 1785 durch Heirath auf die Herren de Lur-Saluces übertrug. Es ist noch heute im Besitz dieser Adelsfamilie und gehört den Kindern des 1867 verstorbenen Marquis B. de Lur-Saluces. Die Domaine von Yquem umfaßt 148 Hektare, wovon 90 Hektare den Weißweinreben gewidmet sind und das erste Hochgewächs von Sauternes, den ersten Weißwein der Welt erzeugen. Sie werden

zu fabelhaften Preisen verkauft. Die Jahrgänge 1859 und 1861 wurden mit 6000 Frcs. gleich nach der Lese verkauft und nach Verlauf einiger Jahre zu 10 000 Frcs per Faß (1 Faß gleich 4 Oxhoft oder 1150 Flaschen) wieder verkauft.

Unsere kleine Gesellschaft setzte nun ihre Reise fort. Von Chateau Lafite fuhren wir nach dem Flecken Margaux, aßen hier im Wirthshause zu Mittag und gingen dann hinauf zum Schloß, das wir besahen. Es ist ein älteres schönes Gebäude, enthält viele Kunstschätze und Gemälde und macht einen recht aristokratischen Eindruck. Der Wein ist ein erstklassifizirtes Gewächs, gehört jetzt einem Grafen Pillet-Will und produzirt durchschnittlich 225 Faß ersten und 40 Faß zweiten Wein, also 1060 Oxhoft.

Das Chateau Margaux ist sehr alten Ursprungs und von altem Rufe. Im 15. Jahrhundert war es unter dem Namen Lamothe bekannt. Es war damals ein befestigtes Schloß und gehörte in jener Zeit dem Herrn de Montferrand und später dem Herrn de Durfort; 1750 machte Herr de Fumel, welcher dessen Besitzer war, bedeutende Anpflanzungen feiner Rebarten, welche dazu beigetragen haben, es in den ersten Rang der Gewächse des Medoc zu stellen. Es wurde 1802 von dem Marquis de Lacolonitta gekauft, welcher die alte Burg niederreißen und das jetzige schöne Schloß erbauen ließ. 1836 wurde der Vicomte O. Aguado, Marquis de las Marimas, sein Besitzer. Sein Sohn verkaufte es 1879 dem Grafen Pillet-Will. Das Weinland des Chateau Margaux umfaßt 80 Hektare, ist bepflanzt mit den besten Traubensorten und wird mit ganz besonderer Sorgfalt kultivirt. Auch dieser Wein hat einen Weltruf. Der alte Aguado soll 40 Millionen Frcs. Vermögen hinterlassen haben; als dieses Rothschild erfuhr, äußerte er: „Oh, je le croyais mieux à son aise.“ — Nachdem wir nun diese schönen Weine probirt und recht gewürdigt hatten, fuhren wir um 6 Uhr zu Hause. Es wurde eine schöne stille Nacht, sternklar und Mondschein; wir genossen alles in vollen Zügen.

Das Leben hier in Bordeaux ist für einen jungen Mann,

namentlich einen solchen, der sich dem Weinfach widmet, höchst belehrend und interessant.. Eine Hauptsache ist für ihn das Probiren der Bordeauxweine und dazu wird ihm viele Gelegenheit geboten. Die meisten Weinfirmen und großen Häuser dieses Faches wohnen am Quai des Chatrons, haben ihre mächtigen Chays oder Weinläger hinter ihren Komptoiren und Wohnhäusern und probiren selbst gern mit. In einer sehr liberalen Weise wird daher fast bei jedem Vormittagsbesuch angeboten, ob man im Chay probiren wolle, was man dann gern annimmt. Dadurch hat man Gelegenheit, die verschiedensten Jahrgänge kennen zu lernen, denn der eine Chef hat sich bei seinen Ankäufen für diesen, der andere für jenen Jahrgang interessirt und sich an demselben betheiligt. In dieser Weise nimmt man seinen Unterricht und kann, wenn man aufpaßt, viel lernen. Der alte Klipsch ist aber immer die Krone der Kenner seines Faches und an ihn halte ich mich hauptsächlich. Er weiß in seiner Unterhaltung auch stets guten Rath zu ertheilen und versieht die jungen Leute, die sich dafür interessiren, gern mit Schriftstücken und Büchern über die hiesige Weinkultur und diejenigen Gegenden, wo die guten und geringeren Weine wachsen. Er kennt aus seiner langjährigen Erfahrung die Entwickelung der verschiedenen Weine der Kommunen, Güter und Gewächse sehr genau.

In dieser Beziehung, so wie in vielen andern führe ich ein interessantes, anregendes, selbst reiches Leben. Ich habe Fechtunterricht und Tanzstunden, die hier bei jungen Männern vielfach gebräuchlich sind, nicht zum Vergnügen, sondern zur Ausbildung der Gewandtheit des Körpers, da man als Deutscher wohl fühlt, wie sehr die Franzosen dabei excelliren und vielen unserer Landsleute überlegen sind. Im Fechten bin ich schon einigermaßen vorgeschritten, da ich mich in Cette und Montpellier eifrig damit beschäftigte, das Tanzen beschränkt sich auf Ausführungen von Pas, Battements u. dergl. im Hause meines Lehrers. Die Hauptsache aber ist der Verkehr mit vielen interessanten, liebenswürdigen und geselligen Herren und Damen, sowohl Deutschen wie Franzosen. Die Gewandtheit und Freundlichkeit der Letzteren ist nicht abzu-

läugnen und eben dadurch ermuthigen sie namentlich die jungen Leute, ihnen vertrauensvoll entgegenzukommen. So ging es mir und meinen deutschen Kollegen, die sich nicht allein hier glücklich fühlten, sondern Bordeaux als eine der herrlichsten Städte schilderten, an welche man im späteren Leben gern zurückdenken würde.

In dem Hause und den Kreisen der Familie Gaden fühlte ich mich bald ganz wie zu Hause; meine gute Tante Mine sorgte wie eine Mutter für mich und ihr Wohlwollen und ihre Fürsorge leuchteten überall durch. An Ermahnungen und guten Lehren fehlte es dabei nicht und ich glaube ihr ein folgsamer Neffe gewesen zu sein.

Es vergingen die Tage schnell und in ziemlich geregelter Weise. Die Hauptsache war am Morgen das Probiren in den verschiedenen Lägern. Dies war höchst belehrend, brachte aber das Blut sehr in Wallung und da in dieser Zeit starke Hitze herrschte, so konnte man es schwer ertragen. Der Schweiß rollte beständig vom Gesicht und bei den langen Wegen und der vielen Bewegung klopfte das Blut förmlich in den Adern. Ich badete viel, zuweilen noch des Abends 9 Uhr in den Anstalten bei Lampenschein. Dann folgten Vormittags Besuche, interessante belehrende Gespräche, Fechten und Tanzen bis zur Börse. Auch hier traf man viele, oft neue Bekannte; nachher folgte man den Einladungen der verschiedenen gastfreien Häuser oder ging zum Restaurant Martin Chapon fin oder dergl. Ein Klavier stand mir theils bei Gaden, theils im Hause, wo ich wohnte, zu Diensten und übte ich mich anfangs häufiger; allmählich aber wurde es weniger. Bei Gadens draußen in Bonnefont verkehrte ich oft, traf auch viele Verwandte und Bekannte dort. Bei einer Familie Barckhausen, in Firma Provencal & Barckhausen, war ich häufiger und lernte dort manches von deren Geschäft. Die Frau ist sehr gescheut und gesprächig, die Kinder sind niedlich und talentvoll. Auch eine Familie Reyer lernte ich kennen. Er ist ein angesehener Beamter, die Frau die älteste Tochter des Herrn Klipsch, eine stolze Schönheit mit niedlichen Kindern, mit denen ich oft und gerne bei Gadens verkehrte.

Auf der „Freiheit," Kapitain Meyer, die von Lübeck gekommen war, traf als Leichtmatrose der junge Ad. Nölting ein; er war Jugendfreund meines Bruders Fritz. Ich kam ihm freundlich entgegen, er war so recht von Herzen vergnügt; wir besuchten zusammen Gadens, dann nach der Börse Herrn Pöhls, der uns zu Mittag einlud. Wir blieben ganz mit ihnen allein, waren aber in der fröhlichsten Stimmung. Nölting ist ein fixer, rascher Mensch, trat in späteren Jahren in die österreichische Marine ein, hatte einst ein Duell mit einem Ausländer, der sich in einem Café beleidigende Äußerungen über seinen Kaiser erlaubte, weshalb Nölting ihn forderte. Hierfür bekam er nach erlittener Strafe einen Orden und rasche Beförderung. In späteren Jahren heirathete er eine Engländerin, wurde Linienschiffskapitain in österreichischen Diensten, war meistens im Kriegshafen Pola und starb im Anfang der 1890er Jahre, sehr geachtet und als tüchtiger Offizier geehrt.

Es kam der 22. August und damit der silberne Hochzeitstag meiner Eltern; Gadens hatten eine Gesellschaft gebeten, Herrn Haugh als Hausfreund der Familie und dann Amenaide, meines Vetters Hermann Gaden Frau, eine geborene Klipsch. Meiner Eltern Gesundheit wurde in Champagner getrunken und alle waren sehr vergnügt. Auch Frau Amenaide war sehr lebhaft, vieles wurde besprochen und einige Fragen wurden lebhaft diskutirt; sie ist von den Engländern wenig erbaut, sie griff sie heftig an. Das gab Anlaß zu manchem Scherzwort und zur Opposition. So verging die Zeit sehr schnell und bald wurde es Zeit zum Aufbruch; Ad. Nölting begleitete uns. Andern Tags machte ich Besuch bei einer Frau Rousse, geb. Klipsch, deren Mann auch Kaufmann ist. Sie heißt Wilhelmine und ist eine reizende, liebe junge Frau. Als junges Mädchen war sie eine kurze Zeit zum Besuch bei uns in Lübeck und wurde eine intime Freundin meiner Schwester Elise. Die beiden jungen Mädchen waren damals wie ausgelassen und Wilhelmine bei ihrer französischen Lebendigkeit und ihrer Schönheit, mit anmuthigem Wesen gepaart, war allgemein beliebt. Jetzt ist sie an den Kaufmann Rousse verheirathet, hat sich wenig verändert,

ist so frisch und liebenswürdig wie sonst und eher noch hübscher geworden.

Ende August änderte sich das Wetter, es kam Sturm und Regen und war dabei recht herbstlich; man ist der Weinernte wegen besorgt. Ich lernte Hermann Klipsch kennen, mit dem ich recht befreundet wurde. Er wird Jurist und studirt in Paris. Ich fühle mich in meinem Logis recht unbehaglich. Schon vor einigen Tagen fehlte mir Geld in meiner Kommode, jetzt wieder 50 Frcs. Ich meldete es dem Wirth, der sich auf nichts einlassen wollte und dem ich auch keinen Verdacht aussprach; es half mir nichts und auch meine Freunde wußten keinen Rath. Es blieb also dabei und behielt ich von jetzt an kein Geld mehr in meinem Schrank. Recht ärgerlich war diese ganze Angelegenheit. Erst in späteren Jahren klärte sich die Sache einigermaßen in merkwürdiger Weise auf. Ich bekam nämlich nach Lübeck aus England einen anonymen Brief mit einer 5 £-Note und der Notiz: property of H. L. Behncke. Mein Verdacht ruhte damals nämlich auf einem Konditorgehülfen bei meinem Wirth; dieser mag nach England gekommen und dort in bessere Verhältnisse gerathen sein. Ob ihn nun das Gewissen gerührt hat, weiß ich nicht, vermuthe es aber. Es war jedenfalls der Betrag des mir einst gestohlenen Geldes.

Gern gehe ich Abends nach Bonnefont und bleibe häufiger die Nacht dort, auch weil namentlich die Morgen dort so schön sind. Manche heimathliche Erinnerungen tauchen hier auf. Ein Fräulein Holm aus Lübeck ist hier als Aushülfe bei meiner Tante, dann haben wir mit dem alten Gaden und meinem Vetter Hermann an den jetzt schon längeren dunkeln Abenden ganz gemüthliche Unterhaltungen. Amenaide forderte mich manches Mal auf zu singen. Ich that es auch heute, doch fühlte ich, meine Leistungen sind nichts werth, ich blamire mich gewissermaßen und daher soll es nicht wieder geschehen; ich schloß daher mit diesen meinen künstlerischen Bestrebungen ab, denn will ich etwas leisten, so muß es auch gut sein.

Ich machte Besuch bei Herrn Provencal (Provencal & Barck-

hausen), einem netten guten alten Manne, der sehr richtig von englischen Verhältnissen sprach im Vergleich mit Paris und der französischen Nation. Paris ist das Bild einer großen Residenz, man sieht meistens große Häuser und breite Straßen, während man in London von beiden, großen und kleinen, findet; nichts soll schöner sein als die Pariser Boulevards. In England findet man mehr häusliches und Familienleben, was schon durch die theuren Preise aller Haushaltungssachen u. s. w. bedingt wird. In Frankreich ist mehr öffentliches und Straßenleben, großer Verkehr in den Cafés und in den Restaurationen; erstere fehlen in England eigentlich gänzlich. Für den Fremden ist Paris angenehmer, man lebt bis in die Nacht hinein in der Außenwelt, in England im Hause und in der Familie; um 8 oder 9 Uhr ist das Straßenleben so gut wie geschlossen, auch die Läden und die öffentlichen Lokale. In Paris fängt dann das fröhliche Leben erst an.

Den Abend ging ich wieder in das Gadensche Haus und werde dort täglich heimischer. Frau Rousse kam mit ihrem Mann, der ein sehr netter braver gewandter Franzose ist. Sie war wie immer fröhlich und anmuthig. Die jüngste Tochter von Herrn Klipsch sen., Louise, lernte ich auch kennen, ein liebes braves Mädchen; sie besitzt deutsche Gutmüthigkeit bei französischer Liebenswürdigkeit, ist ruhiger als die andern Schwestern, leider kränklich, hoffentlich nur für kurze Zeit. Amenaide ist eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich je gesehen habe, das sagte mein Vater auch schon, der sie kannte. Mein guter Vetter Hermann weiß kaum, welchen Schatz er besitzt und wie er alle Ursache hat, sich glücklich zu schätzen. Mittags war ich mit Frau Rousse und Hermann beisammen und waren wir so recht von Herzen vergnügt. Nach Tisch spielte ich mit den Kindern, die ganz allerliebst sind. Hermann Klipsch wanderte mit seinen drei Schwestern vor der Thür und im Garten; ich gesellte mich zu ihnen in fröhlicher Unterhaltung. Bruder Hermann chassirte mit seiner Schwester Amenaide auf der kleinen Terrasse auf und nieder; alles in ihrem Benehmen war so graziös, so geschickt und so ungezwungen, wie

wir Deutschen es selten fertig bringen, es ist eine schöne Naturgabe.

Am andern Tage besah ich das geräumige Schlachthaus, was auf dem Platze steht, wo früher eine herrliche Eiche gestanden hatte. Der Maire, ein Royalist, ließ sie nach der Revolution von 1793 umhauen. Das Volk war darüber so aufgebracht, daß die Regierung gezwungen war, ihn von Bordeaux zu versetzen.

Am Abend aß ich beim alten Herrn Klipsch in der Familie. Frau Skallins und Louise waren dort, letztere leider immer noch blaß und krank, doch soll sie sehr munter sein können; später kam Hermann und ein junger Maler und so hatte ich eine gute Übung im Französischen. Letzterer erzählte, daß die Bildergalerie in Versailles seiner Zeit hätte schnell fertig gemacht und arrangirt werden sollen, daher sei alles Mögliche, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes zusammengebracht; Ludwig XIV. allein sei wohl an hundert Mal dort vertreten.

In den mir bleibenden ruhigen Abendstunden will ich oft so gern noch lange in die Nacht hinein meine schriftlichen Arbeiten fertig stellen, aber das Probiren und die weiten Wege am Tage machen mich müde und so bleiben es oft nur fruchtlose Versuche.

Der junge Max Meyer aus Hamburg ist hier eingetroffen und lernte ich ihn auch kennen, da unsere Väter miteinander bekannt sind. Ihm geht ein guter Ruf voraus und soll er bei den Damen sehr beliebt sein. Er hat ein umgängliches freundliches Wesen.

Man feierte in Vincennes ein Volksfest und der junge Meyer, Kruse und ich beschlossen hinzugehen. Es war glänzende Illumination, viele Menschen versammelt, auch Ball der Grisetten; es wurde viel und schnell getanzt, nach unseren Begriffen oft indecent, es mögen die Franzosen dieses ja gern; man tanzte anfangs Françaisen, dann Jäger, Galopp und langsamen Walzer. Im Jäger chassiren die Paare den Saal auf und nieder, drehen sich kaum, die Herren haben die linke Hand nachlässig in der Hosentasche, mit der rechten umfassen sie die Dame, lehnen sich etwas

zurück und so geht es in raschem Tempo vorwärts. Es entsteht oft ein starkes Gedränge, auch fällt wohl ein Paar nieder; das thut indeß nichts, man kommt wieder auf die Beine und es geht weiter. Eine Quadrille folgte dann und es wurde immer lebendiger. Um 11 Uhr gingen Meyer und ich fort, es wurde uns schließlich doch zu viel.

Das Fechten mit dem Fleuret oder Stoßdegen setzte ich mit Eifer fort und mein Lehrer Mr. Dipeaud ist sehr tüchtig in seinem Fach. Wir werden im Gefecht oft ganz eifrig, er touchirt mich häufig und ist mir doch weit überlegen, indeß geht es allmählich besser; ich focht so lange mit ihm, bis ich nicht mehr konnte.

Ich war zu einem brillanten Diner bei Herrn Dufour Debards, dem Maire von Bordeaux, eingeladen. Es war eine ganz besonders ausgezeichnete Partie. Alles war sehr nobel. Die Speisen hervorragend fein, herrliche Weine, die bei den Bordeauxer Diners ausgezeichnet sind, dabei ein freundlicher, liebenswürdiger Wirth und interessante Gäste. Ein besonders schöner Champagner war von Jouet. Abends ging ich mit meinen jungen Freunden ins Theater, wo „Les intrigues espagnoles" gegeben wurde, ein allerliebstes Ballet. Einige spanische Tänze am Schluß erweckten manche schöne Erinnerungen an jüngst vergangene Zeiten.

Auch das Baden und Schwimmen treiben wir mit Eifer. So holte mich dieser Tage Herr Klepper morgens zwischen 6 und 7 Uhr ab, Meyer und Hermann Klipsch erwarteten uns, wir nahmen ein Boot unten am Quinionceplatz, fuhren lustig und vergnügt mitten in den breiten Garonnestrom und sprangen hier ins Wasser; es war kühler als die Tage vorher. Wir schwammen an manchem bekannten Schiffe vorbei, grüßten die Kapitaine, die an Bord waren, freundlichst, was uns viel Spaß machte und befanden uns außerordentlich wohl. Dann ging es in die Tanzstunde, wo ich die Kastagnetten zu gebrauchen lernte, und darauf zum Fechtunterricht, wo mancher Assaut versucht wurde.

Die Vergnügungen wechseln ununterbrochen miteinander ab, fast wird es zu viel. Wir jungen Leute waren zu den alten

Kruse's eingeladen, die auf einem Gute in der Nähe von Bordeaux wohnten. Preller, Meyer, Klepper und ich fuhren in feinster Toilette in einem Wagen dorthin. Die alte Frau Kruse, eine würdige, natürliche freundliche Dame, empfing uns, dann kam die Hausgenossin, ein Fräulein Hirschfeld, dann die älteste Tochter, ein gutes liebes Mädchen mit recht deutschen braven Gesinnungen. Die Gartenanlagen beim stattlichen Wohnhause waren würdig und schön, in einem naheliegenden Gehölz wanderte man in kühlem Schatten und gedachte gern der Heimath unter den schönen grünen Baumkronen. Der alte Herr Kruse kam uns nach; dann folgte ein brillantes Diner mit anregender Unterhaltung und prachtvollen Bordeaux- und anderen Weinen. Wir waren alle recht vergnügt; Frau Mercks spielte Klavier zum Tanze. Meyer, der auch Tanzstunden genommen hatte, versuchte die Cachucha zu tanzen; dann spielte Fräulein Hirschfeldt; wir tanzten tüchtig, was den alten Herren viel Spaß machte. Man lud uns jungen Leute ein, doch den Winter in Bordeaux zu bleiben; wir möchten wohl, aber —. So verging der Abend sehr schnell, es wurde 10 Uhr, wir hatten noch einen weiten Weg zurückzufahren, doch es war eine herrliche Nacht mit klarem Sternenhimmel; nach 12 Uhr kamen wir in Bordeaux an und gedachten später noch gern des so fröhlich verlebten Tages.

Zum andern Tage hatte uns Herr Rousse zu einer Wasserfahrt mit seiner Segelyacht „Ariel" eingeladen. Klepper, dann Hermann und Charles Klipsch, Meyer, ein junger Lafite, Schwager von Frederic Klipsch, und ein Herr Hendrichs, Hausfreund von Gadens, nahmen ein Boot und fuhren wir an Bord des „Ariel," der mitten im Strome lag. Es war leider auch nicht der geringste Wind und dabei sehr heiß. Wir warteten eine Zeit lang, dann trieben wir mit dem Strome langsam den schönen Fluß hinunter und unterhielten uns sehr gut. Meyer war sehr vergnügt und erzählte Vieles; ihm hat der Aufenthalt in Bordeaux sehr gut gethan, sein freies ungenirtes Wesen giebt ihm eine gewisse Sicherheit im geselligen Leben. Um 11 Uhr wurde am Bord gefrühstückt,

in der Kajüte war es aber heiß und etwas beengt, man trank viel Wein und sehnte sich nach oben auf das Verdeck. Inzwischen waren wir auf die untere Garonne gekommen und fast meerartig breitete sich der Strom mit seinen entfernten Ufern aus. Dann lagen wir eine Stunde vor Anker und trieben nun mit der Fluth wieder nach Bordeaux zurück; die Segel hatten wir nur wenig benutzen können. Um 4 Uhr landeten wir in Bacalan, dicht neben dem Chay des Chartrons. Leider war es keine frische Segelfahrt geworden!

Ich sehnte mich nach rascher Bewegung und ging zu Fuß nach Talence zu Gadens hinaus, die anderen fuhren. Allerdings verfehlte ich den Weg und kam auf die Landstraße, die nach Bayonne führt. Das that aber nichts, denn ich sah unterwegs manches Interessante: schöne Weinberge, eine gesegnete bebaute Gegend mit schönen Landhäusern und klassischen Chateaux. Bei Gadens war eine große Gesellschaft, wie sich Sonntags fast immer zahlreiche Familienglieder und Hausfreunde hier zusammenfinden. Auch Herr Johns und Frau, ursprünglich aus Hamburg, deren Tochter später Charles Gaden, den Sohn von meinem Vetter Hermann Gaden, heirathete. Es wurde eine anregende Unterhaltung unter den Herren und Damen geführt. Ich saß neben Herrn Dehns aus Bayonne, einem lebendigen Junggesellen aus Lübeck gebürtig, der viel von dieser Stadt erzählte, auch von seiner Kousine, der Senatorin Nölting, die ihm eine Geldbörse geschenkt habe. Er war sehr redselig, sprach viel von Lübeck und Bayonne und ließ sich gern von den jungen Mädchen necken. Meine Tante Gaden zeigte mir einen Brief von meiner guten Mutter aus Lübeck, in welchem sie meiner viel gedachte und sich sehr freute, wenn ich nach Hause käme. Ich dachte ähnlich und lebhaft der Heimath. Mit meinen jungen Freunden fuhr ich Abends 10½ Uhr nach Hause, wieder eine herrliche klare Nacht; es war kühler geworden, was so unendlich wohl that nach der erdrückenden Hitze des Tags.

Die Fechtstunden setzte ich voll Interesse fort, es giebt kaum eine Bewegung, welche so gesund und so interessant ist wie das

Fechten. Es macht den Körper geschmeidig, degagirt, giebt ein sicheres festes Auge und ist im höchsten Grade spannend.

Eine Einrichtung, die wir bei uns in Deutschland nicht haben, sind die Findelhäuser. Ein solches ist hier in Bordeaux. Solche Kinder, welche die Eltern nicht ernähren oder unterbringen können, werden hier angenommen. Es sind hier 2 bis 300, die nach einiger Zeit aufs Land geschickt und dort gegen Bezahlung ausgethan werden. Beim Eingang dieses Hauses ist eine Öffnung, $2\frac{1}{2}$ Fuß breit und 1 Fuß hoch, in der Mauer. Dahinein legt man das Kind, nachdem man vorher geschellt hat; dann wird es entgegengenommen. Die Regierung unterhält diese Häuser.

II.

Geschäftsreise nach Cette über Toulouse, Carrassonne, Narbonne, Beziers und Montpellier.

Ich beschloß nach Cette in Geschäften zu reisen, gewisser maßen im Auftrage meines Vaters. Ich besuchte die alte Frau Schon, die grade Damengesellschaft hatte, und bat sie um Grüße an ihren Sohn. Mit rechter Freude ging ich den Chartron entlang, es war eine herrliche prächtige Mondnacht, also Aussicht auf schönes Reisewetter. Meine gute Tante kam zur Stadt und gab mir ihren mütterlichen Rath, Herr Klipsch sen. wollte mir Wein und sonstige Reiseprovisionen mitgeben und von Herrn Dehns nahm ich herzlichen Abschied. Am 17. September Nachmittags 5 Uhr fuhr ich mit der Diligence zunächst nach Toulouse. Die sechs sehr engen Plätze des sonst eleganten Postwagens waren leider alle besetzt. Zuerst ein Elsasser, Musiker seines Berufs, der mich stets „Er" anredete, was ich mir verbat; er ging dann lieber zum Französischen über; der zweite war wohl ein Dichter, denn er sprach viel von der belle et ravissante nature oder von vaches sur les prairies etc., oder daß er in Bordeaux in pigeons und

brioches sich satt gegessen habe u. s. w. Der dritte wollte, wie er erzählte, nach Perpignon und Spanien, der vierte nach Montpellier. Mich hielt der Elsasser für einen Bierbrauer aus Bayern, wahrscheinlich in Betracht meiner harten Küferhände, die ihm wohl ungewohnt waren. Dann wollten die Herren so gerne wissen, was ich in Toulouse zu thun habe, doch ließ ich sie in Ungewißheit. Ich litt unter der großen Hitze, denn es war kein Wind und eine schechte Luft im Wagen, da konnte ich weder schlafen noch die mondhelle Nacht genießen. Ich beneidete die Leute oben auf der Imperiale und that ein Gelübde, nie wieder im Interieur einen Platz zu nehmen. Die Gegend war etwas hügelig und recht fruchtbar.

Der folgende Morgen war herrlich; Nebel lagen über der Gegend, es war kühle Herbstluft und die Sonne ging klar auf. Um 8 Uhr erreichten wir Agen, wo wir ein café au lait genossen. Die Umgegend hier ist das Land der schönen Katharinenpflaumen, die man so oft getrocknet von Bordeaux bekommt. Die Stadt hat schöne Alleen, ist niedlich im frischen Grün gelegen und das Innere derselben gleicht dem vieler französischen Städte. Sie ist alt und hat schöne merkwürdige Kirchen, namentlich eine Kathedrale Saint Caprais mit alterthümlich dicken Pfeilern im Innern.

Die Sommernebel in den Thälern deuteten auf schönes Wetter. Wir fuhren durch Berge mit Weinfeldern und blauen Trauben, die Garonne begleitete uns oft, zuweilen verdeckt von grünen Bäumen, genug, es gab viel Abwechselung. Man merkt, daß man sich hier in der Nähe der spanischen Grenze befindet, man hört oft spanisch sprechen und die katalonische Sonntagstracht, blaue Sammtjacke mit rother Schärpe, wurde manches Mal getragen.

Wir näherten uns Toulouse und fuhren am Abend 6 Uhr über eine schöne Brücke, le pont neuf, die über die Garonne führt, in die Stadt ein. Toulouse hat eine alte Geschichte, sie führt zurück bis in die Zeiten der Tectosagen, der Volsker und der Westgothen und wurde die Hauptstadt der Grafschaft Aquitanien. Eine lange Zeit war sie unabhängig vom Könige von

Frankreich, bis sie 1271 dem französischen Reiche einverleibt wurde. Bis 1789 hatte sie ihre eigene Verwaltung durch einen selbstgewählten Magistrat, darauf wurde sie aber wie alle anderen französischen Städte regiert. Die Stadt ist groß, schön und reich und liegt in einer gesegneten Ebene zwischen der Garonne und dem Canal du Midi. Mauern, mit Thürmen versehen, umgeben sie. Das Rathhaus, Capitole genannt, ist ein ganz altes Gebäude, wurde aber im 18. Jahrhundert mit einer neuen schönen Fassade versehen. Im Hofe desselben ließ Kardinal Richelieu den Herzog von Montmorency enthaupten. In einem großen Saale des Gebäudes, der salle des Illustres, sind in vergoldeten Nischen die Statuen derjenigen großen Männer aufgestellt, welche in Toulouse geboren sind. Auch einige Kirchen, die Cathedrale St. Etienne und die Basilika St. Servin, sind der Beachtung werth; letztere besitzt einen reichen Schatz von Reliquien, welche in einer Krypta unter dem Chor der Kirche aufbewahrt werden. Auch ein Museum mit berühmten Bildern von van Dyk, Salvator Rosa, Rubens, Delacroix ꝛc. ist vorhanden. Außer einer schönen Promenade und einem öffentlichen Platz, place Lafayette, der an den Canal du midi sich anlehnt, besitzt Toulouse noch einen andern, le grand Rond, von großer Ausdehnung, der von vielen Alleen schöner Bäume durchzogen wird, die strahlenweise in einem runden Rasenplatz auslaufen, in dessen Mitte ein Wasserstrahl in Garbenform in die Lüfte steigt. Am Ende der course de Dillon, welche der Garonne entlang läuft, befindet sich das Château d'eaux mit einer großen hydraulischen Maschine, durch welche die Brunnen der Stadt gespeist werden.

In einem ausgezeichneten Hotel du Midi Bivent fand ich ein sehr gutes Unterkommen. Um das Bild eines feinen und wohlzubereiteten französischen Diners zu geben, lasse ich das Menu folgen: kräftige Bouillon, dann Lammkotelettes mit gebratenem Brote, höchst delikat, Rebhühner mit brauner Sauce, Entenleber, fein und gewürzig zubereitet, gebratenes Hammelfleisch in kleinen Stücken mit frischen grünen Erbsen, Sept (in Butter und Zwiebeln

gebratene Champignons), gebratene Wachteln (cailles), ein sehr feines Geflügel, dann Aprikosengelée, Reis mit Rosenwasser und Gewürzen. Zum Nachtisch: zwei Sorten Kuchen, Käse und Brot (Butter dazu ist hier nicht gebräuchlich), Birnen, Trauben und Nüsse; dazu guter Wein ad libitum in kristallenen Flaschen, alles sehr sauber servirt auf feinem Leinenzeug und Silbergeschirr.

Das Hotel lag nicht weit vom place du capitole, wo das genannte schöne Rathhaus die ganze eine Seite des Platzes einnimmt. Hier promenirten viele Herren und Damen; die anderen Seiten bilden meistens Cafés und Restaurants. Es war ein recht hübsches lebhaftes Bild und interessirte uns sehr. Einer meiner Reisegefährten hatte sich mir angeschlossen und wir gingen Abends zusammen ins Theater, wo man „La Favorite" von Donizetti gab, eine sehr schöne Musik; das Haus ist von Mittelgröße. Es wurde gut gespielt und gesungen. Ein heftiges Gewitter und Regen nach der Vorstellung trieb uns schnell nach Hause.

Am andern Tage besahen wir das Innere der Stadt und deren Merkwürdigkeiten. Sie besitzt noch viele Bauwerke und Ruinen aus alten Zeiten. Jenseits der Garonnebrücke liegt ein altes Thor mit Wappen und daran schließend viele altersgraue Gebäude aus verschiedenen Jahrhunderten. Vom Thurm des Château d'eaux hat man eine herrliche Aussicht in die Umgegend. Diese ist flach, aber hübsch und laubig und hat schöne Rasen am Ufer des Stromes und einige römische Mauertrümmer in der Nähe, wo ein altes Kastell gestanden haben soll. Zur Brücke führt eine lebhafte Straße, an deren Seiten viele Gärten mit Orangenbäumen liegen; überhaupt giebt sich die südliche Natur schon kund durch ihre Früchte: Orangen, schöne Birnen, Feigen u. s. w.

Es wurde Abend, ich ging zum Bureau der Diligencen, mehrere standen fertig angeschirrt auf der Diele, ich hatte einen Platz im Koupee, freilich einen Mittelplatz, fühlte mich aber bald ganz à mon aise. Die Laterne vorn beim Kondukteur warf ihr mattes Licht auf die Pferde und die naheliegenden Gegenstände, in

ſtarkem Trab raſſelte die ſchwere Diligence durch die hell erleuchteten Straßen und geheimnißvolle alterthümliche Quartiere, bis denn das leiſe Rollen der Räder zu erkennen gab, daß wir auf der Chauſſee ſeien. Es war eine ſchöne Nacht und in ſtillem Betrachten und Gedanken verſunken, welche eine ruhig ſchlummernde Natur ſo ſehr fördert, ging es raſch vorwärts. Wir bewunderten den geſtirnten Himmel, den klaren Mond und nur zuweilen wurde die Stille durch das Klatſchen der Peitſche des Poſtillons oder durch das Begegnen eines Fuhrwerks unterbrochen. So ging es raſch durch die Nacht und Berg und Thal flogen an uns vorüber, bis uns ſchließlich der Schlummer das Mondlicht und das Schütteln des Wagens vergeſſen ließ.

Die Sonne ging auf und gegen 7 Uhr hielten wir auf einer Scheunendiele vor Carcaſſonne. Eine ſchattige Allee von Platanen führte weiter fort zur Stadt, der Morgen war friſch und ſchön, die Gegend hügelig und bewaldet. In der Stadt nahmen wir ein café au lait. Die ganze Geſellſchaft fand ſich zuſammen mit verſchlafenen Geſichtern, zerſtörter Toilette, ohne Lebendigkeit, ſehr ſtill und verſchloſſen. Allmählich thaute man auf und wurde bekannt.

Die Stadt Carcaſſonne iſt häßlich, die Umgegend dagegen ſehr hübſch; ein klarer Fluß ſchlängelt ſich durchs Thal am Fuß des Stadthügels, eine alte ſchmale Brücke führt darüber hin, ringsum Berge und auf einer ziemlichen Höhe die ſehr gut konſervirten Ruinen der alten Stadt. Die Kirche ſteht auf dem Platze eines alten heidniſchen Tempels; die Säulen derſelben ſtammen noch aus den römiſchen Zeiten. Die oberen Straßen der Stadt ſind krumm, ſchmutzig und eng und werden von einer ſehr armen Bevölkerung bewohnt; die untere Stadt ſtammt aus dem 13. Jahrhundert. Feſte Ringmauern umgeben das Ganze, zuweilen von Wachtthürmen unterbrochen, die theils noch erhalten, theils verfallen ſind, durchwachſen von Gras und Geſtrüpp. Ganz im Innern ſoll ein Chaos von Ruinen und alten Häuſern ſein; es iſt gefährlich, ſich allein dort hinein zu begeben.

Rasch ging es weiter, der Tag rückte vor, schnell wechselte man die Pferde und um 2 Uhr Nachmittags erreichten wir Narbonne. Es ist eine ganz alte Stadt von 15 000 Einwohnern, die von den Römern erbaut wurde und an einem Kanal liegt, der von dem Flusse Aude nach dem Meere führt. Es giebt hier viele alte feste Gebäude und Kirchen, die theilweise sehr bemerkenswerth sind. Auffallend ist das erzbischöfliche Palais, das einer vollständigen Festung gleicht.

Gegen Abend nahten wir uns Beziers, erstiegen zu Fuß eine Anhöhe und aßen Weintrauben und Mandeln aus den Weinbergen. Die Stadt liegt auf einer steilen Bergeshöhe, eine Seite bilden kahle nackte Felsen, hoch oben ist die Kathedrale, ein altes gothisches Bauwerk, an einigen Stellen in Ruinen. Die Abendsonne spiegelte sich in den bunten hohen Kirchenfenstern und glühte wie Feuer. Wir freuten uns alle doppelt über die wunderschöne Natur, die hier ihre vollen Reize entfaltete, da wir in den feuchten kalten Straßen der Städte die schöne Außenwelt oft entbehren mußten. Es machte mir viel Vergnügen, die Plätze und Gassen wieder zu sehen, die ich im vergangenen Winter mit Rump und Herwig durchstreift hatte. Wir kamen zum Hotel und wechselten die Pferde; es war schon dunkel geworden und wir befürchteten, daß wir unser Souper nirgends finden würden. Zwei sehr liebenswürdige junge Franzosen, gebildet und lebhaft, der eine aus Bordeaux, der andere aus Paris, und ich waren befreundet geworden. Wir gaben alle drei unsern Rath und so kam ein ganz ansprechendes Abendessen zusammen, das wir kauften und mit uns nahmen: Saucissons, ein Poulet, Pfirsiche, Birnen, Wein und Wasser. Damit wir nun nicht so ungemüthlich im Dunkeln säßen, schlug der junge Bordeauxer vor ein Licht zu kaufen. Das fand Beifall, es wurde ausgeführt und alles in die Wagentaschen gepackt; man setzte sich hinein und fuhr fort. Waren wir noch nicht vergnügt gewesen, so wurden wir es jetzt und besonders über unsere glückliche Idee. Die Stunde des Soupers wurde auf 9 Uhr festgesetzt, die Unterhaltung ging flott. Man sprach von den Töchtern des Landes, die beiden mit einer besonders

großen Begeisterung, so daß es mich zu der Frage veranlaßte, ob sie vielleicht verlobt seien. Nun kam Einer damit zum Vorschein, er habe eine Braut in Paris, hätte kurz vor seiner Abreise eine leidenschaftliche Liebeserklärung gemacht, ein Jawort erhalten und eine innige Umarmung habe sich dem angeschlossen. Er sei überglücklich über seine Wahl, die Liebe mache ihn fast zu allen Geschäften untauglich und er mache jetzt eine Reise pour prendre patience. Dann erzählte er uns die Geschichte seiner Liebe, wie schön sie sei, auf welche Weise er seine Erklärung gemacht habe u. s. w. Wir hörten aufmerksam zu, denn wir wurden um eine Erfahrung reicher und der junge Bordeauxer Herr war still und ganz nachdenklich geworden. Nachdem der Pariser seine lebhafte Erzählung und Beschreibung beendet hatte, wandten wir uns an den Bordeauxer mit der Bitte, uns auch etwas von seinen Erlebnissen zu erzählen und so kam er bei kleinem zu unserm größten Amüsement mit einer ähnlichen Geschichte zum Vorschein. Auch er war nämlich auf Reisen gegangen pour prendre patience. Er hatte schon längere Zeit einem jungen Mädchen die Cour gemacht; auch sie mochte ihn gern, schließlich hatte er ihr einen Antrag gestellt, die Mutter hatte eingewilligt, indeß der Vater, ein Adeliger, wollte der Herkunft wegen nicht einwilligen. Man hatte ihn von allen Seiten bestürmt und er schien in der letzten Zeit williger geworden zu sein. Um sich nun aus dieser quälenden Ungewißheit zu reißen und sich zu zerstreuen, sei er mit bangem Herzen auf diese Reise gegangen und würde bei seiner Rückkunft sein Schicksal hören. Er hoffte, daß es günstig für ihn ausfallen würde. So hatte ich es mit zwei Heirathskandidaten zu thun! Wir hätten uns in der besten Gesellschaft nicht besser amüsiren können als hier zwischen unseren vier Wänden. Es wurde 9 Uhr und Zeit zu unserm Souper; wir zündeten das Wachslicht an, stellten es in einer Fensteröffnung fest und so brannte es hell und lustig in unserm kleinen Gemache fort wie am Weihnachtsabend. Dann breiteten wir unsere Mäntel über die Knie, darauf das Papier mit dem Poulet, man tranchirte, aß, der Pariser machte den Mundschenk, alle hatten guten Appetit.

Nachher wurden die Cigarren angesteckt und beim Scheine des kleinen Lichtes führten wir eine Art Familienleben.

Wir hatten eine Weile geschlafen, da weckte uns der Ruf des Kondukteurs: nous voila à Montpellier! Wir stiegen aus, es war bitterlich kalt, ich zitterte an allen Gliedern, ebenso meine vergnügten Begleiter. Es war etwa 4 Uhr; man nahm einen café au lait, einige Passagiere saßen noch verschlafen umher, es war so still, daß man das Summen der Fliegen hören konnte, die Eisenbahn nach Cette sollte erst nach 6 Uhr gehen und so war man aufs Warten angewiesen. Ich ging in die ruhende Stadt, der Mond stand noch im vollen Glanz am Himmel, die Sterne funkelten, aber die Morgendämmerung begann schon ihren ersten Kampf. Ich ging zum Perron, der geschlossen war, und sah durch die Gitter die Rasen, Bäume und Blumenbeete. Die Morgenröthe breitete sich im Osten aus, die Bergspitzen leuchteten im hellen Rosa, das dunkle Grün der Oliven und Pinien wechselte mit dem hübschen Weiß der Häuser und langsam ging ich zum Bahnhofe. Nun fuhren wir durch die langgestreckten Weinfelder mit ihren vielen blauen Trauben und sahen bald das Meer und dann Cette.

III.

Geschäfte in Cette und Montpellier. — Ausflug nach Frontignan. — Rückkehr nach Bordeaux.

In Cette angekommen begrüßte mich schon Michel, der alte Diener von Madame Goudard, erstaunte über meinen Besuch und freute sich des Wiedersehens. Wir gingen durch die bekannten Straßen zu meiner früheren Wohnung. Madame Goudard traf ich auf der Straße, zu ihrer großen Verwunderung; man führte mich in das nämliche Zimmer, welches ich früher einige Monate bewohnt, wo ich gearbeitet, geschlafen, Freunde gesehen hatte und wo auch mein Bruder Wilhelm gewesen war. Alles war unver-

ändert, Bett, Tisch, Rohrstühle, der alte marmorne Kamin, vor dem ich so viel geschrieben und spanisch studirt hatte. Ich trat auf den Balkon, unter mir die kleine Esplanade, eingefaßt mit Bäumen, die jetzt aber grüne Kronen trugen gegen die kahlen Zweige des Winters, weiter darüber hinaus der hohe Berg mit seinen freundlichen Baraqueten und weißen Häusern, daneben das Hospital, die Festung und Weinberge; links erstreckte sich das Meer mit seinem unbegrenzten Horizont und hatte noch die nämliche tiefdunkle Farbe wie früher. Ich stand noch lange hier oben und gedachte vergangener Zeiten, die wie ein Traum verflossen waren, in denen ich so viel erlebt hatte, und dann — der lieben Heimath und der Zukunft.

Indeß meine Pflicht rief, ich mußte meine Geschäfte erledigen und Besuche bei meinen alten Freunden machen. Der erste war unser protestantischer Prediger; er sah mich von ferne auf der Straße, wurde ganz roth und bewillkommnete mich, wie es schien, mit rechter Freude; der zweite war Kellermann, der mir gleich nach dem Hause von L. Köster & Co. nachkam, wo ich denn mit lautem Hurrah von Herrn Rump und dem alten Buchhalter Faber empfangen wurde. Das war eine Überraschung und ein frohes Wiedersehen; das Wie und Warum konnten sie sich zuerst garnicht erklären und ich hatte viel zu erzählen. So besuchte ich manche Bekannte und fuhr dann einen Tag nach Montpellier und zurück, wo ich mit Herrn Bremer meine Geschäfte erledigte.

Am andern Morgen schickte mir der alte Rump seinen Dekrotteur mit der Anfrage, ob ich um 8 Uhr mit ihm aufs Land reisen wolle; er kannte meine alte Passion für solche Ausflüge. Mit Vergnügen willigte ich ein, wir trafen uns am Bahnhofe, Rump in seinem großen Überrock, der Chaymeister Illats mit einer großen Jagdtasche, Flinte und seinem Hund. Wir stiegen ein in einen Waggon erster Klasse und fuhren nach Frontignan, einer kleinen hübschen Stadt von 2200 Einwohnern, hübsch am Etang oder Binnensee de Pau gelegen, zwischen reichen Weinbergen, die ganz wundervolle süße Trauben produziren und deren Weine durch ganz

Europa als Muscat Frontignan berühmt sind. Nach Westen zu liegt die ausgezeichnete Brücke de la Peyrade, die einen Arm des Etangs überschreitet.

Hier erwartete uns ein Makler und nun gingen wir zu Fuß ins Land, um die Weinberge zu besehen. Da Rump dies ganz gut allein besorgen konnte, so fing ich an von den Trauben tüchtig zu essen. Sie waren wirklich ganz ausgezeichnet und besonders süß. Monsieur Illats ging unterdeß umher, um zu schießen und erlegte zwei Wachteln. Dann betrachteten wir die Weinlese mit vielem Interesse. Es waren hier ungeheure Weinfelder, aber nicht allein Muscat, sondern auch Rothweine und gewöhnliche Weißweine, die in großen Mengen von Tranben in die Gutsgebäude gebracht wurden. In Frontignan frühstückten wir sehr gut und nun gingen Rump und ich nach dem großen Gute Areskies, das Herrn Cazalis gehörte und einen großartigen Umfang hat; es soll im Jahr 1500 halbe Muids oder 3750 Oxhoft produziren. Unterwegs gingen wir an Salinen am Ufer des Etangs vorbei, wo große Haufen Salz, mit starken Schilfdecken bedekt, aufgehäuft lagen. Ringsumher liegen kleine Seen, oder richtiger gesagt nivellirte kleine Wasserbassins, die allmählich von der Sonne ausgetrocknet werden und in denen sich dann schießlich kleinere und größere Salzkrystalle am Boden ansetzen. Ich nahm einige als Andenken mit.

Auf Areskies sah ich eine großartige Einrichtung von Weinpressen, Weinbassins, Pumpen und Fässern nebst Zubehör; Herr Cazalis war außerordentlich freundschaftlich, zeigte uns Alles bis ins kleinste Detail und schließlich auch ein kleines Laboratorium oder eine Kellerabtheilung, wo er alle möglichen Sorten Weine hatte. Diese waren sämmtlich hier auf seinem Gute gezogen, während er die Reben dazu aus allen Theilen der Welt erhalten hatte. Da waren Bordeauxer, Burgunder, Champagner, Rheinwein-, Madeira-, spanische und portugiesische Reben und wer weiß, aus welchen sonstigen Gegenden. Diese waren möglichst in Originalweise behandelt und wurden hier in Fässern aufbewahrt. Wir

probirten sie mit vielem Interesse und fanden, daß sie allerdings den Geschmack der Weine des Heimathlandes hatten, aber der Grundtypus aller dieser Weine war doch, daß sie sehr reif geworden waren und meistens der etwas bittere Geschmack der hiesigen Landweine vorwaltete, also der Charakter des ursprünglichen Vaterlandes mehr in den Hintergrund trat. Der Boden dieses Landes muß also doch hauptsächlich auf die Qualität einwirken.

Herr Cazalis ist ein sehr liebenswürdiger interessanter Mann, der leidenschaftlich für sein Fach eingenommen ist. Er bot mir an bei ihm zu bleiben, er habe seine Familie und sehr nette junge Damen in seiner Häuslichkeit, Herr Brehmer käme morgen auch hierher. Das war ja sehr freundlich von ihm und verführerisch für mich, aber ich war nun einmal mit Herrn Rump beisammen und so dankte ich. Wir gingen nun zusammen zur Eisenbahn und waren dort eine Zeit lang zwischen Arbeitern und Beamten, deren Unterhaltung eigenartig, aber nicht uninteressant war.

Der Zug kam an und wir kehrten nach Cette zurück, wo ich einen Brief von meiner guten Mutter vorfand, der mir alle Feierlichkeiten und Begebenheiten ihrer silbernen Hochzeit am 22. August beschrieb und mir viele Freude machte. Am Abend traf ich mit Herrn Brehmer zusammen, bei dem ich zu Abend aß; nachher besprachen wir unsere Geschäfte, wanderten auf der Mole am Meeresufer beim köstlichsten klarsten Mondenschein, ich begleitete ihn nach Hause und dann nahmen wir Abschied.

Es kam der letzte Tag in Cette und die jungen Bekannten früherer Zeiten hatten mit mir einen großen Fechtassaut verabredet, um unsere Kräfte zu probiren und unsere gegenseitigen Fortschritte zu prüfen. Schon um 6 Uhr Morgens holte mich Herr Ichon ab; wir machten zuerst eine Promenade am Meeresstrande, dann gingen wir zurück, stärkten uns mit einem café au lait und begaben uns um 9 Uhr, begleitet von Garlichs und Fritsch, zum Fechtboden. Ein Fechter kam nach dem andern an und nun begann der Kampf. Ichon und Garlichs zuerst, dann Ichon und ich. Es ging gut und besser als ich glaubte, wir touchirten uns

gegenseitig ungefähr gleich viel, aber Schon ist gewandter und degagirter, es war ein Vergnügen zu sehen, mit welcher Souplesse und welchem Anstand er selbst die kleinste Bewegung ausführte. Darin sind wirklich die Franzosen unvergleichlich. So ging es weiter und immer mit neuen Gegnern abwechselnd; ich focht tapfer darauf los mit allen, die da waren, hielt guten Stand, blamirte mich nicht, auch mit Herrn Cazalis und schließlich mit dem Kommandanten von Cette. So ging es bis 12 Uhr, meine kräftige Konstitution gab mir Ausdauer, dann aber hatten wir genug. Etwas ermüdet war ich doch und ein Frühstück mit angeregter Unterhaltung, wozu ich einige Freunde eingeladen hatte, schloß dieses kleine frischfröhliche Fest.

Nun sagte ich Frau Rump noch Lebewohl, ging zum bekannten und mir lieben Cercle (Klub), sah dort noch diesen und jenen und ging um 5 Uhr zum Diligencebureau, um nach Mèze zu reisen. Ich fand Freund Schon schon dort, dann kam Rump und Garlichs, die mich noch abreisen sehen wollten; wir setzten uns in dem naheliegenden Hotel du Midi und tranken zum Abschied eine Flasche Champagner auf baldiges glückliches Wiedersehen. Wir glühten in warmer Anhänglichkeit, drückten uns herzlich die Hände und nun stieg ich in den Wagen. Einen Korb mit Muscattrauben hatte ich mir vorher besorgt und nahm ihn sorgsam mit nach Bordeaux.

Nun ging es vorwärts, ich hatte keine besonders anziehende Gesellschaft, fragte auch nicht viel darnach und erreichte Mèze um 8 Uhr Abends im tiefen Dunkel. Hier blieb ich in dem recht guten Hotel, bestellte ein Diner, das ich dann allein hinter zwei Lichtern ganz gemüthlich und mit aller Ruhe verzehrte. Es dauerte nicht lange, so kamen Fremde, Ausländer, mit Extrapost. Sie hatten Streit mit ihrem Postillon. Beide sprachen französisch, aber der eine war ein Engländer, den andern hielt ich für einen Italiener, doch entwickelte er sich nachher als ein Deutscher. Wir kamen in Unterhaltung, die Zeit verging schnell in angenehmen Gesprächen, da rollte um 10½ Uhr eine Diligence vor das Haus. Es war diejenige, welche mich mitnehmen sollte. Der Kondukteur öffnete das

Vorderkoupee zu drei Plätzen. Es waren zwei Damen darin, in der Mitte, mir zunächst, eine junge, die ich indeß nicht genauer erkennen konnte. Ich ordnete meine kleinen Effekten, dann kamen wir rasch in Unterhaltung und ich merkte bald, daß es feine gebildete Leute waren. Sie kamen aus Nizza, wo die ältere Dame auf dem zweiten Eckplatz, ihrer Gesundheit wegen sich aufgehalten hatte, und gingen nun nach Bordeaux, wo sie ihren Wohnsitz hatten, zurück. Sie führten eine weiße Katze mit sich, die sie sehr lieb hatten, und die in einem Korb auf einem seidenen Kissen lag und sehr verzogen wurde. Die Damen hatten große Furcht vor unliebsamer Gesellschaft, fragten, ob ich ganz nach Toulouse reise, ob auch wohl Räuber die Diligence zuweilen angriffen u. s. w., genug, sie hatten viel zu fragen. Die Tochter sprach auch zuweilen ein Wort mit und so wurden wir allmählich bekannt. Ich bot der jungen Dame meinen Eckplatz dringend an, sie refüsirte ihn indeß. Sehr neugierig war ich, sie näher zu sehen, doch weder ihre Züge noch ihr Gesicht konnte ich erkennen, nur soviel sah ich, daß ihr Profil sehr regelmäßig war.

Um 4 Uhr Morgens hielt die Diligence in Beziers, es war feuchtes, regnichtes Wetter, man stieg eine Weile aus, kam indeß bald wieder zurück, die Diligence rollte fort, es war sehr dunkel und man schlief weiter. Die Damen wurden früher munter als ich, hatten ihr Bonnet de nuit gewechselt und als ich aufwachte, bekam ich einen kleinen frohen Schrecken, denn lange hatte ich nicht ein so allerliebstes freundliches Gesicht gesehen.

Wir kamen durch herrliche, außerordentlich gebirgige Gegenden, namentlich zwischen Narbonne und Castres blieb uns oft Zeit auszusteigen und in die Berge hinein zu wandern. Castres ist ein kleiner freundlicher Ort von 800 Einwohnern mit einer wilden, hübschen Umgebung. Bald trafen wir Abgründe, kahle Felsen, einen Fluß oder Bach, der sich durch grüne Wiesen schlängelte, bald fruchtbare Thäler, so grün wie die ersten Knospen des Frühlings, dann folgten sanfte Anhöhen und Holzungen in den verschiedenen Farben des Herbstes; dazwischen wieder kleine weiße Häuser mit

rothen Dächern, Stoppelfelder und hin und wieder schon abgeerntete Weinfelder. Alles machte mir große Freude, nun um so mehr, da auch meine Nachbarinnen viel Sinn für die Natur entwickelten. In Castres wurde dinirt, die Damen blieben im Wagen; dasjenige, was fehlte, besorgte ich ihnen

Wir setzten die Nacht hindurch unsere Reise fort. Es wurde um 6 Uhr ganz hell und wir kamen bald nach Toulouse, die Damen trennten sich hier von uns; die Mutter dankte mir für die vielen Freundlichkeiten, ich nahm herzlichen Abschied von den beiden guten Leuten, die Kleine sah mich noch einmal freundlich und lächelnd an und so schieden wir.

Einige Stunden blieb ich in Toulouse und dann ging es weiter nach Bordeaux. Es war ein schöner friedlicher Abend, der Postillon blies einige Signale und Lieder und da die Mitreisenden wenig Interesse erweckten und ich zu vieler Unterhaltung nicht aufgelegt war, so schlief ich so viel ich konnte. Die Nacht war nicht angenehm und mit Störungen verbunden. Um 9 Uhr mußten wir aussteigen, denn die Pferde konnten den schweren Wagen die Anhöhe nicht hinanziehen, dann saß ich in der Mitte des Wagens und konnte keine feste Lehne weder für den Kopf noch für den Rücken finden. Nachts um 2 Uhr kamen wir nach Agen. Hier blieb man drei Stunden in einem ungemüthlichen halberleuchteten Passagierzimmer, wo man kaum sitzen, viel weniger schlafen konnte, bis dann um 5 Uhr die ganze Karawane der Reisenden nach dem Dampfschiffe auf der Garonne zog. Hier war eine neue schöne Brücke mit massiven steinernen Pfeilern gebaut. Bald fuhr der Dampfer fort, der Strom ging sehr stark und so kamen wir schnell vorwärts. Sehr oft wurde bei kleinen Städten und Dörfern angehalten. Im Ganzen sind die Ufer flach und viel mit Weiden bepflanzt. Sehr hübsch ist die Einmündung der Lot in die Garonne, die von einer Holzung umgeben ist. Unter einem tüchtigen Platzregen kamen wir zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags in Bordeaux an.

IV.

Ein Ausflug nach Medoc. — Fahrt nach Pessac. — Aufenthalt in Bonnefond.

Noch am selben Abend fuhr ich nach Talence zu Gadens hinaus, wo ich meiner Tante viel von meinen Reiseerlebnissen erzählen mußte. Mit meinen Muskattrauben machte ich Furore, sowohl hier bei Gadens wie bei einigen jungen Freunden in Bordeaux. Obwohl sie auch hier sehr schön zu finden sind, so übertrafen die Muskattrauben sie doch an Feinheit und Süße. Da ich drei Nächte nacheinander in der Diligence zugebracht und nicht recht geschlafen hatte, ging ich früh fort; als ich bei Klipsch vorbeiwanderte, sah ich noch Licht im Fenster, ich ging hinein und fand die Hausgenossenschaft, Frau Skallius und Louise Klipsch, noch auf und so erzählte ich ihnen von meinen Reisebegebenheiten, worüber sie denn manches Mal herzlich lachten.

Hermann Gaden hatte mich in den nächsten Tagen eingeladen mit ihm nach dem Medoc fahren. Wir gingen zum Dampfer, der nach Pouillac fuhr; aber mein Vetter hatte sich in der Uhr versehen, das Schiff war bereits fort, als wir kamen. Das verursachte uns nun viele Scherereien und Kosten; es mußte ein Wagen genommen werden, der recht theuer war. Wir fuhren durch viele bekannte Kirchspiele, als Blanquefort, Le Pian, Ludon, Macau, Labarde, Cantenac und Margaux, probirten manches, hatten schönes Wetter und machten hier einen Ruhepunkt, dann gelangten wir über Soussans, Arcins, Lamarque, Cussac, St. Julien und St. Lambert nach Pouillac. An manchen Orten arbeiteten die Leute noch an der Weinernte, im Allgemeinen war die Sache indeß schon bewerkstelligt. In Chateau Lafite probirten wir den neuen Wein an den Kufen, doch war darin noch nichts zu erkennen. Dann fuhren wir nach Cos Destournel, wo auch noch alles in vollem Gange war,

darauf nach St. Estephe zu Herrn Phelan, auch ein Hochgewächs, welcher 300 Faß oder 1200 Oxhoft Wein im Jahr erntet. Wir sahen hier seine letzten Trauben, also vom 1842er Jahrgang, einbringen und auf diese letzten Kufen wurde ein großes Bouquet Rosen gesteckt.

Die Einrichtung hier ist mustergültig und sehr zweckmäßig. Die vom Felde hereinkommenden und in kleineren Kübeln befindlichen Trauben werden gleich von der Karre auf eine kleine Eisenbahn gesetzt und dann in die großen weiten Kufen ausgeleert. Oben auf denselben liegt ein starkes Gitter von Holz, auf welchem die Trauben ausgebreitet und nun durch Harken die Beeren von den Stengeln gesondert werden. Erstere fallen dann durch das Gitter in die Kufen hinein. Die dabei beschäftigten Winzer und Winzerinnen sahen recht schmutzig aus.

Die Gutsbesitzer dieser Gegend scheinen im Ganzen wohlhabend zu sein, sie halten sich schöne Pferde, sind hübsch eingerichtet, aber den Schmutz kann man nie ganz verbannen. Der Hof und die Außenseite des Hauses sind in der Regel recht unsauber. Bei Herrn Phelan in St. Estephe hatten wir das größte und bestorganisirte Eigenthum gesehen und kehrten nun nach Pouillac zurück, um hier die Nacht zu bleiben. Es ist eine kleine Stadt von 4000 Einwohnern und die Hauptstadt des Departements gleichen Namens, liegt an der Gironde und hat einen Hafen mit einer guten Rhede. Der Strom hat hier eine Breite von 8 Kilometern und liegt der Insel Patiras gegenüber, wo man auch gute Weine baut. Sie war früher, oder richtiger in alten Zeiten, die Zuflucht oder der Versteck des berüchtigten Seeräubers Monstri.

In Canton Pouillac liegen die feinsten Weingewächse von Bordeaux, also Chateau Lafite, Chateau Larose, Picheon Longueville, Chateau Calon, Cos Destournel, Latour Carnet, Pilotes Pouillac u. s. w. Es war recht kühl geworden und wir waren froh, als wir in einem guten Hotel ankamen, in dessen freundlichem Wohnzimmer helles Kaminfeuer brannte. Wir setzten uns alle rings umher und wurden bald ganz behaglich durchwärmt. Jeder

interessirte sich für das Feuer; es mußte sorgsam unterhalten werden, desto heller flackert dann die Flamme, die sich an den marmornen Kaminseiten und blanken messingnen Vorsätzen spiegelte und die Gesichter der davor Sitzenden grell erleuchtete. Es fand eine lebhafte Unterhaltung statt, bis dann ganz in der Nähe des Feuers unser Diner servirt wurde. Schnell verging die Zeit und um 10 Uhr sagten wir der Aufwärterin, sie möchte unsere Effekten heraufbringen. Sie wußte aber von keinen Effekten, überall wurde gefragt und gesucht, aber nirgends fand sich etwas; genug, das Ende vom Liede war, der Kutscher hatte sie garnicht abgepackt, sondern sie ruhig mit nach Bordeaux zurückgefahren. Da hätte man nun die Gesichter der beiden älteren Herren sehen müssen; die ganze Wirthsfamilie wurde heraufcitirt, dann wurde verhandelt und deliberirt, keiner hatte Schuld. Das große Talent der Französinnen, eine geläufige Zunge, wurde in vollem Maße angewandt und man zog sich dann nach langem Wortkampfe siegreich zurück. Tastedt, der wie viele Junggesellen sehr auf Bequemlichkeit und Propretät hielt, war sehr übel gelaunt, noch dazu, da wir morgen auf Chateau Larose frühstücken sollten, und dies nun mit schmutziger Wäsche! Vetter Hermann schalt auch aus Leibeskräften. Es half aber nichts, beide sahen sich schließlich betrübt und verzweiflungsvoll an, denn sie hatten auch nicht einmal eine chemise de nuit bei sich und Vetter Hermann kein Rasirgeschirr, um sich ordentlich zu rasiren. Ich kam noch am besten dabei weg, denn ich hatte mir eine Chemise und einen Kamm in die Tasche gesteckt, schlug mich also durch. Indeß schließlich konnten die Herren sich doch nicht verwehren, gegenseitig über ihre betrübten Gesichter zu lachen, es wurde noch längere Zeit eine höchst komische Unterhaltung geführt, bald böse oder brummend, zuweilen Witze machend, oder lachend, bis wir uns zur Ruhe begaben. Hermann band sein Taschentuch um den Hals, um seine Vatermörder zu schonen, und Tastedt mit dem festen Vorsatz, in der Nacht recht still und ruhig zu liegen. Er hatte übrigens auch etwas unvorsichtig gehandelt, denn 50 bis 60 Frcs. Geld, eine silberne Probirtasse und eine Sonde lagen in seiner

Nachttasche, die nicht einmal abgeschlossen war. Endlich schliefen wir alle allmählich ein, trotzdem die große Debatte uns sehr aufgeregt hatte. Nachts 1 Uhr erhob sich ein schrecklicher Lärm im Hause, so daß wir alle erwachten; es schien, als zöge die wilde Jagd ein. Ein Weinmakler, Herr Dumas, war mit sieben bis acht jungen Deutschen angekommen und suchte hier Quartier. Sie schrien und lärmten ohne Rücksicht auf die Schlafenden und unsere Ruhe war dahin.

Am andern Morgen um 6½ Uhr standen wir auf, der arme Tastedt beorderte einen Barbier, der seine Wäsche auch noch beschmutzte, und gänzlich mißvergnügt ging er hinunter. Hier trafen wir die in der Nacht angekommenen Deutschen, fast alle Bekannte. Wir nahmen unsern café au lait und gingen dann aus, um in der Stadt Pouillac zu probiren. Darauf fuhren wir nach Picheon Longueville und den drei Chateau Leoville, nämlich Lascazes, Poiféré und Barton. Hier war in den Kellern ein wahrer Staat: Gardinen vor den Fenstern, die Fußböden sauber gewaschen und die vollen Oxhöfte so rein und wie neu gemacht.

Nun ging es nach Chateau Larose, ein kritischer Moment für Herrn Tastedt. Der Besitzer, ein junger Baron Sarget, hatte uns zum Dejeuner eingeladen und fragte Hermann Gaden: „Ne voulez vous pas déjeuner avec moi.“ Herr Tastedt zögerte, aber Hermann sagte zu mit einigen Entschuldigungen. Nun probirte der junge Herr mit uns seine schönen Weine, wir gingen dann durch eine lange schattige Allee, die von der großen eisernen Pforte zum Schlosse führte, und erstiegen einen runden Eckthurm, der sich diesem anschloß. Von hier hatte man eine weite Aussicht auf die Umgegend, die allerdings durch die großen Weinfelder etwas einförmig war; indeß die Weinstöcke waren noch grün und die breite schöne Garonne floß nicht weit davon vorbei. An der Terrasse des Schloßthurms war eine eigene Vorrichtung aus Eisen zum Aufwinden, eine Art Aufzug angebracht. Sie hatte dazu gedient, den früheren Eigenthümer von Chateau Larose, der so dick war, daß er die Schloßtreppe nicht hinankommen konnte, hier hinauf

zu befördern. Nun gingen wir wieder hinunter; der Herr Baron, die Frau Baronin und zwei junge Herren empfingen uns. Man setzte sich zum Frühstück in den Eßsaal. Alles war sehr fein und adelig. Zwei Bediente warteten auf, die Zimmer waren einfach, aber geschmackvoll möblirt. Wir frühstückten sehr gut und als der Baron uns außer anderen Weinen mit einer Flasche feinem schönen 1827er Chateau Larose traktirte, kamen wir in eine gewisse gehobene Stimmung und ließen uns alles gut schmecken. Nachdem wir auch Weintrauben von diesem berühmten Gewächs gegessen und Kaffee getrunken hatten, blieben Herr Tastedt und Vetter Hermann, die sich jetzt über ihren Unfall beruhigt hatten, mit den Herrschaften gemüthlich beisammen, ich ging mit den jungen Herren hinunter und spielte Billard. Wir besahen die Pferde, die recht gut waren, nahmen dann Abschied und setzten uns wieder in unsere Wagen. Der junge Baron ist ein fideler Herr, ein lion de Bordeaux und der dortigen Bälle. Nun machten wir noch einen Besuch bei Herrn Branne auf Chateau Gorce in Cantenac, der, wenn auch zuvorkommend und freundlich, doch recht viel und fast andauernd spricht. Wir probirten seine Weine und schlossen damit unsere so mannigfachen Kreuzfahrten und Erlebnisse. Er hat ein sehr hübsches Wohnhaus und schönen Park.

Nun fuhren wir über Margaux und Blanquefort nach Hause. Das Unglück hatte aber noch nicht aufgehört uns zu verfolgen. Herr Tastedt findet unterwegs, daß es kalt wird und sucht seinen Paletot. Er findet ihn nicht im Wagen und fragt den Kutscher darnach. Da kommt es heraus, daß er ihn in Pouillac vergessen habe. Wieder war guter Rath theuer. Schließlich hatten aber doch alle diese Gegenschläge unsere gute Laune nicht getrübt, sondern sie gaben noch manche Gelegenheit zu Erzählungen.

Der Schluß der kleinen Reise war, daß wir zuerst bei Tastedt vorfuhren und sofort von dem Diener erfuhren, daß der erste Kutscher alle Effekten richtig und unversehrt abgeliefert habe. Dann empfahl ich mich den Herren mit freundlichstem Danke und kam nach diesen bewegten Tagen glücklich zu Hause an.

Eines Tages machte ich mit dem alten Herrn Klipsch eine interessante Fahrt nach Pessac, um dort das erste Gewächs Chateau Haut Brion kennen zu lernen. Da Herr Klipsch bei allen diesen Herren sehr geachtet und geehrt ist, fanden wir eine freundliche Aufnahme, probirten die herrlichen Weine, die in verschiedenen Jahrgängen, wenn theilweise auch nur auf einzelnen Gebinden, noch vorhanden waren. Der Besitzer, Herr Larneux, zeigte uns in seinem Chay die Kufen mit den neuen 1842er Weinen. Wir führten sehr belehrende Gespräche, da beide Herren sehr unterrichtet und große Kenner im Weinfache waren. Den Nachmittag und Abend verbrachte ich wieder höchst angenehm bei Gadens, wo ich auch Wilhelm Wunderlich aus Lübeck fand, der sehr heiter und angeregt war, es aber doch halb übel nahm, als Frau Amenaide, um ihn zu beruhigen, wie sie sagte, Wasser in sein Weinglas schenkte.

In dieser Art verlief mein Bordeauxaufenthalt; ich war viel und gerne bei Gadens, das Familienleben wurde mir dort so lieb und werth, daß ich mich recht glücklich fühlte. Meine gute Tante sorgte so liebevoll für mich, suchte jede kleine Unannehmlichkeit sorgsam abzuschieben und freute sich immer, wenn man heiter und vergnügt war. Da so viele Gäste, junge und alte, Damen und Herren, dort verkehrten, so fand man stets Zerstreuung, Vergnügen und Gelegenheit zur lehrreichen und fröhlichen Unterhaltung.

Tage und Wochen entschwanden in dieser harmlosen glücklichen Zeit und gern dachte ich in späteren Jahren, wenn der Ernst des Lebens mehr an mich herantrat, an die glückliche schöne Zeit in Bordeaux zurück.

Inzwischen habe ich auch manches gelernt und Erfahrungen gemacht auf meinen Reisen, theils im Umgang mit Menschen, theils in schwierigen Lebenslagen, die mir nützlich und heilsam werden. Bis jetzt habe ich mir allerdings noch nichts durch eigenes Verdienst erworben, die Menschen kamen mir überall mit großer Freundlichkeit entgegen und wenn ich wieder freundlich und dankbar war, so kann ich mir dies nicht als Verdienst anrechnen. Das wird später ganz anders werden. Wenn ich für das Geschäft reise,

muß ich durch Gewandtheit und Liebenswürdigkeit gute Geschäfte einzuleiten suchen und mit Umsicht den Betrieb leiten und das sind schwere Aufgaben. Es ist jetzt eine schöne Zeit, die ich auf Reisen zubringe; kehre ich zurück, so wird mir der Ernst des Lebens mehr entgegentreten und manche Forderungen an mich stellen.

Einst blieb ich in Bonnefont bei Gadens. Mein alter Onkel wird Abends leicht müde und schläft dann ein. Dies kommt oft vor. Aber am andern Morgen um 5¼ Uhr kam er mit einem Lichte in mein Zimmer und weckte mich. Das war mir eine Lehre, die ich verstand, denn in den letzten Zeiten war ich oft unregelmäßig zur Ruhe gekommen und spät aufgestanden. Jedenfalls brachte dies mich zum weiteren Nachdenken. Gegen 6 Uhr war ich auch schon unten. Es war einer der schönsten Herbstmorgen, die man sich denken kann. Die Sonne ging gerade auf, allmählich verschwand die Dämmerung und ein durchsichtiger Nebel lag über dem Garten wie ein frischer schöner Morgenhauch. Die Farben der Blumen erschienen mir viel brennender, die Rosen unvergleichlich, die Thautropfen auf den Grashalmen waren wunderschön und die frische Morgenluft gab neue Kräfte. Der Onkel hat recht, es ist nicht gut, wenn man spät aufsteht.

Ich ging bald darauf zur Stadt. Man sieht auf den Straßen eine andere Bevölkerung; die Bäuerinnen haben rothe Tücher um das Haupthaar geschlungen, sie bringen allerlei Früchte ꝛc. zur Stadt und verkaufen dort auch Kastanien; Wagen und Karren mit Lebensmitteln kamen zum Markt, genug, ein recht reges Leben von Verkäufern, Arbeitern und Gewerbetreibenden herrscht am Morgen.

Mein Onkel Gaden erzählte mir eine Geschichte von Herrn C. Dieser befindet sich an seinem Komptoir, da kommt Jemand, den er nicht sprechen will. Herr C. bückt sich schnell hinter dem Aufsatz auf seinem Pulte und läßt durch den Kommis sagen, er sei nicht zu Hause. Unglücklicherweise sind seine Beine unter dem Pulte zu sehen. Dies bemerkt der Fremde, bedauert, Herrn C. nicht zu Hause zu finden und sagt, indem er auf die Beine zeigt: „Sagen Sie doch Herrn C., daß er in Zukunft, wenn er ausgeht, nicht vergessen möge, seine Beine mitzunehmen.“

Wir feierten am 7. September den Geburtstag meiner Tante Gaden. Am Morgen gratulirte ich mit einem herzlichen Glückwunsch und einer Umarmung, Mittags war eine größere Gesellschaft geladen, auch einzelne junge Leute, u. a. Wilhelm Wunderlich. Dieser war sehr vergnügt. Mit Amenaide steht er sich nicht besonders, sie giebt ihm oft kleine Spitzen, die er merkt und auch wohl übelnimmt. Man stieß auf W.'s Gesundheit an, Amenaide sagte: „à votre santé physique et morale!" Das ärgerte ihn etwas und als sie miteinander anstießen und dabei etwas Wein aufs Tischtuch fiel, fragte er: ob das ein Anstoßen à la française sei, sie sagte: mais oui! Als sie bei einem andern Toast wieder mit ihm anstieß, bat er sie: mais pas à la française!

Es wurden auch Anekdoten erzählt. Ein gescheuter, aber sehr häßlicher Mann heirathet eine schöne, aber etwas einfältige Frau. Ein intimer Freund hält ihm dies vor und wundert sich darüber. Er sagt aber ganz schlau: „Das habe ich mit Absicht gethan, denn nun bekommen meine Kinder den Verstand des Vaters und die Schönheit der Mutter." Jahre vergehen, da macht der Freund dem Familienvater wieder einen Besuch und fragt nach den Kindern. „Ach," seufzt der arme Mann, „ich habe mich sehr geirrt, es ist umgekehrt gekommen, die armen Kinder haben den Körper des Vaters und den Geist der Mutter bekommen."

Ludwig XIII. passirt durch Frontignan, wo man ihm ein großes Fest giebt und ausgezeichneten Muscatwein servirt. Als der König ganz entzückt davon ist, sagt der kluge Bürgermeister: „Oui, Sire, mais nous avons encore de meilleur;" da lacht der König und sagt: „Ah, vous le garderez probablement pour une meilleure occasion!"

Ich sah im Theater „die Vestalin" von Spontini und dann ein Ballet la sonambule villagoise. Es giebt doch nichts Schöneres, nichts was das Herz so anspricht wie die Musik. Geht sie in kräftigen Tönen, so fühlt man die eigene Stärke, die stolz das Herz erhebt, geht es in leisem schmelzenden Tonfall, so kommt man in eine weiche, oft wehmüthige Stimmung und das ganze

Innere wird belebt, man fühlt, daß es doch etwas Edleres und Schöneres giebt als das gewöhnliche Alltagsleben.

Es mag bei den Franzosen viel an der Erziehung liegen, aber ich halte es für gewiß, daß die Moralität bei uns in Deutschland besser ist als in Frankreich. Hier hüllen sie die Sittenlosigkeit in schmeichelnde Worte ein, ihre Schriftsteller verfolgen die nämlichen Prinzipien und in ihren Theaterstücken geht es ähnlich. Solche Dramen und Ballette machen dann am meisten Furore und erringen den Beifall des großen Publikums.

V.

Vorbereitungen zur Abreise. — Abschiedsfeier bei Herrn Achon. — Besuch der Weißwein-Gegenden. — Schiffsbrand. — Abreise nach Lyon.

Ich denke jetzt an die Abreise und es ist gut, daß ich von Bordeaux fortgehe. Zwei Monate war ich jetzt hier und habe vieles gelernt und vieles Interessante gesehen und gehört. Mit den Weinen in hiesiger Gegend bin ich vertraut geworden und habe sie auch häufig probirt. Die Geselligkeit in den Kreisen so vieler liebenswürdiger Menschen hat auf mein ganzes Wesen bildend eingewirkt und der Verkehr mit den vielen jungen Männern, theils Deutschen, theils Franzosen, unterhielt einen heiteren fröhlichen Sinn. Auch der fast tägliche Fechtunterricht mit seinen Übungen that dem Körper wohl und kräftigte ihn. Aber eine wirkliche vorgeschriebene Thätigkeit fehlte mir doch zuweilen und einen ernstlichen Beruf hatte ich bis jetzt nicht. Das Frühaufstehen ist bei mir in den Hintergrund getreten. Da ich durch Gesellschaften und häufigeres Beisammensein mit meinen Kameraden meistens Abends spät zur Ruhe kam, schlief ich meistens am Morgen länger wie sonst und wie es gut ist. Im Übrigen ist es jetzt auch Zeit zu scheiden. Viele Familien wohnen noch auf dem Lande, auch Gaden's, und sind die Wege dort hinaus

im Dunkeln und bei dem Herbstwetter oft recht weit. Die Weinlese ist zu Ende und damit ist der interessanteste Theil meines hiesigen Aufenthalts und meine Hauptaufgabe geschlossen. Für die Dauer ist ein solches Leben, wie ich es jetzt führe, doch nichts für einen jungen Mann, da eine regelmäßige Lebensweise fehlt. Vielen Dank schulde ich dem alten guten Herrn Klipsch. Er beschäftigte sich mehr mit mir, als ich es verdiene. Das Weingeschäft ist sein Steckenpferd und es ist eine Freude für ihn, wenn er andere belehren kann. Durch seine treffenden Bemerkungen kann er einen jungen Mann wohl zum Nachdenken bringen. Ich verdanke ihm viel und habe auch viel von ihm gelernt.

Im Café Montesquien haben sich die jungen Deutschen ein Zimmer gemiethet, wo sie häufig zusammenkommen. Es sind wohl 24 Personen. Es mag sein Gutes haben, aber der Zweck ihres hiesigen Aufenthaltes, die französische Sprache zu lernen, wird verfehlt. Sie sind fast jeden Abend hier versammelt und es ist eine Freude, ihre Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit zu sehen. Gut ist es, daß die jungen Leute eine Stelle haben, wo sie ihre freien Abende auf eine angemessene Weise verbringen können.

Um die Mitte Oktober erhielt ich einen lange ersehnten Brief meines Vaters, wonach ich denn meine Vorkehrungen zur Abreise traf. Doppelt fühlte ich, wie nothwendig es für einen jungen Mann ist, Lehren, Ermahnungen und Fingerzeige von älteren vernünftigen Leuten und besonders vom Vater zu bekommen. Sie bringen über viele, viele Punkte zum Nachdenken und zeigen manche Untiefen, an welche man garnicht gedacht hat. Er sprach in seinem Briefe auch so klar über das Geschäftliche und durch seine einfachen, richtigen Bemerkungen überzeugt er mich, wie ich hätte handeln müssen. Man fühlt dann recht, wie viel einem selbst noch fehlt und wie sehr man sich selbst noch anzuspornen hat, um wirklich tüchtig zu werden. Es geht so viel Zeit im Leben eines jungen Mannes mit Nichtsthun und Träumen verloren, ohne daß man selbst darüber nachdenkt. Erst wenn man von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht wird, findet man das Richtige dieser

Bemerkungen und erkennt seine Fehler. Dies empfand ich jetzt und beschleunigte den Beschluß zur Abreise von hier. Einige Reisen aufs Land in die Umgegend werde ich noch machen. Da mir der alte Herr Klipsch und mein Onkel Gaden ihre Ansichten dahin aussprachen, daß ich dann gewissermaßen meinen Bordeauxer Kurs beendet habe, so setzte ich den Abreisetermin in baldige Nähe. Doppelt fühle ich, daß meine Angehörigen in der Heimath jetzt meine Pflichten übernehmen und für mich arbeiten, während ich hier meinem Vergnügen nachlebe, und mache mir Vorwürfe darüber. Es ist nicht zu verkennen, daß sich hier leicht der Übermuth eines jungen Mannes bemächtigt, der überall freundlich aufgenommen und behandelt wird und dessen sich auch die jungen Landsleute gern annehmen. Ich muß mich noch recht anstrengen, um Thätigkeit in allen Dingen zu entwickeln und Nachdenken mit Kraft und Bestimmtheit zu verbinden. Das sind aber alles Forderungen, die große und viele Energie erfordern. In diesem Sinne schrieb ich meinem Vater eine offene Antwort auf seine Lehren und Andeutungen.

Nun ordnete ich allmählich meine Sachen, machte kleine Einkäufe, wie Lithographien, liebe Erinnerungen und Andenken, und dann begann ich meine Abschiedsbesuche. Zuerst zu der mir so lieb gewordenen Familie von Herrn Ichon. Als ich Abends 8 Uhr dorthin ging, traf ich eine größere Gesellschaft Damen dort, einige, die ich von früher kannte und mit denen ich gerne verkehrte. Sie haben entschieden etwas Gewinnendes und Anmuthiges, was den Französinnen so wohl ansteht. Die jüngern Leute unterhielten sich, die älteren spielten. Herr Ichon kam später. Es sind liebe gute Menschen, die mir viele Liebe erzeigten und von denen ich wirklich wohl sagen darf, daß sie Freundschaft für mich hegen. Sie luden mich zu einem der nächsten Tage ein.

Es kam Sonntag der 16. October; es war ein herrlicher Morgen, die Luft so still, die Sonne so klar, alles so sonntäglich und feierlich; im Cercle, wo ich die Zeitungen las, hatte man schon eingeheizt; dann arbeitete ich in meinem Zimmer. Um 2 Uhr

machte ich mich fertig und ging nach Talence zu Gadens. Das Wetter war prächtig, alles feierte seinen Sonntag, kaum ein Wagen rollte vorüber, festlich gekleidete Leute gingen vorüber und die Garonne gewährte einen herrlichen Anblick. Bei den Schiffen war alles auf Deck so reinlich und sauber geordnet und ihre Flaggen wehten lustig im Winde. Da lagen Amerikaner, Engländer, Lübecker u. s. w. Eine Lustyacht von einem englischen Yachtklub hatte sich besonders aufgeputzt. Eine Leine ging vom Bugspriet über den Mast zum Steuer und war mit Flaggen vom Anfang bis zum Ende nebeneinander besetzt; eine zweite Leine, ebenfalls mit Flaggen geschmückt, lief einige Ellen tiefer, was sich sehr hübsch ausnahm.

Nun ging ich langsam nach Talence hinaus, fand die Verwandten im Garten, wo Herr Rousse fischte. Er hatte ein neues System, was sehr gut ist, indem er einige in Wasser aufgeweichte Weizenkörner an die Angel befestigte. Dann wirft er die Angelschnur ins Wasser und streut einige Haferkörner neben dem Korken der Angel; diese machen die Fische aufmerksam und sie nähern sich dem Köder. In unserer Gegenwart bekam er zwei große Karpfen; leider entwischten ihm zwei andere, die zu schwer waren, so daß die Angelschnur riß. Die ganze Familie nahm großen Antheil an seinem Sport. Es war ein schöner Familienabend, der dann folgte; man fühlt sich heimisch und glücklich in diesem Kreise und ich werde noch manchesmal hierher zurückdenken. Auch Amenaide war fröhlich und liebenswürdig; es war das letzte Mal, daß ich sie sah, denn einige Jahre später starb sie plötzlich, in noch jungen Jahren; wir hielten alle viel von ihr.

Meine gute Tante hatte uns heute ganz besonders gut beim Diner bedacht und ich will das Menu doch aufzählen: Bouillon mit Pastetchen, Austern, Karpfen, Filet de Boeuf, gebratene Enten mit Blumenkohl, wildes Geflügel mit einer dunklen pikanten Sauce, Riz de Veau, Roulade de Sole (Scholle), diverse Gemüse, Becassines mit gebratenem Brod und Speck, Kapaunen mit Salat, Brodpudding mit Citronensauce, ein Flanc (Auflauf); als Nachtisch

Torte, rothe und weiße Trauben, Granatäpfel, gebratene Kastanien, diverse Sorten kleine Kuchen, Äpfel, Birnen und Nüsse. Weine: guter rother Tischwein, 1834er weißer Chateau Coutet, Rheinwein Johannisberger und fünf verschiedene Sorten feine rothe Bordeauxweine.

Hermann Klipsch, mit dem ich viel verkehrte, geht in den nächsten Tagen nach Paris zurück, wo er seine juristische Karriere fortsetzt; die Familie, namentlich auch die Schwestern, halten viel von ihm.

Es herrschte nach Tisch eine recht fröhliche Stimmung, einige der jungen Leute sangen, dann wurde getanzt und schließlich fuhr ich mit dem alten Klipsch, Hermann Klipsch, Wunderlich und Louise Klipsch nach Hause.

An einem der nächsten Tage machte ich mit dem Makler Herrn Faux einen Ausflug in die Gegend der Weißweine. Wir trafen uns am Bord eines Dampfers, der die Garonne hinaufging. Es waren nur wenige Passagiere und es begann zu regnen. Die Ufer, sonst so hübsch, lagen ohne Sonnenschein in grauem düsteren Regen eingehüllt. Herr Faux erzälte mir viele Geschichten aus seiner Geschäftspraxis und schilderte die Verhältnisse vieler Bordeauxhäuser. Das Dampfboot ging nicht grade besonders schnell, so daß wir erst um 3 Uhr in Barsac eintrafen. Wir ließen uns gleich nach Loupian, der gegenüberliegenden Kommüne, übersetzen und gingen zu einer Frau Vidot, die ein sehr hübsches Landhaus am Ufer des Stromes besitzt, und probirten in ihrem Chay, sahen indeß die Frau des Hauses nicht; dann fuhren wir zurück nach Barsac und probirten diese schönen, edlen Weine auf verschiedenen Gehöften. Es wurde dunkel; wir gingen gegen 7 Uhr zur Garonne, erwarteten das Dampfboot und fuhren nach Langon, wo wir um 8 Uhr eintrafen. Hier nahmen wir ein gutes Abendessen im Hotel ein, setzten uns gemüthlich an ein helles Kaminfeuer, machten unsere Notizen, in welchen Chays wir heute probirt hatten, und gingen dann zur Ruhe.

Schon um 5 Uhr wurde ich geweckt, Faux und ich trafen

uns im Salon und nahmen unsern café au lait; ein alter Curé oder Kaplan gesellte sich zu uns; wir hörten, wie der Regen draußen niederrauschte. Es war noch ganz dunkel; wir saßen bei einem einfachen Lichte; alles war recht herbstlich und wir konnten uns grade keinen sehr angenehmen Tag versprechen. Wir gingen hinunter, besahen unser Fuhrwerk, das gottlob mit einem Verdeck versehen war, und stiegen ein. Es herrschte noch Dämmerung, der Regen verminderte sich etwas und wir fuhren fort. Es war ein bedecktes Kabriolet, der Kutscher in der Mitte, wir Beide nahmen die Eckplätze. So trabten wir fort, die Luft war angenehm, aber die Blätter fielen schon stark von den Bäumen.

Wir erreichten Preignac und probirten beim Grafen de la Mire. Er war sehr artig gegen Herrn Faux, wovon ich auch profitirte, und lud uns zum Frühstück oder Mittagessen ein, was wir wegen Mangel an Zeit abschlugen. Wir probirten weiter, bald hier, bald dort, und fuhren nun nach Chateau d'Yquem, wo Herr Faux für 1225 Frcs. per Faß den letzten 1841er Jahrgang gekauft hatte. Das Wetter wurde etwas besser, aber alles war herbstlich, — welcher Unterschied gegen damals, als ich mit Herrn Klipsch hier war! Dann ging es nach Chateau Filhot, wo Herr Bertrand de Saluces uns sehr freundlich aufnahm. Dieser war einer der hohen Herren, der mir am besten gefiel. Obgleich er vom ältesten und höchsten Adel Frankreichs ist, war er gegen alle, auch gegen seine Untergebenen, sehr freundlich und wohlwollend, hat ein grades nobles Wesen und ist ein schöner Mann. Er verschönert sein Gut Filhot sehr und baut noch beständig.

Wir fuhren weiter zu einem Herrn Focke auf Comarke, einem großen Republikaner. Wir mußten bei ihm eintreten, probirten seine Weine und er traktirte uns nachher mit einer Flasche 1828er Haut Sauternes. Seine Frau, eine kleine niedliche gewandte Französin, erschien auch und es entstand eine lebhafte, ganz interessante Unterhaltung, bis wir scheiden mußten.

Nun kamen wir nach Marillac zu einem Herrn Rieusec. Hier hatten wir eine herrliche Aussicht auf eine kleine Ebene, die

mit Gehölz bewachsen war. Dazwischen floß die Garonne, dahinter erhoben sich Berge und vorne stieg eine sanfte Anhöhe hinan mit Häusern, Dörfern und Feldern, alles gut bebaut und bevölkert. Schade, daß es so regnigtes Wetter war. Wir gingen durch die Weinfelder von Marillac und Chateau d'Yquem, deren Trauben uns sehr schön schmeckten, dann unter heftigem Regen in tiefem Schmutz unter einem und demselben Regenschirm ganz vertraulich Arm in Arm, uns gegenseitig tröstend.

Im Wirthshaus erwarteten wir unsern Kutscher und fuhren nach Preignac zurück. Hier verließen wir unsern Wagen, bezahlten ihn und gingen zu Fuß nach Cerons. Das Wetter wurde etwas besser, wir probirten bei einigen Bauern sehr schöne Weine, dann ebenfalls im Chateau Calvimont, und beschlossen, da es so ungünstiges Wetter war und grade ein Dampfer passiren sollte, auf den Besuch von Podensac zu verzichten und gleich nach Bordeaux zurückzufahren. Wir setzten uns am Ufer des Stromes nieder und warteten. Die Aussicht auf das gegenüberliegende Ufer war ganz interessant. Ein altes Schloß in Ruinen lag dort zwischen Holz und Feldern, daneben Chateau Cadillac mit Kirche, wo früher ein Herzog von Eperon gewohnt haben soll, den man als eine mauvaise tête schilderte.

Der Dampfer ließ nicht lange auf sich warten und um 4 Uhr schifften wir uns ein. Es war recht kalt, wir gingen gleich in die Kajüte, wo viele Menschen waren, meine körperliche Länge schien ihnen etwas Ungewöhnliches zu sein und sie schauten mich verwundernd an. Der Menschenschlag hier ist nur recht klein. Nun wanderte ich tüchtig auf dem Verdeck auf und nieder, denn die Füße und Stiefel waren mir gründlich naß geworden. Die Luft war allerdings frisch, das Wetter wurde aber schön und um 7 Uhr kamen wir nach Bordeaux, gingen aber gleich zum Restaurant, denn seit heute Morgen 6 Uhr hatten wir nichts genossen als viele Sorten Weißweine probirt mit einigen kleinen Kuchen, das waren 14 Stunden! Herr Faux erzählte mir unterwegs manche interessante Geschichten.

Ein Weißweinmakler B. hat mit der alten Marquise de Lur Saluce ein unangenehmes Erlebniß gehabt. In einer Gesellschaft macht nämlich der Eigenthümer Lassaurie in Sauternes eine Wette mit einem andern Eigenthümer, daß seine Weine von 1840 ebenso schön gerathen seien wie die von Chateau d'Yquem. Die Wette betrug 500 Frcs. Alles wird genau verabredet und dabei bestimmt, daß bei einem Dejeuner auf Chateau Guiraud von fünf Maklern die Entscheidung getroffen werden solle. Dies geschieht und nach Schluß des Dejeuners geht Herr B. mit einem andern Makler nach Chateau d'Yquem, um von dort die Probe zur Entscheidung der Wette zu holen. Er kommt zum Chay, der Chaymeister ist nicht dort. B. geht zu dessen Frau und sagt, er wolle die Weine probiren, sie möge ihm die Schlüssel geben. Da sie ihn kennt, thut sie es, geht aber selbst mit. Da sieht sie, daß B. eine Flasche hat und diese füllt. Sie sagt, das litte die Marquise nicht, daß er Proben mitnähme. B. sagt, es geschähe nur, um eine Generalprobe zu nehmen. Damit ist sie befriedigt. Als B. aber fortgeht, sieht sie, daß er eine volle Flasche genommen hat. Sie macht ihm Vorwürfe und fordert die Flasche von ihm zurück. Er sagt indeß, die Flasche sei leer, peitscht das Pferd und fährt fort. Gleich darauf kommt er in Chateau Guiraud an und sagt, es habe ihm viele Mühe gekostet die Flasche zu bekommen, und nun schreitet man zur Entscheidung der Wette. Da sagt Jemand: „Dort kommt der Chaymeister von Chateau d'Yquem." Alle sind bestürzt, man denkt, es ist das Beste ihm entgegenzugehen, und gießt die bereits gefüllten Gläser wieder in die Flasche zurück. Der Ankommende ist in größter Wuth; obwohl er im gewöhnlichen Leben stottert, spricht er jetzt ohne Anstoß, sagt Herrn B. die größten Sottisen und macht ihm eine heftige Scene. B. wird auch wüthend, muß indeß alles einstecken und die andern haben genug zu thun, daß der Chaymeister nicht zu Thätlichkeiten gegen B. übergeht. Natürlich gab man ihm seine Flasche zurück und eine Entscheidung der Wette konnte nicht stattfinden. Am andern Tage schreibt B. einen Brief an die Marquise und sagt darin, daß ihr Chaymeister ihm solche unerhörte Grobheiten gesagt

habe, daß er ihn vors Tribunal fordern würde. Die Frau Marquise antwortet ganz kühl an Herrn B., daß nichts das Benehmen ihres Chaymeisters entschuldigen könne und er sehr strafbar sei, daß er sich soweit vergessen habe. Zugleich zeigt sie an, daß sie den Chaymeister seines Dienstes entlassen würde, daß Herr B. aber seinen Fuß nie wieder auf ihr Gut setzen solle. Es frappirt Herrn B. sehr, daß der Chaymeister, der doch in seinem Rechte war, sofort aus seinem Dienste treten solle. Die Folge war, daß Herr Faux und ein anderer Herr diese schwierige Angelegenheit in die Hände nahmen und die Sache soweit arrangirten, daß der Chaymeister blieb und Herr B. wieder nach Chateau d'Yquem kommen durfte. Aber im Laufe eines Jahres ist Herr B. nicht wieder bei der Marquise erschienen. Ganz Bordeaux hat von dieser Geschichte gesprochen.

Als ich am andern Morgen ungefähr um 9 Uhr ausgehen will, fragt mich mein Wirt Imbert, ob ich von dem Unglück gehört habe, daß ein Schiff in der Nähe in Brand gerathen sei? Ich trete auf die Straße und sehe ganz in der Nähe schwere Rauchwolken aus einem am Ufer liegenden Dreimaster aufsteigen. Rasch gehe ich hin, eine Menge Menschen standen schon am Ufer. Bedeutend schien das Feuer nicht und da eine Menge Pompiers mit ihrer messingnen Blechhaube und Spritzen zugegen waren, glaubte man, daß es bald gedämpft sein würde. Daher ging ich zum alten Herrn Klipsch ans Komptoir und erzählte ihm von meiner gestrigen Fahrt; das Schiff lag nämlich am Chartron grade vor dem Komptoir von Gaden & Klipsch. Da höre ich ein Krachen und Brechen und sehe wie der Hintermast gebrochen ist und über Bord fällt. Nun schien die Gefahr größer und ich ging zu Gadens, vor deren Thüre das Schiff lag. Es war ein schöner stattlicher amerikanischer Dreimaster, 600 Tonnen groß, früher Packetschiff zwischen Havre und New-Orleans. Die Menschenmasse hatte zugenommen, man spritzte und pumpte Wasser in die Kajütenfenster, suchte den Hauptmast umzuhauen und vom Lande aus mit Tauen niederzuziehen, wobei eine Menge Menschen, Soldaten und Arbeiter anfaßten.

Einzelne Flammen kamen schon aus dem Deck heraus und die Spritzen halfen nicht viel. Seit 3 Uhr Nachts hatte es schon gebrannt und jetzt war es 10 Uhr; man hielt das Schiff für verloren. Kavallerie und Infanterie hatten die Passage auf dem Chartron gesperrt und hierher brachte man, was an Segeln, Tauen u. s. w. geborgen wurde. Nach vielen Versuchen knackte endlich der Hauptmast, bog sich dem Lande zu und fiel mit starkem Geräusch über Bord. Gleich kletterten Matrosen ꝛc. hinein und hauten die Stricke ꝛc. ab. Nun wirbelte der Rauch stärker in die Höhe und die Flammen schlugen heraus; das arme schöne Schiff! Darauf befestigte man neue Taue an dem dritten Mast, dann hörte man Axtschläge und neues Krachen und bald ging auch dieser über Bord; das Schiff war nun ein vollständiges Wrack. Ich ging fort; als ich nach einer Stunde wiederkam, fand ich zu meinem Erstaunen das Schiff ganz verlassen. Man hatte gesehen, daß das Schiff nicht mehr zu retten sei und hatte es seinem Schicksal überlassen. Die Flammen schlugen überall heraus, namentlich aus dem großen Roof des Hinterdecks; ein großartig schöner Anblick! Von Zeit zu Zeit stiegen hohe Flammensäulen in die Luft, als wenn Spriet, Branntwein oder Pulver im Raum sich entzündeten. Alles glühte, sowohl an den Seiten wie auf dem Deck, bis das Ganze wie ein großer Feuerkessel aussah. Das Prasseln, Zusammenstürzen des Holzes und Zischen, wenn dieses ins Wasser fiel, dauerte ohne Unterlaß. Eine Menge Böte hatten sich ringsumher postirt und halfen, wo sie konnten, das abfallende Holz zu bergen. Die Menschenmenge verminderte sich nicht und viele Herren und Damen standen mit einer bewundernswürdigen Ausdauer auf den Balkons, manche von 9 bis 3 Uhr; ganze Familien wallfahrteten dahin und Gadens ꝛc. luden ihre Freunde dazu ein. Als ich um 5 Uhr die Brandstätte wieder passirte, war die Fluth gestiegen, man hatte das Schiff angebohrt, das Wasser war in das Schiff getreten, das voll Ballast war und schon sehr tief lag; 6 bis 8 Fuß standen noch über Wasser und die Seiten brannten noch. Das Feuer ging aber bald aus; um 6 Uhr lag das stolze Schiff da wie eine

schwarze traurige formlose Masse, während es am Morgen noch in vollem Staate, mit hochragenden Masten, schönem schlanken Rumpfe auf den Fluthen lag und eine Freude der Vorübergehenden war. Heute morgen sollte es in See gehen und man sagt, daß Matrosen, die sich mit ihrem Kapitain vereinigten, es angesteckt hätten.

Am Abend ging ich nochmals zum alten Klipsch; er war in seiner Familie, Madame Skallins und seine Tochter Luise entfernten sich und wir waren allein. Er erzählte mir viel von seiner Familie, seinen Kindern und manchen Sorgen, die ihn drückten, und schenkte mir volles Vertrauen, so daß ich recht erkannte, welch' ein alter guter prächtiger Mann er ist und welch' treues liebevolles Herz er hat. Es that mir wirklich weh, ihn so betrübt um seinen Sohn Charles zu sehen und ich konnte ihn doch nur so wenig trösten. Mit großer Liebe sprach er von seinen übrigen Kindern. Einige gute Lehren gab er mir mit auf den Weg, die sehr zu beachten sind. Wenn man von irgend Jemand aufgefordert wird, beim Probiren zu entscheiden, so suche man zuerst sich möglichst genau Auskunft zu verschaffen, welche Sorte, Abstammung, Alter 2c. es ist, dann urtheile man nie mit Entschiedenheit: diese oder jene Sorte ist besser, sondern sage: zu diesem oder jenem Zweck ist sie besser, es komme darauf an, wozu man sie anwenden wolle, welche hervorstechende Eigenschaft sie habe und, wenn nöthig, was ihre Fehler und sonstige Beschaffenheit sei. Das macht denselben Effekt und dann giebt man sich keine Blöße. Es ist eine wichtige und richtige Regel, besonders für einen Geschäftsreisenden. Bei solchen und ähnlichen Unterhaltungen lernte ich viel von ihm und erkannte dann, wie unendlich viel ich als junger unerfahrener Mann noch lernen konnte.

Am andern Vormittage hatte ich noch verschiedene Besorgungen für die Abreise, nahm meine Fechtübungen zum letzten Male vor, probirte bei Kruses und ging nach der Börse mit dem Sohne Hermann Kruse (der leider bald starb) nach ihrem Landsitz in Bouscat hinaus. Es war kaltes unangenehmes feuchtes Wetter, schließlich

regnete es. Die alte Frau Kruse saß am Kamin vor einem wärmenden Feuer. Sie ist eine gute, wohlwollende, offenherzige Frau, deren Güte sich schon in ihren Gesichtszügen ausspricht, dabei sehr gesprächig und interessant. Ihre Heimath ist Bremen, und sie ist die Schwester von Herrn Fr. Leo Quentells Frau, meines Pathen. Der alte Herr Kruse kam mit einem Bekannten, Herrn Stricker, der die Artigkeit gehabt hatte, den Damen einiges Backwerk mitzubringen, das sehr freundlich aufgenommen wurde. Auch Fräulein Hirschfeldt und die 14jährige Tochter des Hauses kamen und man ging zu Tisch. Es war ganz en famille, aber Herr Kruse ließ einige Flaschen feinen Wein kommen, ein 1834er Chateau d'Yquem (tête), der ganz ausgezeichnet war, dann 1828er und 1835er feine Rothweine. Es war bei Tisch eine höchst gemüthliche und ungenirte Unterhaltung. In dieser Familie verkehrte ich so gern, es sind nicht kalte und steife, sondern gescheute, sehr verständige und doch einfache Leute, die Einen gern belehren. Dabei sind sie so herzlich und freundlich, daß ich wohl merkte, daß es nicht der Weinhändlersohn allein war, den sie eingeladen hatten, und das machte mir große Freude.

Nach Tisch setzten wir uns wieder um das Kaminfeuer, Herr Kruse bot uns von seinen schönen Cigarren an, es wurden viele heitere Geschichten erzählt, besonders wurde noch unsere Tour nach dem Medoc durchgenommen und man amüsirte sich über die Verlegenheiten von Herrn Tastedt in Pouillac und Chateau Larose. Nachher begann man zu musiziren, Herr Stricker begleitete die jungen Damen auf der Flöte und belehrte sie, als sei er ihr Lehrer, was ihnen aber garnicht recht war. Als sie einige recht hübsche Stücke gespielt hatten, kam Herr Hermann Kruse an die Reihe, der mit seinem Cornet à Piston Fräulein Hirschfeldt am Klavier begleitete, was sehr hübsch klang. Dann trat Herr Stricker wieder mit seiner Flöte vor, blies einige Soli und erntete den Beifall der Zuhörenden. Endlich wurde zum Aufbruch gemahnt, es war nach 10 Uhr, doch ungern stand man vom hellleuchtenden Kamine auf. Draußen war es herbstlich und kalt, der Regen

schlug an die Fenster und der Himmel war wolkig und grau. Der Abschied wurde mir schwer, denn fürs erste werde ich dieses schöne Familienleben wohl nicht wiedersehen. Sie gaben mir einen Mackintosh und Regenschirm mit und ein Diener begleitete Herrn Stricker und mich noch eine gute Strecke Weges mit der Laterne. Herr Stricker erzählte mir unterwegs noch viel von Musik und schien garnicht mit den jungen Demoiselle zufrieden zu sein, die sich aber doch möglichste Mühe gegeben hatten. Er sagte, es mache ihm viele Mühe, doch thäte er es der Familie zu Gefallen, daß er zuweilen hinauskäme und ihnen etwas nachhülfe. Des guten Diners erwähnte er indeß nicht. Um 11 Uhr kamen wir glücklich auf dem Chartron an.

Nun folgte der letzte Tag meines fast dreimonatlichen Aufenthalts in Bordeaux; ich hatte viel zu besorgen und manchen lieben Besuch noch zu machen. Ich frühstückte im Kreise der Gaden'schen Familie, die mich mit Austern und allem Möglichen regalirte, nahm den letzten Abschied von Kruses und Schons, die so außerordentlich freundlich und gütig gegen mich gewesen waren, hatte noch eine letzte Fechtstunde bei meinem Lehrer Mr. Dißaud, sah Barckhausens und ging dann zur Börse. Hier sagte ich noch diesem und jenem Lebewohl und fuhr dann mit Onkel Gaden und Vetter Hermann nach Bonnefont in Talence. Man war in einer etwas trüben Stimmung und was wir uns noch zu sagen hatten, geschah jetzt. Ich saß zwischen Amenaide Gaden und ihrer kleinen zwölf Jahre alten Tochter Amenaide, einem niedlichen freundlichen Mädchen, das mir noch freundliche Grüße für ihren Vetter Fritz (meinen Bruder Fritz, den Seemann, der mehrere Male mit Kapitain Böhme in Bordeaux war) auftrug. Nun bekam ich noch allerlei Kommissionen und kleine Geschenke für Lübeck mit und ein Paar Pantoffeln als Andenken für mich, brach dann schnell auf und mit vielem Dank und herzlichem Abschied umarmte ich den Onkel und die gute brave Tante. Vetter Hermann begleitete mich noch eine Strecke. Langsam und bewegten Herzens ging ich an einem der schönsten Abende im herrlichen Mondlicht der Stadt zu. Als ich

beim Hause des alten Herrn Klipsch vorbeiging, sah ich noch Licht in den Wohnzimmern. Ich ging hinein. Hier traf ich außer der Familie noch einen gewandten, sehr redseligen Franzosen und einen jungen deutschen Kavallerieoffizier, der bei der Garde in Potsdam stand, er hieß Baron von Unger und stammt aus dem Braunschweigischen. Noch oft in meinem Leben begegneten wir uns wieder und selbst im spätesten Alter, als er Oberlandstallmeister in Celle war, besuchte ich ihn mehrere Mal und er mich in Lübeck. Ich blieb länger, als ich wollte, und erst um 11½ Uhr kam ich nach Hause. Die jungen Deutschen hier hatten eine Gesellschaft im Hause, wo ich wohnte, doch hielt ich mich nicht lange auf. Ich schrieb meinem Vater, packte meine Effekten, machte diverse Packete für Lübeck, die per Segelschiff abgesandt werden sollten, und erst um 6½ Uhr am andern Morgen war ich fertig, doch waren die Hauptsachen jetzt arrangirt. Um 8 Uhr brachte mir ein Kommis von Gaden einen Brief vom Hause, dem schlossen sich verschiedene Besorgungen an und mein lieber väterlicher Freund, der alte Klipsch, kam noch zu mir und bot mir seine Hülfe an, wenn ich seiner bedürfe, auch sollte ich durchaus noch bei ihm frühstücken. Dies geschah, ich nahm von der ganzen Hausgenossenschaft einen letzten aufrichtigen, dankbaren Abschied und fuhr nun mit dem lieben alten Herrn zum Diligencebureau. Hier fand ich meine Freunde Herwig, Klepper, Friedrich Klipsch und Hermann Gaden, bekam einen guten Platz im Koupee, sagte allen ein herzliches Lebewohl, drückte allen warm die Hand und fort ging es zunächst nach Lyon.

Mein stiller Reisegefährte genirte mich nicht und so konnte ich in der wohlthätigen Ruhe des bequemen Wagens meinen Gedanken ungestört nachhängen, denn beim Verlassen eines Ortes, wo man so lange gewesen ist, wo man so viele Liebe und Güte erfahren hat, läßt man gern die vielen Erinnerungen an sich vorübergehen und bedenkt Vergangenheit und Zukunft.

VI.

Reise von Bordeaux nach Lyon, Chalons sur Saone und Beaune.

Es war 2 Uhr Nachmittags am Sonntag den 23. Oktober, als ich Bordeaux verließ. Wir hatten drei gute Pferde vor und fuhren rasch vorwärts. In vollem Galopp fuhr uns der Kourier von Nantes mit vier Pferden vorbei. Es ist eine schöne Einrichtung; diese Malleposten befördern die Briefe ꝛc. und geben den Passagieren und Reisenden Gelegenheit, in nicht zu theurer Weise schnell weiter zu kommen. Es ging jetzt durch ein schönes fruchtbares Land, von der Garonne durchzogen, und nach zwei Stunden erreichten wir Libourne. Es ist eine kleine freundliche Stadt von 14000 Einwohnern; eine hübsche starke steinerne Brücke führt über die Dordogne, die hier noch kleine Seeschiffe trägt. Von hier geht eine breite Pappelallee zur Stadt, in welcher breite, gut gepflasterte Straßen vorhanden sind. Auf einem schönen Platz, an eine hübsche Promenade und Kavalleriekaserne grenzend, steht eine Marmorstatue von Montaigne, dem Philosophen. Die Niederfahrt von der Brücke ist wirklich großartig, mit starkem Mauerwerk an den Seiten, alles mit vielem Geschmack konstruirt. Das muß man den Franzosen wirklich lassen, was sie an Bauwerken aufführen, hat meistens Hand und Fuß, aber sie wissen es nicht sorgsam zu unterhalten und die ihnen angeborene Unordnung und Unreinlichkeit blickt überall durch. In den Straßen erinnerten mich die schreienden alten Weiber mit ihren gerösteten Kastanien und die hübschen, freundlich grüßenden Frauen mit ihren rothen Tüchern um den Kopf an die schöne in Bordeaux verlebte Zeit.

Rasch ging es weiter; es war Sonntag, die Vorübereilenden in festlichen Kleidern und die übermüthige Jugend begleitete uns in jedem Dorfe mit einem jubelnden Hurrah. Man merkte recht den Herbst, der Wind wehte stark und trieb die Blätter von den

Bäumen, deren Kronen in Gelb, Braun und Roth abwechselten, der Himmel war grau, bedeckt und eine recht kalte Luft strömte in unser Koupee. Wir schlossen die Fenster, saßen dann ganz wohlgemuth, die Füße im Heu, fühlten uns recht behaglich und schliefen, bis wir Nachts 12¼ Uhr in Perigeux ankamen, prachtvoll. Diese kleine Stadt hat 14000 Einwohner und ist bekannt, selbst berühmt durch ihre römischen Ruinen. Ein römisches Amphitheater hat theilweise noch zwei Etagen, mit korinthischen Säulen geschmückt; jetzt ist ein hübscher Garten mit einer Pyramide in der Mitte darin. Berühmt ist die Stadt ferner durch ihre Kastanien, Rebhuhnpasteten und Trüffeln, die in großer Menge exportirt werden. Wir froren und nahmen ein café au lait, der Regen goß vom Himmel, es war empfindlich kalt und wir mußten, ohne den Grund zu erfahren, zwei Stunden warten, da ging es endlich um 2 Uhr weiter.

Der Tag brach an, wir fuhren durch eine hübsche Gegend, meistens in kleinen Thälern, durch Weinberge, kleine Wäldchen, Kornfelder und Dörfer, alterthümlich, aber sauber. Ein kleiner Fluß, von Pappelalleen eingefaßt, blieb uns längere Zeit zur Seite und grüne Wiesen schloßen sich seinen Krümmungen an.

Um 7 Uhr waren wir in Tarascon, das am linken Ufer der Rhone liegt; es hat 13000 Einwohner und eine schöne neue Brücke über den Fluß; die Stadt liegt steil gegen einen Berg und hat alterthümliche, mit Schiefer gedeckte Gebäude; die andere Seite der Rhone zeigt sich in waldigem Grün. Ein altes Schloß, genannt le château du roi René, welches letzterer bewohnt haben soll, ist noch in leidlichem Stande, man hat von seiner Plattform eine weite Aussicht ins Rhonethal; jetzt wird es als Gefängniß benutzt. In Brives, welches wir passirten, soll man auch eine große Menge Trüffeln finden, die nach Paris gehen und einen bedeutenden Erwerbszweig der Bauern bilden. Die Kirche des cordeliers enthält die Grabstätte des Marschalls Turenne.

Die nächste Stadt war Tulle; eine dort fabrizirte Gaze wird nach derselben benannt. Sie liegt am Ufer eines kleinen Flusses

und hat eine Gewehrfabrik des Gouvernements, außerdem ein Seminar mit einem auf einer Terrasse angelegten hübschen Garten. Am Flusse liegt das Palais de Justice, das durch den Giftprozeß gegen die Madame Laffarge so bekannt geworden ist. Wir aßen in demselben Hotel, aus welchem sie während ihres Prozesses gespeist wurde.

Es ging bergauf, bergab, wurde kalt und wir kamen nur langsam vorwärts. Als wir am andern Morgen erwachten, waren wir in einer kompleten Winterlandschaft. Der Schnee lag über sechs Zoll hoch und die armen Pferde konnten kaum weiter. Wir mußten hoch im Gebirge sein, ringsum sah man nichts als Schneefelder, aus welchen zuweilen etwas Haidekraut hervorsah; so erlebten wir einen plötzlichen Übergang vom Sommer zum vollen Winter. Endlich erreichten wir ein einzeln stehendes Haus und bekamen ein Pferd Verstärkung. Es schien nun die volle Sonne, der Schnee glänzte und der Himmel war tief blau. Wir hätten noch mehr Freude von unserer Fahrt gehabt, wenn unsere ermatteten Pferde uns nicht Mitleid eingeflößt hätten. Endlich erreichten wir die letzte Höhe und um 10 Uhr die Stadt Rochefort-Montagne, die tief im Thal, am Fuße eines vulkanischen Berges liegt, auf dessen Spitze ein altes Schloß des Grafen von Auvergne gebaut ist.

So ging die Reise über Berg und Thal, bald waren wir in den Schneeregionen, wo Felsen und Abgründe miteinander abwechselten, dann wieder in lieblichen Thälern und bebauten Ebenen, bis wir gegen Clermont Ferrant kamen. Diese Stadt liegt, wie auch die vorher passirten Gegenden, in den Cevennen. Es ist hier ein gesegnetes, schönes Land. Auch viele recht alte Kirchen trifft man, z. B. die Ruine einer Kathedrale, mit deren Bau man 1248 begonnen. In der Stadt liegt die Kirche Notre Dame du Port, die 580 gebaut und 806 reparirt ist. Interessant ist auch das Lyceum mit 500 Schülern, das Rathhaus und das Gerichtsgebäude. In acht Kilometer Entfernung von hier liegt der hohe Berg Puy de Dome. Derselbe, mit vielen Nebenbergen, alle schneebedeckt, bilden

eine Gebirgskette, welche eine große Ebene einschließt, die an Fruchtbarkeit viele andere übertrifft; sie erinnert mich lebhaft an die Huerta von Valencia und Granada.

Die Franzosen sind ein fröhliches Volk und mögen gern ihre Witze machen, vom Geringsten bis zum Höchsten. Eine Frau fragt unsern Postillon ganz neugierig: „Eh bien, postillon, mais vous êtes en retard, d'ou est-ce que ça vient?“ „Ah, ma foi,“ sagt der Postillon, der aus den Schneebergen kam und einen dicken Pelz trug gegen die wirklich kalte Abendluft, „c'est la chaleur, qui nous a empeché de venir!“ Sie sind immer schlagfertig und stets mit ihrem Humor bei der Hand. Brillante Annoncen sieht man an den Fenstern und Thüren. Bei einem Friseur: „Ici on rajeunit“ oder „Ici on loge à pied et à cheval,“ bei einem Traiteur: „Aujourd'hui pour l'argent, demain pour rien,“ oder „Ici on sert à boire et à manger,“ oder „A l'arrivée des bons enfans,“ oder „Au pauvre diable.“

So fuhren wir denn wieder in die Nacht hinein und nachdem wir am Tage manches freundliche Dorf und liebliche Gegenden durchfahren hatten, erreichten wir Labrelles. Es war 11 Uhr Vormittags und zum letzten Mal vor Lyon wechselte man hier die Pferde.

Nun passirten wir eine schöne Brücke über die Saone und fuhren in Lyon ein. Ich war froh, mein Ziel erreicht zu haben, und wenn ich auch viel Schönes unterwegs gesehen hatte, so ist eine beständige Fahrt von drei Tagen und Nächten doch recht anstrengend. Ich ging nach dem Hotel du Nord, wo ich schon früher gewesen war. Die alte Madame war ebenso unliebenswürdig wie damals und ich bekam nur ein recht mittelmäßiges Zimmer. Indeß ich wollte bald wieder weiter und so war mein Erstes wieder auszugehen, um mich nach einer Beförderung nach Beaune in Burgund umzuhören. Nachdem ich in drei verschiedenen Bureaux gewesen war, beschloß ich am andern Morgen früh per Dampfer die Saone hinauf zunächst nach Chalons zu gehen. Meine noch übrige Zeit wandte ich an, um Lyon etwas genauer zu besehen. Ich sah fünf schöne Brücken über die Saone, theils von Stein,

theils von Draht; namentlich eine von Drahtseilen war sehr hübsch und wurde an den beiden Seiten von vier wunderschönen gewaltigen Löwen von Bronze gehalten. Oben auf einem kleinen Berge stand eine kleine Kirche. Von hier hatte man, wenn die Anhöhe mühselig erstiegen war, eine herrliche Aussicht. Lyon ist eine große noble Stadt, welche zwei Flüsse, die Saone und die Rhone, mit lebendigem Treiben an den Quais, durchströmen.

Mein Dampfer ging schon um 5 Uhr Morgens fort. Unten im Vorzimmer waren einige Italiener und deutsche Damen, welche die nämliche Reise machen wollten. Es war der Graf Paoli, ein Enkel des berühmten Graf Paoli, der Corsika einst so tapfer vertheidigte. Die Kajüte war brillant eingerichtet, aber voll Reisender, daher ging ich aufs Deck. Es war stilles ruhiges Wetter, der volle Mond wandelte klar seine Bahn und die Sterne funkelten wie in einer Sommernacht. Ich hatte Zufriedenheit und Ruhe im Herzen. Nichts geht darüber; man sieht alles uns Umgebende freundlich und ohne Neid an und freut sich, wenn es den Nebenmenschen gut geht. Ich habe auch wohl Ursache froh zu sein, denn ich habe in diesem Jahre eine schöne goldene Zeit verlebt. Das Arbeiten wird mir bei meiner Rückkehr zuerst sonderbar vorkommen. Meine alten Bekannten werde ich bald in der Heimath wiedersehen; schon der Gedanke daran macht mir viele Freude.

Allmählich sah man den Morgen kommen, es wurde im Osten heller und der Schein des Mondes und der Sterne erblaßte. Nach und nach erkannte man die Lieblichkeit der Ufer. Sie waren von waldigen Bergen und Höhen eingefaßt, abwechselnd mit Landhäusern und kleinen Schlössern. Ein heller rosiger Schein lag über der ganzen Gegend und das bunte Laub der Bäume vermehrte die Schönheit des klaren Herbsttages. Das Wasser der Saone hat eine helle durchsichtige grüne Farbe, ihr Bett ist an vielen Stellen eingeengt und eingedämmt. Die Morgensonne stieg höher und höher und sah hell und freundlich in die Fenster der leichten reinlichen Gebäude, die mit Wein oder Schlinggewächsen berankt waren; es war ein unvergleich schöner Morgen.

Ich lernte einen französischen Obersten kennen, der direkt von Algier kam und mir vielerlei von jener neuen Kolonie erzählte. Im Innern des Landes soll es durch die ursprünglichen Einwohner schon recht bebaut sein; die Franzosen sind mit den meisten Stämmen gut Freund und braucht man nicht mehr so viele Lebensmittel wie früher von Europa kommen zu lassen. Das Land liefert Korn, Vieh und Gemüse zur Genüge, der sonstige Bedarf an Fabrikaten ꝛc. fehlt noch. Die Armee macht jetzt große Fortschritte im Unterwerfen der entfernteren Stämme und hat sich bei den Eingeborenen sehr in Respekt gesetzt. Der Bestand des Heeres ist 80 000 Mann. Besonders schlimm sind die Krankheiten, namentlich die Dysenterie, eine heftige Ruhr, die viele Leute fortrafft; der Oberst selbst hat daran gelitten. Man kurirt sie mit Erfolg durch vieles Essen von Reis.

Der Weg von Bona nach Constantineh ist jetzt vor Einfällen gänzlich gesichert und man kann diese sieben Lieues ganz ohne Eskorte machen. Auf vielen Strecken findet man schon ausgezeichnete Chausseen. Die Kabylen (Bergbewohner) sind ein äußerst abgehärtetes Volk, trotz ihrer leichten Kleidung und Burnus ertragen sie jeden Temperaturwechsel von 4 bis 5 Grad Kälte bis 30 Grad Wärme mit Leichtigkeit. Im Innern Algeriens passirt man oft Dörfer mit guten Gebäuden und reichen Kornfeldern. Bis jetzt hat man noch nichts aus diesen Länderstrecken exportirt, doch soll Kaffee und Zuckerrohr gut gedeihen, man hat dort sehr große Trauben gezogen, die freilich wässerig sein sollen, doch geben sie Hoffnung auf Verbesserung und Ertrag. In späteren Jahren produzirte man einen erträglichen Wein. Hauptsächlich fehlt es noch an Kolonisten und Einwanderern und es kann noch lange Jahre dauern, bis das große Land nur einigermaßen bevölkert und bebaut ist. General Bugeaud hat in letzterer Zeit viele erfolgreiche Züge gemacht Er war ein sehr tüchtiger General, sehr freigebig, und sorgte gut für seine Soldaten, General Vallée war ein guter Artillerist, doch hat er oft unnöthig die Menschen geopfert, ohne große Resultate zu erzielen. Lamoricière hat vor einiger Zeit einen

Zug von ca. vierzig Tagen nach der Wüste hin gemacht und Abd-el-Kader heftig verfolgt. Störche giebt es dort auch, doch sollen sie von Algier noch weiter südlich zum Sudan ziehen; ähnlich ist es mit den Schwalben. Die Araber verehren die Störche sehr; als einmal ein Franzose einen solchen tötete, mußte ihn die Verwaltung mit dem ersten Konvoy zurückschicken, sonst hätten die Araber ihn mißhandelt, vielleicht getötet.

Einer der Mitreisenden kannte Deutschland und lobte es sehr und auch andere stimmten ihm bei. Wenn man aus dem Süden von Frankreich nach dem Elsaß käme, so glaubte man im Lande der Reinlichkeit zu sein, doch käme man nach Deutschland, so wäre das doch die Krone der Reinlichkeit. Ferner hätte man dort viel Liebe und Freundlichkeit gegen die Thiere; in Wiesbaden seien die Schwäne in die Restaurationen gekommen und man hätte sie dort gefüttert. Die Promenaden bei den Städten seien mit schönen Blumenbeeten versehen und keinem Menschen fiele es ein, davon zu pflücken; in Frankreich müsse man sie zum Schutz mit großen Hecken umgeben. Dann lobten sie die Gemüthlichkeit im Familienleben ꝛc. Dies alles von Franzosen zu hören gefiel mir sehr.

Um 4 Uhr langten wir in Chalons sur Saone an. Mein Plan war, nach Dijon weiterzureisen, und als ich meinen Platz gesichert hatte, ging ich in ein Restaurant zum Diniren. Hier traf ich die corsische Familie von heute Morgen und einen alten liebenswürdigen, freundlichen französischen Herrn und Reisegefährten, der mir gleich einen Platz bei Tisch neben sich einräumte und sich ein Vergnügen daraus machte, mir beim Tranchiren vom Besten zuzutheilen. Leider mußten wir uns gleich nach Tisch trennen. Nun besah ich die Stadt; sie hat 16000 Einwohner und ist am rechten Ufer der Saone gelegen; eine schöne steinerne Brücke mit fünf Bogen führt über den Fluß nach der Vorstadt St. Laurent.

Bald fuhr ich per Diligence nach Beaune und hatte hier verschiedene Geschäftsbesuche zu machen. Die Keller in Beaune sind wirklich ausgezeichnet, schön ist besonders derjenige von Mr. Poulet.

VII.

Fahrt in die Burgunder Weingegenden. — Nuits, Troyes und Bar sur Aube. — Chalons. — Zubereitung des Champagnerweines.

Als ich am andern Morgen zu Herrn Macker ging, den ich sehr achten und schätzen gelernt hatte, bot mir derselbe sehr freundlich und dringend an, mit ihm eine kleine Reise durch Burgund zu machen, er hätte seinen eigenen Wagen, führe nach Nuits, Gevray, Dijon ꝛc. und würde mich dort bei seinen Freunden, den Weinhändlern, einführen; ich könnte so manche interessante Aufschlüsse über das dortige Geschäft bekommen. Da er mir dies Anerbieten mehrere Male wiederholte und ich sah, daß es ihm Ernst sei, nahm ich es mit vielem Dank an. Um 12 Uhr fuhr eine leichte Kalesche mit Extrapostpferden, der Postillon im Sattel, vor mein Hotel, Herr Macker und ich legten unsere Effekten auf den Bock und wie die Prinzen stiegen wir ein, zum großen Erstaunen meiner Wirthsleute, die vor die Thüre kamen und uns gewiß für große Herren hielten. In den Straßen sahen uns die Leute staunend nach, als wir im raschen Trabe dahinfuhren, der Postillon tüchtig klatschte und hoch im Sattel flog. Es ging rasch vorwärts, wir passirten die hochvornehmen Gewächse Romanée, Clos de Vougeot, Vougeot, Vosnes und mehrere andere dieser Art, hatten stets auf der Linken die Côte (eine fortlaufende Anhöhe), die überall mit Weinstöcken bebaut war und deren Einförmigkeit durch ein Dorf unterbrochen wurde. Zur Rechten lag eine weite Ebene, die wenig Interessantes bot und größtentheils aus Kornfeldern bestand

Nach zwei Stunden Fahrt erreichten wir Nuits, ein kleines freundliches Städtchen, das an dem Flüßchen Mezin und an einer Hügelreihe la Cote Nuitonne liegt, auf welcher die soeben genannten feinen Burgunderweine wachsen. Die Stadt ist gerade nicht besonders schön gebaut, doch ist sie von niedlichen Landhäusern um-

geben und hat 3500 Einwohner. Wir ließen unsern Wagen im Hofe des Hotels, Herr Macker führte mich im Cercle ein, wo ich Zeitungen las, während er einige Besuche machte. Dann wanderte ich durch die nicht üblen Anlagen und Alleen; beim Diner trafen wir uns wieder. Den Abend verbrachten wir an einem traulichen Kaminfeuer, einige Franzosen gesellten sich zu uns, wir rauchten unsere Cigarren und unterhielten uns vorzugsweise über das Weinkapitel.

Der folgende Tag war sehr wichtig für alle Herren Weinhändler dieser Gegend, denn 500 Stück Wein wurden heute öffentlich, ich meine auf dem Rathhause, meistbietend verkauft; nach den dort bezahlten Preisen richten sich durchschnittlich die Preise der anderen Burgunderweine. Wir gingen nicht selber zur Auktion, sondern erwarteten die Nachrichten in unserm Hotel So wie die Thür aufging, war es, als wenn ein elektrischer Funke in unsere Nachbarn und Freunde fuhr, alle richteten ihre Köpfe dahin, bis denn endlich ein junger Mann das Zimmer betrat, der der Auktion beigewohnt hatte. Herr Macker stellte mir ihn als Herrn Geisweiler von Nuits vor. Er war deutschen Ursprungs, hatte ein feines, distinguirtes Wesen und stach himmelweit gegen die hier versammelten Spießbürger ab. Er brachte die gewünschten Nachrichten über die Preise, setzte sich zu uns an den Tisch, der bereits von einer großen Anzahl Zuhörer umgeben war, und erzählte nun. Nach beendetem Bericht leerte sich der Saal, die Bürger hatten ihre kleinen Handlaternen mitgebracht, die sie ansteckten, um nach Hause zu gehen, denn eine Straßenbeleuchtung fehlte noch in Nuits. Herr Geisweiler lud uns ein, am andern Tage bei ihm zu probiren und Herr Macker, ein ruhiger, denkender Mann, sprach sehr verständig.

Zeitig am anderen Morgen machte ich eine Wanderung in die naheliegenden Berge. Ein ziemlich steiler Weg führte hinauf, Morgennebel lagen über der ganzen Gegend und schwebten in leichten weißen Wolken allmählich himmelwärts. Nach und nach hob sich der Schleier, hin und wieder kam ein Stück blauer Himmel zum

Vorschein und endlich lag eine schöne, weite Landschaft vor mir. Ich war auf der höchsten Spitze der Côte, unter mir die größte Ebene von Burgund, Landstraßen zogen sich in langen weißen Linien zwischen fruchtbaren großen Ackerfeldern hin, Pappelreihen faßten sie ein, kleine Holzungen und Dörfer unterbrachen das Einförmige der Gegend. Es war Sonntag. Da ertönte schönes Glockengeläute von den Kirchthürmen und schallte durch die stille Luft zu mir in die Berge. Ich ging in die Weinberge, die an die Ebene grenzten, Alle waren sehr ordentlich gehalten, die Rebenranken waren abgeschnitten, die Stützen oder Stöcke, welche die Reben bis jetzt hielten, in Haufen gestellt, was dem Ganzen ein sauberes Ansehen gab. Hier und da war ein sogenanntes Clos, ein mit hohen weißen Mauern eingefaßter Weinberg, der dadurch seinen noblen Inhalt kennzeichnete und in dessen Innern ein freundliches Gartenhaus, die Wohnung eines wohlhabenden Eigenthümers, sich befand.

Um 10 Uhr machte ich meinen Besuch bei Geisweiler, probirte mit ihm und lernte ihn als einen tüchtigen Geschäftsmann kennen. Bei ihm traf ich Herrn Ouvrard, Besitzer des Clos du Vougeot. Sein Vater, der jetzt tot ist, war außerordentlich reich und hat sich als Fourniſſeur der Armee viele Millionen in kurzer Zeit verdient. Allerdings mußte er aus gewissen Gründen eine größere Summe wieder zurückgeben, doch blieb noch ein großes Vermögen nach, mit welchem er große Güter, so auch das Clos du Vougeot und einen Theil von Romanée kaufte und sich dann nach Paris zurückzog. Man nennt diese Leute, die sich über die Vorurtheile der Menschen hinwegsetzen, Avancés.

Nun fuhren wir nach Gevrey, einem Flecken von 1300 Einwohnern. In der Nähe liegen die Ruinen eines Schlosses mit vier Thürmchen an den Ecken, das 1257 gebaut sein soll. Der Weg dahin geht durch eine ähnliche Gegend wie bei Nuits. In der Nähe liegt das letzte sehr renommirte Gewächs von Burgund, nämlich der Chambertin. Während Herr Macker seine Geschäftsbesuche machte, ging ich zu Herrn Wachter, Bruder eines Herrn

Wachter, der Associé von Lichtenstein & fils in Cette ist. Ich wurde indes etwas trocken empfangen und freute mich, als Herr Macker mich abholte, um den Weinhändler Noël zu besuchen. Ich wurde vorgestellt als junger Deutscher, der hier sehen wollte, wo der Chambertin wächst. Da sagte er, ich müsse aber diesen Ort doch nicht eher verlassen, als bis ich auch davon getrunken habe, und so setzten wir uns mit ihm ans Kaminfeuer; sein Wein schmeckte wirklich ausgezeichnet. Er war ein Original, humoristisch und heiter, lebte aber mit einer Couturiere und hatte sich hübsch und behaglich in seinen Wohnräumen eingerichtet.

Wir blieben bis zum Dunkelwerden bei ihm, fuhren dann nach Dijon, wo wir um 7 Uhr eintrafen. Es war grade Zeit zum Diner, das wir im Hotel Chapeaurouge einnahmen. Ich besah die Merkwürdigkeiten der Stadt. Eine besondere Schönheit derselben sind die Parks der Umgebung, die zur Promenade dienen. Der eine wird Parc de l'arquebuse genannt. In der Mitte desselben findet sich eine majestätische Eiche, welche um das Jahr 1400 gepflanzt sein soll und sich durch besondere Frische und Vollkommenheit auszeichnet. Sie hat nicht weniger als 15 Meter Umfang. Eine Allee, welche diesen schönen Park in grader Linie durchmißt, hat einen Kilometer Länge und als Point de vue ein Schloß, das aber leider sehr schlecht unterhalten ist, so daß der Kalk 2c. in großer Menge von den Außenwänden abgefallen ist. Es kommt hier so recht wieder die Sorglosigkeit und das Oberflächliche der Franzosen zum Vorschein, die keinen rechten Sinn für Erhaltung ihrer Monumente haben. Der Gartenkünstler Le Nôtre hat diesen Park vergrößert und verschönert.

Dijon ist eine alte und alterthümliche Stadt, liegt an dem Flusse Ouche und an dem Strome Suzon. Es hat sieben Thore und ist im Ganzen mit einer gewissen Wohlhäbigkeit gebaut. Der Handelsverkehr ist nicht bedeutend, es sollen viele Rentiers hier leben. Es bestehen noch einige Festungswerke, doch werden die Wallgräben allmählich zugeworfen; einige recht alterthümliche und eigenartig verzierte Häuser findet man noch hier und dort. Die

Garnison besteht aus Dragonern in hübscher grüner Uniform mit gelben Aufschlägen, leider mit mäßigen, schlecht geputzten und vernachlässigten Pferden. Die Franzosen sind nun einmal keine Kavalleristen und werden es auch niemals werden, denn sie haben keine Liebe zu den Thieren.

Schöne Kirchen finden sich hier in Dijon, die Hauptkathedrale ist Saint Benigne; die ganze Bauart ist von edlem Styl, das Innere sorgsam und künstlerisch geschmückt. Der Thurm hat eine Höhe von 315 Fuß oder 90 Metern (die Notre Dame in Paris hat zwei Thürme, jeder von 68 Metern oder 238 Fuß). Im Innern findet man einige ausgezeichnet schöne Mausoleen. In Folge gründlicher Ausgrabungen, welche man in dieser Kirche vorgenommen hat, entdeckte man am 24. Juli 1841 die vollständig gut erhaltenen Leichen der Herzöge von Burgund, Philipps des Kühnen und Johanns ohne Furcht (Jean sans peur), in den Kleidungsstücken, welche sie damals getragen hatten, und die Lederüberzüge, in welche sie gehüllt wurden, nachdem man sie einbalsamirt hatte. Diese kostbaren Überreste wurden nämlich 1795 mit vieler Sorgfalt von der Chartreuse, wo sie einbalsamirt waren, nach der Kirche St. Benigne transportirt.

Ein Museum befindet sich auch in dem alten Schlosse der früheren Herzöge von Burgund. Daselbst sind die Grabmäler von Philipp dem Kühnen und von Jean sans peur, welche beide auf der Brücke von Monterreau in Gegenwart von Karl VII, der damals noch Dauphin war, getötet wurden. Diese beiden Denkmäler sind kostbare Monumente des Mittelalters; dasjenige von Philipp hält man für das werthvollste.

Nun setzten wir unsere Reise nach Bar sur Seine fort. Da der Weg sehr gebirgig ist, mußte Herr Macker drei Pferde nehmen. Der Postillon, der seine volle Uniform angezogen hatte, sah sehr patent aus. Er trug einen kurzen Frack mit breitem kirschrothen Besatz, silbernen Litzen und Franzen, vielen kleinen Knöpfen auf den Seitentaschen, ungeheure Kanonenstiefel mit Leder noch extra darunter, weiße lederne Hosen, einen blanken Hut mit

schwarzem Band, Sporen und eine lange Peitsche. Posthörner tragen sie nicht, das Zeichen der Ankunft auf der Station geben sie durch vieles Peitschengeknall, ganz wie der Postillon von Lonjumeau. Die Gegend war hübsch und sehr gebirgig. So kamen wir zur Station Val du Luzon, das wunderhübsch gelegen ist. Man fährt einen hohen Berg, der sehr steil ist, im Zickzack hinunter, unten liegt das Dorf, rings von Bergen umgeben.

Es wurde ein schöner Abend, wir wanderten manchen kleinen Berg zu Fuß hinan, begegneten einigen anderen Extraposten, fuhren durch hübsche waldige Gegenden und dann wurde es dunkel. Es ist doch ein angenehmes Reisen mit Extrapost; wir saßen so bequem im Wagen, führten ganz gemüthlich die Unterhaltung, die beiden Wagenleuchten erhellten unser Coupee, den Postillon und die Pferde und so schliefen wir allmählich ein, bis endlich der Wagen langsam auf eine Diele fuhr. Von dem dumpfen Geräusch erwachten wir und waren in Bar sur Seine, unserm Bestimmungsort. Wir trommelten die Leute aus dem Schlaf, man brachte uns in ihre beste Stube, die Sachen wurden vom Wagen gepackt, ein helles Kaminfeuer wurde angemacht, was uns bald angenehm erwärmte. Es war früher Morgen, man brachte uns heißen café au lait, der uns außerordentlich wohl that. Bald wurde es hell und wir machten eine kleine Promenade im Städtchen. Es hat 4200 Einwohner, liegt an der Seine, die hier nur sehr unbedeutend ist; ungefähr einen Kilometer oberhalb des Zusammenflusses mit der Ource. Eine hübsche Brücke geht über den Fluß. Auf einem naheliegenden Berge liegt eine alte Schloßruine ganz romantisch.

Jetzt kam die Trennungsstunde von Herrn Macker. Ich rechnete mit ihm ab, denn da das dritte Pferd gewissermaßen meinetwegen vor unsern Wagen gespannt werden mußte, so bezahlte ich es auch. Herr Macker ist ein Mann, den ich wirklich schätzen und lieben gelernt hatte. Er besorgte sich von hier aus einen leichten Wagen, um nach Rissy, einem nahe gelegenen Flecken, zu fahren, wo ein sehr hübscher leichter Wein gebaut werden soll; doch mußte ich es ablehnen mitzufahren, da ich nach Troyes wollte.

Ich reiste um 8 Uhr Vormittags ab und traf Mittags 12 Uhr in Troyes ein. Es ist eine sehr alte Stadt von 27 500 Einwohnern; fast alle Gebäude sind aus Fachwerk oder Holz, spitze Giebel, die nach der Straße zu liegen, geben den Straßen ein düsteres Ansehen und schwärzen sich mehr und mehr. Die Festungswälle sind größtentheils demolirt und durch schöne Promenaden ersetzt.

Ich ging zur Kathedrale, einem majestätischen Gebäude; es ist schade, daß der eine Thurm nicht vollendet ist. Leider findet man das bei so vielen bedeutenden Kirchen Frankreichs. Der Eingang ist außerordentlich reich mit Skulpturarbeiten verziert; die Kirche hat fünf Schiffe von großer Ausdehnung und mit vielen Nebenkapellen und zeichnet sich durch die Kühnheit der Bögen und die ganze Bauart aus. Obgleich man Jahrhunderte nöthig hatte, um sie zu bauen, nämlich von 1200 bis 1500, muß man sich doch wundern, daß der Baustyl so harmonisch geblieben ist. Die Galerie, welche das Hauptschiff umzieht, ist reich verziert und die prachtvollen Fenster mit altem bunten Glas sind noch sehr gut erhalten und geben, namentlich bei Sonnenlicht, dem ganzen Innern eine eigenthümliche schöne Beleuchtung. Sehr hübsche Promenaden umgeben die Stadt, eine gut angelegte Markthalle ziert dieselbe, sowie auch ein sehr würdiges Hospital für alte Leute.

Bald darauf fuhren wir ab. Die Gegend wurde immer flacher und häßlicher, ohne Abwechselung, ganze Flächen ohne Bäume, wir waren in der sogenannten Champagne puyeuse; dabei hatten wir unangenehmes, kaltes unfreundliches Wetter. Wir passirten Bar sur Aube, eine kleine alterthümliche Stadt mit 4500 Einwohnern, am rechten Ufer der Aube gelegen in einem Thal, das sich durch seine schönen Wiesen auszeichnet und von einer Menge kleiner Dörfer umgeben ist. Die Anhöhen der Umgegend sind auf der Sonnenseite ganz mit Weinbergen bestellt, die Gipfel derselben mit dunkelgrünem Laubholz. Auf einem Berge nahe bei der Stadt liegen die Ruinen eines alten Schlosses, das durch die Vandalen zerstört wurde.

Es wurde dunkel und um 9 Uhr Abends erreichten wir

Chalons sur Marne, wo ich im Hotel du Palais royal Quartier nahm. Diese Stadt ist der Hauptstapelplatz des Champagnerweins; sie ist von mittlerer Größe, hat 16 000 Einwohner und zeichnet sich durch ihre großartigen Kellerräume und weiten Magazine für die Aufbewahrung der moussirenden Weine aus. Eine hübsche Kirche heißt St. Etienne; sie war ursprünglich nur eine Kapelle und wurde 450 auf der Stelle eines früheren römischen Apollotempels gebaut. Besondere bewundernswürdig sind ihre beiden Thürme, schlank und von hervorragend eleganter Bauart. Das Allerheiligste ist von großer Schönheit und der Altar gilt für einen der schönsten des Königreichs. Leider haben die bunten Kirchenfenster und vieles im Innern während der Revolution sehr gelitten und vieles ist gestohlen.

Es war der 3. November und am Morgen schon recht kalt; es hatte gefroren und auf den stehenden kleinen Gewässern lag Eis. Ein großes Etablissement, es glich einer kleinen Festung, lehnte sich an eine Anhöhe und hatte mehrere lange Seitengebäude. Als ich mich darnach erkundigte, sagte man mir, es gehöre der Firma Jacquesson & fils; gerade dahin wollte ich. Es ist als eins der größten Champagnerhäuser weltbekannt.

Ich denke, es ist hier wohl am Platze, in Kurzem eine Beschreibung der Zubereitung des Champagnerweins zu geben. Im Herbst, wenn man die Trauben aus den Weinbergen erntet, trennt man die rothen von den weißen und nimmt hauptsächlich nur die rothen zum moussirenden Wein; doch hiervon nur die besten, bringt sie nun unter die Kelter und preßt sie einmal leicht durch. Der so gewonnene Traubensaft hat eine weiße, vielleicht ein klein wenig röthliche Farbe, was man im Ganzen gern sieht. Bei der zweiten Pressung wird der Wein schon roth und muß als gewöhnlicher Wein verbraucht werden. Die weißen Weine nimmt man mehr zu Mittel- und geringeren Weinen. Nun sucht man nach Möglichkeit dem bestimmten Wein die Mostsüße zu erhalten und bringt ihn in die tiefsten kühlsten Keller, wo sich nun eine unvollkommene Gährung entwickelt und die Weine bald still und klar werden. Ist dieser

Zustand eingetreten, so sticht man die Weine auf andere Gebinde, trennt dadurch den Trub (die Ausscheidung) vom Wein und legt diesen dann in andere Keller. Inzwischen ist auch der Winter eingetreten und so liegen die Weine in stiller Gährung bis zum kommenden Frühling, wo sie sich dann schon ganz klar abgelegen haben. Nun beginnt man mit dem Abziehen der Weine auf Flaschen, korkt sie mit schönen starken Korken fest zu, schnürt letztere mit Bindfaden fest und lagert diese Flaschen nun in weiten Räumen oder Magazinen in langen Reihen und Stapeln hoch aufeinander. Die eintretende Frühlingswärme bringt nun diese Flaschenweine zum zweiten Male in Gährung und dadurch springen eine Menge Flaschen, trotzdem sie sehr stark im Glas sind. Dieser sogenannte Bruch ist sehr bedeutend, oft an 15 % des Ganzen. Dieser ausgelaufene und allerdings aufgefangene Wein ist nur als Weinessig zu gebrauchen. Jedenfalls ist der Verlust an Wein sehr groß. So vergeht der größte Theil des Sommers, bis dann die Gährung allmählich ganz aufhört und der Wein in der Flasche ganz klar wird. Ist dies nach häufigeren Untersuchungen mit allen Flaschen der Fall, so beginnt das Degorgiren. Es haben sich nämlich durch die letzte Gährung gewisse Theile vom Weine ausgeschieden, die sich auf der unteren Seite der Flasche niedergelagert haben. Diese müssen entfernt werden. Man nimmt also jede einzelne Flasche und stellt sie, den Kopf nach unten, in lange mit Löchern versehene Bretter. Dadurch sinkt der erwähnte Bodensatz allmählich auf die Korken nieder. Nach einiger Zeit, wenn dies vor sich gegangen ist, nehmen die eigens dazu eingeübten Arbeiter jede einzelne Flasche vorsichtig heraus, schneiden die Bindfaden ab, lassen mit einem gewissen schnellen Griff und Druck den Pfropfen abmoussiren oder abspritzen und schnellen damit zugleich mit einem kleinen Schwung der Hand den Schmutz, der auf dem Korken lag, hinaus, so daß die Flasche dann nur den klaren Wein enthält. Nun kommt aber eine große Hauptsache hinzu, welche dem Champagner die eigentliche Würze giebt. Durch das Abspritzen der Flasche fehlt ein kleiner Theil des Inhalts derselben. Um dem Wein, der so, wie er ist, nicht ge-

nügend Feuer und Süße hat, dieſe Eigenſchaften zu geben und das konſumirende Publikum zufrieden zu ſtellen, hat man einen Liqueur bereitet, der jeder Flaſche einzeln zugeſetzt wird. Dieſer Liqueur beſteht hauptſächlich aus Zucker, Cognac und Madeira. Da nun aber der Geſchmack der verſchiedenen Länder von einander abweicht, ſo macht man die Zuſammenſetzung dieſes Liqueurs auch ſehr verſchieden. England wünſcht ſtarke, weniger ſüße Weine, Rußland mag ſie lieber recht ſüß und weniger ſtark, Deutſchland eine Mittelſorte und ſieht auf möglichſte Feinheit. So hat jedes Land ſeine eigenen Wünſche und da jedes Champagnerhaus hauptſächlich ein Land hat, wohin es vorzugsweiſe ſeine Weine ſendet, ſo kennt es durch die lange Übung den Geſchmack ſeiner Abnehmer. Sind nun alle dieſe theilweiſe ſchwierigen Operationen beendet, ſo legt man dieſe verhältnißmäßig jungen Weine noch 1½ bis 2 Jahre ins Flaſchenlager und dann iſt der Wein fertig zur Verſendung. Man ſieht, daß der Champagner erſt durch viele Hände gehen muß, ehe er zum Verbrauch fertig iſt. Das rechtfertigt alſo auch den hohen Preis, welcher für echte, gute Weine gefordert werden muß.

Am Vormittag machte ich meinen Beſuch bei Herrn Jacquesſon, fand ihn aber nicht, ſondern einen deutſchen Kommis aus Frankfurt. Es iſt auffällig, wie viele Deutſche man in dieſen franzöſiſchen Handelsſtädten als Buchhalter oder Gehülfen angeſtellt findet. Es iſt dies hauptſächlich ihrer Kenntniſſe, Arbeitskraft und Thätigkeit und auch der deutſchen Sprache wegen, daß man ſie vorzugsweiſe gern engagirt. Der Sohn des Herrn Jaquesſon, ein kleiner lebhafter hübſcher Knabe, kam gerade in das Komptoir und ſo ließ der Kommis mich anmelden. Bald darauf kam Frau Jaquesſon, eine liebenswürdige junge lebhafte Engländerin, und bedauerte, daß ihr Mann unwohl ſei, doch möchte ich jetzt nur die Etabliſſements beſehen und um 4 Uhr wiederkommen, um bei ihnen zu eſſen und den Abend zuzubringen. Und ſo geſchah es auch. Der Kommis führte mich zuerſt in die enormen Lagerräume. Man kann mit Wagen und Pferden in die Räume des Erdgeſchoſſes hineinfahren; ſehr lange Reihen mit hunderttauſenden von Flaſchen

liegen hoch aufgestapelt an den Seiten bis in weite Ferne, da die Magazine sehr ausgedehnt sind. Diese Räume bilden ein Viereck; die beiden Seitenflügel sind, wie eben beschrieben, mit Flaschen gefüllt, die Hinterseite dient zu Werkstätten von Tischlern, Kistenmachern, Flaschenspülern, zu Räumen zum Abzapfen der Weine u. s. w. Die Vorderseite bildet das höchst elegante Wohnhaus, das nach neuerer Weise luxuriös eingerichtet ist. Der Hof und sonstiger Raum in der Mitte ist durch Gartenanlagen in englischem Geschmack ausgefüllt, sauber und hübsch gehalten und theilweise mit kostbaren Zierbäumen versehen. Die Aussicht vom Wohnhaus ins Grüne ist ganz allerliebst und da die Gebäude zur Seite stattlich und mit einem gewissen Luxus gebaut sind, so macht sich das Ganze sehr geschmackvoll. Die geräumigen Keller sind in die bereits erwähnte Anhöhe hineingebaut und grenzen unmittelbar an die Magazine. Es sind zwei Kellergewölbe übereinander. In dem unteren Keller liegen die zuletzt gelesenen Weine, in den oberen werden sie später transportirt; sie sind auch theilweise mit älteren Weinen belegt. Bemerken muß ich noch, daß Jaquesson wie auch die meisten Champagnerhäuser die Trauben (nicht die schon gekelterten Weine) von den Proprietairs kaufen. Dadurch können sie die Behandlung derselben von Anfang an leiten und zu Ende führen, was von der größten Wichtigkeit ist, da die guten und namentlich die feinen Lagen sehr theuer bezahlt werden. Namentlich ein Bouzy, den ich hier probirte, war ein außerordentlich schöner feiner Wein.

Ich ging mit meinem Führer mit dem höchsten Interesse durch alle Lokalitäten und Anlagen, Werkstätten u. s. w. und bekam dadurch ein klares Bild des ganzen Etablissements. Als dieses gründlich besehen war, womit längere Zeit verging, schloß sich mir Herr Krug, Schwager von Herrn Jacquesson, der eine Schwester seiner Frau geheirathet hatte, an und wir gingen in eine Kirche mit vier Thürmen, ich meine, sie hieß Notre Dame. Sie war regelmäßig und hübsch gebaut, mit vielen, zum Theil kostbaren Verzierungen. Ich wohnte dort einer Totenfeier bei. Der mit

einer schwarzen Sammetdecke belegte Sarg war mit Kandelabern und Lichtern reich umgeben, am Altar wurde eine Messe gelesen und eine Schaar Geistlicher stand im Chor und sang in langsamer trauriger Melodie seine Choräle. Alle waren in Schwarz mit sonderbaren, über den Kopf gezogenen Kapuzen oder Mützen gekleidet. Von Zeit zu Zeit traten Musiker zwischen sie und bliesen auf dumpfen Hörnern eine Trauermusik. Dann machten Herr Krug und ich eine Promenade am Ufer eines Kanals, der neu gebaut wurde und der zur Seine und durch dieselbe nach Paris führt.

Zur bestimmten Stunde stellte ich mich bei Jacquessons ein und fand die Familie am Kaminfeuer versammelt. Sie bestand aus Herrn Jacquesson und Frau, zwei allerliebsten Knaben von elf und neun Jahren und drei Bekannten. Herr Jacquesson gefiel mir sehr; er ist ein offener edler Charakter, unternehmender Kaufmann, voll Interesse für sein Geschäft, scheint sehr viele Kenntnisse davon zu haben und spricht viel und gern davon. Schon am Kaminfeuer wurde man bald recht bekannt mit allen Anwesenden und ein heiterer munterer Ton wurde angeschlagen, in den auch die Damen und namentlich die lebhafte und muntere Frau Jacquesson mit einstimmten. Man ging ziemlich spät zu Tisch; dabei wurde ein Überfluß an Weinen geboten: Madeira, Bordeaux, Rheinwein und namentlich Champagner. Mit dankbarem Herzen verließ ich um 11 Uhr dieses gastliche, angenehme Haus, wo es mir sehr gut gefallen hatte. Ich packte noch meine Sachen zusammen, da ich am andern Morgen zeitig reisen wollte.

VIII.

Reims. — Besuch bei der Wittwe Cliquot. — Epernay.

Schon um 4 Uhr wurde ich geweckt; ich war noch herzlich müde, indeß es half nichts und so bestieg ich die Diligence, die nach Reims fuhr. Ich saß sehr eng, denn alle Plätze im Koupee waren besetzt, aber es hatte sein Gutes, denn es war windig und sehr kalt draußen und fror stark, so daß man den Zug des undichten Wagens kaum ertragen konnte. Nach dem Wechsel der Pferde auf der ersten Station stiegen wir drei Herren des Koupees aus und wanderten eine Anhöhe hinan. Die Gegend ist wenig interessant, größtentheils flach und eben.

Reims ist theilweise eine ganz alte Stadt und in diesen Theilen hat sie recht enge und krumme Straßen; in einem neueren Theil sind sie gerade, länger und ansehnlicher. Die Stadt hat 45 000 Einwohner, einen hübschen Platz Louis XV., dessen Bildsäule von Bronce in der Mitte steht. Der Kathedrale gegenüber liegt das Wirthshaus Maison rouge; dort befindet sich die Inschrift: „L'an 1429, au sacre de Charles VII., dans cette Hotellerie, nommée alors „lancraye," le père et la mère de Jeanne d'Arc ont été logées et defrayées par le conseil de ville." (Im Jahre 1429, unter dem heiligen Karl VII., ist der Vater und die Mutter der Jeanne d'Arc in diesem Gasthause, das damals „lancraye" genannt wurde, durch den Stadtrath freigehalten worden.) Man hält hier diese Stadt für eine der ältesten, der berühmtesten und der reichsten von Frankreich, die in einer Gegend liegt, welche die allerbesten Weine produzirt. Der Ursprung der Stadt verliert sich im grauen Alterthum. Schon als Julius Cäsar Gallien eroberte (702 Jahre nach der Gründung Roms, 50 Jahre vor Christus), war sie schon bedeutend und wurde Hauptstadt der Republik remoise. Unter den römischen Kaisern war sie Metropole vom belgischen

Gallien, später eine gallo-römische Stadt mit Tempeln, Palästen, Triumphbögen und einem Kapitol. Auch wurden Fontainen, Arenen, Badehäuser oder Thermen, Aquadukte, Chausseen und Militairstraßen eingerichtet Unter den ersten Königen wurde Reims mit Metz zusammen als eine der ersten Städte des Königreichs Austrasien genannt. Im dritten Jahrhundert wurde sie der Sitz einer Unterpräfektur, eines Gerichts- und Handelstribunals; dann schloß sich eine Industriekammer, Akademie der Wissenschaften, Universität, kaiserliches Lyceum, medizinische Schule, Schauspielhaus, Museum und Bibliothek mit werthvollen Manuskripten an.

Ein Schmuck und Stolz der Stadt ist die mächtige Kathedrale, eine der reichsten und schönsten in Europa. Sie wurde im 13. Jahrhundert gegründet, hat eine Länge von 148 Meter, 31 Meter Breite und 47 Meter Höhe bis zur Spitze des Daches. Die Front zeichnet sich aus durch Großartigkeit, Reichthum und Schönheit der Architektur. Der untere Theil derselben besteht aus drei großen und weiten Eingängen mit den herrlichsten Skulpturen, Verzierungen und vielen Figuren. Darüber erheben sich zwei viereckige Thürme, ebenfalls mit vielen Statuen und Büsten verziert, alle sehr kunstvoll gearbeitet. Hinter diesen folgt das Kirchendach, welches in geraden Linien bis zum Ende ausläuft und von einem kleinen Thurm abgeschlossen wird, den die Figuren von acht Bischöfen tragen, die einst den Engländern die Stadt ausgeliefert haben. Leider fehlt ein großer Platz, der die schöne Kirche umgiebt, so daß man das große Ganze nur unvollkommen übersehen kann.

Auch das Innere der Kirche ist erhaben und großartig. Drei Schiffe beginnen bei den Thürmen, beim Altar gehen sie in fünf Schiffe über, alle hoch und schön gewölbt. Von den Seiten fällt das Licht durch hohe Fenster mit den schönsten Glasmalereien in die Kirche. Künstlerisch ausgezeichnet sind zwei große runde bunte Fenster, durch welche ein eigenthümliches farbiges Licht fällt. Die hohen mächtigen Kirchenpfeiler haben schön verzierte Kapitäler. Der Altar ist einfach, in edlem Styl, mit schönen Marmorver-

zierungen und prachtvollen reichen Leuchtern und Kandelabern; er ist von einem reich vergoldeten Eisengitter eingefaßt. In den vielen Seitengalerien findet man eine Menge schöner werthvoller Gemälde. Eine große mächtige Orgel liegt über dem Haupteingang und soll ein Meisterstück dieser Art sein.

Ich machte verschiedene Besuche und ging zwischendurch in ein durch seine Eleganz berühmtes Cafe, das neuerdings mit dem größten Luxus eingerichtet war und mit den neuesten und schönsten dieser Art in Paris wetteifert. Es hieß Cafe Courtois und überraschte mich wirklich durch seinen Glanz und seine Schönheit. Große Spiegelscheiben bilden die Thüren und die ganze untere Fassade. Im Innern sind die Seitenwände auch ganz aus Spiegelglas, von weißen, reich mit Gold verzierten Säulen eingefaßt. In den Zwischenräumen sind kleine Statuen und hübsche Gemälde angebracht, und die Kapitäler der Säulen bilden kleine Engel mit vergoldeten Verzierungen. Hochelegante Kronleuchter schaffen die glänzendste Erleuchtung und die Spiegelwände werfen deren Licht scheinbar bis in die Unendlichkeit, so daß man beim Eintritt nicht weiß, wie weit sich die Säulenreihen zu beiden Seiten ausbreiten. Die Tische, welche eng aneinander stehen, sind aus weißen Marmorplatten, von bronzenen Gestellen getragen und die Stühle und Bänke von bunt geschnitztem, schwarzem Holz mit rothsammeten Polstern. In der Mitte des Saales stehen zwei hohe Säulen mit reichen Armleuchtern, weiß und Gold in der Art wie die andern Verzierungen. Den Plafond bilden eine Menge Gemälde in goldenen Rahmen und vergoldetes Schnitzwerk füllt die Ecken aus. Hinter den genannten zwei starken Säulen befinden sich acht schöne Billards mit reich eingelegter Arbeit und in der oberen ersten Etage ebenso viele. Auch diese Säle sind mit schönen Wandgemälden verziert, die von reichen Goldrahmen eingefaßt sind. Es ist wirklich eine wahre Pracht und dem Eigenthümer muß es ungeheure Summen gekostet haben. Dies Cafe hat einen großen Zuspruch, die Preise sind jedoch recht theuer; eine Tasse Kaffee kostet 10 Sous, während sie anderweitig nur 4 Sous kostet.

Im Übrigen sind die 16 Billards jeden Abend alle in Anspruch genommen.

Am Vormittage machte ich meinen Besuch bei Veuve Cliquot. Der alte Hauptassocié Werle empfing mich sehr freundlich; auch hier besah ich die großartigen Kellereien und probirte einige neue Weine mit ihm. Dann sprach ich mit ihm wegen Ankaufs seiner Weine für unser Geschäft. Nach längeren Verhandlungen sagte er mir zu, uns erst im Jahre 1844 Weine zu verkaufen und senden zu wollen. Als Grund wurde von ihm angeführt, daß die Cliquotweine so begehrt seien, daß sie jetzt nicht soviel liefern könnten, wie verlangt würden, und da sie nur das Allerbeste absendeten, so würde ihr Vorrath oft knapp. Es ist eine ganz eigene Sache mit dieser Firma; der Sachverhalt ist in Wirklichkeit folgender.

Der gute Ruf der Firma gründete sich zuerst auf Tüchtigkeit und Geschäftskenntniß der Inhaber, unterstützt durch Lieferung guter Weine. Auch war gleich im Anfang ein gutes Vermögen zum Geschäftsbetrieb vorhanden, aber auch das Glück half mit. Da kamen die Kriegszüge unter Napoleon I. Als sein Stern sank, kam Kaiser Alexander I. nach Reims und erhielt sein Quartier bei der Wittwe Cliquot. Das dortige Familienleben und namentlich auch der gute Wein sagten ihm zu, er gewöhnte sich daran und als er nach Rußland zurückkehrte, wollte er als Champagner nur diese Sorte trinken. Dies war die Richtschnur für den ganzen Petersburger Hof, es schloß sich der russische Adel und die vornehme Welt daselbst an, auch die großen russischen Städte ahmten es nach und bald trank man in Rußland hauptsächlich nur Cliquot-Champagner. Der Versand dieses Weines war daher enorm und die Firma konnte kaum soviel liefern, wie verlangt wurde. Dies erregte auch in andern Ländern Aufmerksamkeit und man wandte sich auch von daher an Madame Cliquot. Diese traf nun aber ihre Auswahl, nahm nur von hervorragenden Leuten und großen Firmen Aufträge an und machte zur Bedingung, daß das Geld für die Bestellungen vorher eingesandt werden müsse. Da namentlich in Mecklenburg, wohin mein Vater sein Hauptgeschäft hatte, viel

Cliquot-Champagner verlangt wurde, hatten wir schon mehrere male Aufträge eingesandt, aber eine abschlägige Antwort bekommen. Ein Hauptgrund des letzteren war, daß wir auch bedeutende Geschäfte nach Rußland und namentlich nach Finnland machten und dadurch, wenn auch erst in zweiter Hand, Konkurrenten geworden waren. Dies wollte die Firma Cliquot unter jeder Bedingung vermeiden, um gewissermaßen ein Monopol in Rußland zu behalten. Wir waren daher gezwungen, von anderen Weinhändlern unserer Gegend diesen Wein zu kaufen, und da blieb für uns dabei so gut wie nichts übrig. Daher erhielt ich von meinem Vater den Auftrag, direkt bei der Wittwe Cliquot anzufragen. Wie schon erwähnt, erhielt ich als äußerstes Zugeständniß die Antwort, daß sie uns 1844 Weine direkt schicken wolle. Da wir jetzt 1842 schrieben, so war das noch eine lange Zeit, indeß man mußte sich zufrieden geben. Ähnlich ging es den anderen Weinhändlern in unseren Gegenden. Aber das setzte doch böses Blut und erregte eine gewisse Erbitterung. Dadurch kam es denn nach einigen Jahren anders. Man hatte in der Champagne auch andere Häuser, die sehr gute Weine produzirten, und wenn Madame Cliquot auch viele Jahre hindurch ihr Prinzip aufrecht erhalten konnte, arbeiteten doch viele Konkurrenzhäuser gegen sie.

So trat in den fünfziger Jahren ein sehr tüchtiger Mann, ein Agent Krohn, für die Firma L. Röderer auf und erklärte: „Ich weiß, daß ich meine Gesundheit zusetze und mein ganzes Leben ein einseitigeres wird, aber ich werde mit größter Ausdauer alle meine Kräfte einsetzen, um Cliquot zu verdrängen." So geschah es nun auch, das Haus Röderer unterstützte ihn mit brillanten Weinen; mit eiserner Kraft und einer großen persönlichen Liebenswürdigkeit wußte Herr Krohn Hoch und Niedrig zu gewinnen. Nach Verlauf von allerdings längeren Jahren hatte er gesiegt, denn Röderer wurde fast ausschließlich Numero eins und Cliquot Numero zwei; das Monopol war gebrochen und Cliquot nahm nun den gleichen Rang ein wie andere Häuser. Aber Herrn Krohns Gesundheit war durch das aufreibende Leben gebrochen, er kam

auch hierher nach Lübeck, mußte dauernd Badereisen machen und starb bald darauf.

Ungern verließ ich Reims und seine liebenswürdigen Bewohner und reiste am Abend nach Epernay. In der Nacht kam ich, recht durchgefroren, dort an und ging am andern Morgen zur Firma Chanoine frères, dem dortigen bedeutendsten Champagnerhause. Epernay, gegen Reims nur eine kleine Stadt von 9000 Einwohnern, ist alterthümlich, aber freundlich gelegen in der Mitte des Departements Marne und in der fruchtbarsten Gegend desselben. Auch diese kleine Stadt zeichnet sich durch ihre ausgezeichneten Champagnerläger aus. Die meisten ihrer Keller sind in die Felsen gehauen und dadurch sehr zweckdienlich. Das Geschäftshaus von Moet & Chandon existirt schon lange Zeit. Hier wohnte Napoleon I. nach und vor der Schlacht von Montmirail. Auch diese Herren besuchte ich und besah ihre Lokalitäten; in viel späteren Jahren machten uns zwei Herren Moet mit ihren Damen einen Gegenbesuch in Lübeck.

Bei Chanoine besah ich die Läger recht gründlich, um so mehr, da es ihnen Freude machte und sie ihren Stolz darin suchten, sie zu zeigen. Lange Reihen von Lichtern hatte man hingestellt, um die Länge der großartigen Gewölbe zu zeigen, und ein recht bedeutender Vorrath von Flaschen lag an den Seiten derselben aufgestapelt. Sehr liberal sind die Herren in diesen Städten mit dem Anbieten ihrer schönen Weine zum Probiren und manche Flasche wurde mit und bei ihnen geleert. Die beiden Herren Chanoine sind schon bejahrte Leute, doch noch ganz rüstig und sehr höflich und zuvorkommend. Sie zeigten mir auch eine Windmühle, die dazu diente, Wasser in die Keller zu leiten. Von der Spitze der benachbarten Berge hatte man eine sehr hübsche Aussicht in die Umgegend und namentlich von der sogenannten Côte oder Hügelreihe, welche die Stadt in einiger Entfernung fast ganz umgiebt und beinahe aus lauter Weinbergen besteht. Da wachsen die schönsten Weine des Departements. Man sah die Dörfer und Kirchspiele mit ihren berühmten Namen: Haut Villers, Dizy, Ay,

Marceuil, Verzenay und Sillery, dann, mehr links, Pierry und Bouzy.

Hiermit ſchloß ich nun meinen Aufenthalt in der Champagne, der mir ſehr lehrreich und nützlich geweſen war, und auch gewiſſermaßen meinen Lehrkurſus in den Ländern und Gegenden der Weinproduktion. Ich hatte weitläufige Geſchäftstagebücher geführt, die mich manche Stunde ſowohl am Tage wie bei Nacht in Anſpruch genommen hatten und die mir im ſpäteren Leben recht häufig wieder zu Nutzen gekommen ſind.

IX.

Reiſe nach Paris. — Die erſten Eindrücke. — Theater. — Louvre und Tuillerien. — Studentenleben. — Jardin des Plantes. — Pantheon.

Um 4 Uhr Nachmittags kam ich von meinen Beſuchen nach Hauſe und um 5 Uhr reiſte ich mit der Diligence nach Paris. Da ich meinen Platz etwas ſpät genommen hatte, mußte ich mich mit dem letzten oben auf der unbedeckten Imperiale begnügen. Ich war aber doch noch froh, überhaupt mitgekommen zu ſein, und kletterte kühn hinauf. Wir ſaßen ſehr gedrängt beiſammen, vier Perſonen, das Gepäck hinter uns, dazwiſchen auch Hunde, die ganz abſcheulich rochen, und meiſtentheils hatten wir den Wind im Geſicht. Trotz meines Überrocks fing mich bald an recht zu frieren, denn auch an den Füßen war das Knieleder nicht dicht und ein beſtändiger ſchneidender Wind wehte von allen Seiten. Es begann zu frieren und dann zu ſchneien und mich fror durch und durch. Um 1 oder 2 Uhr ſollte ich einen Platz im Interieur der Diligence haben und jetzt war es erſt 11 Uhr. Wir wechſelten Pferde und ich ging ſo lange ins Wirthszimmer, ich fand dort Bouillon, an welcher ich mir die Zunge verbrannte, die mir aber doch wohlthat, dann mußte ich wieder auf meinen hohen Platz. Schlafen

konnte ich nicht, denn ich zitterte und klapperte mit den Zähnen. Endlich kam die ersehnte Stunde, ich stieg hinab, bekam eine schöne Wagenecke und schlief den Rest der Nacht ganz herrlich.

Als es tagte, waren wir nicht weit von Paris. In den Straßen der Vorstadt war es schon recht lebendig, Fuhrleute kamen und gingen und viele schöne Landhäuser standen an den Seiten, hin und wieder sah man schon ein städtisches Kabriolet oder eine Kutsche fahren. Dann endlich kamen wir an die Festungswerke und fuhren in die Stadt hinein. Schon der Gedanke, daß es Paris sei, machte alles interessant. Endlich erreichten wir die Boulevards; da wurde es interessanter durch die lebhafte Passage von nobeln und geschmackvoll gekleideten Leuten. Durch enge Straßen fuhren wir in den Posthof ein.

Ich nahm einen Wagen und fuhr zum Hotel Violet, welches mir durch Herrn Seris seiner Zeit empfohlen war. Ich bekam ein recht hübsches Zimmer, ließ mir ein behagliches Feuer nach der durchreisten Nacht machen, setzte mich in einen prächtigen Lehnstuhl davor und wärmte mich recht durch. Dann kleidete ich mich um und ging nach dem Quai des Grands Augustins, um meinen Vetter Hermann Klipsch aufzusuchen. Im Komptoir meines Hotels sagte man mir zu meiner großen Freude, daß ein Herr mit Namen Crivelli nach mir gefragt, hier einige Tage gewohnt habe und in diesen Tagen wiederkommen würde, um mich zu sehen. Ich bedauerte, nicht gleich zu ihm gehen zu können. Nach einigen Schwierigkeiten fand ich den Weg zum Pont neuf, einer alten, wenig ansehnlichen Brücke, durch die Rue Poissonniere, die lange in grader Richtung fortlief, mit viel Leben und einer großen Menge Läden.

Im Hotel von Hermann Klipsch angekommen, mußte ich eine Menge Treppen hinansteigen, daß mir fast der Athem ausging und ich froh war oben angekommen zu sein. Er hat zwei kleine hübsche Zimmer und bezahlt 40 Frcs. per Monat. Ich freute mich herzlich, den lieben guten Menschen wieder zu sehen. Er sagte, daß mich Herr von Unger, den ich in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Bordeaux bei dem alten Herrn Klipsch getroffen hatte, erwarte,

um mit mir Paris zu beſehen. Vorläufig wollte ich indeß nicht darauf eingehen und nun machten wir unſere Pläne. Ich ſah bei ihm ſo recht das Leben eines jungen franzöſiſchen Studenten und, obgleich ich feſt überzeugt bin, daß er ein tüchtiger braver Menſch iſt, ich auch viele gute Eigenſchaften von ihm kenne und weiß, daß er viele Vorzüge hat, um die ich ihn wirklich beneide, ſo ſah ich doch manches, was mir nicht gefällt.

Im Allgemeinen wird das Studium hier nur oberflächlich betrieben, die Zeit wird vergeudet und man erkennt nicht, wie koſtbar ſie iſt. Es war Mittags 12 Uhr, mein guter Vetter noch im Schlafrock und ganz thatenlos; es war noch kein Feuer im Kamin, alſo hatte er ſehr lange geſchlafen. Ein junger Herr aus Bordeaux, mit dem er einige Tage hier zuſammen geweſen war, hatte ihn wieder verlaſſen und bis jetzt hatte er noch keinen ordentlichen Arbeitsplan für dieſen Winter gemacht. Genug, wir plauderten bald dieſes, bald jenes und dann machte er ſeine Toilette zum Ausgehen. Er holte ſich das Raſirwaſſer ſelbſt von unten, raſirte ſich mit großer Sorgfalt, eine Sorte Pomade wurde für den Schnurrbart genommen, eine andere für das Haupthaar; dann ging es weiter, die Tragbänder waren zerriſſen, es mußte Bindfaden geholt werden, ſein Vorrath davon war aber in den Kehricht des Kamins geworfen, da mußte Joſeph, ſein Decrotteur, kommen und wurde ausgeſcholten: „He, Joseph, vous jetez tout dans la cheminée, les cordes, mes cartes de visite et mes billets-doux, allons donc, brossez moi!“ Dann wurde er abgebürſtet, denn er konnte ſeine Bürſte nicht finden, darauf wurden die Stiefel beſehen, ob ſie noch gut ſeien, die Weſte ausgewählt, alles mit Muße vor dem Kamin beſehen, dann der Rock angezogen, der Hut mit vieler Sorgfalt vor dem Spiegel etwas zur Seite gedrückt, der Bart nochmals geſtrichen, der Mackintoſh angezogen und nun war er fertig. Dann gingen wir aus, Arm in Arm über den Pont neuf zum Louvre.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die Einzelheiten und Merkwürdigkeiten von Paris ſchildern, die ich theils

allein, theils mit andern gesehen habe; genug, anfangs sahen wir nur das Gewaltige des Äußern vom Louvre und den Tuilerien, wo der König Louis Philipp wohnte, dann das Palais Royal, wo ein schöner Laden sich einem noch schöneren anreiht. Es sind drei Vierecke, jedes von einem großen Platz umschlossen, größtentheils mit Bäumen bepflanzt, hinter den Säulenhallen sind Läden, Restaurationen, Cafés u. s. w. und in allen herrscht ein lebhaftes Gewühl von Menschen.

So wanderten wir von Ort zu Ort, besuchten als Ruhepunkt einen Freund von H. Klipsch und kamen dann zur Rue de la Paix. Nach und nach bekam ich mehr Respekt vor Paris und dem großartigen Leben und Treiben in den herrlichen Straßen. Wir kamen zum Boulevard des Italiens, einem der schönsten Theile der Promenade, wo die schöne Welt am meisten wandert und die meisten Theater sind. Die Menge der prachtvollen Läden, die eleganten Cafés, das Gewoge der Menschen, die schönen Equipagen, die vielen geschmackvollen Toiletten der graziösen Pariserinnen und Fremden, — alles machte mir viel Freude und ich sah bald rechts, bald links. Dann betraten wir die schönen Gärten der Tuilerien, die Place de la Concorde mit ihrem Obelisk, den goldigen Fontainen und dann gingen wir die Champs Elisées hinauf zum Arc de Triomphe.

Die Menge so schöner neuer und interessanter Gegenstände und Merkwürdigkeiten zu sehen, war fast überwältigend und dieser Triumphbogen mit seinen vielen Figuren, Emblemen und Verzierungen auf dem großartigen Bauwerke erregte mein volles Erstaunen und meine Bewunderung. Überhaupt war ich ganz entzückt von den vielen Schönheiten dieser großartigen Stadt. Da Herr Klipsch für heute Abend ein Engagement hatte, verließ er mich jetzt, bezeichnete mir einen Omnibus und ich fuhr nach meinem Hotel in der Rue Hauteville. Nicht weit davon wohnte mein früherer Reisegefährte aus Spanien, Herr Seris. Leider war er nicht in der Stadt, sondern wohnte auf dem Lande.

Nun sah ich mich aber nach einem Restaurant um, denn seit

Epernay und einer Bouillon in der Nacht hatte ich nichts Ordentliches genossen. Im Restaurant de Rome fand ich, was ich suchte. Das Lokal war brillant eingerichtet; hinter einem eleganten und kostbaren Buffet saßen ein paar ältere Damen in feiner Toilette und die Kellner waren in großem Staat mit weißseidenen Kravatten. Man brachte mir die Karte; die Wahl war nicht zu schwer, alles war sehr gut und doch für Paris nicht zu theuer. Ich zahlte 5 Frcs. für alles, den Wein einbegriffen; es wurde auf Silber und feinem Porzellan servirt. Sehr interessant war es auch, die anderen Gäste mit dem lebhaften französischen Temperament und ihrem gewandten Benehmen zu beobachten.

Es war 5½ Uhr und ich ging den Boulevard entlang zum Theatre olympique. Die meisten Pariser Theater sind nicht groß, um einen guten Platz zu bekommen, muß man frühzeitig hingehen. Den Parisern ist das Theatervergnügen ähnlich so lieb wie dem Spanier seine Stiergefechte und daher sind die Theater fast immer sehr gefüllt. Ich wartete geduldig meine Zeit ab, bekam aber trotzdem nur einen mäßigen Platz im Hintergrunde einer Loge, die sehr entfernt von der Bühne lag. Das Haus war gedrängt voll und es herrschte, wie es so leicht bei den lebhaften Franzosen vorkommt, ein tüchtiger Lärm im Hause. Man gab ein niedliches Vaudeville mit Gesang, le Grenadier, das recht gut gegeben wurde und in welchem den Franzosen in ihrem Lieblingsthema, l'amour et la gloire, sehr geschmeichelt wurden.

Die Theater schließen sehr spät und dabei verlernt man das frühe Aufstehen fast ganz; es wird zu Hause Mühe kosten, dasselbe sich wieder anzugewöhnen.

Die schönsten Läden findet man in allen Hauptstraßen, auch ganz eigenthümliche. In einem solchen, wo nur Chokolade verkauft wurde, arbeitete im Hintergrunde eine kleine Dampfmaschine, welche die Kakaobohnen zermalmte.

Ich passirte auch die Place du Carreau de la Halle, wo sich die berühmten Dames de la Halle, d. h. Fischweiber, aufhalten.

Es sind die Nachfolgerinnen derjenigen, welche im Verlaufe der Revolution von 1789 eine so große Rolle spielten. Es war kein beneidenswerther Anblick! In dieser Gegend sieht man meistens Viktualienhändler und wenig andere Läden. Alle möglichen Lebensmittel sind hier fertig zubereitet, wie Fleischspeisen, gespickte Hasen, gehackter Spinat ꝛc.

Ich kam nun zum Louvre, um ihn auch im Innern kennen zu lernen. In dem von langen Flügeln eingeschlossenen Hofe erkennt man so recht das Große und Majestätische des ganzen Gebäudes; dann kommt man zum Place du Carousel und hat dort die Tuilerien vor sich. Man hatte die Absicht, beide, den Louvre und die Tuilerien, miteinander zu vereinigen, und an dem rechten Flügel war bereits mit dem Bau angefangen, aber die mit Gras und Gesträuch theilweise überwachsenen Steinblöcke zeugen von der Unterbrechung der Arbeit. Dagegen ist der linke der Seine zu gelegene Flügel ganz vollendet.

Die Tuilerien, den eigentlichen Wohnsitz der königlichen Familie, schließt ein wohl 14 bis 16 Fuß hohes Eisengitter mit vergoldeten Spitzen und einem großen Vorhof ein, dessen Ein- und Ausgang von Schildwachen bewacht wird. Der Bau dieses Schlosses wurde 1564 unter Katharina von Medici unter der Leitung von Philibert Delorme begonnen. Die Fassade besteht aus fünf Pavillons, die durch 4 kurze Flügel miteinander verbunden werden. Alles bildet eine Linie; die Länge beträgt 357 Meter. Die Architektur des großen Pavillons in der Mitte ist mit korinthischen und jonischen Säulen verziert. Das Innere des Palastes soll mit ausgezeichneten Bildern und Skulpturen dekorirt sein, größtentheils von französischen und italienischen Künstlern angefertigt. Zutritt zu bekommen ist schwierig; mir wenigstens glückte es nicht, umsoweniger, da die königliche Familie anwesend war. Es bietet sich hier eine sehr schöne Aussicht. Steht man auf der Treppe, die vom Ende des Tuileriengartens abwärts führt, so hat man zuerst einen großen weiten Platz mit von Steinen eingefaßten Teichen und Fontainen mit Statuen, weiter hinauf eine kleine Holzung vor sich. Die

Place de la Concorde folgt dann und nun die langen Alleen der Champs Elisées bis zum Arc de Triomphe, der durch die weite Entfernung sehr klein erscheint.

Die oben erwähnten Statuen hinter dem Tuileriengarten sind ausgezeichnete Meisterwerke; es würde leider zu weit führen, hier alle zu beschreiben, doch jede verdient Bewunderung. Auch die sie umgebenden Rasen und Blumenbeete sind sehr schön gehalten und alle mit einem eisernen Drahtgitter eingefaßt, da man mit Recht befürchtet, daß die freiheitslustigen Franzosen durch Abpflücken von Blumen und Zerstören der Pflanzen der sauberen Gärtnerei schaden würden.

Der Arc de l'Etoile ist mit großer Kunst gebaut und mit vielen Statuen und Reliefarbeiten geziert. Als Krone obenauf ist ein Wagen mit 4 Pferden, in der Breite gespannt, und eine Siegesgöttin steht stolz darauf und fährt.

Nun kam ich zur Cité oder Altstadt Paris. Unfern der Seine liegt die Kathedrale Notre Dame am Platze Parvis-Notre Dame. Sie wurde 1010 unter der Regierung des Königs Robert gegründet und ist in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut; die Länge beträgt 138 Meter, die Breite 50 Meter, die Höhe 34 Meter. Zwei gleich hohe Thürme, 68 Meter = 238 Fuß hoch, zieren den Eingang. In dem südlichen Thurm hängt eine große Glocke mit Namen Bourdon, welche 320 Centner wiegt; der Klöppel hat ein Gewicht von 488 Kilo. Zwischen den beiden Thürmen und oberhalb der Eingangsfronte befindet sich eine ausgezeichnet schöne Galerie, die von gothischen Säulen eingefaßt ist. Das Innere der Notre Dame enthält 45 Kapellen, 120 große Pfeiler, 108 Säulen und 113 meistens sehr hohe Fenster, die das nöthige Licht geben. Der Zulauf der Menschen beim Eingang zum Weihbecken ist so groß, daß man einen Mann bei der Eingangspforte hingestellt hat, der einen nassen geweihten Pinsel in der Hand hat und diesen den Gläubigen zum Betupfen hinhält.

Beim Rathhaus oder Hôtel de Ville war man beschäftigt zu

bauen, es liegt an der Seine und versprach schön zu werden. Das Ganze bildet ein ungeheures Viereck.

Ich ging durch die Rue Richelieu, die zwar nicht breit ist, sich aber durch die Eleganz ihrer Läden am meisten auszeichnet. So kam ich zum Platz, wo die Börse steht. Das ganze Gebäude macht einen sehr harmonischen, bewunderungswürdigen Eindruck. Die dreifarbige Fahne ist an vielen Stellen angebracht.

Ich mußte eilen, um in das Hotel Bisson zu Herrn Klipsch zu kommen. Wir gingen nach dem Essen zu dem Prado im Studentenviertel, wohin die Studenten mit ihren Frauen, wie sie ihre Grisetten nennen, gehen und ihre sogenannten Nationaltänze ausführen. Ich muß sagen, ich wunderte mich recht über die Wirthschaft, welche ich hier sah. Es waren viele junge Damen dort, die meisten in feiner Toilette in Sammt und Seide mit Muff, wie die Lionnes der Mode. Sah man sie aber im Tanze, so zeigten sie sich in höchst indecenten Stellungen; ihre Herren vis-a-vis machten es aber ebenso, oft noch schlimmer, embrassirten sich sogar im Tanzen und wanderten dann Arm in Arm umher oder setzten sich zusammen. Es war ein großer Salon mit Nebensälen, und viele hübsche Mädchen bewegten sich in denselben; es dauerte mich, daß man sie hier treffen mußte. Es ist übrigens ein eigenthümliches Verhältniß, in welchem sie zu den Studenten stehen. Sie führen ein Leben ganz wie Mann und Frau. Wäsche, Kleidung, Näherei und alle kleinen Bedürfnisse besorgt die junge Dame für den jungen Herrn und sich; sie sitzt bei ihm, wenn er arbeitet, und ihr Hauptvergnügen ist, wenn sie mit ihm auf die genannten Bälle gehen kann. Der Ton, der unter diesen jungen Leuten herrscht, ist wirklich amüsant; alle stehen auf Du und Du, sie führen Haushaltungsgespräche, begrüßen die Freunde ihres Mannes wie alte Bekannte, sind vergnügt und zufrieden und denken, es muß so sein. Das Tanzen betreiben sie mit Leidenschaft und es sieht wunderbar aus, wenn sie mit Mantille oder Mantel den Kontretanz tanzen, oder mit Schleier und Hut im schnellsten Walzer sich drehen.

Unten in einem andern Salon saßen viele mit ihren Herren

und nahmen Erfrischungen, die Unterhaltungen waren lebhaft und das französische Temperament und das elegante Benehmen verleugneten sich nicht.

Klipsch und ich blieben einige Stunden dort und gingen dann zum Palais Royal in ein glänzendes Estaminet (ein Cafe, wo man rauchen darf), tranken eine Tasse Kaffee und besprachen, was wir gesehen hatten.

Um 11 Uhr trennten wir uns und ich ging nach Hause. Da ich mit schriftlichen Arbeiten und Briefen sehr in Rückstand gekommen war, so arbeitete ich die Nacht durch. Um 6½ Uhr wurde es Tag, ich ließ mir Feuer im Kamin machen und ging um 9 Uhr zu von Unger, der im Hotel Canterbury höchst elegant wohnte. Er hatte seinen Plan für heute schon gemacht und ich ging allein zur Gemäldegalerie des Louvre. Eine Menge Meisterwerke aus aller möglichen Herren Ländern hingen in den hohen Sälen und viele Maler und Malerinnen kopirten diese Kunstschätze. Ich sah viele Bilder von bekannten, namentlich spanischen Meistern und die Murillos und Ribeiras begrüßte ich als alte Bekannte. Ich war in voller Bewunderung derselben, da kam mir von Unger nach und schlug vor, ob wir nicht zusammen nach dem Jardin des Plantes fahren wollten, da es so herrliches Wetter sei. Wir fanden den richtigen Omnibus, der uns bald am Eingang desselben absetzte.

Freilich war es jetzt Spätherbst und alles präsentirte sich unvortheilhaft, aber trotzdem muß man sagen, daß dieser gegen den in Regentspark in London zurücksteht. Letzterer ist viel reicher an Thieren und großartiger in seinen Parkanlagen. Man zeigte uns hier hauptsächlich die reißenden Thiere; es waren schöne Exemplare, aber in London waren mehr und alles war mannigfaltiger. Die Giraffe war schön, aber es war nur eine da, von Elephanten ebenfalls nur einer, während in London drei bis vier waren. Wir promenirten im Garten, fanden auch hier noch mancherlei Thiere, wie Hirsche, Rehe, Ziegen, Rennthiere, auch Bären und gingen dann auf einen Hügel, von welchem man einen hübschen Blick auf Paris und Umgegend hatte.

Wir gingen nun langsam zurück zum Pantheon, dem Denkmal, welches zur letzten Ruhestätte für alle bedeutenden Männer Frankreichs errichtet ist. Es ist ein prachtvolles Monument. Tritt man hinein, so wölbt sich eine sehr schöne Kuppel über dem Bau, die mit bezüglichen Malereien geschmückt ist. In den Ecken sind Siegesgöttinnen und entsprechende Allegorien meisterhaft ausgeführt. Der Fußboden ist mit karrirten Marmorplatten belegt und das ganze Bauwerk ist aus festem Sandstein erbaut. Eine Wendeltreppe führt hinauf zur ersten Galerie und dann zur höchsten Spitze. Von Unger wurde schwindelig und blieb zurück, erwartete mich unten und entsagte der schönen Aussicht. Mir that es leid, denn grade heute war eine schöne Abendbeleuchtung beim Beginn des Sonnenuntergangs. Ich konnte die hauptsächlichsten Gebäude erkennen und die ungeheure Ausdehnung der Stadt bewundern. Die Umgegend ist sehr flach und daher passend für eine Festung. Die Seine macht hier einen großen Bogen und zieht sich dann in der Ebene weiter fort.

Nun gingen Unger und ich nach Hause, wo ich meinen früheren Reisegefährten Crivelli vorfand, den ich zuletzt in England verlassen hatte. Wir begrüßten uns herzlich als treue gute Freunde, aßen zusammen, hatten uns aber soviel zu erzählen und zu fragen, daß wir fast das Essen vergaßen. Er wollte den Winter über hier bleiben und hatte sich ein hübsches Logis zu 100 Frcs. per Monat gemiethet.

X.

Palais du Luxembourg. — Hotel des Invalides. — La Madeleine. — Chambre des Deputés. — Tabaksfabrik. — Ecole des Beaux-arts.

Andern Tags ging ich zum Palais du Luxembourg. Es ist im Jahre 1612 von Marie von Medici, der Wittwe von Heinrich IV., ganz nach dem Modell des schönen Palastes Pitti

in Florenz erbaut und bildet ein recht harmonisches Ganzes. Der Garten ist außerordentlich groß mit vielem fein geschorenen Rasen, Wasserbecken, Terrassen und Alleen, alles im alten französischen Geschmack, mit steifen geschnittenen Hecken, gezirkelt und ohne weitere Aussicht ins Freie. In der ansehnlichen Gemäldegalerie sind die Bilder der jetzt noch lebenden Maler aufgestellt; stirbt einer, so schickt man seine Bilder zum Louvre. Groß ist diese Galerie nicht, doch mit ganz ausgezeichneten Kunstwerken geschmückt. Auch einige schöne Statuen und Büsten zierten die Säle.

Von hier trat ich in die Gemächer der Maria von Medici. Zuerst in die Kapelle, die einfach, ohne jeglichen Schmuck war, dann in ihr Schlafgemach, das mit Goldverzierungen überladen und mit vielen werthvollen Gemälden von Philipp de Champagne und Albrecht Dürer geschmückt ist.

Darauf ging ich zunächst zum Hotel des Invalides, wo die im Kriege verwundeten und verstümmelten Soldaten auf Staatskosten unterhalten werden. Dieses ausgezeichnete Bauwerk wurde am 30. November 1670 auf Befehl von Ludwig XIV. durch den Architekten Liberal Bruant begonnen. Eine breite, mit Bäumen bepflanzte Esplanade, ein kostbares reiches Eisengitter, ein von Gräben eingefaßter Hof, in welchem viele Kanonen aufgestellt sind, geben dem Ganzen und namentlich der Vorderseite einen recht kriegerischen Charakter. Über der Eingangspforte sieht man die Statue von Ludwig XIV. zu Pferde. Durch diese Pforte tritt man in den großen inneren Hof, der von Arkaden und Galerien ringsum umgeben ist. Aus diesem Hof tritt man in die Kirche, die mit korinthischen Säulen in Form eines griechischen Kreuzes geziert ist; die Kuppel bildet eine zweite Kirche und an den vier Ecken derselben befinden sich wieder vier kleinere Kuppeln, die jede für sich wieder eine Art Kapelle bilden. Unter der einen derselben befindet sich das Grab Napoleons I.; zwei Invaliden halten Wache davor. Es liegt in der Mitte einer runden Krypta, die oben offen ist und deren Fußboden sich vier Meter unter demjenigen der Kirche befindet. Diese Krypta ist von einer reichen Balustrade

umgeben. Man steigt in der Nähe des großen Altars auf einer Treppe hinab, an deren Anfang zwei kolossale Statuen stehen; die eine stellt die militärische, die andere die bürgerliche Kraft dar. Um die Krypta stehen zwölf Kolossalstatuen an eben so viele Säulen angelehnt, welche den Vorhof der Kirche tragen. Der Sarg Napoleons steht erhöht in der Mitte, sein kleiner Hut und der Degen, welche er in St. Helena trug, liegen daneben und vorne lagen eine Menge Kränze. Die Kapelle ist mit violettem Sammt ausgeschlagen, auf welchem die Namen der gewonnenen Schlachten eingewirkt sind, eine Menge dreifarbige Fahnen hängen umher.

Im Vorhof beim Eingange promeniren die Invaliden behaglich umher, sich unterhaltend und ihre kurzen Pfeifen rauchend.

Wir traten in eine kleine Bibliothek; auch dort saßen viele Invaliden beim Feuer des Kamins und lasen aufmerksam. Dann gelangten wir in eine Galerie oder Korridor, wo die Bilder aller Marschälle Napoleons aufgehängt waren, und darauf in die Speisesäle, wo die alten Soldaten aßen. Die Offiziere hatten ihre Zimmer für sich. Ich ging zur Küche, wo ganz enorme Kessel zum Kochen der Speisen verwandt wurden. Es sollen hier 3000 Invaliden verpflegt werden. Alle werden außerordentlich gut gehalten und haben keine besonderen Aufgaben zu erfüllen. Jeder Soldat erhält außerdem 3 Frcs. im Monat an baarem Gelde und der höchste Offizier 36 Frcs. per Monat Taschengeld.

Nun hatte ich so ziemlich die Hauptsachen hier gesehen und ging zum Champs de Mars, dem großen Exerzierplatz vor der Militairschule. Er ist ein weites Parallelogramm von 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite und dehnt sich bis zur Seine aus. Revolutionaire Versammlungen, republikanische Feste, militairische Revuen und in neuerer Zeit Wettrennen haben hier stattgefunden. Die Militairschule liegt zwischen dem Champs de Mars und den Avenues de la Bourdonnaye, Suffren und Losvendal. Dieses weite große Gebäude wurde durch Louis XIV. gegründet und es wurden darin 500 arme Edelleute unterhalten und unterrichtet;

jetzt dient es zur Kaserne. Ein großer Hof umgiebt verschiedene einzelne Gebäude und wird durch ein großes eisernes Gitter umschlossen. In einem Hauptsaal sind vier große Gemälde aufgestellt, welche die Schlacht von Fontenay und die Belagerung von Tournay, Lawfeld und Freiburg darstellen.

Ich muß nochmals auf die wunderschöne Place de la Concorde zurückkommen. Die schönsten Gebäude umgeben sie in regelmäßiger Lage; die Seine begrenzt sie an einer Seite und jenseits dieses Flusses liegt die Deputirtenkammer, gegenüber die große Kirche La Madelaine; an einer andern Seite liegen die Tuilerien mit ihrem prachtvollen Garten und auf der letzten Seite sind die elysäischen Felder mit dem Arc de l'Etoile in weiter Ferne. In der Mitte des Platzes steht der berühmte Obelisk von Luxor, der von Ägypten hierher transportirt wurde, ihm zur Seite zwei prachtvolle vergoldete Fontainen, die ich noch zum letzten Male spielen sah, und ringsum stehen hohe, stark vergoldete Kandelaber von Bronce zu Gasflammen. Alles giebt dem sehr belebten Platz ein reich geschmücktes Aussehen. Der größte Theil ist mit Asphalt belegt, was höchst angenehm zum Umherwandern ist. Zur Einfassung dienen eine Menge Statuen, welche die hauptsächlichsten Provinzialstädte Frankreichs vorstellen. Die Hautevolée verkehrt hier viel und man sieht die schönsten Equipagen.

Hier hatte ich mir ein Rendezvous mit Crivelli gegeben und wir gingen zusammen zum Palais Royal zum Speisen. Es begegnen sich hier so recht die Gegensätze. Man kann sehr billige, aber auch sehr theure Diners bekommen. Wir begannen mit dem billigsten und zwar zu 2 Frcs. per Kouvert incl. Wein. Ich kann nicht sagen, daß es mir gefiel. Wir erhielten Suppe, drei Gerichte, Dessert und Wein; es kam uns aber der Gedanke, daß es vielleicht aufgewärmte Speisen von vornehmeren Restaurants waren, und das verminderte unsern Appetit. Wir gingen nun zum Theatre du Palais Royal. Man hatte schon angefangen Queue zu bilden und wir schlossen uns dem an. Eine halbe Stunde verging mit dem Warten, kein Vergnügen in der rauhen kalten Novemberluft! Wir

hatten Zeit und unterhielten uns mit unseren Nachbarn. Ein junger Mann entwickelte saubere Grundsätze. Er sagte: „Ich habe meinen Vater ja recht lieb, aber ich wollte, er stürbe bald, denn ich habe fast nichts zu leben. Ich muß jetzt noch in meinem Sommerpaletot gehen und verdiene 6 Frcs. per Woche." Ins Theater konnte er aber doch gehen! Schließlich war die Wartezeit zu Ende und wir bekamen noch einen guten Platz. Man gab „la Borne du Cabaret," ein Stück, in welchem ein betrunkener liederlicher Mensch das Publikum mit schlechten Witzen unterhält; schließlich wird er zur Thüre hinausgeworfen. In ähnlichem Sinne läuft das Stück zu Ende. Das zweite hieß „Les Ressources de Jonathas." Der Inhalt desselben ist, daß ein Bedienter sich bei zwei Herren engagirt, dumme Streiche macht, sich immer wieder herauslügt, endlich gefangen, aber schließlich doch wieder zu Gnaden angenommen wird. Ein Herr Ravel spielte die Hauptrolle des Jonathas und war ganz unvergleichlich gut. Das dritte Stück hieß „Le Loup dans la bergerie." Es schildert sehr lebendig das Leben der Grisetten, wie sie es treiben, wie ihre Grundsätze sind, welche Ansichten sie haben, und ich glaube, daß darin ein recht treues Bild der Wirklichkeit gegeben wurde. Traurig sieht es aber dann für die Moralität dieser jungen Geschöpfe aus. Alle diese Stücke enthalten keine Moral, sondern Unmoral und tragen gewiß nicht dazu bei das Gute zu befördern. So ist es aber leider häufig in Frankreich und Leichtlebigkeit herrscht vor.

Andern Tags besah ich die Kirche La Madeleine. Dieses Gotteshaus hat eine eigenthümliche Geschichte. 1764 wurde es durch Constant d'Ivry begonnen, der aber 1777 starb. Der Architekt Couture, sein Nachfolger, zerstörte alles bisher Gebaute. 1790 war man mit dem Wiederaufbau der Kirche ziemlich weit und schon zwei Millionen Franken waren verausgabt, da wurde durch die Revolution der Bau wieder gänzlich unterbrochen. 1806 nahm man dieses unvollendete Werk wieder in Angriff. Nach dem Plane von M. Vignon erbaute man von Grund auf neu einen

„Tempel des Ruhmes" und allerdings entspricht dieser Prachtbau einem temple de la gloire mehr als einer Kirche. Kunst und Reichthum traten zusammen und schufen damit etwas Großartiges, aber das Heilige und Kirchliche fehlt. Die französische Eitelkeit hat sich hier ein großartiges Denkmal gesetzt, aber nicht zur Ehre Gottes. Es ist dieser Bau schön und ungeheuer groß, Gold und Marmor, Statuen und alle Farbenpracht ist verschwenderisch verwandt; nichts ist gespart und man staunt über den Reichthum und die großartigen Verhältnisse dieser Kirche.

Über die Place de la Concorde und die Seinebrücke ging ich zur Chambre des députés. Das Äußere ist ähnlich wie die Madeleine und hat griechische Tempelformen; ein von Säulen getragenes hohes Portal bildet den Eingang. Beim Eintritt sieht man einige Vorsäle, wo der König beim Eröffnen oder bei Schließung der Kammersitzungen sich aufhält; sie sind würdig und reich dekorirt, doch übertrifft der Saal für die Deputirten dieselben bei weitem. Er ist in Form eines Halbzirkels gebaut und an der runden Seite gehen die Sitze der Deputirten in Form eines Amphitheaters empor. Jeder Sitz hat ein Pult mit Schreibzeug vor sich und ist mit rothem Sammt gepolstert. Allenthalben zwischen den Bänken sind Gänge, damit die Deputirten miteinander verkehren können. Ihnen gegenüber an der Mitte der geraden Seite sind zwei Katheder, Bühnen oder richtiger Ränge. Auf dem oberen sitzt der Präsident, auf dem unteren der Redner, der jedesmal zum Reden hinauftritt. Über diesen Bühnen hängt ein schönes Ölgemälde, welches die erste Eröffnung der Kammer durch Louis Philipp vorstellt. Es ist außerordentlich schön gemalt und die Köpfe der ihn umgebenden Deputirten sind alle Portraits. Im Cirkel über den Sitzen des Präsidenten, der Redner ꝛc. sind zwei Tribünen für die Zuhörer. Eine besteht aus reservirten Plätzen, auch für die königliche Familie, die andere für das gewöhnliche Publikum. Marmor und Vergoldungen sind nicht gespart. Die Franzosen wissen solche Gebäude mit vielem Geschmack und großer Pracht zu dekoriren.

Als ich den Garten der Tuilerien betreten hatte, sah ich ein bekanntes Gesicht mit großem Schnurr- und Backenbart; es war Herr Ad. Reddelien, mein Vetter, mit dem ich in London bei seinem Bruder sehr viel zusammen gewesen und der soeben von dort angekommen war. Er wohnte im Hotel de Normandie, Rue St. Honoré 240, und schien recht zufrieden zu sein. Wir blieben beieinander, hatten uns viel von unseren Reisen zu erzählen, wunderten uns, wieviel wir seit jener Zeit erlebt hatten und wie manche Meile zurückgelegt war. Dann aßen wir zusammen, gingen in die Opera comique und nahmen Plätze auf dem zweiten Rang zu 4 Frcs., wo wir gut aufgehoben waren. Gleich beim Eintritt findet man eine angenehm erwärmte salle d'attente und Foyer; die Möbeln sind mit rothem Tuch überzogen; sowohl hier wie auf den Treppen und Vorplätzen liegen schöne Teppiche, in den Gängen und fast überall verbreiten die geschmackvollsten vergoldeten Kronleuchter und Lampen ein helles festliches Licht. Eine Menge Angestellter sind da, um die Garderobe zu besorgen und die Plätze zu zeigen.

Das Innere entspricht dem schönen Entree. Es ist weit und groß, alle Ränge sind weiß mit sauberen Goldverzierungen, die Polster der Lehnstühle und Sessel mit hellblauem Sammt überzogen. Die Logen im zweiten Range sind durch halbe Zwischenwände, im ersten durch ganze von einander getrennt. Diese sind mit weißgeblümtem Damast überzogen und mit einer vergoldeten Holzborte eingefaßt. Jede Loge hat ein kleines Kabinet hinter sich, in welches man sich zurückziehen kann; hier werden in den Zwischenakten Besuche gemacht und angenommen. Ein prachtvoller Glaskronleuchter mit zahlreichen Gasflammen erhellt den ganzen Zuhörerraum, der aus Parquet, Parterre, Amphitheater, drei Rängen und zwei Galerien besteht. Die Decke ist kuppelförmig und wird von kleinen Säulen gestützt, die von Engeln getragen werden. Ein großes Rundgemälde ziert sie. Das Publikum in den Rängen war in feinster Toilette. Man gab zwei leichtfertige Operetten, die Musik war allerliebst. Alle spielten ausgezeichnet; man muß es

den französischen Schauspielern und Sängern lassen, das lebhafte schnelle Spiel, die gewandten anstandsvollen Bewegungen, der hübsche Dialog, auch die schlagfertige Art der Gespräche in den Stücken ist einzig in ihrer Art und unterscheidet sich dadurch wesentlich von der deutschen Weise.

Um 12 Uhr war das Theater aus; ich ging nach Hause und wunderte mich, daß es noch so lebhaft auf den Straßen war; viele Equipagen rollten auf den Boulevards, dessen Trottoirs voll Menschen waren, und viele Läden waren noch brillant erleuchtet.

Mit dem jungen Unger marschirte ich am folgenden Tage bei dem Hotel des Invalides vorbei zur großen Tabacksfabrik der Regie, wo uns ein Führer zugetheilt wurde und wir alles gründlich besahen. Drei Maschinen, jede zu 30 Pferdekraft, treiben das ganze Werk, das wirklich großartig ist. Zuerst kamen wir in die Säle, wo der Rauchtabak angefertigt und geschnitten wird, dann in andere Lokalitäten, wo der Kautaback gesponnen wurde. Ganz einfach zog man dünne Blätter in die Länge, versah sie mit einer gewissen Säure, wickelte sie dann auf Rollen, darauf wurden sie gepreßt und zum Versand plombirt. Der Schnupftaback ist schwieriger zu produziren. Die dazu bestimmten Blätter müssen, wenn sie angefeuchtet sind, noch eine Gährung durchmachen und nach ferneren sechs Monaten nochmals sechs Monate lagern, so daß achtzehn Monat vergehen, ehe das Fabrikat zum Verbrauch tauglich ist. In den anderen Sälen wurden die Tabacksblätter, so wie sie aus den verschiedenen Ländern kamen, sortirt und die Stengel ausgeschieden, was größtentheils durch ältere Frauen geschah. Hier ging es lebendiger zu. Dort, wo die Männer arbeiteten, war es mäuschenstill, aber wo sich die Frauen aufhielten, herrschte, trotz des strengen Verbots zu plaudern, ein dumpfes Gemurmel. Jetzt ging es in die Säle, wo die Cigarren gemacht wurden. Hier waren viele und nur junge Mädchen, darunter manche, die ganz allerliebst waren; ein leichtes Gemurmel herrschte aber auch hier. Nun sahen wir noch einige Räume, wo der Taback angefeuchtet wurde, wo ferner der Schnupftaback versandt wurde, nahmen uns

eine Prise als Andenken und verließen recht befriedigt dieses Labyrinth von Räumen.

Dann gingen wir zur Münze. Leider wurde dort aber nicht gearbeitet und so beschränkten wir uns auf die Besichtigung des Münzkabinets. Es war sehr reich an silbernen und goldenen Münzen, doch ging mir das Verständniß dafür ab und so schieden wir bald.

Wir kamen nun zur Ecole des Beaux-Arts. Es ist ein altes früheres Palais, Rue des petits Augustins, wo die Malerei, Bildhauerkunst, Kupferstecherei und Architektur gelehrt wurde. Es steht auf der Stelle des alten Klosters des petits Augustins, von dem nur die Kapelle allein noch übrig geblieben ist. Ein schönes schmiedeeisernes Gitter faßt den großen Hof ein. In der Mitte steht noch die Fassade des Chateau d'Anet mit vielen Skulpturen und Bildsäulen. Auch an den Seiten wie in den Ecken stehen viele Antiken, Büsten und Statuen und im Hintergrunde hinter der genannten Fassade liegt das eigentliche Hauptgebäude, in welchem sich die Hörsäle und Lehrräume befinden. Ein Saal enthält viele Kunstgegenstände aus dem Mittelalter; eine große Treppe, die reich geziert ist, führt nach den Lehrsälen, wo die Professoren ihre Vorträge halten, und in einer amphitheatralisch ausgebauten Halle werden die Preise an die Schüler vertheilt. Ein außerordentlich großes Freskobild von Paul Delaroche mit einem uns unverständlichen Inhalt schmückt die Hinterwand. In der oben genannten alten Kapelle befindet sich die Kopie des berühmten Bildes „Das jüngste Gericht" von Michel Angelo in Rom. In einem Saal sahen wir einige ganz kürzlich aus Italien gekommene Bildhauerwerke aus Marmor von Franzosen, die sehr schön gearbeitet waren, das Schönste war aber ein halbrundes großes Zimmer, in welchem eine Menge berühmter Maler des Mittelalters und der Neuzeit in Lebensgröße abgebildet waren. Jeder Einzelne schien förmlich hervorzutreten; die Bilder sind von ausgezeichneten Künstlern gemalt.

Nun gingen wir zur großen Bibliothek in der Rue Richelieu. Es sollen 800 000 Bände hier vorhanden sein; in anderen Räum-

lichkeiten sollen sich 100 000 Manuskripte und zwei Millionen verschiedene Abdrücke aller möglichen Gegenstände, auch eine Sammlung von Druckschriften aus der ersten Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst befinden. In einem großen Saale stand ein langer Tisch, an welchem viele saßen, die lasen und studirten. Bei der großen Stille und Ruhe und den großartigen Hülfsmitteln an Büchern u. dergl. muß es eine wahre Freude sein, hier dem Studium obzuliegen.

XI.

Restaurant Very. — Versailles. — Palais royal. — Große Oper.
Père Lachaise. — Julisäule. — Théâtre français.

Langsam gingen wir nun durch die Rue Richelieu nach dem Palais royal, das glänzend erleuchtet war. Die langen Reihen brillanter Läden mit Silber- und Goldsachen, mit Blumen und glänzend ausgestatteten Gegenständen aller Art gaben dem Ganzen das Aussehen eines Feenschlosses. Dabei wogte unablässig eine Menge Menschen unter den Säulenhallen der vier Flügel des Schlosses auf und nieder, um zu sehen und gesehen zu werden.

Durch das anstrengende Besehen während des ganzen Tages waren wir herzlich müde und hungrig geworden und so beschlossen v. Unger und ich, im Restaurant von Very im Palais royal einmal recht ausgezeichnet zu Mittag zu essen. Wir traten ein. Schon im Vorsaal wird man angenehm angeregt durch die vielen seltenen und hübsch aufgestellten Früchte, Blumen und Lebensmittel; dann tritt man in den Eßsaal, wo am Buffet zwei Damen in eleganter Toilette zur Rechnungsführung sitzen. Alles im Saale war außerordentlich sauber, die Wände weiß mit schweren Goldverzierungen und mit Spiegeln, wo nur solche anzubringen sind. Auf den Tischen liegt das feinste Leinenzeug und alle möglichen Tischgeräthe von Silber. So wie man eintritt, sind gleich zwei bis drei Garçons da, die Mantel

und Hut abnehmen; man legt die Couverts auf und stillschweigend werden die Befehle erwartet. Unger bestellte unsere Wünsche, welche man auf einen kleinen Zettel aufschreiben mußte; es erschien alles bald in gehöriger Ordnung und wir widmeten denn auch allem die nöthige Aufmerksamkeit. Alles war ausgezeichnet und gut zubereitet und selbst die größten Kleinigkeiten waren vom Besten. Folgendes war unsere Diner-Rechnung: 3 pains 75 Cent., ½ Bout. Medoc 1 Frc. 75 Cent., 1 Douz. huitres, 1 estron 40 Cent., 1 potage 50 Cent., 1 filet de boeuf aux champignons 1 Frc. 50 Cent., 1 cervelle de veau 1 Frc., ½ poulet aux truffes et champignons mit Hahnenkämmen 5 Frcs. 50 Cent., 1 filet de chevreuil aux truffes 2 Frcs. 75 Cent., 1 Poire 1 Frc., 1 Fromage 50 Cent., pourboire 85 Cent., zusammen 18 Frcs. Uns machte dieses Diner der Merkwürdigkeit wegen viel Vergnügen, auch schon um sagen zu können, daß man bei Very elegant gespeist habe; wir wiederholten es aber nicht.

Aus dem schönen warmen, hell erleuchteten Eßsaal traten wir hinaus in das naßkalte rauhe Wetter und gingen darauf in das Konzert Vivienne, dann langsam über die Boulevards nach unserm Hotel zurück. Ich fand hier einen Brief meines Vaters vor mit der betrübenden Nachricht, daß die Dampfer zwischen Amsterdam und Hamburg nicht mehr gingen, ich also dieser Route entsagen mußte. An einem sonnigen Morgen fuhren von Unger und ich nach Versailles. Das Bahnhofsgebäude ist ein förmliches Palais; Vorsäle und Wartezimmer sind mit eleganten Möbeln ꝛc. eingerichtet. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß sie für das viele Geld besser eine kräftigere Lokomotive hätten kaufen können, denn der Zug ging sehr langsam, die Mallepost geht wohl ebenso schnell. Die Gegend, welche durch die vielen Dörfer, Güter und Landhäuser im Sommer recht hübsch sein muß, sah in der vorgerückten Jahreszeit kahl und trübe aus und wir waren froh, als wir in Versailles aus dem Waggon stiegen.

Überraschend groß und schön ist das Königsschloß. Wir traten durch das große Eisengitter in den Vorhof. Über dem

ersten Eingang zum Schloß steht mit goldenen Buchstaben: „A toutes les gloires de la France." In der Mitte des Schloßhofes steht eine hohe Statue von Bronze, Ludwig XIV. zu Pferde, und an den Seiten befinden sich viele Marmorfiguren von großen Generälen und Staatsmännern, alle in kolossalen Verhältnissen. Wir traten in das Schloß, eine prachtvolle Vorhalle empfing uns, der Fußboden ist mit Marmor belegt. Gleich rechts findet man eine kleine Kirche, reich mit Skulpturarbeiten geschmückt, mit vielen Vergoldungen, schöner Orgel und mit rothem Sammt beschlagenen Sitzen. Das Innere ist ganz in Weiß und Gold gehalten. Auf allen Wegen und in den Korridors sieht man königliche Bediente im schwarzen Frack, schwarz seidenen Strümpfen und Schuhen. Sie zeigen dem Besuchenden den Weg, den man nehmen muß, um alles gut sehen zu können.

Zuerst geht man durch eine gewölbte einfache Säulenhalle oder Galerie, an deren einer Seite marmorne Büsten und Statuen von Königen und Königinnen von Frankreich stehen. Dann steigt man eine prachtvolle breite Treppe mit Statuen und Figuren in Nischen an den Seiten hinan und kommt in die erste Bildergalerie. Eigentlich handelt alles von der Geschichte Frankreichs, von Karl des Großen Zeit bis ins 18. Jahrhundert. Alles ist von französischen Malern ausgeführt; einige der besten sind St. Louis, Rouget, Dassy, Lehmann, Roget, Johannot, Le Comte, van ter Meulen, Dumenil ꝛc. Da v. Unger ein großer Kunstfreund war; so hielten wir uns hier sehr lange auf.

Dann stiegen wir eine Treppe höher in die zweite Bildergalerie, die noch viel schöner als die erste ist. Einige große schöne Stücke sind von Baron Gros, Grenier ꝛc. Von Neuem stiegen wir eine breite schöne Treppe hinan und fanden wieder Säle mit prachtvollen Kronleuchtern und einer großartigen Bildersammlung. Diese ist von Ludwig XIV. angelegt und enthält fast nur Porträts, hauptsächlich viele von Ludwig XIV. selbst. Man sagte uns, daß eine Anzahl von 11 000 Gemälden hier gesammelt sei. Von Zeit zu Zeit passirt man Kamine, in denen helle Feuer brennen, an

welchen wir uns recht durchwärmen konnten, denn es war sehr frisch und wir bedauerten unser leichtes Kostüm.

Nun kamen wir in einen Saal, in welchem neue Gemälde von Horace Vernet, dem berühmten französischen Schlachtenmaler, waren. Sie stellen größtentheils die Eroberung von Algier dar, z. B. Le combat d'Habrah le 3. Dec. 1835, Siège de Constantineh, Ennemis repoussées des hauteurs de Coudrab le 10. Oct. 1837, Siège de Constantine, Prise de la ville le 13. Oct. 1837. Dann betraten wir die Zimmer des Königs, deren reiche geschmackvolle und überaus elegante Ausstattung uns mit Bewunderung erfüllte. Drei außerordentlich große Wandgemälde historischen Inhalts von David und Gros sind ganz ausgezeichnet ausgeführt, auch einige kleinere von Bellanger, Ollivier und Jollivet. Eine Nebengalerie enthält nur Aquarellbilder von Algier und anderen interessanten Gegenden. Es ist schade, daß man garnicht die Zeit hat alles genau zu besehen, denn man geht über vieles flüchtig dahin und ist gezwungen zu sagen wie eine Engländerin, die an mir vorüberging: „It is too much to look at them all."

Von neuem kommt man in einen ungeheuren Saal von Ludwig XIV. Eine Säulenreihe von Marmor führt durch die Mitte und an beiden Seiten des Saales hängen die herrlichsten Gemälde von Horace Vernet, Baron Gerard, M. Scheffer, Lariviere, Eugen Deveria ꝛc. Es übertrifft alles, was ich gesehen habe. Diesem schließt sich wieder eine prachtvolle Galerie an, die gefüllt ist mit Marmorstatuen von großen Königen, Heerführern und Staatsmännern. Dann steigt man wieder hinunter und kommt in eine lange Galerie, in welcher Porträts hängen. Es hörte garnicht auf; wir glaubten am Ende zu sein, aber neue Galerien mit Statuen von General Kleber, Lasalle u. s. w. folgten, und nun kam erst die neuere Zeit mit Napoleon I. Bilder von Marengo, Übergang über den St. Bernhard, von C. Vernet, Drolling u. s. w., dann das berühmte Gemälde von Jacques Louis David: Le premier Consul passe les Alpes le 20. Mai 1800. Napoleon sprengt nämlich auf einem mit Schaum bedeckten Pferde einen Felsen hinan.

Nun kommen eine Menge Säle, dicht mit Gemälden behängt. Sie enthalten alle gewonnenen Schlachten (nicht die verlorenen) und glorreichen Thaten von Napoleon I., gemalt von Baron Gros, Meynier u. s. w. In einer folgenden, sehr hübsch arrangirten großen Säulenhalle ist Napoleon drei Mal dargestellt, nämlich zwei Mal in weißem Marmor mit Kaisermantel und ein Mal in Bronze. Auf der anderen Seite dieser Halle beginnen die Gemälde wieder und sahen wir einige sehr schöne Bilder von Lepoittevin, der ein besonders tüchtiger Landschaftsmaler ist.

Hiermit schlossen wir unsere Exkursionen im Palais de Versailles, nachdem wir fünf Stunden darin zugebracht und doch eigentlich nur alles recht oberflächlich gesehen hatten.

Draußen war rauhes regnerisches Wetter mit Wind und wir gingen nun in der Nähe des Schlosses in den Park. Lange steife Hecken führten in geraden und Querwegen durch weite Strecken zu großen Wasserbassins, aus welchen im Sommer hohe Fontainen im Sonnenlicht blitzten; jetzt schwammen dort noch einzelne Schwäne. Die Alleen waren größtentheils entlaubt und wiegten ihre Kronen traurig im rauhen Herbstwinde. Bald verließen wir daher diese sonst so schönen Gärten, kehrten zum Bahnhofe und dann nach Paris zurück. Während unserer Wanderungen in den Galerien des Schlosses hatte v. Unger einen Bekannten gefunden, den er in Italien gesehen hatte, Herrn Fr. Pogge; es war ein guter braver Mecklenburger, mit dem wir den ganzen Tag zusammenblieben. Sein väterliches Gut hieß Roggow und liegt ungefähr zwei Meilen von Güstrow.

In Paris aßen wir dann im Palais royal und gingen darauf zum Theatre des Vaudevilles. Es ist ziemlich groß, hat vier Ränge, ist aber im Vergleich mit den übrigen Pariser Theatern ziemlich einfach. Man gab ein Stück, welches das Leben der hiesigen Grisetten recht anschaulich schildert und grade kein vortheilhaftes Bild von dem Leben und Treiben derselben und ihrer Moralität giebt. Es muß übrigens nach den Erzählungen, die man bald hier, bald dort davon hört, doch wirklich so sein. Sie denken hauptsäch-

lich an ihr Vergnügen und ihre Zukunft macht ihnen wenig Sorgen. Es wurde recht gut gespielt und es gab viel zu lachen. Wie immer war das Haus ganz gefüllt.

Einige Besuche, die ich am andern Tage machte, verunglückten, denn ich traf Niemanden zu Hause; daher ging ich mit v. Unger nach dem Palais royal, um die Gemäldegalerie zu sehen. Anfangs durchschritten wir eine Reihe prachtvoller Zimmer und einen Thronsaal des Königs, von Sammt, Seide und Gold strotzend, sahen einige ausgesucht schöne Gemälde von Horace Vernet, die Schlachten von Jemappes u. s. w., dann von einem Fräulein Godefroy einige wirkliche Meisterstücke, wie liebliche Kinder mit Lämmern oder Blumen- und Fruchtstücke, ferner von Poitevin einige herrliche Landschaften in ausgezeichneter Beleuchtung. Ein sehr schönes Bild von Steuben folgte dann, eine Mutter mit einem Kinde an der Brust, die sorgsam und glücklich darauf niederblickt, ein ganz allerliebstes Stück. Einige politische Stücke hängen daneben, z. B. Tumulte, Schlachten u. s. w. Man muß sagen, alles ist hier schön, keine mittelmäßigen Bilder sind dazwischen, namentlich einige ausgezeichnete von Debay, A. Johannot, H. Vernet waren wirklich ganz herrlich. Einzelne Marmorbildsäulen, sowohl weibliche wie männliche, von den kräftigsten wie den lieblichsten Formen waren meisterhaft gemacht. Auch in anderen Sälen waren schöne Stücke, wie z. B. der Bund auf dem Rütli (Schweizer Geschichte) von von Steuben, dann die Beichte eines auf dem Henkerkarren liegenden Banditen von Horace Vernet u. s. w.

Auf dem Rückweg in meine Wohnung besuchte ich Mr. Seris und traf H. Klipsch. Da wir uns lange nicht gesehen hatten, lud ich Letzteren ein, mit mir und v. Unger zu speisen. Den Abend sahen wir im Theatre du Gymnase: „Elle est folle.“ Die meisten Franzosen mögen am liebsten solche Stücke, die entweder etwas leichtfertigen Inhalt haben, oder solche, in welchen Mord, Wahnsinn und andere schreckliche Handlungen Herz und Gemüth auf eine grelle erschreckende Weise ergreifen. Liebliche freundliche Familienstücke, rein humoristische Lustspiele, Sieg der Tugend, Schauspiele,

aus welchen man etwas lernen kann, würden sie weder hübsch noch anziehend, sondern langweilig finden und ich glaube, das beste Stück dieser Art würde in Frankreich nicht gefallen.

Um 12 Uhr kamen wir erst nach Hause. Ich setzte mich hin und arbeitete bis 6½ Uhr Morgens schriftlich, denn ich war in Rückstand gekommen. Meine Abreise steht jetzt bevor und nach manchen Überlegungen mit Crivelli, der sich recht freundschaftlich benahm, beschloß ich, von hier mit der Malleposť nach Havre und von dort per Dampfer nach Hamburg zu reisen. Ich ging gleich zum Postbureau, bekam noch einen Platz und so wurde meine Abreise von hier zum 18. November bestimmt. Gern wäre ich noch etwas länger in Paris geblieben, indeß es ging nicht. Nun schrieb ich die nöthigen Briefe nach Hause und machte mit Crivelli einige Einkäufe von verschiedenen Andenken aus Paris für die Meinigen, von Unger hatte mich zum Abschied zu Tisch im Hotel Canterbury eingeladen, er ließ Champagner kommen und wir waren recht vergnügt. Nachher gingen wir über die hell erleuchteten Boulevards zur großen Oper. Man gab Le vaisseau de Phantome und das Ballet „Giselle." Es herrschte eine große Hitze im Hause und ich konnte nicht mit rechter Aufmerksamkeit folgen. Auf das Ballet Giselle freute ich mich am meisten; obwohl ich es schon dreimal gesehen hatte, so machte es mir doch wieder neues Vergnügen. Die Carlotta Grisi tanzte die Giselle. Sie hat freundliche liebliche Züge, ist nicht groß, eher mager, doch ihr Tanz ist so leicht, daß sie die Erde kaum mit den Füßen zu berühren scheint. Sie schwebt über dem Boden dahin und dieser Anstand, diese Grazie und Leichtigkeit, mit welcher sie die schwierigsten Stellungen ausführt, ist bewunderungswürdig. Besonders schön führte sie die Scene aus, wo sie als Willi oder Nymphe ihren trostlosen Liebhaber umschwebt, und die Scene, in welcher sie über ihn hinweg durch die Luft forteilt, ist so überraschend, daß man wirklich glauben muß, sie flöge davon. Übrigens waren auch die übrigen Tänzer und Tänzerinnen sehr tüchtig, die Dekoration sehr reich, die Chöre ausgezeichnet und zahlreich. Es ist sehr interessant, das Leben vor dem Theater nach

beendeter Vorstellung zu sehen. Diese Masse Kutschen, die Menge Herren und Damen, welche tief in Mänteln ꝛc. gehüllt auf den Dielen und Vorhallen warten, die langen Reihen von Lohnkutschen und Citadinen, die dort halten, die Gendarmen zu Pferde zur Aufrechterhaltung der Ordnung, das Militär, die Masse Menschen — alles hat etwas recht Großstädtisches und Aufregendes.

Um 11 Uhr am andern Tage ging ich zu Crivelli, um mit ihm zur Ecole médicine zu gehen, doch war er nicht wohl und daher ging ich allein zum Kirchhof Pere Lachaise. Ich ging durch die bekannte Straße St. Honoré, berühmt durch ihre vornehmen Läden, fuhr dann mit dem Omnibus bis zur Place de la Bastille und von dort zum Kirchhofe. Die Straße, welche dahin führt, besteht fast nur aus Läden, in welchen Grabmäler, Leichensteine, Särge, Totenkränze und dergleichen verkauft werden, ein melancholischer Anblick! Vorher passirt man zwei große Gefängnißgebäude, das eine für junge, das andere für alte Gefangene, umgeben von zahlreichen Wachtlokalen mit vielen Soldaten. Der Kirchhof ist wie ein Garten angelegt, mit hübschen Promenaden und einigen geraden Hauptwegen, die den ganzen Kirchhof durchschneiden. Er lehnt sich gegen einen Hügel, auf dessen Spitze eine kleine Kirche steht, von der man eine weite Aussicht auf Paris und seine Umgebungen hat. Ein große Menge geschmackvoller und geschmackloser Denkmäler, manche von hohem Kunstwerth und geschichtlicher Bedeutung findet man hier. Es seien nur einige erwähnt: ein recht düsteres Grab ist das der Familie Toulouse; es ist aus dunklem Marmor, schwarze Eulen befinden sich an den Seiten des Denkmals und die Inschrift lautet: Vertu, travail, constance, probité. Das größte und schönste Monument ist das von Casimir Perrier. Seine Statue in Bronce steht auf einem schönen Piedestal, das mit erhabenen Reliefarbeiten vielseitig geschmückt ist und an den drei Seiten Skulpturarbeiten in Lebensgröße der justice, eloquence et fermeté trägt. Die Statue selbst ist sehr schön. Sie steht in kräftiger, männlicher Haltung, die rechte Hand auf dem Gesetzbuch, die linke geballt und ausgestreckt, als

wenn er einen festen Entschluß faßt. Darunter steht: „Casimir Perrier, sept fois élu deputé, president du conseil des ministres sous le règne de Louis Philippe, il defendit avec eloquence et courage l'ordre et la liberté dans l'extérieur, la paix et la dignité nationale à l'intérieur.“ Der Maler Géricoult ruht mit Palette und Pinsel in Marmor auf seinem Grabe.

Ich hatte das Schönste und Beste vom Kirchhof gesehen und begegnete auf dem Rückwege einem Leichenzuge. Ein Herr war auf den Arm zweier Freunde gelehnt, der tiefste Schmerz sprach sich in seinen Zügen aus, sein Gesicht war bleich und abgehärmt, die Augen voll Thränen; es war der Advokat Parquin, der seine junge Frau zum Grabe geleitete. Auch in dieser großen Stadt der Freude und des Vergnügens giebt es doch so unendlich viel Leid und Trauer.

Langsam und ernst ging ich den Weg, den ich gekommen war, zurück, bei den Gefängnissen vorbei zum Bastilleplatz. Eine große bronzene Säule mit einer Engelsstatue oben darauf steht in der Mitte und an den Seiten derselben befinden sich die Namen der in der Revolution von 1830 Gefallenen. Ein großer Löwe von Bronze liegt davor und über ihm steht die Inschrift: „A la gloire des citoyens français, qui s'armèrent et combattirent dans les memorables journées des 27, 28. et 29. juillets 1830.“ Der Fuß dieser riesigen Säule besteht aus einem großen Marmorblock mit Granit. Der Platz, auf dem die Säule steht, ist nicht schön, viele alte häßliche Häuser und Gebäude bilden die Seiten, an denen ein Kanal entlang führt und der früher zu den Wallgräben der Bastille gehörte.

Am Abend wollte ich die Rachel im Theatre Francais hören, aß deshalb früher mit Crivelli und Unger und stellte mich um 5¼ Uhr am Queue auf, obwohl der Anfang erst um 7½ Uhr war. Nach langem Frieren und Ausharren bekam ich zu 5 Frcs. einen guten Platz. Nun konnte ich mich mit Behagen in den weichen Sessel mit Sammtpolstern setzen und erwartete mit Seelenruhe die große Tragödin.

Das Theater ist nicht groß, es hat vier Ränge und ist sehr elegant eingerichtet; ein Orchester ist nicht vorhanden, die Sitze fangen in nächster Nähe der Bühne an. Der Titel des Stückes war Brunehaut et Fredegonde. Es war eine französische Tragödie. Ich war sehr gespannt, denn im zweiten Akte sollte die Hauptperson erscheinen, Demoiselle Rachel als Fredegonde. Es ist ein teuflischer, ehrgeiziger Charakter, der ihren Mann zu allen möglichen Greuelthaten veranlaßte und sie selbst führt auch solche aus. Als sie auftrat, betrachtete ich sie mit einer Art Verehrung. Man hatte sie mir als unschön geschildert, sie ist aber eher schön zu nennen. Ihr Gesicht ist höchst interessant, es bildet ein schönes Oval, die Augen sind dunkel, fast schwarz, sie hat ein regelmäßiges edles Profil, feinen Teint und ist hübsch gewachsen, von Mittelgröße. Sie spielt mit außerordentlicher Lebhaftigkeit, das viele Applaudiren bekümmert sie scheinbar garnicht; sie vergißt sich nie und ist ganz bei der Sache. Ihr Spiel ist meisterhaft, hinreißend ihr Organ, ihr ganzes Wesen spannt die Aufmerksamkeit aufs Höchste, man merkt kaum, daß sie in Versen spricht, was bei den anderen Schauspielern oft unangenehm berührt, ihr ganzes Wesen ist erhaben, edel und alles wird noch durch ihre interessante Persönlichkeit erhöht. Ich habe nie etwas Ähnliches gesehen. Ich kaufte mir ihr Bild und brachte es mit nach Deutschland.

XII.

Gobelin-Fabrik. — Porzellan-Fabrik in Sevres. — Italienische Oper. — Abreise nach Havre. — Dampfschiffsreise nach Hamburg. — Rückkehr nach Lübeck.

Wir gingen am andern Tage in die Fabrik der Gobelins. Es werden prachtvolle Tapeten und Teppiche dort gemacht, die man für Gemälde ansehen könnte, da sie so außerordentlich fein und künstlerisch fabrizirt werden. Beim Eintritt findet man eine

Ausstellung der schönsten Arbeiten; die Kopien bekannter Bilder sind durch ihre Feinheit und Treue ganz bewunderungswürdig. Man durchschreitet die verschiedenen Ateliers, wo man halbfertige und angefangene Gobelins findet, an denen die Arbeiter, ich möchte sagen Künstler, beschäftigt sind. Die Grundfäden sind aufrechtstehend gezogen, der daran Arbeitende schiebt dann die feinste Wolle von oben hinein und hat das Gemälde, welches er kopirt, neben sich stehen. Diese Arbeit geht sehr langsam und an einem Bild von 8 bis 10 Fuß im Quadrat arbeitet der Betreffende 4 bis 5 Jahre. In derselben Fabrik werden auch Teppiche (tapis) angefertigt. Dieses ist aber einfacher; die Grundfäden stehen auch aufrecht, dann zieht man die Wollfäden dadurch, klopft sie fest aufeinander und schneidet die Fäden ab. So durchwanderten wir viele Ateliers und Werkstätten und bewunderten den Fleiß und die Tüchtigkeit, welche sich hier entwickelte.

Abends ging ich allein in die große Oper, wo die Reine de Cypre gegeben wurde, Musik von Donizetti. Was man sich an auserlesenem Luxus, Pracht und Glanz denken kann, ist in diesem Hause entfaltet. Die Thüren zur Vorhalle sind mit rothem Sammt beschlagen und mit goldenen Litzen eingefaßt, eine blendende Helle von strahlenden Kronleuchtern dringt dem Eintretenden entgegen, der Fußboden besteht aus schwarz und weißen Marmorplatten, hohe Marmorsäulen tragen die Decken und eine breite Treppe aus weißem Marmor, mit schweren farbigen Teppichen belegt und an den Seiten mit schönen marmornen Statuen in Lebensgröße geziert, führt zu den Logen.

Auch das Innere ist prachtvoll, sogar blendend. Die königliche Loge in der Mitte des ersten Ranges ist an jeder Seite von zwei hohen Pfeilern eingefaßt, alles ist reich mit Gold auf weißem Grunde verziert; auch die vielen anderen Ränge sind reich geschmückt. Die Damen waren in großer Toilette auf den Rängen und es war schade, daß ich niemand hatte, der mir die einzelnen bekannten Persönlichkeiten zeigen konnte. Die Oper selbst und die Musik waren ausgezeichnet, das Orchester ist mit tüchtigen Künstlern besetzt,

die werthvolle Instrumente haben, und die brillanten Dekorationen und Arrangements auf der Bühne sind wirklich staunenswerth.

Im zweiten Akt war auf der Bühne die Dekoration eines Festsaals mit reichen Draperien, Säulen, Verzierungen und Ausstattungen, dem sich ein geschmackvoller Garten anschloß; durch sechs Kronleuchter und Kandelaber war dieser Festsaal glänzend erleuchtet; 80 bis 90 Menschen mit dem Korps de Ballet waren auf der Bühne, ohne daß sie gedrängt voll war. Die Kostüme sind alle reich und die mit den Chören und Solisten abwechselnden Tänze höchst interessant. Die Sänger und Sängerinnen sind ganz ausgezeichnet; der Tenor war Dupré, die Sopransängerin Fräulein Stoltz. Sie besaß eine volle kräftige Stimme, sehr klangreich und rein, und hatte große Fertigkeit und Präcision im Gesang, so daß man sie wirklich bewundern mußte. Man bezahlt diese Künstler übrigens auch ungeheuer. Fräulein Rachel soll 65 000 Frcs. per Jahr bekommen und spielt nur zweimal in der Woche.

Im vierten Akt kam noch eine besonders schöne und reiche Dekoration. Eine breite Treppe führt zu einer großen Terrasse mit Balkon empor. Hierauf stehen Herolde mit Trompeten und Hörnern, dahinter ist ein Pavillon mit maurischen Bögen, im Hintergrund ein Blick aufs Meer. Ein großes Zelt deckt den ganzen Aufbau und einige Palmen und Bäume sind geschmackvoll angebracht. Das Volk ist in Gruppen auf der Bühne vertheilt, da erscheint ein Schiff mit vielen Flaggen und Wimpeln, ganz seemännisch ausgerüstet, mit voller Besatzung, es bringt dem Lande seine Königin. Der König in prachtvollem vergoldeten Ritterkostüm geht ihr entgegen und empfängt sie. Ein großes Gefolge von Rittern, Knappen, Geistlichen und Truppen in glänzenden Kostümen folgt ihm; wohl an 150 Personen sind auf der Bühne, zehn Herolde schmetterten mit ihren Trompeten ein Willkommen und eine große Menge Volks drängt ungestüm nach.

Höchst elegant und prachtvoll ist auch der Foyer oder auf deutsch die Wandelbahn. Es ist ein großer, glänzend erleuchteter Saal, schön dekorirt, durch ein helles Kaminfeuer behaglich erwärmt,

Statuen befinden sich an den Seiten, Gemälde und Malereien an den Wänden, bequeme Sessel und Sophas ꝛc. an den Wänden. Hier promeniren die Herren und Damen der großen Welt in ihren geschmackvollen brillanten Toiletten, um Luft zu schöpfen, in lebhafter Unterhaltung. Am Ende des Foyers ist ein reichhaltiges Büffet, in dem schöne Damen Erfrischungen verkaufen.

Am andern Tage war das Wetter hell und schön geworden und fuhren v. Unger und ich nach Versailles, um die Gärten, welche wir das letzte Mal des ungünstigen Wetters halber kaum gesehen hatten, genauer zu betrachten, doch läßt die steife, altmodische Anlage derselben kalt. Eine Orangerie ist sehr reichhaltig und enthält theilweise sehr alte Bäume, man sagte, ungefähr 400 Jahr alte. Dann wanderten wir weiter nach den beiden Lustschlössern Trianon, in welchen sich einige sehr schöne Gemälde befanden. Sie sind zum Empfang der königlichen Familie eingerichtet und stets bereit, bieten aber sonst recht wenig.

Damit schlossen wir, aufrichtig gesagt, etwas unbefriedigt unsere Besichtigung und fuhren mit der Eisenbahn nach Sevres, um die große königliche Porzellanfabrik zu besehen. Man ließ uns nur in die Ausstellung der fertigen Fabrikate, wo wir kostbare Vasen, Service ꝛc. auch einige Gemälde auf Porzellanplatten sahen, die wunderbar schön und sorgfältig gemalt waren. Der Werth solcher Sachen ist auf tausende von Franken zu rechnen; für Tische und Vasen forderte man bis zu 50 000 Frcs. In anderen Sälen waren Fabrikate aufgestellt, die für fremde Länder bestimmt waren, doch das Interessanteste hatten wir zuerst gesehen.

Wir fuhren nun nach Paris zurück; Unger hatte andere Pläne, ich wollte zur italienischen Oper. Schon um 6½ Uhr stellte ich mich am Queue auf, um 8 Uhr war der Anfang. Trotz meines langen Wartens erreichte ich nichts weiter als einen Stehplatz im Parterre, der mir denn doch nicht genügte; nach Ablauf des ersten Aktes ging ich hier fort und erhielt mit Noth und Mühe und nur mit einem Aufgelde einen Platz im dritten Range, wo ich in einer Loge mit zwei Italienerinnen zusammen saß und ziemlich

gut sehen konnte. Auch in diesem Theater ersten Ranges herrschte eine Pracht und ein Reichthum, der bewunderungswürdig und ähnlich wie der vorhin beschriebene in der großen Oper ist. Die Chöre wie auch das Orchester sind reich und vorzüglich besetzt und hier wirken in den Hauptrollen nur Künstler ersten Ranges. Man gab La Linda di Chamouny, eine ganz neue Oper von Donizetti. Es sangen: Sopran Fräulein Persiani, der Bassist Lablache, Tenor Tambourini und Bellini. Alle waren ausgezeichnet, die Persiani hat eine wahre Glockenstimme, so rein und ausgebildet. Ganz herrlich ging ein Duett zwischen dem alten Lablache und Mario; die Stimme des ersteren war so kräftig, daß es einem durch Mark und Bein ging. Das Publikum war entzückt und der Applaus enorm.

Nach dem Schluß blieb ich noch eine Weile in der Vorhalle, sah mir wieder das lebhafte Getriebe mit den vielen Menschen an, ging dann nach Hause, packte meine Sachen, da ich morgen reisen sollte, und kam erst um 2 Uhr zu Bett. Es that mir doch sehr leid, daß ich Paris verlassen mußte, so sehr gern war ich hier.

Der folgende Tag war keiner der interessantesten. Am Morgen empfing ich Schneider und Schuster und bezahlte sie für gekaufte Kleider und Geschenke für die Heimath, dann lief ich in der Stadt umher, um Einiges einzukaufen und war recht froh, als ich um 12 Uhr Crivelli in seiner Wohnung am Feuer sitzen sah. Ich setzte mich zu ihm, fand es recht gemüthlich und ruhte mich beim Plaudern aus. Dann aber nahte die Stunde der Abreise, noch ein Besuch bei Mr. Seris, dann bezahlte ich meine Rechnung im Hotel und um 4 Uhr fuhr ich in einer Citadine zum Bureau der Mallepost. Ich fand Crivelli und v. Unger auf dem Posthofe, wir gingen nun in das nächste Restaurant, aßen heiteren, frohen Sinnes die letzte Mahlzeit zusammen, sprachen von unseren späteren Lebensplänen und tranken eine Flasche Champagner auf fröhliches Wiedersehen.

Um 6 Uhr begaben wir uns nun zum Posthofe, wo schon eine Menge Menschen im Reisekostüm warteten. Hermann Klipsch

kam auch noch, um mir Adieu zu sagen. Sehr leid that es mir, diese guten geselligen Freunde zu verlassen; es war eine frohe, glückliche Zeit gewesen und schwerlich war auf ein baldiges Wiedersehen zu hoffen. Nun wurden alle Reisenden nach dem Hofe beschieden. Die erste Mallepost fuhr vor und die Reisenden stiegen in die Kalesche, die mit vier muthigen Pferden bespannt war, und rasch rollte sie aus dem Hofe. So folgte eine der andern, auch die für Caen bestimmte. Ein Reisender fehlte, man rief Monsieur N. N. zwei Mal mit lauter Stimme; keiner kam, da wurde der Wagenschlag zugeworfen und dem Postillon zugerufen: „Partez pour Caen." Der arme Passagier, der zurückgeblieben war, muß bei seiner endlichen Ankunft bitter enttäuscht gewesen sein. Endlich fuhr meine Kutsche vor, kaum hatte ich noch Zeit den Freunden die Hand zu drücken, rasch ging es fort und ich befand mich plötzlich im Dunkeln, zusammen mit einem Reisegefährten in großem Mantel.

Mit uns zugleich fuhren 12 bis 16 Omnibusse mit Briefträgern, die sich nach ihren Quartieren begaben, hinaus in die Welt und nun ging es mit unserm raschen Fuhrwerk durch die glänzend erleuchteten Straßen zur Place de la Concorde. Dieser Prachtplatz macht sich auch am Abend wunderschön. Die vielen Gaslichter flossen in ein Lichtmeer zusammen und leuchteten wie Feuer auf den vergoldeten Kandelabern. Dann ging es die Champs Elysées hinauf, wo uns an beiden Seiten die Gaslichter in langen, langen Reihen begleiteten. Darauf fuhren wir neben dem Arc de l'Etoile vorbei und in das Bois de Boulogne hinein.

So war denn Paris mit seinen Freuden und Herrlichkeiten verschwunden. Ich hatte Ursache recht müde zu sein; wir schlossen die Fenster und schliefen fest ein. In Rouen, wo wir um Mitternacht anhielten, stiegen wir aus, um eine kleine Erfrischung zu nehmen, dann ging es weiter nach Havre.

Um 8 Uhr stieg ich aus, ging gleich zum Dampfschiffsbureau und erhielt die Nachricht, daß der Dampfer erst Abends 8 Uhr nach Hamburg abgehen würde. Etwas ärgerlich ging ich nun mit

meinen Effekten nach dem London Hotel und ließ mir ein Feuer anmachen, denn es war kalt, stürmisch und winterlich. Ich fühlte mich garnicht gemüthlich und froh; der Gegensatz zwischen dem, was ich verlassen hatte, und der Gegenwart war zu groß! Um 8 Uhr ging ich an Bord, aber erst um 10½ Uhr lief das Schiff „Paris" unter Kapitain Vasses Kommando aus dem Hafen.

Es war eine traurige Reise. Wind und Regen, dann Sturm mit hohem Seegang waren gegen uns. Die Passagiere wurden gelangweilt und verzagt, kein Kartenspiel noch sonstige Unterhaltung behielt ihren Reiz, bis endlich nach zwei Tagen und drei Nächten der Himmel sich klärte und die Fahrt glatt von Statten ging. Das bitterböse ernste Gesicht des Kapitains wurde heiter und zuversichtlich. Um 1 Uhr des dritten Tages sahen wir Land, passirten Cuxhaven und liefen in die Elbe ein. Die letzte Nacht an Bord war herrlich, der Mond ging auf, wir warfen Anker und lagen nun so ruhig, daß wir uns aufs Land versetzt glaubten. Es that so wohl, denn das unfreiwillige Schaukeln während drei Tagen und vier Nächten war doch angreifend gewesen. Von dem Lootsen hörten wir zuerst wieder das ächte Hamburger Plattdeutsch.

So kam der 23. November. Als ich um 6 Uhr erwachte, war die Maschine in vollem Gange, um 7 Uhr wurde angehalten, denn wir waren bereits in Hamburg, aber es war noch dunkel, wir konnten uns noch nicht ausschiffen, und als wir aufs Deck kamen, fanden wir es recht kalt, viel Eis in der Elbe und uns selbst zwischen vielen Schiffen. Nun packten wir unsere Sachen zusammen, nahmen herzlichen Abschied von unserm braven tüchtigen Kapitain, stiegen ins Boot und kamen beim Baumhause an. Ich fuhr zur Stadt zum Hotel „Zur Sonne," fand keinen Platz, dann zum Hotel de France, wo es mir besser glückte. Um 9 Uhr ging ich zu unserm Banquier H. A. C. Ganslandt; dort zeigte man mich zum Hotel d'Angleterre und war nun bald in den Armen meines Vaters, der mir entgegengereist war. Es war eine große Freude beiderseits und wir hatten uns viel zu erzählen.

Zunächst wanderten wir auf den traurigen Brandstätten der

Feuersbrunst vom Mai dieses Jahres umher, sahen noch die interimistischen Holzbuden auf verschiedenen Plätzen und fuhren um 11 Uhr per Extrapost fort. Es war schon recht kalt und fror ziemlich stark. Wir kamen um 2 Uhr in Schönberg an, aßen hier auf gute deutsche Art zu Mittag und fuhren um 5 Uhr im Dunkeln in unsere alte Vaterstadt Lübeck ein.

Alles schien mir unverändert; es war mir, als hätte ich Lübeck erst vor Kurzem verlassen. Im Hause hatte man uns noch nicht erwartet. Ich trat ins Komptoir, wo ich meinen Bruder Wilhelm herzlich begrüßte, dann hinauf zu meiner Mutter; es war ein fröhliches herzliches Wiedersehen und eine Freudenthräne glänzte in ihrem Auge. Darauf kamen die Brüder Fritz und Franz mit ihren Begrüßungen und nun folgte ein Fragen und Antworten in lebendigster Unterhaltung. Als ich nach einiger Zeit meine Schwester Elise in ihrer Wohnung aufsuchen wollte, traf ich sie schon mit ihrem Manne auf der Straße auf dem Wege zu uns. Wenn ich sie auch zuerst gern allein gesprochen hätte, so ließ sich das nicht ändern. Da machte ich denn die nähere Bekanntschaft meines neuen Schwagers Adolph Rose, den ich von früher her nur oberflächlich kannte, und die Familie blieb nun den Abend fröhlich beisammen. Am andern Tage kam mein Bruder Paul von Harkensee und damit hatte ich denn die Nächsten der Familie alle wieder gesehen.

XIII.

Rückblick. — Familien- und Geschäftsverhältnisse. — Vorbereitungen für eine Geschäftsreise.

Gern gestatte ich mir jetzt einen Rückblick auf das nun vergangene glückliche Jahr, wo ich ohne Sorge, vom lieben Gott mit einer kräftigen Gesundheit und frohem Sinn, von der Güte meines Vaters mit den nöthigen Geldmitteln ausgestattet, nach eigenem

Gefallen die schöne weite Welt durchstreifen konnte. Freudigen, dankbaren Sinnes nahm ich die gebotenen Eindrücke der schönen Natur, der Baukunst und sonstiger Kunstzweige in mich auf, und gedachte der vielen guten und braven Menschen, die mir freundlich entgegengekommen waren. Wie gern hätte ich mich brieflich auch später noch mit so manchen lieben Menschen unterhalten, aber es wären zu viele geworden und die Zeit würde mir ebenfalls gefehlt haben. Vielen Nutzen habe ich von dieser Reise gehabt. Meine Weingeschäftskenntnisse erhielten einen weiteren Zuwachs und viele Tagebücher und Notizbücher füllte ich in den verschiedenen Weinländern mit der Beschreibung der Produkte des Landes, der Eigenthümlichkeiten der Weine und der verschiedenen Behandlung derselben. Zugleich lernte ich die Sprachen mehrerer Länder bald, denn da ich auf die Unterhaltung der Bewohner des Landes angewiesen war, so mußte ich mich auch ihrer Sprache bedienen; anfangs ging es mäßig, aber bald wurde es besser und geläufiger, so daß ich im ganzen wenig Schwierigkeit damit, auch in Betreff meiner Umgangsformen hatte. Der beständige Verkehr mit den mir fremden Menschen übte einen guten Einfluß aus; er trug viel dazu bei, mir ein sicheres Auftreten und gewandteres Wesen anzueignen, was mich auch später, mit einem fröhlichen Wesen gepaart, leichter in die geselligen Kreise einführte.

Zu meiner Schwester Elise ging ich, namentlich im Anfang nach meiner Rückkehr, häufiger, wir sprachen gern von vergangenen Zeiten. Aber durch ihre Verheirathung war unser Verhältniß ein anderes geworden. Sie hatte ihren Mann von Herzen lieb und war ganz auf ihn angewiesen und auf die eigene kleine Haushaltung; der neue Verkehr mit ihres Mannes Verwandten, die Wünsche und Ansichten, welche er und letztere hatten, nahmen sie vorzugsweise in Anspruch und so wurde unser Verkehr allmählich geringer. Rose ist ein ehrenwerther, pflichttreuer Mann, voll Eifer und Interesse für seine Wissenschaft, und hält seine Frau lieb und werth. Aber er hatte leider nicht die Art und Weise, mit allen Menschen rücksichtsvoll zu verkehren und so trat leider bald zwischen

meinem Vater und ihm eine gewisse Kälte ein, die sie von einander fern hielt. Er hatte eigenthümliche Ansichten von dem Kaufmannsstande, besaß einen gewissen Gelehrtenstolz, der meinem Vater gegenüber garnicht angebracht war, und der Riß zwischen ihnen wurde immer größer. Dieser Zustand übte einen trüben Einfluß auf unsere engere Familie aus, sowie auf den gegenseitigen Verkehr zwischen Eltern und Kindern.

Der Sinn meines Vaters war ernst und trübe, seine Kränklichkeit hatte zugenommen und er nahm das Leben schwer. Meine Schwester hatte durch dies alles traurige Stunden, aber unsere gute Mutter hielt treu zu ihrer Tochter und tröstete sie stets in ihrem Kummer und ihrer Sorge. Es kamen allmählich sechs Kinder, vier Knaben und zwei Töchter, die sie gut und liebevoll mit Hülfe und unter treuem Beistand ihres Mannes erzog.

In den folgenden Tagen machte ich Besuch bei älteren und jüngeren Leuten, wurde freundlich empfangen und mußte viel erzählen, denn damals wurde noch nicht soviel gereist wie in späteren Jahren, in der Zeit des lebhaften Eisenbahnverkehrs. Spanien, Paris und London interessirten die meisten sehr. Aber Vergleiche zwischen diesen beiden Städten zu ziehen ist kaum möglich. Paris ist die große Weltstadt mit vielen schönen großartigen, aber auch häßlichen Seiten, erstere jedoch vorwaltend. Paris bietet viele Gelegenheit zu Vergnügungen und hat eine lebenslustige Bevölkerung. Aber der Handel Londons und die damit eng verbundene Thätigkeit fehlt in Paris fast gänzlich. Nach Paris kommt man, um sich zu amüsiren, und Jedermann erreicht diesen Zweck vollkommen, alles, was man sieht und hört, leitet darauf hin, während das Großartige, Kolossale, was man im Geschäftsleben von London findet, in Paris vermißt wird. Mir sagte Paris auch ganz außerordentlich zu, alles interessirte mich dort; aber dem Franzosen gilt Paris als das Schönste in der Welt.

Mit meinem Vater und Bruder Wilhelm hatte ich oft lange und lehrreiche Unterhaltungen, sie sprachen sich über die Verhältnisse

von Lübeck wenig ermuthigend aus; ähnlich ein Freund meines Vaters, ein sehr kluger Mann, Herr H. B. Man klagt viel in der Welt, aber hier in Lübeck hat man jetzt auch viele Ursache dazu. Unsere Stadt steht allein und verlassen da, ohne die Möglichkeit sich selbst zu helfen. Auf den Bundestag von Frankfurt a. M. ist nicht zu rechnen, mit Hamburg und Bremen zusammen etwas auszurichten wäre möglich, doch sind deren Interessen anders als die unsrigen, auch sorgen sie für die eigenen und haben damit auch wohl genügend zu thun. So bleiben wir allein, ohne allen Schutz und Hülfe, denn wir sind hier ohne alle politische Bedeutung. Für uns interessirt sich keine Macht und vortheilhafte politische Traktate können wir deshalb nicht abschließen. Die großen Mächte haben ihre eigenen Städte, für die sie sich interessiren, und da dieselben in ähnlicher Lage sind wie wir, so werden sie bevorzugt, z. B. Stettin. Es wird durch Eisenbahnen mit Berlin und dem Innern Deutschlands verbunden, sie reichen bis Dresden, Prag, Wien u. s. w. Die vielen russischen Waaren können dadurch schnell und billig ins Innere gebracht werden, während Lübeck, einer der besten Ostseehäfen, isolirt liegt; die verschiedenen Handelsartikel müssen mit Frachtwagen auf schlechten Wegen weiter transportirt werden. Wir petitioniren und flehen um eine Eisenbahn nach Hamburg, Mecklenburg oder Holstein, aber alle Bitten werden abgeschlagen und zwar nur deshalb, weil uns dänisches Gebiet umgiebt und Dänemark seinen Seehafen Kiel fördern will. Ähnlich geht es uns in Mecklenburg, wo Wismar und Rostock vor jeder Konkurrenz geschützt werden sollen. Die Dampfschiffahrt von St. Petersburg nach Lübeck, deren Privilegien 1845 ablaufen, wird eine neue schwere Konkurrenz durch Stettin erfahren, da Preußen Schutzpatron dieser Stadt ist und wahrscheinlich Regierungsschiffe dahin einrichten wird, wodurch der Zug der Reisenden und Waaren, durch die Eisenbahn erleichtert, sich dahin wenden muß. So zieht sich das Eine und Andere von hier fort und der Handelsverkehr wird immer schwächer. Die Zolleinrichtungen in Dänemark sind uns entgegen, durch den deutschen

Zollverein machen uns Hannover und andere Städte schwere Konkurrenz und schließen uns fast gänzlich ab. Dem ist aber schwer abzuhelfen. Große Maßregeln, einschneidende Handlungen können wir nicht ausführen, denn unsere Regierung ist zu unvermögend, schwach und unbedeutend. Treten wir in den Zollverein, so hat das auch seine Schattenseiten, denn das nordische Geschäft mit Schweden und Finnland wird dadurch leiden und neue Unbequemlichkeiten werden daraus entstehen, an die wir jetzt noch nicht denken. Auch unsere Finanzen sind grade nicht die besten. Rechter Muth herrscht nicht unter den Kaufleuten.

Meinem Bruder Wilhelm und mir wurde ein Zimmer eingeräumt, wir wohnten zusammen, jeder mit einem Pult und einer Kommode versehen. So blieb es für längere Jahre; wir hatten alles gemeinschaftlich.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft vergingen in Unruhe und Hineinfinden in die häuslichen Verhältnisse. Dann ging es ins Geschäft. Der Ernst des Lebens trat nun mehr an mich heran Mein Vater beabsichtigte, meinen Bruder Wilhelm und mich in sein Geschäft aufzunehmen, um uns dadurch eine Existenz und eine gesicherte Stellung zu geben. In letzterer Zeit war durch die Mitarbeit meines Bruders und seine Übernahme des Reiseposten in Deutschland das Geschäft besser gegangen; vorher hatte es durch die verschiedenen mittelmäßigen und schlechten Reisenden gelitten.

Nun wurde ich beauftragt, für die folgenden Jahre die Geschäftsreisen nach besten Kräften zu übernehmen. Gern folgte ich diesem Rufe, denn hier konnte ich mich wirklich nützlich machen. Mein Vater, als erfahrener Kaufmann, übernahm die Disposition über das Ganze, mein Bruder Wilhelm hauptsächlich die Komptoirgeschäfte, auch sah er nach den Arbeiten der Leute und kontrollirte dieselben.

Zunächst übernahm ich es, Mecklenburg, Preußen und Holstein, später auch Schweden und Finnland zu bereisen. Da das Geschäft zufriedenstellend ging, so begannen wir mit frischem Muth unsere Aufgabe. Für das hiesige Geschäft und zum Komptoristen paßte

mein Bruder am besten. Er ist gründlich, umsichtig und hat mit vieler Geschäftskenntniß seinen Beruf erfaßt, er geht ruhig, einfach, still und arbeitsam seinen Weg. Die Ruhe und Gleichmäßigkeit des Komptoirlebens sagt mir wenig zu; das Reiseleben spricht mich an. Die Unruhe, der Verkehr mit anderen Menschen, das Reisen im In- und Auslande macht mir viele Freude. Allerdings verkenne ich nicht die Schwierigkeiten für einen Weinreisenden, der den Absatz fördern soll. Ich hoffe indeß mit Thätigkeit und Ausdauer meine Aufgabe zu lösen und der gute Rath meines Vaters und die Beihülfe meines Bruders werden mir helfend zur Seite stehen.

Das Leben floß von jetzt an gleichmäßig weiter fort; hin und wieder gingen wir in eine kleine Gesellschaft, zuweilen kam die Familie bei den Eltern zusammen, oder man machte eine Partie Karten mit Cossel. Den Tag über wirkte ich mit meinem Bruder im Geschäft und so vergeht die Zeit nützlich und schnell. Es kam der Dezembermonat mit seiner Kälte, wir nahmen das Inventar des Lagers auf und machten nachher die dazu nöthigen Berechnungen. Es ruht ein gewisser Schleier und Nebel über der allgemeinen Stimmung, die Freudigkeit fehlt und Einförmigkeit und Stille hindern die Fröhlichkeit. Ich denke viel an die letzte Vergangenheit und freue mich der Zukunft. Die Frische des Lebens fehlt oft; es nahte das Weihnachtsfest, welches sehr still in der Familie verlebt wurde. Am 26. Dezember feierte man meinen Geburtstag mit herzlichen Glückwünschen und kleinen Aufmerksamkeiten und weiter ging es ins neue Jahr hinein.

Allmählich gewöhne ich mich an das hiesige Leben; der Übergang von der Ungebundenheit zu dem Pflichtenleben ist zu plötzlich und gewaltsam gewesen. Jener Zeit gedenke ich gar zu gern. Ich bin ernster und schweigsamer geworden und kann nicht recht dagegen an. Es liegt auch in meinem Körperlichen und es kommt wohl eine bessere Zeit. Oft mache ich mir Vorwürfe über meine Thatenlosigkeit, sehne mich nach meinem neuen Wirkungskreise, stehe oft später, als ich selbst will, auf und sorge um manches.

Mit meinem Vater, dem alten Vetter Behncke und dem alten Cossel müssen wir beide, mein Bruder Wilhelm und ich, oft Karten spielen und immer Boston-Whist. Wir mögen es alle beide garnicht, denn der Vetter und Cossel spielen engherzig, letzterer mittelmäßig und will trotzdem uns jungen Leute meistern und korrigiren. Das ärgert und irritirt uns. Eines Abends kam Cossel und es wurde eine Partie gemacht. Mein Bruder verlor und spielte unaufmerksam. Vater schalt ihn aus und Cossel schwieg. Das trieb meinem Bruder die Thränen in die Augen. Als er Abends im Bette lag, weinte und schluchzte er verstohlen unter seiner Decke. Er dauerte mich von Herzen. Für einen Spieler giebt er sich nicht aus und spielt ungern; dann noch die Bemerkungen und die Ungeduld der Andern zu ertragen ist schwer. Wilhelms Leben ist nicht beneidenswerth, er kommt wenig unter Menschen, seine Gesundheit ist nicht die stärkste, er ist der gewissenhafteste und rechtschaffenste von uns Brüdern allen, steht unserm Vater stets treu zur Seite und verehrt und liebt ihn aufs höchste, aber oft wird er verkannt und das thut uns in der Seele leid. Pflichteifrig ist er, von Morgens früh bis Abends spät im Geschäft, das ihm am meisten am Herzen liegt. Auch mir bereitet das Kartenspiel manchen Kummer, wir sind nicht dafür geschaffen, was jungen Leuten doch am Ende nicht zu verdenken ist, und dann mit dem alten Vetter und dem alten Onkel Cossel! Eines Abends kam Cossel und wir spielten wieder Boston-Whist. Wir kamen zum letzten Spiel, Wilhelm versah sich im Beiwerfen und so ging es verloren; mein Vater bestimmte, es sollte gelten, und wir mußten bezahlen. Das ärgerte mich und obwohl mein Vater ganz im Recht war, erlaubte ich mir einige unpassende Worte und warf die Karten auf den Tisch. Mein Vater sagte: „Was ist das? Du beträgst Dich ja wie ein Kind, so kommst Du nicht durch die Welt!" Das wurde mir in Gegenwart der ganzen Familie gesagt und verdroß mich sehr. Die Fröhlichkeit war für den Abend dahin. Vater war still und ich war über mich selbst sehr ärgerlich. Wilhelm machte mir nach Tisch Vorwürfe, ich fühlte, daß ich recht

unüberlegt gehandelt und Schuld hatte. Als Vater zur Ruhe ging, folgte ich ihm nach und erwartete noch viele Vorwürfe. Ich irrte mich; er sagte mir ruhig und ohne Heftigkeit: „Heinrich, ich kenne Dich, im Grunde bist Du nicht böse, und ich weiß, daß die Worte, die Du sagtest, und Dein Betragen nur unüberlegt und in Hitze gesprochen waren. Du mußt Dich mäßigen, denn in der Karriere, in welche Du nun eintreten wirst, ist Mäßigung nöthig, daher nimm Dich in Acht!" Ich konnte nichts antworten; ich schätzte und liebte meinen Vater doppelt, drückte ihm treu und herzlich die Hand, mein Herz war zu voll. Ist er zuweilen auch hart, so ist er stets gerecht und voll Liebe gegen uns Kinder. Auch in seinem Urtheil wegen L. W. hat er Recht.

Mein Bruder reiste auf einige Tage nach Kiel zum Umschlag (Geldmarkt) und ich übernahm mit Freuden so lange seine Stelle. Mir fehlt mehr Thätigkeit, deshalb begrüßte ich sie froh. Diese Stille und Ruhe zu Hause ist mir wenig zusagend; nach so langem frischen Verkehr in der Außenwelt sehne ich mich nun recht wieder ins Getümmel des Lebens hinaus. Dieser Wunsch wurde mir auch gründlich erfüllt. Inzwischen setzte ich das Fechten und Reiten fort, denn körperliche Übungen sind täglich erforderlich.

Wilhelm kehrte von seiner Reise zurück und die Vorbereitungen zu der meinigen begannen. Ich erkenne die ganze Wichtigkeit und Bedeutung dieses neuen Berufskreises und bin mir bewußt, daß das Reisen zum Betrieb des Geschäfts unumgänglich nothwendig ist und daß ich dadurch einen wichtigen Posten ausfülle. Es freut mich, daß ich nun nicht mehr nöthig haben werde, meine Tage in der Stubenluft des Komptoirs und im Keller zuzubringen, sondern daß ich mich in der frischen freien Natur bewegen und mich ihrer Schöpfungen und Wunder draußen erfreuen kann. Trübe Stunden werden dort auch kommen, aber die sind überall.

Es kam der letzte Sonntag im Januar, den ich zu Hause verbrachte, meine Brüder Fritz und Franz gingen mit mir am frühen Morgen spazieren; die Sonne ging blutroth hinter Nebelwolken auf, allmählich verließ sie den Dunstkreis, die Schneefelder

und Wiesen, letztere leicht bereift, färbte sie mit einem leichten Rosa; die Fenster der Häuser erglühten und leuchteten, der Fluß, der zwischen den Wiesen wie ein Spiegel lag, glänzte wie Silber und in der ganzen Natur war Ruhe und Frieden. Nichts störte die heilige Sonntagsstille und mit Freudigkeit im Gemüthe wanderten wir weiter am Ufer der Trave. Bald hatte der Eine, dann der Andere von uns etwas Schönes bemerkt und gegenseitig sprachen wir unsere Freude darüber aus. Später hatte ich eine längere Unterredung mit Vater; es war gewissermaßen eine Schlußbelehrung vor meiner Abreise. Er sprach von seinem früheren Leben, von den vielen Sorgen, welche er gehabt hatte, von seinen Gesinnungen, Ansichten und Grundsätzen und knüpfte manche gute Lehre für mich dabei an. Er ist ein edler Mann, den man hoch verehren muß, der aber bei weitem nicht genug anerkannt wird. Man sieht unter einer vielleicht etwas rauhen Schale den edlen Kern nicht.

Zuweilen kann ich mich eines etwas ängstlichen Gefühls nicht erwehren, wenn ich an die neue Laufbahn denke; manche Eigenschaften zu einem guten Reisenden fehlen mir doch, indeß der feste gute Wille liegt bei mir vor. Der letzte Tag verging noch unter Vorbereitungen. Ich bekomme zu meiner Beförderung eine Halbchaise mit zwei guten kräftigen Pferden, den Kutscher Johann Hübenbecker, einen älteren gediegenen Mann aus unserem Geschäft. Ich packte in Sitzladen und Handkoffer meine Effekten. Am Abend besuchte ich Rose und meine Schwester noch zum Abschied und fühlte mich ganz gemüthlich dort. Mit Freundlichkeit und Zuneigung kamen sie mir entgegen und er sprach mit vielem Interesse von seiner Wissenschaft. Überhaupt scheint er tüchtig zu sein und viel gelernt zu haben, denn er sprach von allem mit Sicherheit und Gründlichkeit.

Schon um 5 Uhr am andern Morgen klingelte die Hausthüre, denn Hübenbecker rückte ein, ich stand auf, ordnete meine Sachen, meine gute Mutter half mir und ich besprach noch so manches mit meinem Bruder Wilhelm. Es wurde herrliches Wetter.

Nun sagte ich der Familie Lebewohl, mein Vater und meine Mutter waren bewegten Herzens, sie wünschten mir glückliche Reise, dann gute Geschäfte. Ich dachte, das Letzte ist die Hauptsache, und so fuhr ich mit meinen beiden Schwarzen fort.

XIV.

Meine erste Geschäftsreise durch Lauenburg, Mecklenburg usw.

Es war der 24. Januar 1843, 7½ Uhr Morgens. Die Bäume waren bereift, die Sonne ging auf und der Reif blitzte wie Edelgestein. Ich dachte, als ich durch die hohen Alleen bei der Stadt fuhr, an meine neue Laufbahn, bald voller Muth, bald etwas kleinlaut. Mancher Zweifel erhob sich, bis wir uns dann Ratzeburg näherten, am See entlang über den alten Damm fuhren und beim Kleinen Keller abstiegen. Der Wirth war unser Kunde, also der erste Schritt ins Geschäftsleben wurde gethan. Der Gastwirth jenseits des neuen Dammes hieß Schlag, ich trank ein Glas Wein mit ihm und erhielt Zusagen von Aufträgen für später. Rittmeister v. K., der seit längerer Zeit schuldete, war nicht zu Hause, man führte mich zu seiner Frau. Sie bat mich, ihr zu sagen, was ich wollte. Das war recht peinlich für beide Theile, ich mußte damit heraus. Sie sagte, sie wolle es ihrem Manne bestellen; das war aber auch alles und kein großer Erfolg. Nun begab ich mich zum Gouverneur Graf von Rantzau, wo ich lange auf der Diele stand; schließlich erhielt ich den Bescheid, der Herr Graf habe Sitzung und dürfe nicht gestört werden. Bei Herrn v. B. meldete der Bediente mich an; da hörte ich eine Stimme laut auf der Treppe rufen: „Ich lasse mich entschuldigen, ich sei beim Anziehen, ich werde schriftlich bestellen." Dem zurückkehrenden Diener sagte ich: „Ich habe schon gehört, was Sie mir sagen sollen," und ging weiter. Ich war etwas herabgestimmt, dachte indeß, das gehört zur neuen Karriere und trug es mit Gleichmuth. Nach

einigem Fragen fand ich mich hin zum Stadtsekretair Richter. Anfangs wollte er mich kurz abfertigen, doch ging ich nicht sogleich und als wir nun in etwas eingehendere Unterhaltung kamen, sagte er mir, ich möchte ihm einige Proben schicken lassen; das ermuthigte doch etwas.

Nach Tisch fuhr ich weiter nach Mölln, zwar auf einer schönen Chaussee, doch fing es an zu schneien und dichte Wolken zogen am Himmel auf. Im Dunkeln kam ich an, ließ mein Zimmer heizen und ging so lange ins Gastzimmer. Schiffsbaumeister Jacob Meier aus Lübeck, der in dem waldreichen Herzogthum Lauenburg Eichen kaufen wollte, traf ich hier, auch mehrere Stadtherren, blieb einige Zeit mit ihnen beisammen und ging dann auf mein Zimmer, das jedoch voll Rauch und recht kalt war. Das ließ sich nun nicht mehr ändern, ich setzte mich dicht an den Ofen in warmen Kleidern, schrieb an einigen aufgeschobenen Arbeiten und ergab mich in mein Schicksal; als Reisender muß man solche kleinen Mißgeschicke ertragen. Als ich um 9 Uhr zum Abendessen hinunterging, traf ich u. A. auch einen Hamburger Geschäftsreisenden dort, der manches von dem Brande seiner unglücklichen Vaterstadt erzählte; die Familie und der Gastwirth Michelsen setzten sich zu uns.

Das Geschäft ging am andern Tage besser und war mannigfaltiger. Herr Michelsen gab mir Geld, bestellte aufs Neue und so fuhr ich am frühen Morgen nach Schwarzenbeck. Hier empfing mich der Gastwirth Borchers als alter Kunde des Hauses sehr freundlich, instruirte mich über meine zu machenden Besuche und so ging ich zuerst zum Amtmann Seestern-Pauly. Er war mit meinem Vater bekannt und einige seiner Söhne waren in Lübeck auf der Schule. Ich wurde seiner Familie vorgestellt und befriedigt ging ich weiter. Der Herr Pastor des Ortes gab mir einen Auftrag, auch der Zolleinnehmer Richter. Als alter Kunde ging er mit mir zu seinem Bekannten, dem Amtmann von Brakel, der mir auch bestellte, ebenso mein Wirth Borchers. Nach Tisch fuhr ich nun guten Muthes, aber unter Regen nach Gültzow, einer großen

Besitzung des Grafen Kielmannsegge; er selbst war verreist, sein Pächter Ludwigs aber machte eine Bestellung.

Jetzt fuhr ich direkt nach Lauenburg. Die Wege waren außerordentlich schlecht, theilweise war Eis in denselben, meistens ging es durch öde Haide, über welche der Wind recht stürmisch hinwegsauste. In der Dunkelheit erreichte ich Lauenburg, fand im Gastzimmer einen Konkurrenten Voß, nachher kam ein zweiter, Herr Bollinger aus der Champagne, dazu und wir spielten einige Partien Billard. Einen Theil des Abends verbrachte ich auf meinem Zimmer. Um 9 Uhr am Morgen begann ich wie immer meine Besuche. Beim Amtsvoigt Lange wurde ich empfangen, beim Kammerjunker v. Linstow fertigte man mich kurz und kalt ab, beim Bürgermeister Schlüter fand ich freundschaftliches Entgegenkommen, aber leider keine Aufträge, beim Zollinspektor Diermissen mußte ich viel von Algier erzählen, der Gastwirth Meyer zum Löwen wurde bei meinem Besuch befangen, denn er meinte, ich wollte ihn um Zahlung mahnen, beim Zollkommissar Schnobel bekam ich einen Korb, der Weinhändler Schmidt sagte mir kurz: „Ich bin noch versehen," ein Anderer ließ sich verläugnen, bei einem Folgenden wurde mir Rheinwein vorgesetzt und Aussicht zu einem Auftrag für später gegeben; genug ich machte fleißig die Runde und damit war hier meine Thätigkeit geschlossen. Ich glaube, daß ich nächstes Mal hier gute Geschäfte machen werde, wenigstens gab man mir oft Aussicht dazu. Ich ließ anspannen, um nach Boitzenburg zu fahren. Hier besuchte ich den Weinhändler Thiele, mit dem ich sehr viel über Weine sprach und der mir Proben bestellte. Ein anderer Weinhändler Schultz gab mir eine ganz nette Bestellung, so daß ich zufrieden war.

Am andern Morgen verließ ich die Stadt und fuhr nach dem Gute Beckendorf. Der Besitzer, Baron v. Stenglin, empfing mich freundlich, seine Frau, eine geborene v. Leers, war eine niedliche Frau. Ich ordnete meine Geschäfte mit ihm und fuhr weiter nach Leesen, einem prachtvollen Gute; es gehört dem Major von Laffert, der das ganze Dorf durch- und ausgebaut hat; es sah wie

neu aus. Durch das Städtchen Wittenburg fuhr ich nach Drei-Lützow, einem alten schönen Schloß, das dem Grafen von Bernstorff gehört. Ich traf ihn leider nicht zu Hause. Von hier ging es nach Hagenow; der Weg war unter aller Kritik, dazu kam noch ein heftiger Wind mit Regen; man wurde geschüttelt und gestoßen und bald trat die Dunkelheit ein. Wie froh war ich, als ich um 5½ Uhr in Hagenow eintraf. Straßenbeleuchtung fehlte hier ganz; endlich fanden wir das Wirthshaus und glücklicherweise gab man mir ein warmes Zimmer und den Pferden gute Stallung.

Am andern Morgen früh 6 Uhr war ich auf, ordnete meine Sachen und ging von 9 bis 12 Uhr ins Geschäft. Unter Sturm und Regen fuhr ich weiter. Das Reisen sagt mir recht zu, obgleich das viele Sprechen und der Verkehr mit so vielen Menschen oft recht abspannend ist; auch das viele Weintrinken, das ich doch nicht ganz unterlassen darf, gefällt mir nicht. Indeß die frische Luft und die Ungebundenheit des Lebens thaten mir wohl. Erfreulich ist es zu hören, daß die Kunden mit unseren Weinen zufrieden sind und gern wieder bestellen. Heute konnte ich den ganzen Tag auf der Chaussee fahren. Zuerst nach Pretzier, dann nach Redefin, wo das großherzogliche Gestüt und Hauptdepot sich befindet. Leider sah ich es dieses Mal nicht. Von da ging es nach Ludwigslust. Hier ist man beim tüchtigen Gastwirth Behn gut aufgehoben, indeß geschäftlich wollte es nicht recht glücken; ich bekam manche Versprechungen und Zusagen, mir zum Herbst bestellen zu wollen oder uns zu schreiben, aber man weiß wohl, wie es geht: aus den Augen, aus dem Sinn! Andrerseits darf man die Leute nicht quälen und belästigen, wie so viele Reisende es thun. Ein alter Bekannter meines Vaters, von Kleeberg, Obrist von der Kavallerie, sagte mir: „Um einen Reisenden los zu werden, der aufdringlich war, bestellte ich ihm eine Kiste Wein, sagte aber gleich zu meiner Bedienung, keinen Reisenden wieder vorzulassen“. Es ist auch eines größeren Hauses, wie das unsrige ist, unwürdig sich aufzudrängen, um so mehr, da man den Abnehmern gute Waaren sendet und es daher in ihrem eigenen Interesse liegt, von uns zu kaufen. Hat man den

ganzen Tag über seine Besuche gemacht, so ist man Abends herzlich müde und freut sich, wenn man sich dann zurückziehen kann, um zu lesen oder zu schreiben, oder mit angenehmen Leuten eine gemüthliche Unterhaltung zu führen.

Nachmittags fuhr ich nach Grabow und traf dort viele freundliche Menschen, die nähere Beziehungen zu uns und Lübeck hatten. Abends kehrte ich nach Ludwigslust zurück und am nächsten Tage kam ich nach Neustadt an der Elde auf recht schlechten Wegen. Hier verkaufte ich mancherlei und fuhr dann zum Ortkrug, in dessen Nähe (Wöblin) der Dichter Körner gefallen ist. Ein Denkmal mit einer ehrenden Inschrift bezeichnet die Stelle, wo er fiel. Nun ging es nach Schwerin. Ich wohnte in dem guten Hotel du Nord und setzte mich am andern Tage gleich in Bewegung, denn wir hatten hier eine gute Kundschaft. Ich besuchte sie gewissenhaft mit mehr oder weniger Erfolg. Ich war recht niedergeschlagen, da ich mich noch nicht an die neue Lebensweise gewöhnt hatte und fühlte mich unbehaglich. Es wurde bald dunkel, ich ging ins Theater, man gab Gastav III. oder der Maskenball, eine schöne Musik! Nach Schluß traf ich den in dieser Gegend bekannten und berühmten Reisenden Schmiedell mit seinem Begleiter Schnöckel. Sie forderten mich auf, zusammen zu Abend zu essen, anfangs wollte ich nicht, doch folgte ich ihnen zur Stadt Hamburg, Gastwirth Frumann, und die Folge war ein spätes Beisammensein mit vielem Weintrinken. Das Geschäft am folgenden Tage ging besser, ich hatte mehr Muth und lief tüchtig herum trotz des strömenden Regens. Nachmittags kam ich zu dem würdigen alten Kammerherrn v. Plessen, einem früheren Kriegskameraden meines Vaters. Der alte Herr war so herzlich und freundlich, daß ich mich förmlich heimisch und glücklich bei ihm fühlte und so lange blieb, wie es nur irgend ging. Im Hotel blieb ich ruhig in meinem Zimmer beim knisternden Feuer des Ofens, während Regen und Sturm an meine Fenster klapperten. Recht von Herzen freute ich mich, als ich beim Abendessen einen Lübecker, Herrn Cowalsky, traf, mit dem ich mich aussprechen und dem ich mein Herz ausschütten konnte,

denn die Erlebnisse der letzten Tage drückten mich und so recht froh und heiter konnte ich nicht werden.

Am andern Morgen beendete ich mein Geschäft in Schwerin und fuhr um 11 Uhr, wieder in fast grundlosen Wegen, nach Cölpin, wo ein alter guter Kunde, Gutsbesitzer Peitzner, wohnte. Hier fand ich gleich die gastfreieste Aufnahme und man lud mich ein die Nacht zu bleiben. Herr Peitzner hatte eine liebenswürdige Frau, eine Hamburgerin, geb. Pehmöller, zwei nette freundliche Töchter und zwei muntere Knaben. Hier fühlte ich mich bald ganz heimisch. Er war ein großer Jäger und es wurde viel von einer Hirschjagd gesprochen, die morgen stattfinden sollte. Abends machten wir mit dem Hauslehrer, Kandidaten Casimir, eine Partie Boston-Whist, wobei es ganz heiter herging. Natürlich ging ich am andern Tage nicht mit zur Jagd, sondern besuchte die umliegenden Güter Wendorf, Vorbeck, Kritzow, Müsselmow und Holzendorf und traf um 5 Uhr wieder in Kölpin ein. Da Herr Peitzner den Abend zu dem Förster Liß in Gädebehn, dessen Forsthof in der Nähe lag, kommen wollte, so sattelte man mir Herrn Peitzners braune Stute und ich ritt auch dorthin. Glücklich fand ich den rechten Weg durch den dunklen Wald. Leider hatten die Jäger nichts geschossen und die Hirsche nur gesehen. Man machte nun ganz gemüthlich eine kleine Partie und um 10 Uhr fuhr und ritt man heim. Es kommen gewiß trübe Tage auf der Reise vor, aber auch recht vergnügte, wie hier. Die Leute waren so außerordentlich freundschaftlich, sie wollten mich heute noch zur zweiten Jagd behalten, doch fuhr ich um 9 Uhr Vormittags fort und hatte schönes Wetter. In Kritzow bei Herrn Bade wie auf dem schönen Gute Zarschendorf, wo Herr Lübbe mit Frau und seiner einzigen Tochter wohnte, wurde ich angenommen und fuhr in einem grundlosen Wege nach Retgendorf zu dem alten Herrn v. Schack. Er führte mich in sein Wohnzimmer, wo die alte würdige gnädige Frau und mehrere junge Damen versammelt waren; man bot mir Kaffe an und kam in ungezwungene Unterhaltung. Das Geschäftliche wurde abgemacht, ich bekam mein Geld und fuhr nach der nächsten kleinen

Stadt Bruel, allerdings unter Schneegestöber und scharfem Winde. Am andern Tage erreichte ich auf der Chaussee Sternberg; für die guten Thiere war dies doch eine Erleichterung. Ich wickelte dort meine Geschäfte ab und war Nachmittags in Rosenow, wo ein alter Pächter Köhn wohnte. Man empfing mich auch hier sehr freundschaftlich; es war gerade der Geburtstag des Hausherrn. Sein Nachbar und Verwandter, Gutsbesitzer Rosenow von Bolz, war auch zum Feste gekommen, beide sind alte feste Kunden. Ich mußte mich gleich zu Tische setzen, man trank viele Gesundheiten in Kardinal und Wein und ich war gleich wie zu Hause. Nach Tisch ging ich zu den Damen. Unter lebhafter und angenehmer Unterhaltung mit den treuherzigen Mecklenburgern verfloß der Abend. Auch die Herrschaften von Gr. Raden aus der Nähe, die ich besucht, aber verfehlt hatte, fand ich hier. Man trank noch Punsch zum Abschied; eine Familie fuhr nach der andern fort, ich blieb aber die Nacht hier in Rosenow mit meinem Fuhrwerk; das ist nun einmal nicht anders in dem gastfreien Mecklenburg.

In ähnlicher Weise nahm diese meine erste Geschäftsreise ihren Fortgang. Von jetzt an verkehrte ich meistens auf den Gütern, bald bei Gutsbesitzern, bald bei Pächtern, aber auch bei Wirthen in den Städten und auf dem Lande. Es waren recht verschiedene Gattungen von Leuten und recht schwer wurde es mir oft, mich in ihre Verhältnisse und Ansichten hineinzufinden; ich hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen; das ganze Leben war mir neu und ungewohnt. Fast jede Nacht hatte ich ein anderes Quartier und war immer in Bewegung. Stets sah ich neue Menschen, die ich alle noch nicht kannte. Viele traten mir fremd gegenüber, viele aber sehr freundlich; auch gingen auf dieser ersten Reise die Aufträge meistens nur spärlich ein. Das Vertrauen der Leute sollte ich erst gewinnen, um sie zu veranlassen, mir eine Bestellung zu machen. Und oft, wenn sie auch gerne kaufen wollten, hatten sie dieses Mal keinen Bedarf. So wurde ich bei recht vielen auf das nächste Mal vertröstet, muß aber auch gestehen, daß viele ihr Wort hielten.

Zu kämpfen hatte ich auch mit der unregelmäßigen Lebensweise, bald aß man viel, bald wenig, bald im Laufe eines Tages garnicht oder nur Morgens oder Abends spät. Eine rechte Schattenseite war auch das häufige und oft wiederholte Weintrinken. Die Freundlichkeit der Menschen veranlaßt sie, dem Ankommenden Wein anzubieten, auch trinken sie selbst oft und meistens gern ein Glas mit ihrem Gaste und selten bleibt es bei einem. So geht es nun in den meisten Häusern. Kommt man dann Abends in sein Wirthshaus, so wird beim Abendessen auch Wein getrunken. Diese fatale Pflicht eines Weinreisenden machte mir schon als jungem Mann moralisch und körperlich viel zu schaffen und doch wollte man so gern das Geschäft fördern und beim Glase Wein fließt die Rede besser und stimmt den gegenübersitzenden Geschäftsfreund eher zum Eingehen auf die ausgesprochenen Wünsche. Da Hübenbecker die Wege nicht genau kannte und ich ebenso wenig, so verfehlte man zuweilen die Richtung und das war denn recht zeitraubend. Mit einem Worte, es ist ein recht ungeregeltes und dabei von dem Zufall und der Gunst der Menschen abhängiges Leben, welches ich führe.

Eine gewisse Berühmtheit hier im Lande genießt ein Pächter Klockmann zu Raden in der Teterower Gegend. Er ist ein Original, hat guten Verstand, Humor und Mutterwitz und ist ein tüchtiger Landmann. Dabei spricht er immer plattdeutsch, ob mit seinen Standesgenossen oder mit dem Großherzog ist gleich. Man erzählt sich manche Anekdoten dieser Art. Klockmann hielt sich auch Rennpferde, nachdem er mit einem Hengst „Michel Ney" mehrere Male Siege errungen hatte. Aber das Glück verließ ihn und seine Renner, die Nachkommen des genannten „Michel Ney," konnten nichts gewinnen. Da trifft ihn der Großherzog Friedrich Franz II. einstens auf der Doberaner Bahn. Er redet Klockmann an und sagt: „Nun, Herr Klockmann, Ihre Pferde habe ich auch schon gesehen," da antwortete Klockmann: „Ja, Königliche Hoheit, wenn dat man helpen wull!" Ein ander Mal, als der „Michel Ney" soeben einen Sieg errungen hat, kommt der alte Graf von

Pleſſen-Ivenack, beſieht den Hengſt und ſagt zu Klockmann: „Schade, daß er kein Vollblut iſt.“ (Er hatte nämlich kein reines Abſtammungsregiſter.) „Oh,“ ſagte Klockmann, „Herr Graf, denn recipiren Se em man!“ (nehmen Sie ihn als Ihres Gleichen auf). Wenn nämlich die unverheiratheten Töchter eines Mecklenburger Adeligen zu den Stellen in den adeligen Klöſtern berechtigt ſein ſollen, müſſen ſie eine gewiſſe Anzahl Ahnen aufweiſen können, das nennt man recipiren.

Klockmann iſt von Mittelſtatur, rund, unverfallen und etwas unbeholfen in ſeinem Weſen. Ich traf ihn bei Bekannten in Hohenfelde und fand ſpäter auch in ſeinem Hauſe freundliche Aufnahme. In der Nähe liegt Roggow, wo der alte Herr Pogge wohnt. Ich traf ſeinen Sohn, mit welchem ich einige frohe Tage in Paris verlebt hatte. Wir ſprachen gern von vergangenen glücklichen Zeiten.

Man hat auch ſeine Unglückstage; zu denen gehörten auch die, in welchen ich die Gegend von Lübz bereiſte. Ich war recht muthlos und ſah im Fremdenbuch noch zu meinem Unglück, daß ſchon eine lange Reihe von Weinreiſenden mir zuvorgekommen waren. Überhaupt iſt die erſte Geſchäftsreiſe immer die ſchlimmſte, namentlich im Winter bei ſchlechten Wegen und den kurzen Tagen; damit tröſtete ich mich. Im Sommer und Herbſt wird es wohl beſſer werden.

Ein alter Kunde iſt Kammerherr v. Jena auf Nettelbeck und Krumbeck, gut bekannt mit meinem Vater. Er war höchſt artig und erzählte mir viel von ſeinen Reiſen; er iſt ein feiner gebildeter Mann und großer Gourmand. Man ſieht im Umgang mit ſolchen Herren, wie viel Einem ſelbſt noch fehlt. Er meinte: „Ihr Stand muß doch ganz intereſſant ſein, denn Sie kommen mit ſo mancherlei Arten von Menſchen in Verbindung und Verkehr.“

In der Nähe von Nettelbeck liegt Frehne, wo Herr von Grävenitz wohnte, ein früherer Kriegsgefährte meines Vaters aus dem nämlichen Regiment. Er war höchſt freundlich und entgegenkommend, ich mußte Wein mit ihm trinken und er ſprach viel von

den früheren Zeiten. Diese schweren Zeiten, welche die Vorfahren miteinander in Freud und Leid durchgemacht haben, binden fürs ganze Leben und das Interesse überträgt sich auch auf die Nachkommen.

Ich fuhr dann nach dem Gute Cölln, wo Herr Rosenow wohnte, dem ich warm von seinem Vater, dem alten Rosenow auf Bolz, empfohlen war. Ich wurde mit offener Herzlichkeit empfangen und gleich eingeladen, die Nacht dort zu bleiben. Es waren junge Leute, die noch nicht lange hier wohnten, frische rasche Naturen, sie freuten sich, daß der Sohn des Hauses, mit dem sie schon seit so langen Jahren in Verbindung standen, sie besuche und thaten alles, was sie konnten, um mir den Aufenthalt lieb und angenehm zu machen. Wir setzten uns nun zusammen und erzählten und sprachen so viel miteinander, als ob wir uns schon lange Jahre gekannt hätten; es wurde eine Freundschaft für's ganze Leben. Während meiner ganzen Reisezeit in Mecklenburg und Preußen besuchte ich sie später zwei Mal im Jahr regelmäßig; bis jetzt, also meinem sechsundsiebzigsten Jahre, blieb ich mit ihnen im Briefwechsel und gegenseitig theilten wir uns unsere Erlebnisse von Frau und Kindern und sonstigen Wechselfällen in Freude und Trauer mit. Sie lebten in glücklicher Ehe miteinander, beneideten niemanden und trieben ihren landwirthschaftlichen Beruf mit Lust, Liebe und Erfolg. Wohlmeinend sprachen sie über die Verhältnisse anderer Menschen, hoch und niedrig, bildeten sich ihre eigenen Ansichten, ohne damit hervortreten zu wollen, ohne Ehrgeiz und Ruhmsucht, die so oft unglücklich machen. Sie werden beim Scheiden aus diesem Leben sagen können: ich habe mein Leben in Frieden und Glück genossen und blicke auf frohe zufriedene Stunden zurück. Es giebt viele, die bei Weitem mehr Kenntnisse haben und solche, die viel welterfahrener sind; da fehlt dann aber oft die Einfachheit und Tüchtigkeit, die Freudigkeit im Beruf, welche doch wesentlich zur inneren Zufriedenheit und zum Lebensglück beitragen.

Ich will etwas vorgreifen und das spätere Leben dieser Familie mittheilen. Die jungen Leute blieben ihre Pachtzeit, wohl

noch 10 bis 12 Jahre, auf dem Gute Cölln, welches Herrn von Winterfeldt, dem Besitzer von Freyenstein bei Putlitz, gehörte. Sie hatten sich ein ganz ansehnliches Vermögen verdient, kauften sich dann ein größeres Gut Dulzen bei Preußisch Eylau in der Nähe von Königsberg in Ostpreußen, das recht einträglich war. Sie hatten eine Reihe von ungefähr sechs Kindern, Knaben und Mädchen, die alle unter sichtlichem Segen von Oben gediehen. Im Jahre 1894 starb Herr Rosenow, an 80 Jahre alt, und seine Frau, im ganzen rüstig und energisch, blieb in Dulzen als Oberhaupt der Familie. Die Kinder waren theilweise in der dortigen Umgebung Landleute und blieben auch unserm Hause treue Kunden.

In den nächsten Tagen überschritt ich wieder die preußische Grenze und kam ins Mecklenburgische in die Gegend von Röbel. Hier wohnte der Amtmann Krüger, der damals im ganzen Lande, hauptsächlich wegen seiner verwegenen Reiterstückchen und seines männlichen Charakters sehr bekannt, ja berühmt war. Es war ein heftiges Schneegestöber, doch da ich auf der Chaussee fahren konnte, so focht es mich weniger an. Bald lag Wredenhagen auf einem Hügel vor mir. Ich war höchst gespannt, diesen Mann, von dem so viel gesprochen und geurtheilt wurde, persönlich kennen zu lernen. Ich fuhr vor und im Hause trat mir aus dem Zimmer links ein hoher kräftiger Mann mit regelmäßigem Gesicht, feurigen braunen Augen, schwarzem Barte und von edlem, gewandtem Benehmen entgegen; es war der Amtmann Krüger selbst. Ich nannte meinen Namen und fand einen herzlichen, freundlichen Empfang, so daß ich gleich Vertrauen faßte. Sein Zimmer war elegant und bequem eingerichtet und mit hübschen Bildern, Jagdstücken, Pferden ꝛc. geschmückt. Man erkannte daran gleich den Jäger und Reiter. Er war ein feiner Lebemann und guter Wirth. Gleich ließ er einen Tisch für mich decken, ließ seinen Kandidaten Stiebler rufen, der mir Gesellschaft leistete, sagte, daß er auf einige Stunden fort müsse, aber bald wiederkommen würde, ließ zum Frühstück feinen Rheinwein ꝛc. kommen und ich tafelte wie ein Prinz. Mit Dunkelwerden kam er wieder, wir setzten uns aufs Sopha und unterhielten uns

lebhaft, bis der Bediente ansagte, daß das Abendessen fertig sei. Ich fand im Eßzimmer seine Hausdame, eine Majorin von Bibow, seine Frau war leider vor einigen Jahren gestorben, seinen Sohn Emil, einen Knaben von zwölf Jahren, dessen schon genannten Hauslehrer und einige seiner Leute aus der Wirthschaft; die Unterhaltung war lebhaft. Nach Tisch setzten wir uns wieder in Herrn Krügers Zimmer und Frau Majorin kam auch mit hinüber. Man lud mich ein die Nacht hier zu bleiben und ich that es gern. Herr Krüger ist ein interessanter Mann und seine Erzählungen aus seinem Leben fesselten mich sehr. Mit Feuer und Lebendigkeit erzählte er von seinen schönen Pferden und Ritten. Der Hauptwerth des Gutes liegt in einer großen Brennerei, für deren Produkte er einen guten Absatz in der Umgegend hat.

Am andern Morgen besahen wir die Pferde, acht herrliche Thiere von großem Werthe und hoher Schönheit, worauf er stolz sein kann. Beim Frühstück lud er mich zur morgenden Jagd bei ihm ein Dann könne ich heute meine Besuche in der Umgegend auf den Gütern machen und heute Abend hierher zurückkehren. Zögernd willigte ich ein, er gab mir die Hand über den Tisch, dann fuhr er fort, da er anderwärts eingeladen war zur Jagd. Ich fuhr auf ein benachbartes Gut, mußte dort viel Wein trinken, ein Pastor von Vipperow schilderte mir die Schattenseiten von Herrn Krüger und bei einem Mühlenbesitzer in Buchholz wurde ich so recht wie ein Weinreisender abgefertigt. Das sind Gegensätze! Im Dunkeln traf ich wieder in Wredenhagen ein. Die Majorin empfing mich mit einer Tochter des Hauses. Diese war leider kränklich, sah blaß aus, war sonst aber ein hübsches Mädchen. Wir und eine andere recht gut aussehende Tochter Caroline, welche die Haushaltung führte, und der Candidat blieben den Abend beisammen. Um 11 Uhr kam Herr Krüger von seiner Jagdpartie in Krümmel zurück, wo Herr von Arensdorf wohnt.

Am andern Morgen wollte ich durchaus weiter reisen, Herr Krüger beredete mich aber zu bleiben. Es war ein Sonntag Ende Februar, viel versäumte ich allerdings nicht. Bald kamen die

Jagdgäste an: Herr Gutsbesitzer Lembke von Federow, eine Hünengestalt, der auch die Feldzüge von 1813 und 1815 als Kavallerist mitgemacht hatte, und Herr Nicolai von Kargow. Man besah die Pferde im Reitstall und bald darauf fuhr ein ungestümer Vierspänner mit herrlichen muthigen Pferden vor. Es war der Herr von Arensdorf und der Champagnerreisende Herr Schmiedell, mit dem ich in Schwerin schon bekannt geworden war. Alle waren schon in angeheiterter Stimmung, ich machte ihre Bekanntschaft, der Adelsstolz verleugnete sich anfangs nicht, man ging zu Tisch, ich saß neben Fräulein Caroline und Herrn Schmiedell. Nach beendetem Diner zogen sich die Damen zurück, die Herren blieben, es wurde eine heiße Sitzung und ich war recht froh, als sie zu Ende war.

Am andern Morgen war ich reisefertig, um nach Röbel zu reisen, da kam Herr Krüger wieder in seiner liebenswürdigen und bestimmten Weise und beredete mich zu bleiben und die Jagd mitzumachen. Ob ich recht gethan, lasse ich dahingestellt, genug, Herr Krüger schickte mir ein Paar Wasserstiefel hinauf, die mir paßten, und so fuhr ich auf einem Bauernwagen mit Stroh und Häckselsäcken und sieben bis acht Schützen der Wittstocker Haide zu. Bald kam man unter Scherzen und Erzählungen zum Versammlungsplatz, die Hunde und Treiber waren schon dort, man vertheilte sich und Herr Krüger stellte jeden Mann an seinen Posten. Dann hörte man in weiter Ferne das Halloh der Treiber, das Blasen der Jagdhörner, die näher und näher kamen. Bald erschienen einige Hasen an der Waldkante, es fielen einige Schüsse, aber keiner hatte getroffen; mir kam keiner nah. Die armen Thiere ängstigten sich sehr und liefen kreuz und quer. Herr Schmiedell schoß und traf, es war der einzige Hase, der in diesem Treiben erlegt wurde. Nun bestieg man wieder die Wagen und fuhr ins Gehölz, um Rehe und Füchse zu schießen. Ich bekam wieder einen Posten; es war windig und kalt, mich fror sehr, doch mußte ich aushalten, indeß mir kam nichts zum Schuß. So ging es mit drei anderen Treiben auf Hirsche, man hatte mir auch wohl keinen guten Platz

gegeben. Um 4 Uhr war die Jagd zu Ende, das Resultat war ein Hirsch, ein Rehbock und ein Hase. Man fuhr nach Hause. Recht erbaut war ich von der Jagd nicht, denn mich hatte ganz erbärmlich gefroren und ich hatte mich sterblich ennuyirt. Nun zog man sich um und bald ging man hinunter zu Tisch.

Inzwischen war Herr von Winterfeldt von Freyenstein, bei dem Herr Rosenow von Cölln Pächter ist, nebst Tochter eingetroffen, die ihren Platz neben Herrn von Arensdorf fand. Ich nahm mich jetzt mit dem Weintrinken sehr in Acht und so ging das Diner glücklich und sehr animirt vorüber. Nach aufgehobener Tafel ging man in Herrn Krügers Rauchzimmer und ich ging zu den Damen. Fräulein von Winterfeldt hat eine außerordentliche Redegewandtheit, ich fand den alten Herrn Lembke auch dort, welcher den Damen sehr den Hof machte, aber bald darauf fort ging. So blieb ich denn als alleiniger Herr bei der alten Frau Majorin, den Töchtern und Fräulein von Winterfeldt ꝛc. Später ging ich zu den recht animirten Herren und um 11 Uhr zog man sich in seine Zimmer, die in einem alten finstern Schloßthurm gelegen waren, zurück.

Am andern Morgen besuchte ich die anderen Herren in ihren Thurmzimmern, die in den abenteuerlichsten Gestalten theils Kaffe tranken, theils Toilette machten. Herr von Arensdorf saß im Schlafrock en chemise am Fenster und trank eine Flasche Porter zur Stärkung. Herr Krüger, Herr Schmiedell, Herr Nicolai und ich machten noch einen Spaziergang nach der sauberen und großen Brennerei, wanderten durch die weitläufigen Gartenanlagen, die im Sommer sehr schön sein müssen und kehrten in den Eßsaal zurück, wo die anderen Herren beim Frühstück waren. Ich setzte mich zu ihnen, jedoch bald stand man auf, die meisten von ihnen fuhren ab und auch ich ließ anspannen, nahm einen freundlichen Abschied von den Damen, dankte dem gastfreien Herrn Krüger aus vollem Herzen und fuhr den Schloßberg hinunter auf Röbel zu.

Am Abend kam ich nach Waren; da war ein großer Ball in meinem Hotel, ich machte ihn mit und tanzte auch; er dauerte

bis 5½ Uhr Morgens. Ich hätte doch nicht schlafen können, und so ging die Nacht vorüber, bis ich schließlich todtmüde war. Viele hübsche Balldamen, namentlich aus der Umgegend, waren hier versammelt und ich machte manche Bekanntschaft. Um 7½ Uhr fuhr ich weiter und die schöne frische Luft ließ bald die Müdigkeit verschwinden. So fuhr ich nach Mirow, wo ich die Nacht blieb, machte vorher einen Besuch in Buschhof bei Herrn Kettner und dann nach Krümmel zu Herrn von Arensdorf, der sich selbst den Fürsten vom Krümmel, Ichlim und Troja (seine drei Güter) nennt. Wir waren in Wredenhagen miteinander bekannt geworden und er nahm mich freundlich auf. Da er grade Billard mit seinem Bruder aus Schlesien, der hier zum Besuch war, spielte, so mußte ich einen Poule mitspielen. Wir frühstückten zusammen, es gab Rothwein und Champagner, ich bekam einen Auftrag und fuhr dann nach Fürstenberg weiter.

Herr v. Arensdorf ist hier im Lande weit und breit bekannt und man erzählt viele Geschichten von ihm. Er hat einen großen Grundbesitz und namentlich viele werthvolle Tannenwälder, aus denen er viel Holz schlagen läßt. Da er Junggeselle ist, so führt er ein freies, ungebundenes Leben. Eine Hauptgeschichte von ihm ist sein Sturm auf das Städtchen Mirow. Er sitzt einst mit verschiedenen Kumpanen beim Wein und macht mit ihnen eine gemüthliche Partie Karten. Es wird ziemlich spät und der Champagner geht ihm aus. Er läßt seinen Diener Jean, sein Faktotum, kommen und sagt ihm: „Jean, reite nach Mirow zum Kaufmann und hole sechs Flaschen Champagner!“ Jean reitet in fliegender Hast, aber es vergeht eine Stunde, dann die zweite, Jean kommt nicht wieder. Ein Reitknecht wird nachgeschickt, der mit der Nachricht wiederkommt: „Jean ist wegen Ruhestörung in der Nacht eingesteckt und muß brummen!“ Da fährt Herr von Arensdorf auf: „Das mir?“ und gleich läßt er sein ganzes Gut alarmiren, sammelt seine Leute in einem Trupp, bewaffnet sie, so gut es geht, läßt zwei kleine Kanonen, die er zum Salutiren gebraucht, bespannen, setzt sich selbst hoch zu Roß, schnallt seinen Säbel um und nimmt eine eiserne

Stange, die er bei seiner kräftigen Konstitution als Spazierstock gebraucht, in die Hand, läßt Pferde für seine Kumpane satteln, die nolens volens mitreiten müssen, und so geht es nach Mirow. Zuerst reitet er zum Kaufmann und ruft ihn herauszukommen; der bleibt aber drinnen und läßt sich nichts merken. Da nimmt von Arensdorf seine eiserne Stange und schlägt die Fenster und Kreuze seines Ladens entzwei, dann die anderen Fenster, bis der Kaufmann de- und wehmüthig herauskommt und sagt: „Jean hat so viel Lärm bei mir gemacht, als er spät zu mir kam und Wein haben wollte, daß ich ihn fortschickte und selbst die Polizei holte; da haben sie ihn arretirt." Da setzt sich der Zug weiter in Bewegung und kommt zum Stadtgefängniß. Hier beginnt das neue ungestüme Fordern: der Jean solle herausgegeben werden, sonst würde hier das Zerstörungswerk von neuem beginnen. Inzwischen ist die ganze Stadt Mirow, deren Bewohner den Herrn v. Arensdorf ganz genau kennen, in Bewegung. Der Bürgermeister ist höchst erschrocken und will verhandeln, v. Arensdorf läßt sich aber auf nichts ein und fordert als erste Bedingung seinen Jean. Der Bürgermeister weiß keinen Rath, kann sich nicht anders helfen, er muß der Übermacht weichen und giebt den Diener heraus. Da ist denn Herr v. Ahrensdorf zufrieden, läßt seinen Jean aufsitzen und die ganze Macht zieht nach Krümmel zurück.

Diese Geschichte bringt das ganze Strelitzer Land in Aufregung, es wird eine Untersuchung angeordnet und begonnen. Der alte Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, dem es sehr unangenehm ist, daß einer seiner angesehensten Edelleute in solche Lage versetzt ist, zieht aber die Sache in die Länge, die dann wohl allmählich eingeschlafen oder mit einer gelinden Strafe abgemacht wäre. Indeß der Übermuth treibt Herrn v. Arensdorf weiter. Als einst der Großherzog in Neustrelitz im Theater sitzt, – damals war es so eingerichtet, daß der Fürst hinter dem Orchester auf der ersten Reihe des Parquets saß — hört man draußen Posthörner erschallen. Herr v. Arensdorf ist in einer Kutsche mit vier Pferden und zwei blasenden Postillonen vorgefahren, steigt aus, geht ins Theater und

setzt sich in die Nähe des Fürsten. Das ist diesem denn doch zu viel. Die Untersuchung wird wieder aufgenommen und Herr von Arensdorf zu sechs oder neun Monaten Festungshaft in der Festung Dömitz verurtheilt. Das war sein Unglück; die Folgen waren Krankheit und Tod Denn hier im Nichtsthun, bei dem Mangel an Bewegung, ohne Pferde und Jagd, bei Champagner und Gelagen litt sein so kräftiger Körper sehr, und als er schließlich frei kam, war er ein kränklicher Mann; er starb bald nachher.

Meine Reise setzte ich unverdrossen fort, bald mit wenig, bald mit mehr Erfolg; bescheiden waren die Resultate nur und manches Mal wurde ich verzagten Sinnes. Ich fuhr von Gut zu Gut, von einem Städtchen ins andere. Es griff meine Pferde oft recht an, denn ich schonte sie nicht und konnte sie nach meiner Ansicht auch nicht schonen. Diese Reiseroute mußte verfolgt und manche Nebenexkursion gemacht werden, wo ich glaubte Erfolge zu erzielen. Die Versuchungen zum Weintrinken waren recht groß und oft mußte ihnen Folge geleistet werden. Da hatte ich denn oft schwere innere Kämpfe, Vorwürfe und Reue. Auch in späteren Zeiten verfolgte mich dieses Mißgeschick und brachte mir oft bittere Stunden.

So kam der Frühling, Ende März. Schon blickten in den Holzungen kleine grüne Knospen und Blättchen neugierig aus dem trockenen Laube des Waldes hervor, die Sonne schien wärmer als sonst, so daß ich mich oft mit rechter Freude aus dem Wagen lehnte und die Strahlen derselben dankbar auf mich einwirken ließ. Es kam mir schon jetzt alles frühlingsmäßig vor und doch beginnt der Frühling nur schüchtern und leisen Schrittes. So erkenne ich wohl auch das Gute und selbst Schöne des Reiselebens und versöhne mich mit den trüben Seiten desselben.

Ich kam nach Stavenhagen, der Heimath von Fritz Reuter. Es ist ein kleines gewöhnliches Städtchen, das ich in ungewöhnlicher Aufregung fand, denn es war Feuer in der städtischen Tannenwaldung ausgebrochen. Der Bürgermeister und die Senatoren der Stadt fuhren eilig hinaus und leiteten die Löscharbeiten. Es wurde nicht sehr schlimm.

Von hier ging es in die Rostocker Gegend, dann nach Rostock selbst. Diese größere Stadt bot manches Interessante, Theater, elegante Hotels, auch liebenswürdige, gescheute Leute, mit denen ich gern verkehrte. Einige Tage blieb ich hier, ich machte Nachmittags kleine Ausflüge, ging dann in die Gegend von Neu-Kerkow, wo verschiedene Lübecker wohnen, wie Staunau in Kl. Strömkendorf, Stolterfoht in Altenhagen u. s. w., dann nach Wismar, in dessen Nähe ich alte Bekannte wie Köster in Ravensruh aufsuchte, dessen Frau ich auf Bällen bei ihren Eltern in Gr. Walmsdorf getroffen und gern mit ihr getanzt hatte. In der Nachbarschaft wohnte ihre Schwester, die an Herrn Keding-Schmakentin verheirathet war. Bei beiden fand ich die herzlichste Aufnahme, so daß ich anfing, Vertrauen zum Reiseleben zu fassen, denn manches Mal kamen mir Zweifel, ob ich auch wohl dazu tauge. Groß waren die Resultate dieser meiner Reise nicht.

Ich näherte mich jetzt der Heimath, besuchte die Gadebuscher und Schönberger Gegend und kam dann über Dassow nach Harkensee, wo mein Bruder Paul als Wirthschafter angestellt war. Es war ein fröhliches Wiedersehen und da Herr Rettich und seine Familie mich gastfrei und freundlich empfingen, so wurde es ein angenehmer Abend, der unter lebhaften Gesprächen schnell verging. Am andern Morgen nach dem Kaffee entließen mich die Damen und nun zeigte mir mein Bruder Paul den Hof, sein Pferd und seines Herren Füllen. Schon damals hatte ich großes Interesse für Thiere und namentlich für Pferde. Dann gingen wir in die Felder; Harkensee hat sehr schönen Boden und die sogenannte Klützer Gegend, in welcher dieses Gut so recht im Centrum liegt, ist berühmt durch ihren schönen Raps und Weizen. Nun ritt ich mit Paul nach einem Nebengute Rosenhagen, wo ein Sohn des Herrn Rettich wohnt; wir sprachen dessen Frau und Kinder, wanderten eine Strecke längs der See und ritten dann zurück. Nach Tisch nahm ich Abschied von der liebenswürdigen Familie, es wurde ein schöner Abend und so fuhr ich denn von dieser meiner letzten Station nach Lübeck. Es war der 8. April, ein Sonnabend. Mein Vater und

die Leute vom Komptoir kamen mir entgegen, auch mein Bruder Wilhelm; es war eine freudige Begrüßung. Dann ging ich hinauf zu meiner Mutter, erzählte ihr so mancherlei von meiner Reise und besuchte darauf meine Schwester Elise.

XV.

Geschäftliche Thätigkeit nach der Rückkehr. — Erzählungen meines Vaters.

Ich war also nach ca. 2½ Monaten wieder zu Hause, aber mit so recht frohen Gefühlen war es nicht. Die Resultate der Reise hätten besser sein können und es muß anders werden. Ungewohnt war mir fast alles gewesen. Abgesehen von meinem Bruder, der vorher pflichtgetreu fast den größten Theil der Reise im vorigen Herbst gemacht hatte, waren zwei mäßige Reisende vorhergegangen, dadurch wurde mir der Zutritt in die Familien natürlich erschwert. Das unregelmäßige Leben machte mich oft krank, auch war das Leben recht einförmig und oft warf ich mir selbst vor: hier und da hättest Du anders auftreten können und müssen. Mit Thränen in den Augen erzählte ich meinem Vater offen meine Bedenken und Fehler und äußerte meine Zweifel, ob ich auch wohl zum Reisenden geeignet sei. Er aber in seiner edlen geraden Weise beruhigte mich und nach verschiedenen Auseinandersetzungen und Erzählungen aus seinem eigenen Leben und seinen Erfahrungen sagte er schließlich: „Du wirst sehen, auf der nächsten Reise wird es besser gehen, denn bist Du erst bekannt, so denken die Geschäftsfreunde schon eher an Dich und das Eine kommt zum Andern.“ Und er hatte wieder Recht, denn auf der nächsten Mecklenburger Reise war der Erfolg schon bedeutend besser.

Jetzt betheiligte ich mich mit allem Ernst an dem heimischen geschäftlichen Leben. Mir war es eine wahre Wonne, nun mit Eifer zu Hause dem Geschäft nützen zu können. Ich band das

Schurzfell wieder vor, nahm das Bandmeſſer in die Hand und arbeitete fleißig und thätig zwiſchen unſern Fäſſern. Das ſogenannte gute Leben auf der Reiſe wechſelte mit einer geſchäftlichen Thätigkeit und das that meinem ganzen Weſen und der Geſundheit gut. Mit meinem Bruder Wilhelm hatte ich verſchiedentlich längere Unterhaltungen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, ſagte frei und offen ſeine Meinung über meine Thätigkeit und ganzes Weſen, ſogar hart und ſelbſt verletzend. Ich erkannte aber den guten Willen, mir Rath zu ertheilen, an und wenn hin und wieder auch Meinungsverſchiedenheiten vorkamen, ſo arbeiteten wir Beide doch gemeinſam und eifrig weiter, um das ganze Geſchäft unter Leitung meines Vaters zu heben.

Ich muß nie vergeſſen, daß mein Bruder ein ſchweres Leben hat, ſchwerer als mancher andere, wie es den Anſchein hat. Seine Geſundheit iſt zart, auf ſeinen Reiſen iſt er ſchwer krank geweſen und dadurch wurde ſein Sinn, der ernſt iſt, noch trüber. Das Geſchäft und ſeine Pflichten ſind ihm alles und darin geht ſein Leben auf. Seine Umgebungen und ſeine Zeiteintheilung tragen nicht zur Aufheiterung bei. Er iſt größtentheils mit unſerm Vater zuſammen und deſſen Unterhaltung iſt gewiß ſehr intereſſant und belehrend, aber ſie übt einen Druck aus auf ihn und die ganze Familie. Viel geſelligen Verkehr halten wir nicht, und ſo beſchränkte ſich die Unterhaltung des Abends ſehr häufig auf eine Partie Boſton-Whiſt mit Vater und den beiden alten Herren Vetter Behncke und Vetter Coſſel. Da muß denn mein Bruder oder ich den vierten Mann machen und eine große Freude iſt das nicht. Sonſt geht mein Bruder wenig aus, zuweilen zum Klub zu einer Partie Billard oder in einzelne größere Geſellſchaften mit Altersgenoſſen. So vergeht eine Woche, ein Monat nach dem andern, ohne weitere Abwechſelung für ihn. Ich beſtrebe mich, was ſeinen Eifer im Geſchäft anbelangt, ihm nachzukommen, aber ſo wie er werde ich doch nicht. Mitte April ſetzte er ſich ganz früh zu Pferde und ritt nach Holſtein, um dort eine Geſchäftsreiſe zu machen und nach einiger Zeit kam er erfolgreich zurück.

Durch das regelmäßige thätige Leben kam ich allmählich auch wieder in die rechte Bahn. Neue Weine kamen von Bordeaux; da war vieles zu besorgen, es ging mir gut von der Hand, ich wurde lebhaft und munter, fühlte mich glücklich und zufrieden und gewann den mir zugetheilten Arbeiten auch ihre angenehmen Seiten ab.

Um 6 Uhr Morgens beginnt meine Thätigkeit im Geschäft, was gut und nützlich, selbst nothwendig ist. Mit Eifer habe ich seit meiner Rückkehr aus Mecklenburg das Fechten wieder angefangen, denn kräftige Bewegung kann ich kaum genug bekommen. Aus dem Fechten mit dem Florett auf Stoß mit raschen lauernden Bewegungen ist jetzt das Schlagen mit dem Haudegen geworden. Das ist nun freilich viel gröber und giebt manchen schmerzhaften Hieb; ich mag das französische System viel lieber, hier aber kennt man es nicht, und wenn es Jemand versucht oder versuchen will, so glückt es ihm nicht.

Es ist jetzt von meinem Vater bestimmt, daß ich bald eine neue Geschäftsreise nach Finnland und Schweden machen soll Mir ist es ganz recht, nur passen die Dampfschiffsgelegenheiten nicht, denn ein direkter Dampfer nach Stockholm fehlt noch.

Es war an einem schönen Abend, als ich um 5 Uhr meine Tagesarbeit schloß; mein Vater war nach unserm Garten gegangen, ich folgte ihm nach und indem wir dort umherwanderten, begann er mir aus seinem Leben zu erzählen: „Ich habe mein Möglichstes für die Meinigen gethan," sagte er, „meine Tage gehen jetzt ihrem Ende entgegen, Ihr müßt sehen, wie Ihr nun durchkommt. Sehe ich zurück, so habe ich im Leben viel Kummer, Sorgen und fehlgeschlagene Hoffnungen gehabt." Dabei kamen ihm die Thränen in die Augen, er war durch und durch bewegt, erschüttert und aufgeregt. Tiefer Schmerz über getäuschte Hoffnungen und verlorene Freuden durchzogen ihn und quälten ihn im Innersten. Nun erzählte er mir seinen Lebenslauf; Noth, Drangsale, tiefer Kummer, bittere Erfahrungen, große Kränkungen, Strapazen, körperliche und geistige, haben ihn zum Manne gemacht, den Verstand geschärft und ihm vielfach Veranlassung gegeben, Zweifel in den Charakter

der Menschen zu setzen, sie scharf zu beurtheilen und oft den Schleier des Scheins zu lüften. Oft wissen wir garnicht, wie schwer es manchem Menschen geworden ist, bis zu einer gewissen Stufe des Lebens empor zu kommen.

Nachdem mein Vater seine Lehrzeit bei der Firma Scheel (Prinzipal Winkler) durchgemacht hatte, ging er ungefähr im Jahre 1800 nach Bordeaux, wo er bei meinem Onkel Gaden in der Firma C. Gaden & Klipsch im Geschäft arbeitete. Dann nach zwei bis drei Jahren verließ er Bordeaux und ging mit einem Segelschiff nach England als Passagier. Dieses Schiff wurde von den Engländern aufgebracht und er mußte nach Guernsey folgen, bis er dann nach einiger Zeit als Deutscher und als ungefährlicher Passagier wieder freigelassen wurde. In Guernsey waren viele Offiziere, die ihn überreden wollten, nach Spanien zu gehen und dort Kriegsdienste zu nehmen. Er war nahe daran, dem Rath zu folgen, doch that er es nicht. Darauf nahm er eine Stelle als Kommis in England an, die ihm nicht gefiel, dann noch eine zweite, wo er längere Zeit blieb. Seine Prinzipale schickten ihn dann nach Stettin, um eine Havarieangelegenheit zu ordnen. Als diese geregelt war, wurde ihm eine Stelle als Lagermeister in einem großen Weingeschäft in Moskau angeboten und da er gern in dem Fach weiter arbeiten wollte, welches er gelernt hatte, so nahm er den Platz an. Kaum war er einige Monate dort, so rückten die Franzosen ein. Der Brand der Stadt begann, ihm war ein großes Weinlager anvertraut; er vertheidigte es vom 14. September bis 16 Oktober tapfer gegen den fremden Feind und die eigenen Landeskinder, die Russen; manches Mal schlug er sich förmlich mit ihnen herum, ging zum General Mortier, der ihm zwanzig Mann als Sauvegarde gab, bivouakirte beständig in oder neben seinen Kellern, hatte unsägliche Sorgen, Ärger und große Verantwortlichkeit, hielt indeß die ganze Zeit seine Läger zusammen und hatte schließlich Ruhe, da man ihm nichts anhaben konnte.

Diese ganze Zeit mit ihren Leiden und Aufregungen ist

später in einer Brochüre beschrieben, die seine und eines Freundes Aufzeichnungen enthält und freundlichst von Herrn Professor Aug. Sartori zusammengefaßt ist. Die letzte Zeit fing er sogar an, von den Weinen zu verkaufen. Dann zogen die Franzosen ab. Mein Vater war recht abgearbeitet und angestrengt und sein sonst so starker Körper hatte gelitten. Da kam sein Prinzipal zurück, war voll Dankbarkeit, nannte ihn seinen Retter, umarmte und küßte ihn. Ungefähr 130 000 Rubel in Weinen und baarem Gelde hatte mein Vater ihm gerettet und jetzt abgeliefert. Nun sollte der Regierung und den Behörden der Schaden aufgegeben werden, den der Prinzipal durch den Brand gehabt hatte, sowie der Bestand, der aus den Flammen gerettet war. Darüber entstanden Meinungsverschiedenheiten, da mein Vater auf die an ihn gestellten Zumuthungen nicht eingehen konnte und wollte. Von Stunde an wurde aus dem Prinzipal ein chikanöser Mensch. Er verbitterte meinem Vater fast jede Stunde und machte ihm das Leben zur Hölle. Da verlangte mein Vater, daß er öffentlich Rechnung ablegen wolle, und in Gegenwart von 12 bis 16 Kaufleuten geschieht dies. Seine Abrechnung wird als vollkommen richtig anerkannt und ihm werden 6000 Rubel zugesprochen für seine Anstrengungen, seine Aufopferung und Tüchtigkeit. Davon ging gleich eine größere Summe fort für neue Equipirung und Reisekosten; das Übrige hätte er gern zurückgeschenkt, doch die Noth war da und wovon sollte er existiren.

Nun ging er nach St. Petersburg, mit Groll und fast mit Verzweiflung im Herzen, denn für seine anstrengenden Dienste, in welchen er mehrere Male sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, für die Aufopferung von Gesundheit, Nachtruhe, Lebensfreuden und eigenem Vermögen war ihm nur Undank und schlechte Behandlung geworden. So kam er, tiefen Schmerz im Herzen, nach St. Petersburg, schwer krank lag er drei Monate dort am Gallenfieber; dann genas er, sein Vermögen von 3000 Rubel war in der Krankheit und theuren Stadt daraufgegangen, und da er in St. Petersburg keine Stellung fand, schiffte er sich ein, um

nach Hause zu kommen. In Carlscrona hörte er, daß Lübeck und Hamburg in den Händen der Franzosen seien, er also nicht dorthin reisen könne. Darauf ging er nach Stralsund. Hier blieb er eine Zeit lang, fand dort einige Lübecker, war aber melancholisch und tiefsinnig geworden, bis dann der Aufruf zur Erhebung gegen die Franzosen kam. Er trat in die hanseatische Kavallerie, machte die Feldzüge 1813 und 1815 mit und kam nach Bremen. Hier erwarb er sich einen treuen Freund, der ihm guten Rath ertheilte und sagte, er müsse nach Lübeck gehen und sich dort etabliren. Dazu schoß er ihm 7000 ℳ Gold vor. Nun gründete er das Weingeschäft, welches noch existirt; es kam durch seine Thätigkeit und Fleiß bald in Flor; dann heirathete er meine Mutter.

Nun begann ein ruhigeres zufriedenes Leben, wenn auch die Erinnerung an die vergangene Zeit ihm manche Stunde verbitterte. Er hatte mit meiner Mutter eine Aussteuer und 1500 ℳ Gold mitbekommen. Da er seine Mittel sehr zusammenhalten mußte, machte er viele Geschäftsreisen selbst. Sein Leben nahm den bekannten Verlauf, mit den Kindern kamen Freuden, aber auch manche Sorgen. So erzählte mein Vater mir seine Erlebnisse bis auf die jetzige Zeit. Ihm war ein Leben zu theil geworden reich an Begebenheiten und Erfahrungen, aber auch an Kummer und Sorgen, doch hatte er es mit Kraft, Selbstvertrauen und festem Charakter geführt.

Mein Vater wurde sehr bewegt, als er dies alles erzählte und sich klar über dieses und vieles andere aussprach. Er war resignirt, sah mit Wehmuth in die Vergangenheit und auf die Zukunft, erwartete nichts mehr von den Menschen, für die er soviel gewirkt und gethan; er dachte an seine Familie, deren Wohl und Glück. Seine Erzählungen sind mir von großem Werth gewesen, denn wenn man bei kleinen Leiden oft schon verzagen will, dann muß die Erinnerung an ihn und sein Thun unsern Kleinmuth beschämen.

Es war ein herrlicher Abend, schöne Frühlingsluft, still und warm, die Nachtigallen sangen und ein glühendes Abendroth färbte den Himmel und die Wolken. Es stimmte alles mild und friedlich

und langsam wanderten wir nach Hause zurück. Der Garten macht meinem Vater viele Freude; er geht eigentlich täglich hinaus, bestimmt und ordnet alles an.

Auch am folgenden Sonntag, den 30. April, ging ich mit ihm hinaus. Die Kirchenglocken läuteten, die Sonne schien klar, man sehnte sich ins Freie. Draußen waren die Wege sonntäglich geharkt, das Wasser des Flusses war blau; nach einer guten Weile gingen wir unter belehrenden Gesprächen seinerseits nach Hause zurück.

Meine Mutter forderte mich auf, mit ihr einen Besuch beim Senior Behn zu machen, dessen 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert wurde. Wir gingen hin, fanden viele Damen dort und reiche Geschenke. Über unsere schönen Wälle gingen wir zurück und meine Mutter freute sich sehr über die Bäume im ersten Grün und die wohlthuende Wärme, die sie durchdrang. Beim Essen war die Tafel recht klein, denn unser jüngster Bruder Franz fehlte und mein Bruder Wilhelm war auf seiner Reise ins Holsteinische. Nach Tisch gingen mein Vater, unser Hund Brave und ich über Moisling und Genin und wir besahen die neue Chaussee nach Hamburg. Das Wetter war herrlich, die Fruchtbäume waren mit Blüthen bedeckt und die Bäume und Gebüsche voll zarter junger Blätter.

XVI.

Geschäftsreise nach Schweden und Finnland. — Ritterschlag im Schlosse zu Stockholm.

Es kam der 4. Mai und damit meine Abreise nach Finnland und Schweden. Mein Vater gab mir seine Instruktionen, Wilhelm sprach von Geschäften, meine liebe Mutter von Familienverhältnissen, meine gute Tante Jette lief vielgeschäftig auf und nieder, sie hatte keinen freien Augenblick und nur beim letzten Lebewohl

hielt sie an und drückte mir gerührt wohl zehnmal die Hand. Nach einer Runde durch Haus und Hof ging ich fort, begleitet von meinem Vater und den Brüdern Wilhelm und Franz. Im Hotel du Nord trafen wir unsern Kapitän Nylén vom Gauthiod mit einigen Passagieren; ich sagte meinem Vater ein letztes Lebewohl und so fuhren Wilhelm und ich nach Travemünde. Durch die schönen grünen Buchenholzungen ging es über die Herrenfähre; ich nahm von Wilhelm Abschied und bald nahm uns ein Lootsenboot auf, welches auf den weißen Kämmen der Wellen tanzte, denn ein kontrairer Wind nöthigte uns, nach der Rhede hinauszukreuzen.

Nach einer halben Stunde war ich glücklich am Bord des „Gauthiod" und hier, den Rücken dem offenen Meere zugewandt, fand ich nach so vieler Aufregung und Bewegung die eigentliche Ruhe wieder und sah etwas betrübt auf das mehr und mehr sich entfernende Travemünde mit seinem hohen Leuchtthurm und dem weißen Badehause, dann auf die grünenden Buchen am Ufer der mecklenburger Küste und darauf nur Wolken und Wasser. Ich gedachte viel der Zeiten, wo ich im Süden so viel auf Dampfböten fuhr und die Erinnerung und Vergleiche machten mir rechte Freude. Viel wanderte ich auf dem Verdeck auf und nieder, nahm wohl ein Buch zum Lesen, fühlte mich aber in Gottes freier Natur und der kerngesunden Seeluft so recht glücklich und zufrieden und war froher und heiterer als in der Kellerluft und in den Komptoirräumen.

Es wurde eine höchst angenehme Reise. Das häufige Abwechseln der Gesellschaft, das Anlaufen des Schiffs in Ystad und Calmar, der Zuwachs von einigen außerordentlich angenehmen Menschen, das herrliche Wetter, die blaue See, die Freiheit, lesen und schreiben zu können, wie es jedem gefiel, der Verkehr mit diesen lebensfrohen, amüsanten jungen Menschen, mit einem Worte diese Freiheit, Gemüthlichkeit und Sorglosigkeit gefiel mir außerordentlich.

Am Sonntag Morgen, den 7. Mai, fuhren wir in die

Schären von Stockholm ein. Wir passirten die Festung Waxholm mit ihren hohen Mauern und Kanonen; die Lebendigkeit mit Seglern und Böten nahm zu, und schließlich näherten wir uns langsam dem Landungsplatze in Stockholm. Das große königliche Schloß lag majestätisch vor uns und ich freute mich es wiederzusehen. Nun trennte man sich von seinen Reisegefährten bis auf ein mögliches Wiedersehen in Stockholm oder in Lübeck und jeder ging seines Weges. Mein Ziel war zunächst das Hotel Stadt Frankfurt und hier richtete ich mich ein.

Es war gegen Mittag, die Natur war hier noch weit zurück, kein grünes Blättchen, auch nicht auf den Äckern, war zu sehen und der Schnee lag noch in vielen Felsspalten der Schären.

Ich wanderte durch die Straßen von Stockholm. Die Dalekarlierinnen auf Holzschuhen, bei welchen der Hacken in der Mitte der Sohle sitzt, mit schwarzen Röcken, rothen Strümpfen, weißen mit Pelz unterfütterten Jacken, über der Brust zugeknöpft, hellrothe Tücher um den Kopf, klapperten schwerfälligen Ganges vorbei und ihre breiten Gesichter und Backenknochen zeigten eine Art lappländischer Abstammung. Ich bewunderte die schöne Granitauffahrt des Schlosses, eine prächtige, unzerstörbare Mauer von Granit und eine königliche Einfahrtshalle von demselben Gestein. Der Strom des Mälarsees ging noch ebenso heftig unter der steinernen Brücke dahin, wie vor zwei Jahren und mit Interesse besah ich das Äußere der Riddareholms-Kirche, deren Thurmdach ganz aus Eisen besteht.

Mein Plan war, mit dem ersten Dampfer nach Abo zu gehen und zwei Reisende, Steinkeuler und Lorentzen, hatten die nämliche Absicht. Leider mußten wir einige Tage warten, was mir nicht angenehm war. Im Theater sah ich „Die Stumme von Portici" von Auber. In der Store fällskap, einem Klub, verkehrte ich, las dort die Zeitungen und aß hier zu Mittag, trank meinen Kaffee unter der Brücke beim Mälarstrom, „Ström-Parterren," und ging spazieren, zuweilen zum Thiergarten. Zwischendurch machte ich einige Besuche bei Bergmann & Bohnstedt. Ersterer hatte mich zu Tisch eingeladen.

Im königlichen Schloß fand der Ritterschlag eines Seraphinenritters statt und rieth mir Bohnstedt, jedenfalls dorthin zu gehen. Beim Haupteingang stand eine solche Menge Menschen, daß nicht durchzukommen war, ich sah eine Nebenthür, in welche ein Offizier ging, ich folgte ihm an Schildwachen vorüber und durch Spaliers von Soldaten bis oben zur Treppe. Hier standen viele hohe Offiziere; ich blickte sie an, sie mich wieder, sagten aber nichts. Rasch ging ich die Stiegen hinan, ein Kammerdiener öffnete mir ehrerbietigst die Thür und so war ich in der Schloßkapelle und konnte mir einen Platz nach Belieben aussuchen. Es war hohe Zeit, denn bald war die ganze Tribüne und Galerie gefüllt und selbst viele Damen mußten stehen. Eigentlich war es nur erlaubt mit Karten einzutreten.

Die Schloßkapelle ist eine schöne Kirche, den Plafond bilden Gemälde, die Seiten tragen viele Pfeiler mit reichen Vergoldungen. Im Hintergrunde ist ein Altar, rechts davon die Loge für die Damen der königlichen Familie, links eine Art erhöhter Thron für den König, unter diesem der Sitz für den Kronprinz und seine Suite, davor wieder rechts die Sitze der hohen adeligen Familien, mit deren Wappen über ihren Plätzen. Dann folgte ein freier Platz, dessen Fußboden mit einem großen Teppich bedeckt war. Hieran grenzten die Tribünen für die Zuschauer.

Man mußte lange warten; ich kam um 11 Uhr und erst um 12½ Uhr begann die Feierlichkeit. Damen in reicher Toilette, Offiziere in prachtvollen Uniformen traten in die Logen, Sänger und Sängerinnen, größtentheils vom Theater, geführt von ihrem Kapellmeister, nahmen ihre Plätze ein. Viele Offiziere eilten in die Mitte des freien Platzes und dann in die königliche Loge und stellten sich hinter die Sessel der Hoheiten. Inzwischen waren auch diese angekommen. Zuerst die alte Königin, Gemahlin von Bernadotte, geb. Eugenie Bernhardine Desiree Clary, Tochter eines Kaufmanns aus Marseille, dann die Kronprinzessin, eine geborene Herzogin von Leuchtenberg, mit vielen Hofdamen und andere vom Hofstaat. Draußen auf dem Schloßplatz erscholl Trompetenge-

schmetter und zeigte die Ankunft des Ritterzuges an. Man hörte einen kräftigen kriegerischen Marsch näher kommen, endlich, als er dicht bei der Kirche war, verstummte er und nun begann das Orchester in der Kirche ein anderes Stück. Ich muß gestehen, ich war in einer recht gespannten Stimmung und das Herz klopfte mir etwas, denn dasjenige, was man sonst wohl von königlichen Umzügen im Theater sieht, sollte ich nun in Wirklichkeit sehen.

In altfränkischem Kostüm mit Federhut, breitem Spitzenkragen, gelben Wappenröcken und blanken Hellebarden kam ein Trupp Trabanten voran und schritt zur Mitte, eine Anzahl Kadetten in ihren Uniformen und Pagen stellten sich ihnen gegenüber auf. Dann folgten Kammerherren und Offiziere und nun endlich der Kronprinz, später Oskar I., mit seinen beiden Söhnen Carl und Oskar, alle drei im Kostüm der Seraphinenritter. Der Kronprinz sowohl wie seine beiden Söhne haben dunkle Augen und schwarze Haare, so daß man ihnen so recht die südliche Abkunft ansieht; es sind hübsche Leute. Sie waren von oben bis unten ganz in weißer Seide gekleidet, die mit schwarzem Sammt besetzt war, mit vielen goldenen Ketten und Sternen geschmückt. Sie trugen einen schwarzen Sammtmantel, großen Federhut und hohe Ritterstiefel. Ihnen folgten noch eine große Menge Seraphinenritter in ähnlichen, aber einfacheren Kostümen, dann Reichsmarschälle, Minister, Herolde und andere Würdenträger in verschiedenen Trachten. Unter fortdauernder Musik setzten sich die hohen Herrschaften.

Jetzt war der wichtigste Theil der Festvorbereitung vorbei, ein Prediger hielt eine längere Rede, Orchestermusik wechselte mit Gesang, das diplomatische Korps mit seinen Damen trat ein und bald darauf schritt man zum Ritterschlag. Ein alter Mann, wohl ein Reichsmarschall, ging auf den Kronprinz zu, grüßte ihn mit einem großen Schwert und begann aus einer Schrift vorzulesen. Das dauerte sehr lange und ich verstand es nicht; dann soll der Ritterschlag beim Kronprinz vorgenommen und mit Musik und Gesang die Feierlichkeit geschlossen sein. Ich mußte leider etwas vor deren Schluß fort, denn ich war zum Diner bei Bergmanns

eingeladen. Ich ging also die breite Treppe hinunter, an deren Seiten die Garde von oben bis unten aufgestellt war, sehr schöne Leute in blauer mit roth eingefaßter Uniform, schritt darauf durch die gedrängte Volksmenge und dann nach Hause. Ich kam noch zur rechten Zeit zu Bergmanns und ging später zum Konditor Pohl, wo ich mein Billet zur heutigen Festvorstellung im Theater abholte, das ich durch eine besondere Gunst von einer Angehörigen des Konditors noch bekommen hatte.

Auf dem zweiten Rang fand ich einen sehr behaglichen Eckplatz und konnte alles prachtvoll sehen und hören. Das ganze Theater war festlich erleuchtet zur Ehre des Tages und kein Platz blieb leer. Es wurde nämlich das 25jährige Regierungsjahr des alten Königs Bernadotte, der unter dem Namen Karl Johann XIV. regierte, gefeiert. Auf dem ersten Range war alles in schönster Toilette.

Die Musik begann, dann ging der Vorhang in die Höhe und ein Herr in schwarzem Frack trat auf und deklamirte eine Dichtung von Tegnér. Inzwischen erschien die ganze königliche Familie in ihrer festlich geschmückten Loge. Das Publikum erhob und verneigte sich; dem Kronprinzen schien es leid zu thun, daß er störte, er setzte sich schnell mit seiner Familie. Die Tochter Eugenie ist ein hübsches Mädchen mit dunkelem Teint und schwarzen Augen. Auch die vier Söhne waren anwesend, von denen der älteste nach seinem Vater als Oskar I. König wurde. Diesem folgte nach seinem frühen Tode erst der Sohn Carl und dann der jetzige König Oskar II. Der dritte, Gustav, starb in jüngeren Jahren, er war sehr begabt und talentvoll, der jüngste, der Herzog von Angermanland, lebt noch. Es fiel mir auf, daß nur wenig Militair im Theater war.

Dann ging der Vorhang zum zweiten Male in die Höhe und nun folgte ein längeres Stück, das Bezug auf das 25jährige Jubiläum des alten Königs hatte. Es stellte die silberne Hochzeitsfeier eines alten schwedischen Bauernpaares vor. Sie erzählten von dem Regierungsantritt des Königs, von seinem kriegerischen Leben,

sangen viele hübsche Lieder nach bekannten Melodien und graziöse Tänze wurden aufgeführt. Ich muß wirklich sagen, daß es rührend war, mit welchem Interesse die Schauspieler spielten und sangen und wie die Anspielungen auf des alten Königs Leben rauschend beklatscht wurden. Man fühlte sich deutlich in das treuherzige Wesen der alten Schweden und ihrer Bauern hineinversetzt und lustig erklang der Gesang in dem schwedischen Dialekt. Besonders ansprechend war die Sprache der Frauen und Mädchen und ein Fräulein Jenny Lind war ganz allerliebst, denn sie sang so wunderschön mit ihrer prächtigen klangvollen Stimme. Am Schluß des Stückes, nachdem manche Lieder wiederholt werden mußten, forderte das Publikum stürmisch das Nationallied (Folkssängen). Die Musik begann, das ganze Publikum stand auf, auch die königliche Familie, man sang es andächtig, aber kraftvoll und mit Begeisterung und dann entfernte man sich. Es war eine schöne Feier, die mir große Freude bereitete.

Mein Vater hatte mich beauftragt, den englischen Gesandten am Hofe von Stockholm zu besuchen und so zog ich meinen Frack an und ging zu dem Sir John Cartwright. Er bewohnte ein großes Hotel in der Dronninggata. Ein gallonirter Diener meldete mich an, ich wurde angenommen und kam zuerst in ein großes Vorgemach, prachtvoll eingerichtet mit schönem Teppich, reich verzierten Möbeln und rothen Tapeten, in dem nach englischer Weise Tische, Sophas und Sessel in der Mitte standen. Dann durchschritt ich ein kleineres Zimmer mit feinen Ölgemälden und Teppichen und an der Thür des dritten kam Sir Cartwright mir entgegen. Sehr höflich und ruhig wies er mir einen Sessel sich gegenüber an. Er sprach von Lübeck und Hamburg und ihren kaufmännischen Geschäften und meinte, in letzterer Stadt sei doch wohl ein größerer Markt. Er wußte seine Fragen sehr geschickt zu stellen und ich antwortete, so gut ich konnte. Er war ein feiner, freundlicher, jedoch ernster Mann, der während der Unterhaltung seine Miene kaum veränderte. Ich war ja ein einfacher junger Mann ihm gegenüber, doch schien er sich für manches zu inter-

essiren, auch dafür, daß ich nach Finland reisen wollte, und fragte, wann ich von dort wieder zurückkäme. Die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt, die ich seit meinen Reisen noch ziemlich inne hatte. Ich blieb wohl drei Viertelstunden bei ihm; darauf machte er mir eine höfliche Verbeugung und ich empfahl mich. Man erkannte ganz und gar den Diplomaten in ihm. Es wird mich freuen, wenn ich ihn im Sommer wiedersehen darf.

XVII.

Reise in Finnland. — Vom Hamburger Brand. — Schmuggel. — Leibeigenschaft.

Ich rüstete mich zu meiner Abreise nach Finnland; verschiedene Geschäftsreisende hatten dasselbe Ziel und wir schifften uns auf dem zur Abfahrt bereit liegenden Dampfer „Murtaja" ein. Es war ein altes Schiff und lief langsam; auf dem Deck lagen viele Waaren, so daß man sich kaum auf demselben bewegen konnte; das Wetter war kalt. Nachmittags 4 Uhr kamen wir nach Degerby, das in den finnischen Schären hübsch belegen ist. Dieselben bestanden aus kahlen Felsen mit einigen Tannen, armseligen Fischerhütten und einigen Kähnen. Gegen Abend kamen mehrere Zollkontroleure an Bord und konfiszirten einige Schmuggelwaaren. Gegen Abend fuhren wir langsam den Kanal hinauf an Åboslott vorbei; die Umgebungen der Stadt sind nur kahl und wir landeten endlich. Einige russische Soldaten und Iswoschiks, deren Pferde den Bogen über dem Hals hatten, erwarteten uns und so waren wir wieder in einem fremden Lande.

Von jetzt an kann ich mich kürzer fassen, denn vor etwa zwei Jahren machte ich die nämliche Reise mit Herrn Münchenschreiber. Jetzt ist meine Verantwortung größer und ich fühlte dieses sehr wohl. Infolgedessen widmete ich mich dem Geschäfte mit vollem Eifer und begann bald nach Ankunft meine Besuche

bei unsern Kunden. Die Gastfreundschaft hier im Lande ist sehr groß und ich wurde in der Thomé'schen Familie wieder sehr herzlich empfangen. Es war Abends, als ich dorthin kam; ich fand eine große Gesellschaft versammelt. Man erinnerte sich meiner, mit einigen der Anwesenden hatte ich sogar Brüderschaft getrunken, da war das alte Verhältniß gleich wieder hergestellt. Der alte Thomé war unverändert, ebenso vergnügt wie sonst, ein alter prächtiger Mann. Nach einigen Tänzen setzte man sich zu Tisch, Herr Thomé brachte meine Gesundheit aus, viele der jungen Damen stießen mit mir an; wer verargt es mir, wenn mein Herz etwas höher klopfte und ich recht stolz und froh in die Welt hinausschaute. Um Mitternacht ging man auseinander und ich nach Hause, wo ich noch eine Weile in Betrachtungen versunken auf dem Sopha saß.

Eine feine hübsche Mittagsgesellschaft machte ich am andern Tage bei Konsul Runelin mit. Abends schrieb ich auf meinem Zimmer, mir gegenüber, hoch auf einem Felsen, lag die Sternwarte. Es war gegen 9 Uhr, die Sonne ging unter und warf ihre letzten Strahlen auf das hoch liegende Gebäude, das wie im Feuer vergoldet dalag, während die tiefer liegenden Häuser schon in leichte Dämmerung gehüllt waren, ein herrlicher Anblick!

Wir schreiben den 17. Mai, aber das Wetter will sich garnicht ändern, es bleibt kalt und windig, so daß ich heute wieder einheizen lassen mußte. Man sieht kein grünes Blättchen an den Bäumen oder Sträuchern, kaum eine Knospe oder einen grünen Halm; alles ist kahl und grau und in den Felsspalten liegt noch Schnee. Unser Klima ist doch schöner! Die Umgegend von Åbo ist steinig und häßlich, man sieht fast beständig kahle Felsen mit Tannengestrüpp darauf, die großen Bäume sind fast alle fortgeschlagen. Neue Straßen werden aus den Felsen gesprengt, daher sind die Wege so schön und die Äcker so schlecht, denn pflügt man sechs Zoll tief, so stößt man auf Stein.

Hier in Åbo liegen ziemlich viele Kosaken; die Pferde stehen den ganzen Tag aufgezäumt beim Thore und fressen auch so, die

armen Thiere! Ich ging alle Tage fleißig aus, besuchte meine Kunden, war mit meinen Geschäften zufrieden und lernte auch manches. Viel wurde noch, namentlich von den Hamburger Reisenden, von den Folgen des Hamburger Brandes gesprochen. Im Ganzen scheint er doch nicht den Schaden gethan zu haben, wie man anfangs im allgemeinen glaubte. Um das Grundeigenthum, welches abgebrannt ist, zu decken, hat der Staat die Garantie dafür übernommen und deswegen eine Anleihe von 30 Millionen Mark Banko gemacht, weshalb an den Gebäuden nichts verloren geht. Die Anleihe ist zu 97 % gegen einen entsprechenden Zinsfuß abgeschlossen und es ist die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß nicht mehr als 8 Millionen Mark in Hamburg gezeichnet werden dürfen, damit nicht zu viel Geld von Kapitalisten aus Hamburg entzogen wird, da es zu anderen Zwecken besser verwandt werden kann. Aber die Hauseinrichtungen, Waaren ꝛc. sind auch verbrannt und das ist die Hauptsache. Alle ausländischen Assekuranzkompagnien haben ihre übernommenen Risikos zu voll bezahlt, wer also seine Schadensrechnung heute aufmachte, hatte morgen sein Geld. In Hamburg selbst war es aber anders. Zwei bedeutende Versicherungs-Gesellschaften mußten liquidiren und gaben 75 bis 80 % Dividende. Dieser Verlust ist also zu tragen; nur die Bieberſche Assekuranzgesellschaft konnte nur 15 bis 25 % geben und das war eine ernsthaftere Sache. Die Summe der dort versicherten Gegenstände war 8 Millionen Mark Banko bei 25 % Auszahlung, also 6 Millionen Verlust. Da die Hamburger Regierung einmal die Anleihe von 30 Millionen gemacht hatte, so hätte sie diese 6 Millionen gleichfalls decken können. Dieser Verlust der Bieberſchen Gesellschaft traf meistentheils die Mittelklasse, also Krämer, Handwerker ꝛc. bis zum Betrage von je 10 000 Mark. Da nun die Mitglieder der Versicherungsgesellschaft nur aus Hamburgern bestanden, die größtentheils auch abbrannten, und der wirkliche Fonds nur aus 200 000 Mark bestand, während für 200 Millionen Mark versichert war, so konnte die Bieberſche Gesellschaft sich nicht halten. Die reichen Leute und großen Kauf-

leute hatten es nicht gewagt, alles bei einer Gesellschaft zu versichern und gingen mit großen Beträgen ins Ausland, theils auch wohl, weil Manche die unsichere Basis der Bieberschen Gesellschaft durchschauten. Trifft diese also ein verhältnismäßig kleiner Verlust, so macht dieser bei den vermögenden Leuten weniger aus. Hauptsächlich also hat der Mittelstand den Verlust getragen, doch sind so viele Ersatzquellen entstanden, daß sich dadurch im allgemeinen der gehabte Verlust wieder ausgleicht. Die Handwerker haben jetzt außerordentlich viel zu thun, so daß sie kaum wissen, woher die Zeit nehmen, um alles fertig zu schaffen. Der geschickte Handwerker hat Gelegenheit sich zu zeigen, der Arbeitslohn ist sehr hoch und im Ganzen ist der pecuniäre Verlust dadurch verringert, daß vom Auslande zur Hülfe 5 Millionen Mark eingesandt sind, die durch die Hülfsvereine zu Vorschüssen, Geschenken 2c. verwandt wurden. Es ist also, wenn einzelne auch bedeutend verloren haben, der allgemeine Verlust nicht so erheblich, wie man anfangs glaubte. Mancher Vortheil ist aber nicht zu verkennen. Es wird die Stadt durch Neubauten um vieles verschönert werden und die Hamburger haben Demuth gelernt. Viele, die in Saus und Braus lebten, kamen zum Nachdenken und diejenigen, welchen der Verdienst so zu sagen von selbst zufloß, müssen sich jetzt mehr als sonst anstrengen. Sonst war der Nachmittag des Mittelstandes in Hamburg ganz dem Vergnügen gewidmet, jetzt ist es anders. Die Leute sind aus dem Schlaf gerüttelt und so hat dieses Unglück eine regere Thätigkeit und Kraftanstrengung herbeigeführt, was gewiß höchst heilsam ist. Um die Zinsen der Anleihe zu decken, sind die Abgaben in der Stadt Hamburg ganz bedeutend erhöht; da diese indeß hauptsächlich auf den Grundbesitz haften, so werden die Leute, welche zur Miethe wohnen, weniger betroffen. Ferner ist ein Expropriationsgesetz eingeführt. Die Stadt übernimmt alle abgebrannten Plätze und vergütet jedem Eigenthümer den seinigen nach einer bestimmten Taxe. Freilich kann der Einzelne, der durch seine Lage seine Nahrung gehabt hat, keine weiteren Ansprüche machen. Im Anfang bezahlte man enorme Summen für einzelne Plätze, doch nahm dies

später ab. Der Platz der Stadt London am Jungfernstieg wurde mit 400 000 Mark Banko bezahlt von einem Herrn Sillem, der dort einen Bazar bauen will, dessen Gebäude wohl eben so viel kosten werden. Viel Vortheil wird er wohl nicht davon haben, desto mehr aber die Stadt. Durch die große Anleihe, die vielen Unterstützungen, die von auswärts bezahlten Schäden und durch gekündigte Pöste im Auslande ist so viel baares Geld nach Hamburg gekommen, daß es einen bedeutenden Einfluß auf den Cours desselben ausübte.

Es wurde damals viel nach Finnland geschmuggelt, wodurch allerdings das Geschäft auch unsicherer geworden war. Bedeutende Beschlagnahmungen wurden vom Zollamt gemacht, namentlich fand auf der Insel Hogland bei Borgâ eine große Konfiskation statt. Es sollen Manufakturen, die von der Firma S. & S. abgeschickt waren, gewesen sein und der Auktionsbetrag beim Verkauf stieg auf 86 000 Rubel Silber. Als Herr S. später nach Abo kommt, erhält er den Befehl, zur Kanzlei zu kommen, wo ihm mitgetheilt wird, daß er binnen 24 Stunden Finnland verlassen müsse. Am andern Morgen um 11 Uhr erhält er seinen Paß mit der Weisung, daß, wenn er um 3 Uhr noch hier sei, er durch die Polizei fortgebracht werden würde. So kam er um 2 Uhr fort. Dem Geschäft von S. & S. gab dies den Todesstoß und nach nicht langer Zeit fallirte das Haus.

Einige neue Reisende trafen ein, unter Andern auch Klingström aus Lübeck, mit dem ich von jetzt an viel verkehrte und zuweilen auch mit ihm reiste.

Die Nächte sind jetzt schon sehr hell; um 10 Uhr fängt die Dämmerung an und um 2 Uhr Morgens ist es schon wieder so hell, daß man draußen lesen kann, die Morgenröthe glänzt am Himmel und die Vögel singen. In der ersten Zeit macht diese Abweichung von unsern Gegenden einen eigenen Eindruck, später gewöhnt man sich daran.

Es ist erstaunlich, wie weit sich jetzt noch die russische Leibeigenschaft erstreckt. Herr Sikoff, Kaufmann aus Borgâ, mit dem

ich in diesen Tagen häufiger in Gesellschaften zusammen war, gehört als Eigenthum einem russischen Grafen und muß diesem jährlich eine Abgabe von 20 bis 25 Rubel Silber zahlen. Letzterer kann mit ihm machen, was er will, ihm sein Eigenthum nehmen, ihn nach seinem Gute kommen lassen ꝛc., alles, ohne Jemand danach zu fragen. So ist es auch mit vielen reichen Kaufleuten in St. Petersburg, die Hunderttausende für ihr Freiheit geben würden. Der Herr kann alles mit seinen Leibeigenen machen, kann Heirathen bewirken oder rückgängig machen, nur das, was zur Familie gehört, nicht trennen, sonst Leibeigene kaufen und verkaufen; solche Herren haben eine große Macht!

Meine Geschäfte und Besuche hier in Åbo hatte ich am 25. Mai beendet und so reiste ich andern Tags mit Klingström nach Björneborg in einem Kabriolet mit einem Pferde, Klingström neben mir und die Sachen auf einer Karre hinter uns. Die Gegend war anfangs unfruchtbar, die Wege vortrefflich, von festem Gravier und gut unterhalten. Wir passirten viele Waldungen und enorme Felsblöcke lagen an den Seiten. Es machte einen freundlichen Eindruck, wenn ich auf den Poststationen wieder in die Holzhäuser trat und mir der so wohlbekannte Geruch der Wachholderzweige, die in kleine Stücken zerschnitten auf dem Fußboden gestreut liegen, entgegenströmte, wenn ich die Tagebücher wieder sah, in welche man beim Pferdewechsel seinen Namen einschrieb, und wenn mir die Bauern treuherzig ihren „Guten Morgen!“ entgegenriefen. Das Wetter war sehr schön, es ging rasch vorwärts, doch war mir das Fahren noch etwas ungewohnt.

Wir wollten gern noch bis Nystad kommen, waren aber zu spät aus Åbo gefahren und mußten nun die Nacht in einem Gasthofe vor Nystad bleiben. Es war 12 Uhr Nachts geworden. Schon um ½11 Uhr war es in den Dörfern, durch welche wir fuhren, ganz still und ruhig, obgleich es noch hell wie am Tage war. Ich beneidete die Leute, welche so ruhig und regelmäßig leben konnten, während ich in den Städten fast jede Nacht bis 1 oder 2 Uhr aufbleiben und mich an das späte Aufstehen ge-

wöhnen mußte. Solch unregelmäßiges Leben bringt doch viele freudlose Stunden.

Den andern Tag blieben wir in Nystad, machten unsere Besuche und fuhren noch Abends weiter nach Raumö, wo wir des Nachts 3 Uhr eintrafen. Ich war herzlich müde, denn wir konnten beim Fahren nicht schlafen; derjenige, der im Kabriolet saß, mußte die Zügel führen, und derjenige, welcher den Hintersitz einnahm, hatte genug zu thun, um Balance zu halten, denn Rück- und Seitenlehnen fehlten gänzlich.

Nach einigen Besuchen fuhren wir am andern Tage nach Björneborg, wo wir um 4 Uhr Nachmittags eintrafen. Zu meiner großen Freude kam auch bald darauf unser alter Reisender Münchenschreiber angefahren, der vom Norden Finnlands herunterreiste und nun bald nach Lübeck wollte. Ich begrüßte ihn herzlich und war recht froh, ihn munter und wohl wiederzusehen. Der folgende Tag verging unter Besuchen bei den verschiedenen Kaufleuten, die Abende unter Toddytrinken (Grog) bei diesem und jenem; einen Abend waren wir beim Konsul in Björneborg, wo wir sehr angenehme Stunden verbrachten.

Nächsten Tags arbeitete ich mit Herrn Münchenschreiber zusammen, machte mir Notizen für meine weitere Reise, nahm dann von dem alten guten Herrn herzlichen Abschied und stieg in mein kleines Kabriolet, den Koffer hintenauf geschnallt, den Hutkasten zu meinen Füßen, und fuhr nun zum ersten Male wieder in Finnland allein mit dem Skjutspojken, dem ersten Håll oder Station zu. Ich hatte ein munteres Pferd, führte selbst die Zügel und kam rasch vorwärts, in mir glücklich und vergnügt, mein eigener Herr zu sein und nach eigenem Gefallen reisen zu können.

Es ist der 31. Mai, aber die Vegetation ist noch weit zurück. Der Roggen war vielleicht vier Zoll hoch gewachsen, von Knospen existirten nur unmerkliche Spuren, dabei ist es fast beständig kalt und es fällt kein Regen. Alles blieb daher sehr zurück, die armen Pferde und Kühe haben den ganzen Winter nur kärgliches Futter gehabt, fast nur Stroh, und jetzt, wo man auf grünes Gras hofft,

erscheint nichts. Traurig sieht es aus, wenn man die magern Kühe auf kahlen Äckern grasen und welkes Gras abrupfen, und die hungrigen Pferde von Buschreisern die Knospen abstreifen sieht. Die Bauern klagen recht viel, fragen häufig, wie es denn anderwärts aussehe, und zeigen oft recht trostlos auf ihre abgemagerten Thiere. Es that uns wirklich leid, daß die armen Leute, die schon durch das Klima stiefmütterlich behandelt sind, noch mehr durch die ungünstige Witterung leiden müssen. Man befürchtet hier allgemein ein trauriges Jahr und das wäre recht hart. In Fräswik fangen die Bauern an schwedisch zu sprechen und so geht es bis Ny Carleby hinauf. Dadurch kann man sich nun ganz gut mit den Skjutsbauern unterwegs unterhalten. Zwischen den Stationen Johannisdahl und Rimal sahen wir die Spuren eines großen Waldbrandes, der in einer Breite von 1½ deutschen Meilen vor acht Jahren hier gehaust hat. Das Feuer ist quer über den Landweg gegangen und verkohlte Stämme und Zweige liegen noch in Menge durcheinander. Von den schönen hohen Tannen sieht man jetzt nur noch die schwarzen Stumpfe.

Abends 6 Uhr kam ich nach Wasa und war recht ermüdet, denn seit 5 Uhr Morgens war ich beständig in meinem Kabriolet geschüttelt; ich traf zwei bekannte Landsleute, Brattström und Köhler, und einige Wasaer Herren. Am andern Tage machte ich fleißig meine Geschäftsbesuche. Nachmittags fuhren wir in Herrn Brattströms schönem Wagen mit einem Herrn Hellsberg und Rivell nach dem Hafen Brendoe, um den jungen Großfürsten Constantin zu sehen, der heute Vormittag in Wasa gewesen war, um die Bank, das Hofrättsgebäude, die lutherische und russische Kirche, sowie die Schule zu inspiziren, worauf er beim Gouverneur gefrühstückt hatte. Er war mit einem mittelgroßen Regierungsdampfer gekommen, der sehr sauber mit vielen messingenen Zierathen und Stangen versehen war. Das Schiff lag an einer Brücke, auf welcher ich hätte schlimm zu Schaden kommen können. Ich trat nämlich einen Schritt rückwärts und lag im nämlichen Augenblick mit dem rechten Bein bis zur Lende in einem Loche, wo die Planke fehlte, verwundete mir

die Haut und blieb mit dem linken Bein oberhalb der Fläche, so daß ich mir den Fuß einbog, was mir große Schmerzen verursachte. Mir wurde geholfen, ich quälte mich langsam heraus; Schreck und Schmerz hatten mich leichenblaß gemacht und erst nach und nach besann ich mich wieder. Glücklicherweise war nichts gebrochen und nach einer Weile humpelte ich weiter. Dann sahen wir uns den Dampfer an. Auf dem Decke gingen verschiedene betreßte und mit Orden gezierte Offiziere auf und nieder. Endlich kommt ein Knabe von etwa 16 Jahren in Kadettenuniform, mit schwarzer Hose, kurzer grüner Jacke mit einfachen Litzen besetzt, die schwarze, bauschige Mütze nachlässig auf die linke Seite gedrückt, auf das Hinterdeck, scherzt mit den anderen Kadetten, die ganz in der nämlichen Uniform sind, nimmt das Fernrohr, präsentirt es wie ein Gewehr, sieht seinen Kameraden damit ins Gesicht, lacht, macht lebhafte Gesten, wie recht muthwillige Knaben es thun, — das war der Großfürst. Bald darauf erschien auch der Vizeadmiral (der Kaisersohn hatte den Titel Großadmiral) in prachtvoller Uniform, gab dem Gouverneur von Wasa einige Briefe, sprach deutsch und französisch mit ihm und dann verließ dieser das Schiff. Sie nahmen ihre Kopfbedeckung beiderseits ab, so auch die russischen Offiziere, der junge Großfürst stellte sich keck zwischen die hohen Offiziere und setzte seine Mütze gleich wieder auf, während die anderen entblößten Hauptes stehen blieben. Nach einem dreimaligen Hurrah von beiden Seiten fuhr der Dampfer fort.

Am andern Tage hatte ich noch einige Besuche in Wasa zu machen, mein Fuß schmerzte allerdings noch, ich humpelte so gut es ging, dann besserte es sich, um 11 Uhr saß ich wieder in meinem Kabriolet und fuhr nun weiter nach Ny Carleby. Bei der Einfahrt ins Städtchen sah ich gleich unsern alten Freund Lybeck am Fenster; die gegenseitige Freude war wirklich groß; ich ging zu ihm und wir verplauderten den Rest des Abends. Einige Tage blieb ich in dieser kleinen Stadt, denn wir haben hier ein gutes Geschäft und gute Freunde. Einmal fuhren wir nach der Rhede hinaus, wo die Schiffe lagen, die mit Salz vom Mittelmeer nach

Hause gekommen waren. Es war gerade keine große Merkwürdigkeit, aber schon das Hinausrudern, das Ansehen der großen Schiffe und die schönen Mandeln, Orangen, Apfelsinen ꝛc., die sie aus Spanien mitgebracht hatten, machte uns Freude. Es folgte ein unvergleichlich schöner Abend, die See war spiegelglatt, das begeisterte uns zum fröhlichen Gesang.

In Jacobstad gelang es mir, den alten Rädmann Berger für unser Geschäft zu gewinnen. Unter angestrengter Unterhaltung schmolz die Eisrinde und er wurde entgegenkommend.

Da ich noch gern am andern Tage nach Gamla Carleby wollte, wurde schon um 4 Uhr mein Wägelchen bespannt und ich fuhr fort. Das Wetter war gut, der Morgen schön, viel Merkwürdiges passirte nicht und ich fuhr die 8¼ deutsche Meilen in 5 Stunden. Nach Erledigung meiner Geschäfte hier fuhr ich anderen Tages um 6 Uhr nach Brahestad fort und erreichte, tüchtig durchgeschüttelt, nach scharfer Fahrt von 15½ Stunden für 21 deutsche Meilen mein Ziel um ½10 Uhr abends.

Gleich am andern Morgen wanderte ich bei meinen Kunden umher. Ich muß gestehen, daß es mir manchesmal recht schwer wird, den Konversationsstoff zu finden. Es kommt häufig vor, daß man allein die Unterhaltung führen muß, denn hier in diesem abgelegenen Lande, wo Niemand Zeitungen liest, weil sie keine haben, noch weniger Bücher, da sie nur von ihren Handelsgeschäften oder Schiffen sprechen, fehlt es an dem Eingehen auf die Gegenstände des Gesprächs und dann in einer fremden Sprache.

Ich traf hier einen Lübecker Reisenden Kramer von der Firma J. J. Wedel. Da es Sonntag war, hatten wir uns mit einigen Herren verabredet Ball zu spielen, es war aber in ganz Brahestad kein Ball zu bekommen und damit flog die Partie auf. Wir machten einen Spaziergang am Ufer des Meeres. Der Anblick des unbegrenzten Horizontes, des ruhigen Elementes, durch kleine gekräuselte Wellen belebt, machte immer wieder neues Vergnügen. Die Sonntagsglocken wurden geläutet und als die Klänge verhallten, war es, als sei die Natur in stillen Schlummer ver-

sunken; still und ruhig lag alles rings umher. Je weiter man denkt, je tiefer man in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, je aufmerksamer man beobachtet, desto mehr muß man staunen und die Weisheit des Schöpfers bewundern. Jeder Mensch ist zur Glückseligkeit bestimmt und hat den Keim dazu empfangen. Um sie zu gewinnen, sind Schmerz und Kummer seine unzertrennlichen Gefährten. Genau werden sie dem Menschen zugemessen. Dieses unruhige wechselnde Leben der Jetztzeit sagt mir zu, ungestörte Ruhe würde mich unglücklich machen. Ich erhielt einen kräftigen Körper und unruhigen Geist, der sich beständig nach Bewegung und Abwechselung sehnt und eines ewigen Einerleis bald müde würde.

Merkwürdig ist der beständige Frühling, der mich auf meiner jetzigen Reise begleitet. Schon volle zwei Monate sehe ich täglich den Beginn der ausschlagenden Knospen, grünenden Wiesen, blühenden Sträucher und höre Lerchengesang, muß nebenbei aber auch Kälte und die Regenschauer der Jahreszeit ertragen. Ich sehne mich aufrichtig nach warmen Tagen, belaubten Bäumen und einem tiefblauen Himmel. In geschäftlicher Beziehung bin ich jetzt hier im Lande ziemlich eingeweiht, die größten Schwierigkeiten sind überwunden und ich hoffe, dem Geschäft jetzt wirklich nützlich werden zu können.

Ich kam nun nach Uleåborg. Die Kaufleute hier müssen sich viel Mühe geben Geld zu verdienen. Die bedeutenderen packen jetzt ihre Schlitten voll Waaren, um damit nach dem Markt in Sordevalla zu fahren. Diese Stadt liegt 90 deutsche Meilen von hier.

Sowohl in Brahestad wie in Uleåborg sind viele Frauen und Wittwen im Handel beschäftigt und halten offene Buden. Kramer und ich mußten oft Piccardan und Franzwein bei solchen Kauffrauen trinken und ich machte bei einer, wo ich einen langen Besuch abstattete und garnicht auf Aufträge hoffte, ein ganz gutes Geschäft. Ich erhielt schließlich noch das Kompliment: „Alla Herrar från Lübeck äro så innerligt trefliga.“ (Alle Herren von Lübeck sind so durch und durch gemüthlich.)

Am Nachmittag fuhren Kramer und ich in seinem Wagen nach Uleåborg; meine Chaise diente als Gepäckkarren. Wir saßen wie die Prinzen und freuten uns unseres Daseins; wir hatten zwei Pferde vor, was hier etwas Ungewohntes ist.

Ein eigenthümliches Volk sind die Finnländer doch. Wir passirten gegen Abend ein kleines hölzernes Haus, aus welchem dicke Wasserdämpfe aus der niedrigen Thüre qualmten. Es war eine russische Badestube. Ein junger Mensch von etwa 16 Jahren, nur mit einem Hemde bekleidet, lief in vollem Schweiß munter im Hofe umher. In der Badestube saß die ganze Familie und nahm ein finnisches Bad. Alles geht dabei in der größten Harmlosigkeit zu. Sie heizen diese Badestube bis auf eine enorme Temperatur, transpiriren und begießen sich dann mit kaltem Wasser und das ist ihnen eine hohe Wonne. Diese Mode ist in Finnland ganz allgemein. Wir nennen diese Art zu baden, ein russisches Dampfbad nehmen.

Gegen 12 Uhr Nachts kamen wir in Uleåborg an, es war hell wie am Tage, die Damen saßen theilweise noch am Fenster und lasen. Wir fuhren in unser bekanntes Quartier bei Mathlin.

Es ist merkwürdig, welche Geschicklichkeiten und Handgriffe den Bauern angeboren sind. Ich sah messingne Leuchter mit der feinsten durchbrochenen Arbeit, mit Wappen und Verzierungen, die ein Bauer angefertigt hatte und die wirklichen Kunstwerth hatten. In den langen Wintertagen, an welchen der Acker ihnen keine Beschäftigung giebt, benutzen sie ihre Zeit zu solchen Arbeiten, die ihnen auch Verdienst verschaffen. Sie fertigen auch Gewehre an, mit denen sie ausgezeichnet schießen, und für 15 bis 20 ℳ Rg. oder Reichsmark haben sie schon recht gute. Überhaupt ist das Leben hier außerordentlich billig; Morgens Kaffee, Frühstück, Mittagessen, Abendessen und Quartier hat man für 3 Rubel Silber, gleich 7 Mark.

Die finnischen Bauern haben durchschnittlich eine außerordentliche Fertigkeit im Schießen. Ihre Gewehre machen sie, wie gesagt, theilweise selbst, ihre Kugeln sind gewöhnlich nicht größer als eine

gute Erbse, doch jede Kugel sitzt. Auch achten sie sehr auf jeden Schuß, daß er nicht vergeblich sei, denn das Pulver ist ihnen von großem Werthe. Sie schießen viele Eichhörnchen des Pelzes wegen. Da dieser aber nur dann Werth hat, wenn es unbeschädigt ist, so findet man, daß alle diese Thiere nur durch den Kopf geschossen sind. Auch viele Bären schießen sie, obwohl diese nur eine Stelle haben, wo die Kugel tödtlich wird, nämlich im Herzen. Im polnischen Kriege war ein Regiment finnischer Scharfschützen, die vielen Schaden thaten. Einer von ihnen wurde gefangen und man fragte ihn, woher es käme, daß die finnischen Jäger so gut schössen. Der Finne antwortete: „Weil Jeder, der vorbeischießt, gehängt wird." Die Bären hier werden auch oft mit dem Spieße getödtet, was recht gefährlich ist, indeß selten mißglückt es dem Jäger.

Der alte Kaiser von Rußland Nikolaus I., wenn auch ein eigener, oft harter Mann, arbeitete sehr an der Verbesserung seines Landes. Anfangs mußte der russische Soldat 25 Jahre dienen, ehe er frei wurde, dann verminderte es Alexander I. auf 20 und später auf 15 Jahre; jetzt hat Nikolaus 10 Jahre bestimmt und dann ist der Mann frei. Dies ist ein wirksames Mittel, um die Leibeigenschaft einzuschränken; sie auf einmal abzuschaffen, ist ganz unmöglich. Theils ist der Adel zu mächtig und dessen Existenz hängt mit der Leibeigenschaft innig zusammen, theils ist das Volk jetzt noch nicht reif, um frei zu leben, es muß allmählich dazu vorbereitet werden. Oft bekommt der Kaiser und die Kaiserin von ihren Großen eine Anzahl Bauern geschenkt, dann schenken sie ihnen die Freiheit.

Eigenthümliche Feierlichkeiten finden jetzt noch in St. Petersburg am Himmelfahrtstage statt. Es geht eine Prozession in einer Kirche umher und sucht den Sarg von Christus, sie findet ihn aber nicht und ist deshalb in Verzweiflung; man sucht ihn in der Stadt, aber auch hier ist er nicht. Unterdessen hat ein Priester ihn fortgenommen und anderwärts hingelegt. Da findet man ihn endlich wieder und die Freude ist groß. Dann giebt es auch ein Fest, das man Jordanusfest nennt, wo der Kaiser auf die Newa geht und

aus einer Wake Wasser trinkt. Dann strömt alles Volk hinzu, schöpft auch Wasser aus dem nämlichen Loch und glaubt nun an dessen wunderthätige Kraft.

Die Landwirthschaft ist in Finnland noch sehr in den Anfängen. Im Innern des Landes, in Savolax, brennen sie einfach ein Stück Wald nieder, lassen die Stumpfe der Bäume stehen, eggen das übrige Land über und säen im ersten Jahre Roggen, im zweiten Hafer oder Gerste. Damit ist dann aber auch alle Kraft aus dem Boden gezogen, namentlich wenn er sandig ist. Darauf läßt man es wieder 20 bis 30 Jahre liegen, in dieser Zeit ist dann Birken- und Tannengestrüpp wieder gewachsen. Dann steckt man es zum zweiten Male an, wiederholt die nämliche Prozedur, läßt es nun aber ganz liegen und wieder Waldland werden. Mühsame Arbeit! Im Übrigen sind die Bauern hier zu Lande sehr genügsam, denn wie manches Jahr essen sie hier ihr Brod mit Baumbast (gehackt) vermischt. Schöne Wiesen giebt es hier in den weiten Länderstrecken und man hält an manchen Orten mit Erfolg auch Kühe. Große Sorgfalt und richtige Beschaffung des Heus für den Winter ist erforderlich, denn derselbe ist sehr lang und meistens sehr hart.

Ich sah hier beim Kaufmann Jeanne Granberg ein kaukasisches Pferd, außerordentlich schlank, mit feinen Beinen, graciösen Bewegungen, von großer Lebhaftigkeit wie ein Racepferd, ausdauernd und gut zugeritten. Es hatte eine gebogene Racenase, wie man sie häufig bei den polnischen Pferden sieht.

XVIII.

Fernere Reise in Finnland. — Gesellschaftliche Sitten. — Johannistag. — Lachsfang. — Reise bis Sundsvall.

Mein Aufenthalt in Uleåborg war reich ausgefüllt durch Besuche machen und empfangen, durch den Verkehr in gastfreien

Familien und mit Reisenden, die solide und tüchtig waren. Auch Leopold Siemssen aus Lübeck war unter denselben. Er ist ein so verständiger Mann, wir konnten über alle möglichen Verhältnisse eingehend sprechen.

Ich verließ Uleåborg am 21. Juni Morgens sehr zeitig, denn ich hatte einen langen mühsamen Weg zu machen und viele Flüsse auf Fähren zu passiren. Schon um 3 Uhr früh war ich im Gange und bald darauf ging es fort. Es war ein wunderschöner frischer Morgen; um 4 Uhr stand die Sonne schon sehr hoch. Ich fuhr über die Uleälf, einen ansehnlichen Strom; wir ruderten am grünen Ufer entlang bei wilden Wasserfällen vorbei, deren Rauschen man schon aus weiter Ferne hören konnte. Auf der zweiten Station kamen wir wieder zu einer Fähre, es war wieder ein schöner Fluß, das Wasser sehr dunkel, fast schwarz durch die vielen Waldbäche, die darin münden; die sandigen Ufer mit hohen Tannen geben aber dem Ganzen ein recht verlassenes melancholisches Ansehen. Dicht vor Hüvala, der dritten Station, war wieder eine Fähre zu passiren. Zwei Wasserfälle (forser) folgten einander in nicht weiter Entfernung und zwischen diesen mußten wir durch. Das war doch ein ernsthaftes Experiment. Hohe Wellen schäumten gewaltsam um unser schwaches, erbärmliches Boot, das mein Pferd mit Karre auch noch tragen mußte. Wenn ich nicht die Ruhe in dem Gesichte des Steuermanns und des Fährmanns gesehen hätte, so würde ich an der sicheren Ankunft gezweifelt haben. Die Fähren sind hier so recht in ihrer ersten Ursprünglichkeit und Unzulänglichkeit. Das Pferd mußte beim Landen am anderen Ufer, so gut es nun eben ging, aus dem Boot ins Wasser springen, die Karre wurde mit Brettern herausgehoben und über Steine und Gras, unwegsam und steil, fuhren wir wieder zur Landstraße hinan. Die Gegend war uninteressant und öde, tiefer Wald in flacher Ebene; nur die Überschreitung der Flüsse mit ihren Fähren gab Abwechselung. Acht Mal mußte ich hinüberfahren mit weniger oder mehr Schwierigkeiten. Der Kemistrom war der schönste und breiteste mit mancherlei kleinen Inseln, auf welchen Hütten und Häuser standen; heftige

Stromschnellen und starke Wasserfälle schossen zwischen ihnen durch und an manchen derselben waren Lachsfänge (laxpattern) angebracht, in welchen dieser schöne Fisch in Menge gefangen wird. Ich sah manches schöne Thier mit dem rosarothen Fleisch und den silbernen Schuppen, bis zum Gewichte von 60 Pfund.

So erreichte ich denn endlich Torneå Abends 11 Uhr und hatte diese 23 deutschen Meilen oder 153 Werst in 18 Stunden mit dem langwierigen Aufenthalt auf Fähren zurückgelegt. Ich war herzlich froh, glücklich angekommen zu sein, denn angreifend war es doch gewesen.

Am andern Morgen begann ich gleich eifrig meine Besuche zu machen. Die Zimmer, in welche man geführt wird und welche die Familien bewohnen, sind stets mit Teppichen belegt, die sie mattor nennen. Dabei rauchen die Männer viel, geniren sich aber garnicht und spucken, wohin sie wollen. Macht man seinen Besuch bei einem Kaufmann, so kommt er in der Regel etwas verlegen auf Einen zu und sagt: „Var så god och stig fram, tag en pipa och stop i.“ (Seid so gut und tretet näher, nehmt eine Pfeife und stopft sie.) Dann sagt man: „Tack för sist, huru mår H. H.?“ (Ich danke für das letzte Mal und wie befinden Sie sich denn?) Dann nimmt man eine Pfeife und raucht sie an und die Unterhaltung über Geschäfte u. s. w beginnt.

Die Post nach dem Süden oder dem Auslande wird gewöhnlich zwei Mal in der Woche expedirt. Hat man das Unglück, einen Freund an einem solchen Posttage zu besuchen, so hat er es außerordentlich eilig und wenn er 2 bis 3 Briefe zu schreiben hat, dann ist er so beschäftigt, als wenn er garnicht durchfinden könnte. Hat man nun bei einem Besuche eine Zeit lang geraucht, dann halten die Leute es für ihre Schuldigkeit, dem Gaste ein Glas Wein oder dergleichen vorzusetzen. Die Frau bekommt man selten zu sehen. Bei einer Mittagsgesellschaft ist es merkwürdig, wie verlegen und befangen die Leute sind und welche sonderbare Manieren sie haben. Herren und Damen versammeln sich, aber getrennt. Dann wird angesagt, daß das Essen fertig sei. Die Damen stellen sich an die

rechte, die Herren an die linke Seite des Tisches. Der Wirth bittet: „Var så god och tag sig en sup.“ (Seien Sie so gut und nehmen Sie sich einen Schnaps.) Es stehen nämlich auf einem Seitentisch eine Menge pikanter Sachen, wie Caviar, Käse, eingemachte Heringe ꝛc., Flaschen voll Branntwein, Liqueur ꝛc. Keiner will zuerst hinantreten, gewöhnlich fangen die Damen an. Es soll der Vornehmste in der Gesellschaft den Anfang machen. Schüchtern folgen die andern nach. Hat sich nun jeder seinen Theil genommen, so klatscht der Wirth in die Hände und mit gefalteten Händen stellt sich die ganze Gesellschaft um den Tisch, schweigt eine kurze Weile beim stillen Gebet und macht dann einen Bückling, welcher den Schluß des Gebetes bezeichnet. Nun kommt der große Moment, sich zu setzen. Jeder drängt ängstlich, daß er so weit wie möglich von den Damen entfernt bleibt, und so entsteht unten am Tisch ein wahres Gedränge, bis dann der Wirth Jedem namentlich seinen Platz anweist. Es beginnt das Serviren der Speisen und man kann fast jedes der Worte zählen, die bei Tisch gesprochen werden, so schweigsam ist man. Dann beginnt das Zutrinken. Der Wirth sagt: „Jag ber Herrarna att trycka Hvarandra.“ (Ich bitte die Herren sich einander zuzutrinken), und dann: „Herr .... får jag äran att trycka högadla Herren?“ (Kann ich die Ehre haben Ihnen zuzutrinken?) So muß Jeder im Laufe des Mittagessens bald mit diesem, bald mit jenem trinken, indem er ihn dazu auffordert, er mag nun unten oder oben am Tische sitzen. Es ist dies eine recht unangenehme Sitte, denn man muß oft anhaltend rufen und schreien. Beim Dessert bringt der Wirth kurz oder lang die Gesundheit desjenigen aus, um dessen willen die Gesellschaft geladen ist. Mit dem Dank des Gefeierten ist das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Die ganze Gesellschaft erhebt sich und man stellt sich hinter seinen Stuhl mit gefalteten Händen, macht dann wieder seinen Bückling und geht einer nach dem andern zum Hausherrn und drückt ihm die Hand. Die Frau Wirthin ist inzwischen in ein anderes Zimmer gegangen. Die Gäste folgen ihr und machen eine Verbeugung. Jetzt fühlt man

sich frei und geht ganz glücklich ins Rauchzimmer, wo bei der Pfeife Kaffee getrunken wird.

Es war heute Johannisabend, also der längste Tag im Jahre, der hier oben in Torneå von einer gewissen Bedeutung ist. Der Johannistag wird im Norden sehr gefeiert. Mein schöner Plan, nach dem Berge Avensaxa, einige Meilen von hier, hinaufzufahren, um dort die Sonne die ganze Nacht zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Ich fand keine Gesellschaft und allein dahinzufahren hatte ich nicht Lust noch Geld. Nachdem wir Deutschen hier am Tage unsere Geschäfte beendet hatten, machten wir gegen Abend eine herrliche Promenade. Die Gegend um Torneå ist, wenn auch flach, doch recht hübsch. Man sieht rechts und links viel Wasser, große Seen und Flüsse, von freundlichen grünen Wiesen eingefaßt und mit Birkengebüschen bewachsen, sonst kein kultivirtes Land. Es war kurz vor Mitternacht; wenn auch Wolken die Sonne bedeckten, so herrschte doch das glühendste Abendroth am Himmel; einsam und still war es überall, höchstens erhob sich ein Seevogel kreischend aus dem Schilf oder wilde Enten rauschten in ihrem schweren Fluge über unsere Häupter dahin. Wir suchten die ersten Blumen des Frühjahrs auf den Wiesen, sammelten sie als Andenken des heutigen Tages, kamen langsam nach der schwedischen Grenzstadt Haparanda und fuhren von hier übers Wasser zurück. Inzwischen war es volle Mitternacht geworden. Das Wasser war wie ein Spiegel, die Wolken goldig, die Ufer herrlich grün. Das Morgenroth verband sich mit dem Abendroth in den brennendsten Farben, die kühle Luft erfrischte den Körper, der Thau auf den Gräsern glänzte wie Perlen, die Fenster beider Grenzstädte, zwischen denen wir nun auf dem Wasser schwebten, glühten wie Feuer. Die Sonne ging auf und wir betraten das Land. Die Vögel sangen ihr Morgenlied, ein heller milder Schein lag über der ganzen Gegend; es wurde zwei Uhr, wir saßen noch immer am offenen Fenster und konnten uns nicht von diesem eigenen Schauspiel trennen. Diese hellen nordischen

Nächte haben etwas wunderbar Eigenthümliches, Fremdartiges und doch Anziehendes für uns Ausländer.

Der Johannistag selbst bot uns wenig Abwechselung. Wir besorgten unsere Geschäfte und verabredeten wieder einen Spaziergang zum Abend. Eine Werst von der Stadt steht ein hoher rother Granitobelisk mit einem großen vergoldeten Adler in Reliefarbeit und einer russischen Inschrift; es bezeichnet die Grenze des großen russischen Reiches. Nebenbei fließt ein Bach und auf der andern Seite desselben steht ein kleiner grauer Stein in Obeliskenform. Derselbe bezeichnet die schwedische Grenze und trägt das schwedische Wappen mit drei Sternen und der Inschrift in goldenen Buchstaben eingegraben: Sverige's Rikets gräns.

Torneå ist eine recht alte Stadt und sieht merkwürdig aus. Es hat eine alterthümliche Kirche mit hohem spitzigen Thurm, meistens hölzerne Häuser, hochroth mit weißen Kanten angemalt, eine russische Kirche mit zeisiggrüner Kuppel und Glockenthurm. Lange Straßen mit verschlossenen unbewohnten grauen niedrigen Holzhäusern oder Baracken, in welchen an bestimmten Tagen die Jahrmärkte abgehalten werden, gehören zur Stadt.

Nun zog ich nach der schwedischen Seite Finnlands hinüber, denn meine Geschäfte auf der russischen Seite waren beendet. Ich richtete mich drüben gleich häuslich ein und besuchte meine Freunde, Gustav Norén mit seiner guten liebenswürdigen Frau und Kaufmann Lange. Es war 5 Uhr Nachmittags, die Luft war klar und schön und so proponirten mir Norén und Lange, einem Fischfang von Lachsen beizuwohnen. Ich nahm es freudig an und bald saß ich mit Norén in einem kleinen Kabriolet. Es war kühl und frisch, Noréns kleines Pferd lief höchst emsig und munter, wir passirten den schwedischen Grenzstein, kamen durch schöne Wiesen und waren bald an dem breiten Flusse, der Torneälf, an dessen Ufern große Kübel, viele Fischereigeräthe und Fischerböte lagen. Ein großes Staket, mit Reisig durchflochten, war durch den halben oder dritten Theil der Breite des Flusses gezogen. Wir sprangen in ein Fischerboot und ließen uns nach dem eigentlichen Haupt-

punkt, wo gefischt wurde, rudern. Hier war der sogenannte „lax-pattern," der folgendermaßen aussieht. Dieses eben genannte Staket geht vom Ufer aus, endet in einem Viereck, das auch aus Pfählen und Geflecht besteht und nur einen Eingang von 20 bis 25 Schritt hat. Kommt nun der Lachs aus der offenen See, um im Fluß zu laichen, so geht er dem Strome entgegen und kommt gegen den Pattern. Geht er rechts, so bleibt er frei und kann seinen Weg fortsetzen, geht er aber links, so folgt er dem Staket, kommt durch die zuletzt genannte Öffnung und in das künstliche Carré. In diesem Viereck liegen nun in der Regel sechs Fischerböte, drei und drei zusammen, in jedem 3 bis 4 Leute. Jede Partie hat ein großes Netz. Die eine geht nun, wenn sie den Fischfang beginnen will, zu einem dicken Tau, das quer über das Carré in der Mitte desselben führt, und hält sich hier, mit den Böten fest, denn der Strom geht stark. Nun werfen die Leute regelmäßig ihre Netze aus, die dann, durch Steine beschwert, zu Boden sinken. Diese legen sich, durch den Strom getrieben, fest gegen die andere Seite des Bassins. Die andere Partie fährt nun an die entgegengesetzte Seite des Behälters, bindet sich hier fest und wirft dort ihre Netze aus. Ist alles in Ordnung, so lassen die Fischer den Strick los und der Strom treibt die Boote langsam mit dem Netz gegen das untere Netz. Alle Lachse also, die sich nun in diesem Viereck gesammelt haben, sind eingeschlossen und müssen mitfolgen. Nun treibt der Strom die Netze dicht aufeinander, die Böte vertheilen sich und die Fischer fangen an, beide Netze zusammen aufzuziehen. Der Strom und die Steine drängen die Netze unten zusammen, so daß kein Fisch entfliehen kann. Man sieht die Fische nach und nach herauskommen, die meisten zu allerletzt. Es ist ein hübscher Anblick, zu sehen, wie die großen Fische von 20 bis 60 Pfund, wenn sie nach oben kommen, mächtig schlagen, springen und das Wasser aufrühren. Ihre Schuppen, schwarz auf dem Rücken und weiß unterm Bauch, glänzen wie Metall, ihre Formen sind schön gerundet, der ganze Körper ist so fleischig, daß man in dieser Art nichts Schöneres sehen kann.

Wir erlebten drei Züge; man fischte 15, 18 bis 20 Lachse, einige außerordentlich große. Dann wirft man die Thiere in die Böte, ein Mann schlägt sie mit einer Keule in den Nacken und tödtet sie so. In der Regel zieht man das Netz alle zehn Minuten einmal durch. Dieses Fischen ist außerordentlich lohnend, am Tage vorher hatte man 550 Stück gefangen, heute nur 180 Stück. Der Fischfang dauert 8 bis 10 Wochen und ist trotz der kurzen Zeit von hohem Werth. Die Gerechtsame zu fischen gehört den verschiedenen umliegenden Dörfern, die sie theils verpachten, theils selbst behalten, man zahlt für den Sommer für diesen Pattern 4000 ℳ Rg.

Jetzt beginnt am Ufer ein interessantes Schauspiel. Viele Bauern und Bauermädchen aus der Nachbarschaft, auch Leute aus den Städten, erwarten die Böte, sehen neugierig auf den erhaltenen Fang und erwarten die Theilung. Wir waren auf der finnischen Seite des Stromes; die Gesichter dieses nordischen Stammes sind unverkennbar. Fast alle sind von gleichem Schnitt; sie haben hohe Backenknochen, schmale, schiefe Augen und ein spitzes Kinn. Der Volksschlag auf der anderen Seite des Stromes ist schwedisch und schöner. Es sind hohe Gestalten, mit blondem Haar, frischen, rothen Farben, edlen Zügen und blauen Augen.

Geschäftig sind nun die Fischersleute dabei, die reiche Beute aus den Böten in Haufen herauszubringen. Es macht sich wunderhübsch, wenn die Fische auf dem grünen Rasen liegen. Alle Leute umstehen die Haufen und zwei alte Fischer treten vor, um zu theilen. Durch lange Praxis haben sie die Fertigkeit erhalten, ohne Waage alles in gleiche Theile zu theilen, und jeder unterwirft sich ihrem Urtheil gern. Ihr Merkmal ist der Schwanz. Sie umspannen ihn mit der Hand und werfen die Fische dann bald rechts, bald links. Zuerst macht man zehn Haufen, wovon den einen der Geistliche bekommt, dann theilt man die übrigbleibenden neun wieder in sieben Theile, die dann jedem Inhaber der Antheile zu Gute kommen. Der größte Theil der gefangenen Lachse wird gleich an Ort und Stelle eingesalzen, in Fässer gepackt und im Herbst

oder später nach Stockholm gesandt, wo man 2 ℔Rg. für 20 Pfd. bezahlt. Viel Lachs wird auch frisch konsumirt und jetzt fast täglich gegessen. Man erhält ihn in allen möglichen Gestalten, gekocht, gesalzen, gebraten, halb gesalzen, indem er 24 Stunden in Salzwasser gelegt wird und dann grak lax heißt. Den Rogen genießt man als Kaviar, auch gebacken und gebraten. Norén und ich verließen sehr befriedigt den Lachsfang und blieben noch den Abend in froher Häuslichkeit beisammen.

Die vielen Ströme dieser Gegenden haben sehr viele Wasserfälle und Forse, klein und groß, und da die Ströme breit, aber nicht tief sind, so haben die Bewohner viele Schwierigkeiten, um ihre Produkte aus dem Innern des Landes an die Küste und in die Städte zu bringen. Ihr Haupterwerbszweig ist der Theer, den sie in ganz schmalen Böten, die 40 bis 50 Fuß lang sind, 20 bis 40 Meilen transportiren. Damit fahren sie die Wasserfälle hinunter, was gefährlich aussieht und allerdings auch oft gefahrvoll wird. Die Böte müssen dann mit vieler Anstrengung wieder stromaufwärts gezogen werden. Es ist ein mühseliges Geschäft bei wenig Verdienst, denn eine Tonne Theer kostet bei Ablieferung 4 höchstens 5 Rubel Silber und dafür das Brennen und Bearbeiten im Walde, der Transport und Zeitverbrauch auf den weiten Entfernungen.

Die Uleåelf ist einer der reißendsten Ströme und hat 2½ Meilen weit beständig Stromschnellen und Wasserfälle, die wunderschön aussehen, aber auch sehr gefährlich für die Schifffahrt sind.

Die Brücken und Fußsteige hier sind in sehr mittelmäßigem Zustande. Über viele Bäche mußte man balanciren, den Stock in der Hand, und große Sprünge machen, oft durch kleine Sümpfe waten und Wasserstellen durchschreiten. Auf solche Vorkommnisse muß man überall gefaßt sein. Besonders fielen mir die Wiesen und Grasflächen jetzt auf durch die Schönheit der darauf wachsenden Feldblumen, die in allen möglichen Farben glänzten und mir zum Theil gänzlich unbekannt waren.

Ich setzte nun meine Reise über Näsby und Neder Calix, Luleå und Piteå fort, traf überall Geschäftsfreunde und gastfreie

Familien. Die oft sehr anstrengenden langen Fahrten im Kabriolet brachten mich durch die lieblichen und oft großartigen Gegenden des nordischen Landes Im leuchtenden Sonnenschein, bei der Wärme des Sommers, unter schattigen Birken und duftigen Tannen, durch saftige, blumenreiche Wiesen reist es sich schöner und leichter als im harten Winter, der alles in der Natur im eisigen Bann hält.

Das Ängermanland ist berühmt wegen seiner pittoresken Schönheit. Die Brambackaelf strömt brausend vom Gebirge ins Thal über die Ruinen einer Wassermühle hinweg dem Meere zu, welches hier und da durch die Tannenwälder blinkt. Es war interessant anzusehen, wie eine Menge Flöße, aus Balken und Baumstämmen zusammengesetzt, pfeilschnell durch die Wasserfälle und Stromschnellen schossen, dann durch eigene Vorrichtungen sich an bestimmten Plätzen sammelten und von dort den einzelnen Sägemühlen zugeführt wurden.

Wir haben noch diese herrlichen hellen Nächte; keine Dämmerung trübt die reine klare Luft und hat sich die Sonne hinter den Tannenwipfeln auf kurze Zeit unter der rothen Spiegelung der Abendröthe unseren Augen entzogen, so glüht sie sehr bald desto schöner und jugendlicher im Scheine der Morgendämmerung hinter den alten hundertjährigen Baumriesen wieder empor.

In einer Mitternacht begegneten mir im Walde Schaaren von jungen frohen Leuten, Burschen und Mädchen in Sonntagskleidern, in fröhlicher Unterhaltung. Ein hoher Berg lag vor uns, ich stieg ab, ging ihn hinauf, gesellte mich zu ihnen und fragte: wohin? „På fjällen“ (Ins Gebirge) war die schnelle Antwort. Ich erkundigte mich näher, was das bedeutete und sie erklärten mir Folgendes. In der Mitte des Sommers richten sich junge Burschen und Mädchen mitten im Walde eine Art Wohnung ein, wählen unter sich Mädchen als Wirthinnen, die dort gewissermaßen die Honneurs machen, kochen und aufwarten und dann zieht die Dorfjugend vom ärmsten bis zum reichsten auf mehrere Tage und Nächte hinaus, tanzt, promenirt unter Scherzen und Spielen und ist sich

ganz allein überlassen; Neuvermählte führen die Aufsicht. Es soll selten oder nie vorkommen, daß die jungen Leute ihre Freiheit mißbrauchen, sondern ihr Umgang wird nur ungezwungener. Deshalb wird diese uralte Sitte jedes Jahr wiederholt. Es spricht diese sehr für die strenge Sittlichkeit dieses Volkes, vor welcher man die größte Hochachtung haben muß, sie findet selten ihres Gleichen.

Auf der sehr anstrengenden Fahrt von Umeå nach Sundsvall überwältigte mich zuletzt die Müdigkeit; ich ließ dem Knaben die Zügel, mochte er langsam oder schnell fahren, wie er wollte, ich schlief so gut, wie man es in einem Kabriolet ohne eigentliche Rücklehne kann. Sehr erquicklich war es nicht.

Am Sonntag den 9. Juli kam ich endlich um zehn Uhr Abends recht matt und müde — denn es war mir unmöglich, in dieser starken Hitze, die um Mittag auf 32 Grad Celsius im Schatten stieg, etwas zu essen — in Sundsvall an. Ich war zwei Tage und zwei Nächte fast ohne Schlaf gereist und in Folge dessen denn doch etwas abgemattet. Diese 27 ½ schwedischen oder 41 ¼ deutschen Meilen machte ich einschließlich des Wartens auf Pferde auf den Stationen in 50 Stunden. Ruhe that mir recht nöthig, ich schlief prächtig bis zum nächsten Morgen trotz des lärmenden Verkehrs beim Freund Enquist.

Am andern Morgen begann meine gewöhnliche Beschäftigung: das Besuchen der Kunden in sorgsamer Toilette; eine solche verlangt man von einem Geschäftsreisenden.

Man legt hier großen Werth auf einen Titel; es ist der Stolz der Bürger in kleinen Städten. Sagt man einmal anstatt Herr Brukspatron oder Herr Großhandlare oder Herr Major nur einfach Sie oder Herr so und so, dann verdüstert sich das freundliche Gesicht und der Stimmungsbarometer fällt. Jedermann mag sich so gern ein kleines Titelchen anhängen und weiß er keinen aufzufinden, so sagt er Titulus, was gleich ist mit Wohlgeboren.

Die Abende verbrachte ich meist bei unserm alten Freund Postel, einem hier lange etablirten herzensguten Deutschen und gutem Freunde unseres Herrn Münchenschreiber. Bei dem alten

lieben Herrn Postel fand ich Geist, Gemüth und Verstand vereint, die Unterhaltung mit ihm erwärmte das Herz, wir verstanden uns gegenseitig. Der gute Umgang trägt außerordentlich viel zur Ausbildung des Menschen bei und bringt ihn vorwärts.

Freund Postel hatte einen allerliebsten Garten bei seinem sauberen, selbst elegant eingerichteten Hause; da blühten Syringen, Goldregen und Frühlingsblumen, Ahorn und Obstbäume bildeten schattige Plätze und erinnerten ans deutsche Vaterland. Dabei versetzte uns die deutsche Sprache in vergangene Zeiten und in die Heimath zurück und trug sehr viel zur Gemüthlichkeit bei.

Ich kaufte mir Brauns Gedichte. Sie sind sehr interessant und beurtheilen den Menschen richtig. Nachfolgend eine Probe, die ich einst aus dem Schwedischen zu übersetzen versuchte.

Die Gesundheit.

Früher da wünscht' ich mir Ehre und Güter,
Hielt sie fürs schönste Erbtheil der Welt,
Kannt' nicht der Ärzte kalte Gemüther,
Nicht die Mixturen so bitter und streng.
Stürmte so wild auf Gesundheit und dachte:
Dies Kapital bleibt ja immer bei Dir;
Wenn ich beim Weine der Sorgen nicht lachte,
Scheucht' ich gewiß sie beim Freunde von mir.
Wie war ich kühn in den wilden Gelagen,
Lustige Brüder, die machten mich froh;
Da kam ein Fieber, so heftig, so rasend,
Und wie ein Tuch (skinnpels) fiel ich von meiner Höh'.
Kräftiger Muth meiner Jugend sank nieder,
Ekel bekam ich vor Spielen und Wein,
Trocken im Halse, Flamm' in den Gliedern,
Lag ich geschlagen in brennender Pein.
Bleich fiel die Wange in Falten zusammen (snömus),
Tod fühlt' ich zittern durch meine Gebein,
Vips, um mit Öl noch zu nähren die Flammen,
Trat dann des Doktors Wohlweisheit herein.

Fühlt nach dem Puls und begann dann zu neigen
Langsam und schweigend sein ernsthaftes Haupt,
Strich sich den Bart und setzt' sich zum Schreiben,
Zettel so lang, daß es jetzt mir noch graut.
Flaschen die kamen, Bouteillen daneben,
Dosen mit Pillen und duftendes Moos,
Mocht' ich auch hungern, stöhnen, mich quälen,
Stets ging die Krankheit den nämlichen Cours.
Schon hatt' der Doktor mein Schicksal gelesen,
Endlich verkündet er traurig es mir;
Ohne Erbarmen ward ich auserlesen,
Baldigst zu klopfen an Petrus Thür.
Doch trotz des Doktors beizender Mittel
Bessert' ich mich, wenn's auch langsam nur ging,
Philosophie war hier nur das Mittel,
Das in der Krankheit mich aufrecht erhielt.
Wohlsein, den himmlischen Schatz, lernt' ich achten,
Schätzt' es vor allem als Numero ein,
Lernte die irdischen Lüfte verachten,
Noth lehrte mich weise und vorsichtig sein.
Hu, wenn man mager, voll Schmerzen sich windet,
Was ist dann Ehre und Wollust und Geld,
Wenn man aus Eßlöffeln Tod sich erzwinget,
Was sind dann alle Schätze der Welt!
Ach ja, für Ruhe von einigen Stunden
Gäb' man oft gern das Theuerste hin,
Wär' uns auch Reichthum und Glück ganz entschwunden,
Reich bleib ich doch, wenn gesund ich nur bin.
Munter im Leben, froh im Gesange,
Himmlischer Vater, das fleh' ich von Dir,
Ehre und Geldlust sind mir vergangen,
Gesundheit begeistert nur zur Poesie.
Tief aus dem Herzen verehr' ich Dich, Höchster,
Bring ich Dir Opfer und weihe mich Dir.
Starke Gesundheit ist besser als Güter,
Sie ist die schönste der Gaben allhier.

XIX.

Reise nach Stockholm und zurück nach Lübeck. — Unruhen in der Stadt. — Herbstreise nach Mecklenburg. — Ball in Gr. Walmsdorf und in Lübeck.

Meine Geschäfte in Sundsvall gingen bescheiden vorwärts. Herr Enquist lud mich ein und Frau Enquist gab mir zu Ehren eine kleine fröhliche Gesellschaft. Dann machte ich meine Incassos, wickelte meine Geschäfte ab und ging an Bord des „Thule," der um 3 Uhr nach Stockholm abfuhr.

In Stockholm mußte ich einige Tage auf den Abgang des „Gauthiod" warten. Mein Befinden war schlecht und eine traurige Stimmung hatte sich meiner bemächtigt. Wir hatten keine günstige Reise. Mittags 12 Uhr verließen wir den Quai der königlichen Residenz mit Regen und Wind, der sich bald zum Sturm steigerte. Wir hatten durch das ungünstige Wetter eine lange Reise.

Bis Travemünde war Wilhelm mir entgegengekommen. Im geschlossenen Wagen erreichten wir Lübeck Ich fand die Familie im Komptoir versammelt, es war ein freudiger Empfang. Nachmittags blieben wir zusammen auf dem Garten und um 10 Uhr gingen meine Mutter, Herr Münchenschreiber, Wilhelm, Rose und ich zur Stadt. Es war seltsam unruhig in den Straßen, bei der Jakobikirche standen Soldaten, die im Streite mit dem Volke waren, es war ein Auflauf, eine Art Revolution. Ich führte meine Mutter am Arm, wir kamen zur Beckergrube, an der Ecke standen auch große Menschenhaufen. Plötzlich fielen drei Straßenlaternen zertrümmert zur Erde. Meine Mutter schreckte an meinem Arm zusammen und wir eilten in ein nahes Bäckerhaus, wo die Frau, selber erschrocken, uns Gesellschaft leistete. Rose trieb uns an, nach Hause zu eilen, und als der wilde Haufe vorbei war, erreichten wir

alle schnell unsere Wohnung, um unsere Mutter in Sicherheit zu bringen. Dann gingen Wilhelm, Franz, Rose und ich zurück, um uns den weiteren Verlauf anzusehen.

In der Breitestraße sah es zerstört aus. Alle Laternen waren entzwei. Beim Klingberg und Kaufberg war die Straße gesperrt, eine Menge Ruhestörer lärmten und sangen dort. Eine Laterne mitten auf dem Platze brannte noch, sie war das einzige Licht, das den sonst dunklen Platz erhellte. Lieutenant Lüdert wollte sie, begleitet von sechs Bürgergardisten, schützen und postirte sich um dieselbe. Da hieß es: Kopf weg! Er hörte nicht darauf, da zersprang die schöne Glaskuppel und die Stücke flogen den bestürzten Soldaten auf die Köpfe, die dann mit ihrem Lieutenant die Flucht ergriffen. Das Steinewerfen und die Aufregung nahm zu, dem Senator Jac. Behrens in der Königstraße und Lieutenant Nachtigal wurden die Fenster eingeworfen, ebenso dem Senator Müller und Senator Schröder. Da hörte man ein entferntes Hufschlagen von Pferden auf der Straße und bald bog eine Abtheilung Kavallerie, unsere Dragoner, um die Ecke und ritt nun im Trabe und in Schlangenlinien durch die Straßen und säuberte dieselben. Doch half das friedliche Hin- und Herreiten der Dragoner nicht genügend, erst als sie mit scharfer Klinge auf das Volk einhauten und einige blessirten, stoben die aufrührerischen Haufen auseinander. Auch wir hielten es gerathen, uns jetzt in Sicherheit zu bringen, da man uns drohte arretirt zu werden.

Meine Mutter hatte uns ängstlich erwartet, es war Mitternacht geworden, indeß wir hörten, daß der Lärm sich allmählich beruhigte. Natürlich war das allgemeine Gespräch am andern Tage der stattgefundene Auflauf und das freventliche Zerstören der Fensterscheiben und Laternen. Der Grund dieser Empörung war Haß gegen den Lieutenant Nachtigal, der unbeliebt war, und gegen das Militairdepartement. Falsche Gerüchte sollen die aufgeregte Stimmung noch verschlimmert haben. Am folgenden Abend kamen scharfe Proklamationen vom Senat; mein Vater las sie feierlichst allen unsern Leuten vor zur Warnung.

Es war von meinem Vater bestimmt und von uns beiden Brüdern berathen, daß ich die Herbstreise in Mecklenburg bald machen müsse, weil wir keinen Reisenden hatten. Am Tage vor der Abreise mußte ich Nachmittags wegen einer Privatangelegenheit schnell nach Travemünde. Der Fuchs wurde gesattelt und im vollen Regen ritt ich in 1¼ Stunden dorthin. Ich richtete meine Besorgung aus, besuchte Frau Jütting, die Schwiegermutter von H. Behrens, traf auch den jungen Reddelien, mit dem ich zusammen in Paris und London gewesen war, und kam nach einem Ritte von 1 Stunde 20 Minuten im vollen Regen wieder in Lübeck an. Ein junger Engländer Herr Mac Gregor traf ein und ich mußte ihm Abends Gesellschaft leisten. Ich packte am 27. Juli noch spät alles fertig und fuhr am andern Morgen 8 Uhr auf eine neue Geschäftsreise nach Mecklenburg. Wilhelm fuhr mit mir bis Lauenburg; von dort wollte er mit einem Elbdampfer in die Magdeburger Gegend.

Mein neuer Kutscher gefällt mir nicht recht, er ist sehr schläfrig. Wir setzten unsere Reise nach Schwarzenbeck fort. Eine Zeit lang waren wir gefahren, da kommt meinem Bruder der Weg so wunderbar vor, wir fragen und zu unserm größten Verdruß hören wir, daß wir, anstatt auf der Berliner Straße, auf der Hamburger fahren und schon 1½ Stunden darauf zurückgelegt haben. Wir hatten uns auf unsern Kutscher verlassen und der Peter hatte sich nicht genug erkundigt. Wir fürchteten jetzt zu spät zu kommen, indeß es ging alles gut, um 10 Uhr waren wir in Lauenburg. Ich brachte Wilhelm dann gleich ans Dampfboot und reiste nun weiter von Ort zu Ort; in Redefin besah ich das Hengstdepot, wo 150 Hengste stehen, einer schöner als der andere. Der werthvollste ist der Rockingham, der 22 000 ℳ Pr. gekostet haben und in England gekauft sein soll. Ein Vorwurf, welchen man der mecklenburger Pferdezucht macht, ist, daß sie zu sehr mit Vollblutpferden englischer Race züchtet und dabei die Größe und Stärke als Gebrauchspferde vernachlässigt.

In Gr. Welzien betrat ich zum ersten Male das Haus des Gutsbesitzers Paul Krüger, mit dem ich später sehr befreundet

wurde. Dieses Mal traf ich nur seine Frau allein, eine liebenswürdige, freundliche Dame. Nach Doberan fuhr ich mit dem jungen Pflüg aus Lübeck, der in Rostock Küfer bei Herrn Ahrens ist, der nachherige Gründer und Inhaber der Firma G. T. Pflüg jun., dessen Sohn noch 1896 das Weingeschäft weiterführte. Um 9 Uhr trafen wir dort ein, gerade als die herzogliche Equipage mit sechs schönen Pferden vor der Thüre stand, um nach dem Heiligendamm zu fahren. Es soll kein Marstall Deutschlands in jeder Hinsicht so gut in Ordnung sein wie der großherzoglich mecklenburgische. Die Pferde sind herrlich und die Wagen, Livreen und Geschirre wahrhaft prachtvoll.

Wir fuhren auch zum Heiligendamm und zur Rennbahn. Es liefen ein schwarzer Hengst von Herrn Hillmann-Gubkow, ein brauner Wallach von Herrn Stever und ein Fuchshengst von Baron Seckendorf-Brook; letzterer gewann das Steeplechase. Viel konnte man indeß nicht sehen; bald verschwanden die Reiter, bald waren sie wieder da; die Pferde trieften von Schweiß und die Prämien wurden darauf vertheilt. Einige unbedeutendere Rennen folgten und bald fuhr die ganze Gesellschaft nach Hause. Am Abend war Musik auf dem Camy, wo viele Herren und schöne Damen umherwandelten. Ich traf manche Bekannte, ging zur Bank, wo sowohl um Gulden wie um Louisd'or gespielt wurde.

Nach Roggow kam ich auch wieder, fand freundliche Aufnahme und auch meinen Freund Fritz Pogge dort. Die Damen machten mit uns einen hübschen Spaziergang nach Schliefensberg, wo die Gräfin Schliefen wohnte, deren Güter der alte Pogge verwaltete. Wir wanderten in den schönen Anlagen des Parks, besahen die Gemäldegalerie und hatten eine herrliche Aussicht aus den Fenstern des Schlosses auf das tiefe Thal mit fruchtbaren Feldern, vielen Seen und Holzungen. Es wurde spät und so blieb ich die Nacht in Roggow.

Ich besuche viele Güter; die Geschäfte gehen jetzt auch schon viel besser als sonst. Ich bin bekannter und unbefangener. In Basedow, der Besitzung des Grafen Hahn, besuchte ich den Sekretair

Heuk, dessen Sohn sehr freundschaftlich bei uns in Lübeck aufgenommen ist. Indeß machte sich das bei meinem Besuch nicht bemerkbar, das aristokratische Wesen der Herrschaft mag auch auf die Diener übergegangen sein. Der gute Mann war gnädig und herablassend gegen mich, ließ mich jedoch den Abend ganz allein. Das quälte mich nun allerdings sehr wenig, denn ich amüsirte mich ganz gut auf einem Spaziergang durch die Gärten und die sonstigen Schloßpartien. Basedow liegt sehr hübsch in einer Ebene, das Schloß ist in einem schönen, edlen Styl gebaut. Ein prachtvoller Pferdestall mit herrlichen Pferden, einem Schimmelhengst und Rennpferd „Grey Momus," lag in der Nähe des Schlosses. Alle Diener sind in weiß und rother Livree, alles ist sauber und gut erhalten und die Frau Gräfin, geb. Gräfin Schlippenbach, regiert alles.

Die mecklenburger Pächter führen ein recht frohes, sorgenfreies, selbst bequemes Leben. Zu früh stehen sie nicht auf und leben sehr gut, was die Ernährung betrifft; sie machen ihre derben, gutmüthigen humoristischen Unterhaltungen, die Fritz Reuter so treffend beschreibt, und reisen gern zur Stadt. Das sehen sie als ihre Börsenzeit an. Dann kommen sie Nachmittags gern zusammen, machen ihre Partie Karten und nach einem gemüthlichen Abendessen und Beisammensein mit den Damen fährt man nach Hause.

Wenn ich auf der Reise bei einem guten Bekannten bin und mich in dessen Nähe recht wohl und gemüthlich fühle, dann wird mir ernst zu Sinn, sobald ich an die nahe bevorstehende Abreise denken muß. Bin ich aber erst wieder in meinem Wagen und in der frischen, freien Natur, in Busch, Feld und Wald, dann fühle ich mich auch dort glücklich und zufrieden.

Ich fuhr mit meinem Landsmann Staunau-Kl. Strömkendorf zu seiner Nachbarin Frau v. Restorff auf Rakow und lernte in ihr eine liebenswürdige, geschente, ehrwürdige alte Dame kennen. Sie ist das Haupt einer bedeutenden Familie. Ihr ganzes Wesen ist so zuvorkommend und fein, daß man nie in Verlegenheit kommt

und ihre feinen Sitten bewundern muß. Der Verwalter des Gutes, ein alter Herr Brockmüller, der schon lange Jahre treu seiner Herrin dient, ermuthigte mich sehr, auf der nächsten Reise meinen Besuch hier zu wiederholen. Die Tochter des Hauses ist eine Baronin von Stenglin, die mit zwei Mädchen und zwei Knaben zum Besuch hier wohnte. Sie war eine hübsche, höchst feine Frau, ihr Mann ist Reisemarschall der alten Frau Großherzogin und der alte Herzog Gustav in Ludwigslust spielt oft Lhombre mit diesem jungen v. Stenglinschen Paare. Die alte Frau Baronin von Resdorf ist die Stiefschwester eines Herrn von Stenglin, der in Lübeck wohnt. Ich blieb den Abend in Rakow und machte dort eine Partie Boston-Whist mit den Damen.

Pflichtmäßig folgte ich der vorgeschriebenen Reiseroute, verlebte einige glückliche, zufriedene Tage in Ravensruh bei Herrn Köster und Frau, dann beim Gutsbesitzer Keding-Schmakentin, ihrem Schwager, und machte auf einem benachbarten Gute eine Jagd mit. Bei Herrn Keding fand ich ein paar Schimmel, die sehr passend für mich waren, kräftig und hübsch, und da meine Schwarzen schon etwas abgängig waren, so tauschte ich diese dagegen ein und fuhr nun glückselig mit den Schimmeln vom Hofe. Dann näherte ich mich Grevesmühlen, Dassow und am Anfang Oktober der Heimath, froh, diese Reise beendet zu haben, und mit dem lebhaften Wunsche, mit Ausdauer und festem Willen ein regelmäßiges, thätiges Leben zu führen, zur eigenen Belehrung und zum inneren Fortschritt. Diese neunmonatliche Geschäftsreise hatte mir doch in mancher Beziehung einen Stoß gegeben.

Am 18. Oktober kam ich mit meinen beiden Schimmeln nach Hause, wo sie allgemeinen Beifall fanden, auch den meines Vaters, der gerade mit der Diligence von Hamburg eintraf. Ich merkte sehr wohl, daß dieses Reiseleben in mancher Beziehung einen nachtheiligen Einfluß geübt hatte. Auch mein körperliches Befinden war garnicht besonders gut. Daher freute ich mich wieder in Ruhe gekommen zu sein; ich will sie nach Möglichkeit ausnutzen.

Mein Vater legt großen Werth darauf, mit seinen Söhnen lehrreiche Unterhaltungen am frühen Morgen zu führen. Wir stehen des Morgens früh auf, sind um 6 Uhr in unserm rothen Eßzimmer, wo mein Vater seinen Kaffe nimmt und viel und gern von vergangenen Zeiten, vom Geschäft, seinen Erlebnissen, Erfahrungen spricht und viele Belehrungen für uns jungen Leute dabei einflicht. Ich kann sie recht gut gebrauchen, denn Festigkeit im Charakter ist mir sehr nothwendig. Mancher gerechte Vorwurf meines Vaters fehlte nicht.

Ich arbeite jetzt viel im Keller und fühle mich zufrieden. Die Abende werden gewöhnlich von Spielpartien, Boston-Whist mit den alten Herren, in Anspruch genommen. Wilhelm und ich denken, wir thun es unserm Vater gern zu Gefallen, dessen Augen Abends schwach sind; die anderen alten Herren sind etwas pedantisch. Wir ergeben uns in unser Schicksal, das uns zuweilen täglich, gewöhnlich mehrere Male in der Woche trifft. Mein Vater ist kränklich, oft verstimmt, denn seine Gesundheit ist leidend. Meine Mutter empfindet dieses sehr. Sie grämt sich dann und Angst und Sorge sind die Folge.

In unserm Garten auf dem Einsegel hat mein Vater einen ziemlich bedeutenden Karpfenteich graben lassen. Am Sonntag den 5. November wurde ein Fischzug ins Werk gesetzt, der ganz gut ausfiel und ein Fest für alle Leute im Geschäft und in der Familie wurde. Wir bekamen eine Menge Fische, außer Karpfen auch Karautschen, Sturen und Krebse. Hundert Karpfen setzten wir für uns zum Winterbedarf in ein Stückfaß. Die ganze Gesellschaft, die allseitig gut traktirt wurde, war recht von Herzen vergnügt und in eine fröhliche Stimmung versetzt. Die Erinnerung an dieses kleine Fest lebte noch lange bei uns fort.

Das Fechten beim Unteroffizier Niemann habe ich Abends wieder angefangen, es macht mir Freude.

Jetzt ist das Befinden meines Vaters besser und so ist unsere Lage wirklich eine glückliche zu nennen. Wir haben ein großes, schönes Geschäft, wir genießen unsere Freiheit mit vernünftigen Beschränkungen und haben, wenn die Stimmung unseres Vaters gut

ist, frohe Abende. Ich arbeite fleißig im Keller; mit einem Küfer Geibel stach ich das 72-Oxhoftstück voll Rothwein. Wir waren bereits um 1 Uhr damit fertig; es war schnell genug gegangen.

In einer Gesellschaft bei Herrn von Duhn waren wir mit Roses, Colsman, Elise Feldmann (nachherige Kommerzienräthin Scharff), zwei kleinen Italienern und Cäcilie Wattenbach zusammen. Ich führte letztere zu Tisch und sie erzählte mir sehr interessant von der Reise ihres älteren Bruders (Kaufmanns) nach Ostindien Sie ist ein allerliebstes Mädchen und ich begreife nicht, daß sie bei ihrem angenehmen Wesen sich nicht verheirathet Dabei ist sie gescheut und anspruchslos, was mir namentlich heute recht auffiel. Der Abend verging sehr interessant, v. Duhn erzählte viel von Bahia. Ich ging mit Fräulein Wattenbach und ihrem Bruder, dem jetzigen Professor in Berlin, nach Hause. Irgendwo las ich folgenden hübschen Spruch: Let one consideration only guide you in your selection of a partner, see that she has a heart, a virtuons heart and that it be yours entire. Despise wealth, beauty, family, look to nothing but that your happiness your salvation, every thing, depends upon it.

Rechte Freude machte mir ein Spaziergang mit meinem Vater. Er war recht aufgelegt und wir besprachen manches. Wir können uns über nichts beklagen, wenn unser Vater nur froh ist, wir haben dann Freiheit, Vergnügen im hohen Maße und keine Sorgen. Viel zufriedener und froher bin ich jetzt doch als auf der Reise. Wenn auch zuweilen Anregung fehlt; man kann sich doch in der Ruhe und dem gleichmäßigen Leben ausbilden und vorwärts schreiten.

Mein Bruder Paul und ich waren bei Herrn Heuckendorf in Gr. Walmsdorf bei Grevesmühlen zum Ball eingeladen. Ich war ungewiß, ob ich reiten oder fahren wollte, indessen als es am Nachmittage stürmte und regnete, ging ich zum Garten, bestellte die Schimmel, machte alles in Ordnung und regelte meine Kellerarbeiten. Die Schimmel hatten rechte Lust zu laufen, die Halbchaise war recht bequem und rollte rasch über das Steinpflaster und die

Chaussee. Hinter Schlutup kamen wir in tiefen Sand, der Regen hatte ihn förmlich schlammig gemacht und eine Menge Kornwagen, die uns begegneten, quälten sich schwer durch, obgleich alle mit vier kräftigen Pferden bespannt waren, Paul war von Harkensee gekommen und erwartete mich in Dassow; er setzte sich zu mir in den Wagen und um 1 Uhr waren wir in Grevesmühlen. Nun kam aber die schlechteste Ecke nach dem Gute Gr. Walmsdorf, man konnte eigentlich nur Schritt fahren.

Wir waren die ersten Gäste und wurden freundlichst empfangen. Auf der Vordiele war eine Art Büffet aufgeschlagen, wo Frau Heuckendorf und Tochter den Kaffe servirten. Allmählich kamen die Gäste an, ein Vierspänner fuhr nach dem andern vor, herrliche Pferde, die sich sehr hübsch präsentirten, dann mehrere Reiter, deren Toilette allerdings in dem bösen Wetter sehr gelitten hatte. Es kamen eine Menge Bekannte: Kedings von Schmakentin, Kedings von Maslow, Kösters von Ravensruh, die drei Gebrüder Ahrens von Rögnitz, der Pastor von Proscken, mehrere Herren und Damen aus Grevesmühlen, der Pastor aus Hohenkirchen, verschiedene Gäste aus Wismar, ein Herr Pauli, Bruder der Frau Heuckendorf von Kl. Walmsdorf, zwei Herren Stahmer von Mechow, zwei Unruhs von Warksdorf, Herr Ihn von Rüggow, zwei Herren Bade von Wieschendorf, dann sehr viele Damen: Fräulein Düring von Krassow, Fräulein Krull von Wismar, Fräulein Schneider, Schwester von Herrn Paulis Frau, Ihlefeldts von Wilmsdorf, geb. Heuckendorf, und andere höchst interessante Persönlichkeiten. Das Orchester bestand aus acht Musikern aus Grevesmühlen.

Das Engagiren begann, die Musik erscholl und jeder nahm seine Dame; die meinige war Lotte Rettich, Pauls Prinzipals Tochter. Der Saal war sehr hübsch dekorirt, der Fußboden recht glatt, die Musik allerdings etwas laut, doch alles klappte. So schritt das Fest weiter vor. Mein zweiter Tanz war mit Lenore Rettich, der Schwester der vorigen, der dritte mit Frau Bade von Wieschendorf u. s. w. Die Zeit verging uns sehr schnell und wir amüsirten uns prachtvoll. Paul und ich wurden wirklich sehr

fetirt, bekamen Auszeichnungen von den schönsten Damen des Balles und wurden viel geholt. Wir gaben uns auch die möglichste Mühe, ließen bis auf die Mazurka keinen Tanz vorübergehen und waren die letzten beim Tanze.

Manche Bekanntschaft machte ich unter den Herren, die alle sehr liebenswürdig und freundlich gegen mich waren. Mit Line Köster, geb. Heuckendorf, tanzte ich den Kotillon; beinahe jedoch wäre ich um dieses Vergnügen gekommen. Herr Ahrens meinte sie dazu engagirt zu haben, doch gab sie es nicht zu: es thäte ihr Leid, daß er keine Dame hätte, aber seinetwegen habe sie den vorigen Tanz nicht tanzen können, und so ging ich mit ihr fort. Wir hatten viele Freude davon und tanzten tüchtig.

Inzwischen war es 4 Uhr geworden und man begann doch etwas müde zu werden. Manche lustige Intermezzos fielen vor, auch einzelne Konfusionen. Um 6 Uhr kam der letzte Tanz und damit der Schluß des Festes. Ich hatte drei Schleifen und zwei kleine Geschenke bekommen. Es waren 28 Kutscher und 75 Pferde die Nacht dort gewesen. Dieser ereignißreiche Tag wurde froh beschlossen. Paul, Herr Ihlefeldt und ich bewohnten ein Zimmer.

Am folgenden Vormittag besahen wir und einige Herren die Pferde. Es ist eine Freude, hier in Mecklenburg die Pferde zu mustern. Die meisten Güter haben schöne Thiere und ziehen sie sorgsam auf. Die Nachbarn Heuckendorfs in Kl. Walmsdorf hatten uns eingeladen sie zu besuchen und so gingen wir zu Fuß hinüber. Sie waren bei Tisch, wir mußten mit ihnen essen und sie waren höchst liebenswürdig. Wir kehrten dann zurück und nahmen mit dem herzlichsten Dank Abschied. Nun begann wieder die Qual mit den schlechten Wegen. Paul und ich ergaben uns in unser Schicksal und besprachen uns eifrig über die so reichhaltigen letztverflossenen Tage. Paul ging zu Fuß nach Harkensee, ich begleitete ihn bis Wieschendorf und fuhr dann von Dassow auf der Chaussee nach Lübeck im klarsten, schönsten Mondenschein. Gegen 7 Uhr war ich zu Hause.

Schon im Komptoir mußte ich meinem Vater und Herrn

Münchenschreiber Bericht erstatten, die sich freuten, daß alles so gut abgelaufen sei, und nachher meiner Mutter und der Familie, die sich natürlich für die Einzelheiten interessirten. Recht freut es mich, daß mein Vater jetzt so froh und vergnügt ist. Das Hauswesen gewinnt einen ganz anderen Anstrich, man arbeitet noch einmal so gern. Gott Lob und Dank!

Ich bin jetzt fleißig im Keller und das giebt eine zufriedene Stimmung. Die gleichmäßige Thätigkeit in einer geregelten Tagesordnung bessert den Menschen und giebt ihm frohen Muth.

Am 6. December war ein Subskriptionsball im Ebbeschen Lokal. Es war der seltene Fall, daß es an Tänzerinnen mangelte; nur 24 waren anwesend und deshalb blieben 16 tanzfähige Herren ohne Damen. Viele liebenswürdige Damen fehlten, so Frau Gust. Reddelin, geb. Eckermann, Frau Vermehren, geb. Christern u. s. w. Ich tanzte viel und auch den Kotillon mit Fräulein Eckermann-Johannisdorf; sie ist sehr niedlich und natürlich. Manche meiner früheren Balldamen sind jetzt verheirathet, z. B. Frau Louise Hasse, geb. Staunau, die ich zu Tisch führte. Auch den jungen August Siemssen, mit dem ich in Finnland zusammen war, fand ich dort und hielten wir recht zusammen. Um 2 Uhr fuhren wir nach Hause.

Am andern Tage und in der folgenden Nacht hörte man viele Kutschen fahren; es war die Hochzeit von Josef Nissen, Associé der großen Weinhandlung von Massmann & Nissen, mit Fräulein Voigt.

An einem der nächsten Abende gingen Herr Münchenschreiber, Wilhelm und ich zum Rathskeller, wo wir zwei Herren Siemssen und auch Herrn Suckau trafen, eine große Ehre für uns. Es galt eine Wette, die ich in Uleåborg mit August Siemssen abgeschlossen hatte. Besonders wurden die finnischen Angelegenheiten verhandelt. Mehrere waren der Meinung, daß der Handel nach dort nicht mehr lange günstig gehen würde. Das Land würde ganz russisch werden, wenigstens die Beamten und die Zollverhältnisse, das Niederlagerecht würde man dem Auslande größtentheils entziehen

und so würde der Handel eher ab- als zunehmen. Suckau sprach auch von seiner Ausweisung aus Finnland und meinte selbst, daß er nicht wieder dorthin kommen würde.

Am nächsten Sonntage fuhr ich ½9 Uhr mit meiner Mutter nach Travemünde. Die beiden hübschen Schimmel, die neue Chaise und der Kutscher in neuer Livree machten sich sehr gut. Es war herrliches Wetter, kalte, aber klare, reine Luft mit Sonnenschein, die Glocken läuteten bei unserer Abfahrt, auch die Natur trug ihr Sonntagskleid. Wir trafen Frau Jütting bei H. Behrens und Frau, die Kinder sind ihre rechte Freude, wir frühstückten und dann gingen wir zum Seetempel; das schöne Wetter stimmte froh und heiter, wir unterhielten uns sehr lebhaft und wären gern noch länger dageblieben. Indeß wir hatten am Abend eine Gesellschaft bei uns und so kehrten wir zurück.

XX.

Einiges über Lübeck. — Aus dem Leben meines Vaters. — Geschäftsreise nach Lauenburg und Mecklenburg.

Es ist hier in Lübeck ein gewisser Stillstand eingetreten. Im mittleren und südlichen Deutschland interessiren sich die Menschen mehr für den Fortschritt und für gute Zwecke; sie kommen dadurch in jeder Beziehung viel weiter und rascher vorwärts. Es ist dagegen hier bei uns wie hinter der chinesischen Mauer, wo alles stehen bleibt und nichts Neues Eingang findet.

Es herrscht hier in unserer Stadt eine ungemüthliche, unzufriedene Stimmung, namentlich ist man gegen das hiesige Militair erbittert. Als ich dieser Tage im Kasino war, kam ein Trupp Menschen und fragte, ob der Major Niemeitz dort sei; man sagte, er sei bei Eggers im Kaffehause. Anderen Tages hörte ich, daß beim Hause von Senator Behrens scharf auf das Volk geschossen und einige

verwundet seien. Lieutenant Spilhaus hatte kommandirt. Damit war diese neue Revolte, die im Stillen schon längere Zeit vorbereitet war, beendet. Jeder war dadurch beruhigt.

Anderen Tages holten wir meinen Vater von der Hamburger Diligence ab; er war recht munter und freute sich über die Energie unseres Militairs. Wenn so etwas Außerordentliches vorkommt, ist er immer ganz belebt und hat ein richtiges Urtheil. Wir gingen mit ihm zusammen in sein Zimmer und besprachen noch manches. Für das viele Studiren so mancher Gelehrten ist er garnicht, er meint, es würde bei ihnen leicht alles nur Gedächtnißsache, denn die Weisheit anderer Leute hülfe nicht allein bei den einzelnen Fällen, sondern das eigene Nachdenken und das Handeln dürfe nicht fehlen. Daher sehe man oft bei Leuten, die studirt hätten, daß ihnen das Praktische fehle und sie im gewöhnlichen Leben dann weniger nützlich wären. Die Engländer geben wenig auf vieles Studiren, sondern legen das Hauptgewicht auf die Benutzung des praktischen Verstandes und dadurch haben sie es in vieler Beziehung so weit gebracht.

Herr Münchenschreiber fuhr am 16. Dezember mit den Schimmeln nach Preetz; er wird die Winterreise nach Finnland machen. Ich arbeitete den ganzen Tag im Keller und zapfte Wein auf halbe Flaschen ab. Das ewige Sitzen dabei macht recht steif, indeß es muß sein. Die Zeit vergeht in voller Thätigkeit; ich habe zu allem Lust und befinde mich recht wohl dabei, behalte die Lebhaftigkeit des Geistes und alles geht mir gut von der Hand; ich lebe ganz wieder auf.

Abends ging ich nach dem Ebbeschen Saal, wo ausgezeichnet schöne Gobelins ausgestellt waren. Alle waren in den lebhaftesten Farben gehalten und sehr gut konservirt. Ein Gobelin stellte die Erkennungsscene des Joseph von seinen zwölf Brüdern dar. Der Ausdruck in den Gesichtern derselben, das Erstaunen, der Schrecken, die Scham ꝛc., alles war herrlich. Die Figuren waren überlebensgroß und alles war naturgetreu und wahr. Dann die Esther vor Ahasverus, das Urtheil Salomos, Tobias heilt seinen Vater und zwei

Wirthshausscenen. Einige Panoramas von Tells Kapelle, dann Ansichten von Bern, beide im Mondlicht, waren ebenfalls schön und natürlich.

Weihnacht naht, ich denke an meine demnächstige Reise nach Mecklenburg und mache die Vorarbeiten dazu. Nachmittags gehe ich zuweilen mit meinem Vater nach dem Garten spazieren; er ist recht vergnügt und munter, eine Spekulation in feinen 1842er Rothweinen glückte ihm und bewährte sich sein Scharfsinn recht dabei. Er sagte: „Es ist ein gutes Weihnachtsgeschenk für uns!" Wir blieben Abends bis 11 Uhr auf, erzählten und lachten viel.

Man spricht oft leichthin über Betragen, Sinnesart und Strenge von Menschen, urtheilt oft schnell und vorlaut über dieselben und doch, wie oft, ja meistens täuscht man sich. Ähnlich war es mit meinem Vater. In seiner Jugend hatte er manche Noth und Sorge, ohne viele Freude, in seinem kräftigen Mannesalter viel Arbeit und im Alter viel Gram und Ärger über früher erlittene Schmach.

In früheren Zeiten bekümmerte man sich im Allgemeinen weniger um die Kinder, man gab ihnen eine gute Erziehung und dann mußten sie ihren Weg selbst machen. So kam mein Vater, als er die Schule verlassen hatte und konfirmirt war, zum Weinhändler Winckler in der Mengstraße (später das Gerichtsgebäude). Dieser war ein sehr gescheuter, thätiger Mann, dabei aber schwach und unordentlich. Das letztere war auch die Ursache seines späteren Unglücks, denn das Geschäft machte Konkurs. Er hatte nämlich viel fremdes Geld im Geschäft, wodurch er oft in Verlegenheit kam. Dieses Geld gehörte hauptsächlich einer Frau Scheele, die mit einem verstorbenen Onkel von Winckler verheirathet gewesen war. Letzterer mußte sich nun oft neue Gelder schaffen, Wechselreitereien machen, alte verlegene Weine deshalb kaufen u. s. w. Dann hatte er das Wohn- und Geschäftshaus in der Mengstraße mit 150 000 ℳ bezahlt, was sehr theuer ist, später, etwa 1842, wurde es zu 20 000 ℳ verkauft. Ferner kostete die Haushaltung ganz enorm viel, an 60 000 ℳ ganz gewiß, oft noch mehr; im

Hause gingen viele Gäste ein und aus, dänische Offiziere ꝛc. Die jungen Leute im Geschäft wurden sehr streng gehalten, mußten stark arbeiten, oft bis in die Nächte hinein und kamen einmal alle 14 Tage zum Ausgehen. Vier Jahre hindurch mußte mein Vater auf den Weinverkauf in der Schenke passen, die Leute chikanirten sich unter einander, es wurde viel von ihnen selbst gestohlen und wer ehrlich blieb, hatte viel von ihren Ränken zu leiden. Wer dem Prinzipal irgend etwas anzeigte, der war übel daran. So ging es jahrelang und mein Vater hatte schwere Tage; oft klagte er es seinem Vater, doch der achtete nicht viel darauf. So mußte er seine Lehrzeit dort aushalten. Inzwischen wurde er älter und, nachdem er ausgelernt hatte, Küfermeister im Geschäft. Er wurde rücksichtsvoller behandelt und auch Frau W. wurde höflicher gegen ihn. Einst, als ihr Gatte verreist war, ersuchte sie ihn, ein halbes Oxhoft Wein an Herrn W. zu senden. Es geschah. Als Herr Winckler nach Hause kommt, fragt er, was inzwischen passirt sei; mein Vater erzählt ihm, daß er ein halbes Oxhoft Wein an Herrn W. gesandt habe. Gleich eilt Herr Winkler zu seiner Frau, sie sprachen lange zusammen und der Blick, den mein Vater bei Tisch von Frau W. bekam, bedeutete nichts Gutes. Jetzt wurde mein Vater chikanirt und tourbirt, wo es nur ging, so daß er Herrn Winckler schließlich das Schurzfell und Bandmesser vor die Füße warf und sagte: „Ich habe bis jetzt gethan und gelitten, was ich nur konnte, aber jetzt ertrage ich es nicht länger, es mag danach kommen, was da will!“ Herr W. war ganz erschrocken, beruhigte und besänftigte ihn und alles kam wieder ins Geleise. Sechs volle Jahre blieb mein Vater in dem Geschäft, voll Mühe und verhaltenen Grimmes; an der Zeit wurde ihm nichts geschenkt; dann ging er fort nach Bordeaux zu seinem Schwager Gaden, Firma Gaden & Klipsch. Es war eine stille Zeit, der Krieg herrschte überall und es war wenig oder nichts zu thun. Nach vier Jahren ging er von dort nach England, dann zu Schiff nach Riga, wo ihm eine Stelle nach Moskau angeboten wurde, die er annahm. Hier machte er, wie früher beschrieben, den Brand mit, dann die

Freiheitskriege und als diese beendet waren, bestand sein ganzes Vermögen in 1500 Mark Courant. Er dachte nun daran, entweder Kriegsdienste zu nehmen oder eine Stelle zu suchen. Da kam sein Freund Friedrich Leo Quentell zu ihm, bot ihm 7000 ℔ Gold an und rieth ihm, sich entweder in Bremen oder in Lübeck zu etabliren. Wie schon früher erwähnt, gründete er unter Beihülfe seines Freundes Quentell das Geschäft in Lübeck. Hier brachte er es durch seine ungewöhnliche Thätigkeit und Benutzung der guten Konjunkturen dahin, daß er nach drei Jahren einen jährlichen Absatz von 800 Oxhoft erzielte. Als nach Jahren seine Schwiegermutter Retberg starb, bekam er Gelegenheit, über größere Summen zu disponiren, sein Geschäft erweiterte sich und seine Sorgen nahmen ab. Durch die vielen bitteren Erfahrungen gelangte er zu einer zwar richtigen, aber oft scharfen Beurtheilung von Menschen und Verhältnissen; aber recht hatte er eigentlich immer.

Weihnachtsabend kam; gottlob, mein Vater war immer vergnügt und dadurch wir andern auch. Um 5½ Uhr wurde die Weihnachtsstube geöffnet und wir gingen fröhlich hinein. Etwas anders war es als vor Jahren in unserer Kinderzeit, aber wir waren doch ganz vergnügt, bekamen sehr nette Geschenke und unser Vater freute sich über Franz, der einen sehr hübschen Plan unseres Gartens angefertigt hatte, dann über eine von ihm selbst getischlerte Servante und eine Reisebeschreibung seines letzten Ausfluges. Abends spielten wir erst Karten und dann aßen wir Karpfen und Lübecker Marzipan.

Am Abend des ersten Festtages waren wir beim Vetter Behncke eingeladen. Die Damen, seine älteren Schwestern, saßen auf dem Sopha, einige Unterhaltung wurde geführt, einige Anekdoten erzählt und dann gingen wir zum Kartentisch. Die Gäste bestanden aus Heinrich Reddelien und Frau, dem jungen Carl Bruhns und Frau, sie ist eine geborene Herrmann, Eckhoff und Frau, Wilhelm und mir. Ich freute mich, wie hübsch Wilhelm zu erzählen wußte, besonders Anekdoten, die meistens großen Beifall hervorriefen; z. B.

schrieb ein junges Mädchen ihrer Freundin ins Stammbuch: „Zu Dyonys, dem Tyrannen, schlich Möros den Dolch im Gewande, ihn schlugen die Häscher in Bande," . . . dies wünscht Dir von ganzem Herzen Deine Dich aufrichtig liebende Freundin X. Nach beendetem Kartenspiel aß man zu Abend; es fehlte an nichts, auch der Wein war gut und erst um 12 Uhr brach man auf. Eine echte gute Lübecker Abendgesellschaft!

Am andern Tage, also am 26. Dezember, war mein Geburtstag. Viel Aufhebens wurde nicht davon gemacht, ich war allein in meinem Zimmer, ließ in meinen Gedanken mein Vorleben an mir vorübergehen und fand Manches daran zu tadeln, gute Vorsätze folgten; klagen hilft nichts, nur frisch angefaßt! Um zwei Uhr ging ich zum Garten und besah meine Schimmel, Abends kam ein Fremder aus Livland zum Besuch mit einer Empfehlung vom Generalkonsul Oberst Hodges; mein Vater hatte noch einige Gäste eingeladen, u. a. von Duhn und Frau ꝛc.

Eines Abends kam mein Vater um halb 10 Uhr zu Tisch; er erzählte, daß ein junger Lübecker, der Sohn des Arztes Dr. Molter, ein Landmann, sich verheirathen wolle, er sei aber erst 26 Jahre alt. Ich sagte: „Darum kann er doch heirathen." Das griff mein Vater auf und sagte mir zu öfteren Malen: „Das Denken ans Heirathen laß nur sein ꝛc." und so war die gute Stimmung fort. Von jetzt an wurde wenig gesprochen und die Fröhlichkeit verschwand. Wir saßen alle stumm und auch Wilhelm that wenig zur Unterhaltung. Schließlich sagte mein Vater: „Ihr seid mir aber eine interessante Gesellschaft," und damit ging er zu Bette.

Am andern Morgen, als er von seinem Schlafzimmer herunterkam, ging ich zu ihm und sagte, daß ich wirklich gar keine Absicht zum Heirathen habe. Das beruhigte ihn, er sprach von meinen Geschwistern und beurtheilte sie sehr richtig, oft etwas scharf, dann war alles wieder in gutem Geleise. Mit erleichtertem Herzen ging ich von dannen. Es ist immer besser bei solchen Differenzen sich gleich mit meinem Vater auszusprechen, dann fällt

beiderseitiger Ärger fort. Ich ging nun ins Geschäft und nahm eifrig das Inventarium auf mit Wilhelm und dem Küfer Geibel.

So kam der letzte Tag im Jahr. Am Abend vorher waren wir bei der Räthin Duroi zu Ball gewesen und hatten bis in die Nacht eifrig getanzt; erst um 4 Uhr kamen wir daher zur Ruhe. Schon halb 8 Uhr holte uns Paul aus den Betten, der schon von Harkensee geritten kam. Er sprach am Vormittage lange mit Vater und wir verabredeten uns, am Abend Austern zu essen. (Diese waren aber damals bei Weitem nicht so theuer wie jetzt.) Am Tage war viel beim Ausrechnen des Inventariums ꝛc. zu thun, bis denn Abends die Austern kamen, bei denen feiner Weißwein und Bordeaux getrunken wurde Um 11 Uhr beschlossen wir den Tag und das alte Jahr in Friede und Freude; möge der Himmel uns ein recht frohes, glückliches Jahr 1844 schenken!

Wir machten am 1. Januar einige Neujahrsbesuche, auch beim alten Onkel Mentze und bei meinem früheren Prinzipal Wm. Minlos, der mich mit seiner Familie sehr herzlich empfing.

Nach den Festtagen kam wieder die Zeit der ruhigen Arbeit, denn wir hatten noch viel zu thun, um mit allem fertig zu werden. Wilhelm will in den nächsten Tagen nach Holstein, um eine kleine Geschäftsreise zu machen; um Mitte oder Ende Januar gehe ich nach Mecklenburg auf die längere Tour. Ich übernahm die Kassenführung und ging ans Komptoir bis zu meiner Abreise. Diese viele Beschäftigung, die sich jetzt für mich häuft, zwingt mich zum Nachdenken und ist mir sehr heilsam.

An einem der nächsten Abende hatten wir eine fröhliche Gesellschaft bei Herrn Vermehren, der ein Fräulein Christern heirathete. Um 7 Uhr ging ich hin und fand eine ziemlich große Gesellschaft junger Leute, die ich doch aufzählen muß: Carl Rose und Frau, Meister und Frau (geb. Sievers), Helene Kulenkamp (spätere Senatorin v. d. Hude), Henriette Sievers (Tochter des alten Senators), Lucie Brockmann, das Brautpaar Dröge (Fräulein

Duroi), ihre Schwester Emilie Duroi (spätere Doktorin Krauel, Mutter des späteren preußischen Gesandten Krauel in Rio de Janeiro), Fräulein Molter, Tochter des Arztes in der Fischstraße, und einige andere junge Leute. Nach dem Thee und einer fröhlichen Unterhaltung wurde eine Drehorgel geholt, wir jungen Leute tanzten ganz vergnügt danach und sangen Lieder, Herr Vermehren machte den Wirth ganz ausgezeichnet und trug viel zur allgemeinen Heiterkeit bei. Es war bei Tisch sehr nobel, wir hatten Karpfen, dann Braten und nach Tisch begannen die kleinen Neckereien; man las sich die Devisen der Bonbons vor und war von Herzen vergnügt. In der fröhlichsten Stimmung von der Welt schied man um 12 Uhr von einander, es schneite heftig, doch das quälte uns nicht.

Ich habe jetzt viel am Komptoir zu thun und arbeite stets durch bis Abends 8 Uhr, was mir sehr wohl gefällt, auch mein Bruder Franz arbeitet jetzt dort mit und ist recht fleißig. Der Gesundheitszustand unseres Vaters ist sehr mäßig, er schläft wenig, leidet an Kopfweh und das wirkt sehr auf sein ganzes Befinden, er ist trübe und wehmüthig gestimmt, was denn auf die ganze Familie seinen Einfluß ausübt.

Es war am Mittwoch den 10. Januar ein Ball im Ebbeschen Saal und schon an der Börse hieß es, daß zwei schöne Engländerinnen erscheinen würden, die bei Frau Kosen (einer Portugiesin) zum Besuch anwesend seien. Es war ein brillanter Ball, eine Menge Paare und interessante Damen, Fräulein Leonore Rettich, Fräulein Holst, Fräulein Eckermann und Frau Reddelien, geb. Eckermann, Fräulein Nölting-Weden u. s. w. Die Engländerinnen Miß Burton und Alexander tanzten nur Françaisen, ich ließ mich ihnen vorstellen; zu den genannten Tänzen waren sie schon engagirt, ich saß aber bei Tisch neben ihnen und auch während des Tanzes nach Tisch. Sie waren entschieden schön, hatten ein regelmäßiges Gesicht, edle Züge, sprechende große Augen, feinen Teint und waren schlank gewachsen. Anfangs waren sie gemessen und still, doch gab es sich bald und man wurde gut miteinander

bekannt. Auch der Kotillon war sehr belebt und interessant, viele Schleifen und Bouquets wurden vertheilt. Die hübschesten jungen Damen außer den beiden genannten Engländerinnen waren Fräulein Nölting von Gr. Weden, Minna Minlos, Frau Hasse, geb. Staunau, und eine Dame aus Hamburg, Nichte von Salomon Heine, dann Frau Reddelien, geb. Eckermann. Alle waren so recht von Herzen vergnügt und selten habe ich einen so ansprechenden Ball mitgemacht. Um 1 Uhr war die Freude aus und sehr befriedigt kehrte man nach Hause zurück. Ich mußte meinen Eltern viel von gestern erzählen und interessirten meinen Vater seine Schutzbefohlenen, die Engländerinnen, sehr.

Vater war in den letzten Tagen in gutem Wohlsein und in froher Stimmung, ich wanderte am Abend mit ihm häufig zum Garten, es war Frostwetter, reine klare Luft; die untergehende Sonne warf ein helles Rosa auf die weiße Schneedecke, dann verschwand sie langsam und glänzend am Horizont. Früher hatte ich oft eine große Sehnsucht, vom Hause in die weite große Welt zu reisen, jetzt ist der Wunsch nicht mehr so lebhaft und ich habe rechte Freude an der Häuslichkeit. Wir laden häufig junge Mecklenburger und Holsteiner ein, die hier auf der Schule sind und deren Eltern wir kennen, z. B. den jungen Heuck, Sohn des Sekretairs in Basedow, und zwei junge Tamms von dem schönen Gute Muggsfelde in Holstein, die sich ganz heimisch bei uns fühlen. Wir liefen heute alle so recht mit voller Lust Schlittschuh auf der Wakenitz, wo auch viele junge Damen waren, unter andern Frau Reddelien, geb. Eckermann, die solche körperliche Bewegung sehr liebt.

Die Zeit meiner Abreise naht und ich habe meine liebe Noth, mit meinen Arbeiten fertig zu werden; oft geht es bis tief in die Nacht hinein.

Am 22. Januar halb 10 Uhr fuhr ich mit den Schimmeln fort nach Mecklenburg. In heftigem Schneewetter kam ich nach Ratzeburg und Mölln. So begann das Reiseleben wieder in alter Weise. Ich traf die bekannten Kunden. Durch die schöne Winterlandschaft fuhr ich nach dem Schallsee, um dort wieder in Gr. Zecher die

Familie v. Witzendorf zu besuchen, wo ich als Knabe mit unserm Hauslehrer Kuhlmann vor vielen Jahren so freundlich aufgenommen war. Ich erkannte das stattliche Wohnhaus bald wieder, ließ Pferde und Wagen im Dorfkruge und ging zum Gutshof hinauf. Der Diener meldete mich an und ich wartete geduldig in dem bekannten Vorsaal. Dann wurde ich vorgelassen; Frau v. Witzendorf empfing mich freundlich in Gegenwart ihres Administrators Lindemann, denn der alte Herr v. Witzendorf war gestorben. Der Kandidat Tohte, der Freund Kuhlmanns, war noch hier. Auf einem Spaziergang im Garten trafen wir verschiedene Damen, Fräulein v. Vogelsang, die ich auch von früher wiedererkannte, zwei Töchter des Hauses und ein ganz allerliebstes junges Fräulein v. Witzendorf, Tochter des Obristlieutnants v. Witzendorf aus Hannover. Ich sprach bald mit der einen, bald mit der andern; alle waren recht frohen, heiteren Sinnes und so wurden wir bald recht gut miteinander bekannt. Darauf gingen Herr Tohte und ich auf sein Zimmer. Bei Tisch saß ich zwischen der alten Frau von Witzendorf und ihren Töchtern und gegenüber dem hübschen Fräulein v Witzendorf aus Hannover, die einfache, aber sehr geschmackvolle Toilette gemacht hatte und ganz allerliebst aussah. Die Unterhaltung ging lebendig und fließend, die Bewirthung war sehr gut; man sah aus allem recht den Reichthum der Familie, es gab drei verschiedene Gänge, Dessert und Wein im Überfluß. Nach Tisch zeigten uns die jungen Damen ihre Sammlungen von getuschten Bildern und allerlei kleinen Schmucksachen; Herr Tohte blieb mit uns beisammen, da er uns verschiedene werthvolle Kupferstiche mitgebracht hatte. Ich mußte ihnen von Lappland, Spanien u. s. w. erzählen, dann wurde ich eingeladen, die Nacht dort zu bleiben, was ich gern that. In den behaglichen Räumen verging bei gemüthlicher Unterhaltung der Abend nur zu schnell. Um 10 Uhr wurde ich nach meinem Zimmer geführt. Es war eine schön geheizte Wohnstube, nebenbei das Schlafzimmer, so daß ich mich nicht zur Ruhe begeben mochte, sondern noch eine Zeit lang schrieb und mir den heutigen abwechselungsreichen Tag recht ver-

gegenwärtigte. Alles ist so nobel und wohlhäbig hier im Hause, man kann es hier wohl aushalten. Meinen Kutscher Hagen und die Schimmel hatte die Herrschaft nach dem Gutshofe nachkommen lassen. Ein junger Christern, früherer Schulkamerad von mir, war hier als Verwalter auf einem der Güter und wir freuten uns des Wiedersehens.

Ich stand gegen 7 Uhr am andern Morgen auf, in meinem Wohnzimmer war bereits eingeheizt. Ich traf den Diener dort, wollte ihm etwas sagen und fand zu meinem Schrecken, daß ich total heiser sei; es war recht ärgerlich. Dann trank ich Kaffe mit den Herren Lindemann und Tohte und hatte sehr interessante Unterhaltungen mit ihnen. Bald darauf kam Frau v. Witzendorf und lud mich ein noch zu bleiben. Gern hätte ich es gethan, aber meine Reisepflicht rief. Sie ließ Eierwein machen wegen meiner Heiserkeit, dann kamen die jungen Damen. Nach dem Frühstück that es mir sehr leid, sie verlassen zu müssen. Es war wieder Thauwetter geworden, die Wege waren weich und der Regen schlug mir entgegen. Ich kam nach Lassan; das waren rechte Gegensätze gegen den Luxus und die Bequemlichkeit in Gr. Zecher! Im Gastzimmer des Wirthshauses war es recht kalt, der Fußboden war mit rothen Ziegelsteinen gepflastert, unreinliche Kinder krochen auf der Erde herum und draußen war es unfreundlich, bald Regen, bald Schnee.

Ich besuchte noch einige Kunden im Ort und fuhr dann nach Zarrentin. Hier war es wohnlicher. Der Wirth erzählte allerlei von der v. Witzendorfschen Familie, was mich höchlich interessirte und am Abend zog ich mich in mein gut gewärmtes Zimmer zurück und hoffte auf baldige Befreiung von meiner Heiserkeit.

Um halb 9 Uhr fuhr ich fort nach Neuhof, wo Herr v. Treuenfels wohnt, ein früherer Schulkamerad von mir. Man meldete mich an, ich erhielt aber zu meinem Schrecken die Antwort: Herr von Treuenfels sei unwohl und könne mich nicht sprechen. Da hatte ich nun drei Meilen in diesem Wetter umsonst gemacht, meine guten Schimmel thaten mir leid! Ich fuhr dann nach Büchen, spannte dort aus und darauf am Abend nach Lauenburg.

Schon früh am folgenden Tage begann ich meine Besuche, war bald glücklich, bald unglücklich, machte indeß doch ein gutes Geschäft und war recht froh, daß sich der Anfang der Reise gut anließ. Auch in Hagenow bekam ich zwei neue Kunden und neue Aufträge und freute mich recht. In Schwerin traf ich drei Herren Siemssen aus Lübeck. Wir besahen zusammen die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Das hohe Interesse, welches der verstorbene Großherzog Paul Friedrich für seine Hauptstadt Schwerin bewies, lag hauptsächlich darin, daß er die Bauthätigkeit beförderte. Der von ihm gebaute Marstall ist sehr schön und mit seinen herrlichen Pferden ein würdiger Repräsentant der blühenden Pferdezucht des Landes. Das neue Arsenal ist zu groß für das kleine Land Mecklenburg; es ist im edlen, schönen Styl gebaut, der dem Zweck und Sinn des Gebäudes entsprechend ist.

Abends gingen wir ins Theater, dort trafen acht junge Lübecker zusammen, alles große, lange Leute, die wirklich Aufsehen erregten, trotzdem die Mecklenburger auch ein kräftiger Menschenschlag sind. Man gab das „Käthchen von Heilbronn," die höchst dankbare Hauptrolle gab Fräulein Quande, gut, wenn auch nicht gerade hinreißend. Das Haus, die Dekorationen, Ausstattung, Logen, Bauart, alles ist hübsch und freundlich, doch die Schauspieler und Schauspielerinnen entsprachen nicht ganz unseren Erwartungen.

Auch den folgenden Tag mußte ich noch in Schwerin bleiben, ging am Abend wieder ins Theater und sah „Lucretia Borgia." Unsere Landsmännin Fräulein Schlegel sang wunderschön, ihr Spiel ließ jedoch zu wünschen übrig; für eine Liebhaberin war sie zu kühl; welches Feuer entwickelte eine Italienerin in dieser Rolle, welche ich zuletzt in Granada in diesem Stücke sah!

Ich besuchte andern Tags Pastor Beckmann in Holzendorf, einen lieben guten Mann, der mit mir nach dem Gute Zarschendorf ging, wo Herr Lübbe wohnt. Auf diesem prachtvollen Gute wohnen reiche Leute, die eine einzige Tochter haben.

Am andern Abend kam ich nach Bruel. Der Aufenthalt in

kleinen Städten ist oft unangenehm. In den Wirthsstuben muß man sich meistentheils mit den schrecklich viel rauchenden Bürgern, Schreibern der umliegenden Güter u. s. w. zusammengesellen, sonst ist man auf sein eigenes Zimmer angewiesen, wo es meistens kalt und räucherig ist. Zeitig fuhr ich nach Kl. Pritz; ich hatte gehört, daß ein neuer Besitzer dort angekommen sei und gewann ihn zum Kunden. Es freute mich, daß ich aufgepaßt hatte. Dann fuhr ich nach verschiedenen Gütern in der Umgegend; die Geschäfte gingen ziemlich gut und ich war zufrieden.

In Güstrow traf ich den Gutsbesitzer Wien von Hohenfelde, den ich doch besuchen wollte. Er bot mir an, mit ihm zu fahren, ich nahm es an, setzte mich in seinen mit vier starken Schimmeln bespannten offenen Wagen und paradirte mit dieser wirklich schönen Equipage zuerst zur Post und dann ging es durch Güstrow nach Hohenfelde. Abends wurde natürlich eine kleine Partie gemacht und am andern Morgen wurden die Pferde besehen. Er hatte schöne Thiere, besonders ein paar edle Mutterstuten mit zierlichen hübschen Füllen, die recht munter und beweglich waren. Schöne Pferde interessiren die Mecklenburger sehr und auch die Damen haben eine merkwürdige Passion dafür; sie fahren und reiten selber viel; deshalb ist dieses Land auch soweit in der Pferdezucht gekommen. Da überall eine gewisse Wohlhabenheit herrscht, so gewährt diese ihnen auch die Mittel, die Pferdezucht zu treiben.

Nachdem wir am andern Morgen gut gefrühstückt hatten, — denn gastfrei sind die Mecklenburger sehr und geben gern alles zum Besten, wenn es dem Gaste nur schmeckt — fuhren Herr Wien und sein Sohn im Schlitten nach Raden zu Herrn Klockmann. Ich war zu Pferde und ritt einen hübschen munteren Fuchs des Herrn Wien. Der alte Klockmann freute sich Bekannte zu sehen; er ist ein recht biederer Pächter, der nur plattdeutsch spricht, aber sehr gesunde Ansichten hat. Er traktirte uns mit Wein und Kuchen. Indeß ich mußte weiter, über Roggow und Warnkenhagen (Besitzer Müller), wo ich bis zum Dunkelwerden ganz gemüthlich plauderte und dann zu einem Ball nach Laage fuhr.

Man wurde recht vergnügt im Kreis junger Leute; da erscholl die Musik und wir gingen in den Saal, um zu tanzen. Herr Döhn, ein älterer treuherziger Pächter von Roßwitz, stellte mich seinen hübschen Töchtern vor, ich engagirte sie, tanzte tüchtig mit ihnen und war auch bald mit der jungen Damenwelt bekannt. Im letzten Kotillon wurde ich oft geholt; man fragte mich geradezu, wer ich eigentlich sei, man wünschte es gern zu wissen, weil ich etwas plötzlich angekommen sei. Ein Gutsbesitzer Seeler-Polchow kam zu mir und sagte, er freue sich, den Sohn des Hauses kennen zu lernen, von dem er sonst immer seinen Wein genommen habe, und lud mich ein, ihn auf seinem Gute zu besuchen; er war ein sehr liebenswürdiger umgänglicher Mann. Eine Menge recht hübscher junger Mädchen lernte ich kennen und amüsirte mich vortrefflich. Bis 4 Uhr Morgens dauerte der Ball und ich freute mich, denselben mitgemacht zu haben.

Am andern Morgen fuhr ich um 8 Uhr weiter und machte eine starke Tour, unter anderm auch nach Lühburg zu Herrn Baron Schimmelpfennig. Ich traf ihn auf dem Hofe und meine beiden Schimmel und meine Person müssen ihm imponirt haben, denn er kam mir sehr verbindlich entgegen; als er aber merkte, daß ich nur ein Weinreisender sei, wurde er verdrießlich und selbst kalt. Das that aber nichts, denn in späterer Zeit besuchte ich ihn häufiger und machte auch Geschäfte mit ihm. In Gnoien traf ich meinen Landsmann Nissen von Massmann & Nissen aus Lübeck und besprachen wir manche dortigen Verhältnisse. Der kleine W., mit dem ich in Bordeaux zusammen war, ist jetzt auch hier in Mecklenburg und reist für das schöne Geschäft von Brandt & Söhne. Es kam aber nicht viel darnach und seine Reisen hörten bald auf.

Dann fuhr ich über Dölitz und Boddien nach Gehmckendorf, wo Herr Mecklenburg wohnt; seine Frau ist eine geborene Blohm, Schwester des Kaufmanns Blohm in Lübeck, der lange Jahre in La Guayra und Carracas wohnte und sich dort ein großes Millionenvermögen verdiente. Seine letzten Jahre brachte er in Lübeck zu. Bald wurde ich recht gut mit ihnen bekannt; er bat mich, bei

ihnen zu bleiben und Nachmittags einen Besuch mit ihm in der Umgegend zu machen. Gern ging ich darauf ein und hatte es nicht zu bereuen. Herr und Frau Mecklenburg, der junge Fritz Lembke, der eine Zeit lang in Lübeck war und oft bei uns verkehrte, und ich fuhren im Schlitten zu Herrn von Müller auf Gr. Lunow. Ich traf hier Pastor Mühlenfels aus Boddien, eine gerade, offene, kräftige Natur, Herrn Jacobsen, Gutsbesitzer von Klenz, und Herrn Köhnemann, auch aus der Umgegend. Man spielte Karten und dann ging es zu Tisch. Herr Jacobsen beschäftigte sich viel mit mir und ich mußte ihm mancherlei von meinen Reisen erzählen, was auch den andern zu gefallen schien. Die Tochter des Pastors Mühlenfels, deren Bekanntschaft ich schon früher auf einem Gute gemacht hatte, war ein niedliches und talentvolles Mädchen. Sie spielte sehr hübsch Klavier, aber man schenkte ihr sehr wenig Theilnahme, fast alle unterhielten sich, so daß sie schließlich merklich die Lust verlor. Überhaupt üben Musik und die sonstigen schönen Künste im Ganzen wenig Einfluß auf den Mecklenburger aus, der andere Interessen hat. Zur rechten Zeit fuhren wir in unserm Schlitten zurück.

Recht froh war ich, so viele neue Bekanntschaften gemacht zu haben. Durch dieselben gewinnt das Reisen hier im Lande doch manchen neuen Reiz und erhöhtes Interesse. Das gemüthliche Leben der Landleute, ihr gesunder Menschenverstand spricht sehr an, wer sich in dieses Leben hineinfinden kann, die Menschen versteht und sich ihrem Sinn anschließt, der kommt hier auch fort.

Ich fuhr nun zu Herrn Jacobsen in Klenz, der mich gestern eingeladen hatte ihn zu besuchen. Klenz ist eins der schönsten und größten Güter der Gegend. Man nahm mich freundlich und herzlich auf und wenn auch ein Adeliger der Umgegend dort war, so empfand ich es in meiner Stellung nicht im mindesten, denn derselbe unterhielt sich sehr angelegentlich mit mir. Herr Jacobsen zeigte mir seine Pferde; sie sind ein wahrer Reichthum und Schatz; er kennt die Pferde aus dem Grunde und hat herrliche Thiere, ein paar Fuchshengste, man kann nichts Schöneres sehen, einen

Schimmelhengst „Protektor," einen national englischen Vollbluthengst, ferner zwei von ihm selbst aufgezogene braune Hengste „Paganini" und „Samiel."

Allmählich bekomme ich jetzt mehr Sicherheit im Auftreten und da sich mein Bekanntenkreis vergrößert, so erreiche ich auch mehr; ich hoffe das Schwierigste der Geschäftsreisen überstanden zu haben und sehe schon einige gute Erfolge. In der schönen Herrschaft Remplin, das dem Fürsten von Bückeburg gehört, war ich unter den Beamten gut bekannt. Wenn diese Bekanntschaften auch nicht gleich zu Geschäften führen, so sind sie doch später immer von Nutzen.

Ich kam nach Ivenack, es gehört dem Grafen von Plessen und ist ein Komplex von neun der schönsten Güter, die man sich nur denken kann, mit dem besten Boden und herrlichen Waldungen. Ich besuchte den Sekretair Ehrlich, traf bei ihm andere Schloßbeamte der Besitzung und mehrere Leute aus der Umgegend.

In Gr. Helle bei Herrn Flügge fand ich wieder eine herzliche Aufnahme, die Tochter Toni ist eine liebenswürdige und geschente Dame, die viel Interesse erregt. Leider ist ihr ein ernster Lebenslauf beschieden. Sie war mit einem jungen Herrn P. verlobt, der plötzlich starb; so blieb sie unverheirathet. Nachdem dann ihre Eltern und viele Angehörige gestorben waren, zog sie nach Dresden, wo sie jetzt noch allein und einsam lebt. Ich hätte ihr bei ihren reichen Gaben ein glücklicheres Leben gegönnt.

Nun kam ich nach Brandenburg und machte von dort aus viele Ausflüge auf die benachbarten Güter. Es war sehr kalt geworden, mehrere Male 9 Grad Kälte und darüber. Steht man auf, so ist das Waschwasser gefroren und man schaudert dabei. Man zählt die Minuten ehe man mit dem Waschen und Packen fertig ist, und die Finger sind kalt und steif. Es stürmte und schneite mehrere Tage, denn es ist Ende Februar, der Kutscher und die Pferde haben einen schweren Stand, der Wind treibt den Schnee in den Wagen und so wird es auch darin recht kalt und ungemüthlich. An vielen Stellen waren die Wege ganz verschneit,

manche Reisende mußten Vorspann nehmen, doch quälte ich mich noch durch.

So kam ich sammt Kutscher und Pferden recht ermüdet nach Gr. Vielen. Hier wohnte der junge Lichtwald, Sohn des berühmten Pferdehändlers. Er war leider nicht zu Hause, doch fand ich die junge, erst seit acht Tagen verheirathete Frau. Sie empfand wohl ein menschliches Rühren, denn wenn ich ihr auch gänzlich unbekannt war, so lud sie mich doch ein zu Mittag zu bleiben und Kaffe zu trinken und war dabei so liebenswürdig und freundlich, daß ich ganz wieder auflebte. Auch für Kutscher und Pferde wurde ausreichend gesorgt. Sie war praktisch, tüchtig und klug, so daß sie gewiß eine tüchtige Hausfrau wird. Solche Frau kann wohl einen Mann glücklich machen. Ich fuhr dann dankend weiter nach Pieversdorf, Gr. Vielen und Peccatel und kam um 8 Uhr in Penzlin an. Man hatte mich hier garnicht mehr erwartet und meinte, ich sei im Schnee stecken geblieben.

Am Sonntag den 25. Februar dauerte der Schneesturm fort wie gestern; ich schrieb nach Hause und machte meinen Geschäftsbericht. Um 1 Uhr fuhr ich fort nach Usadel; der Wind hatte an vielen Stellen große Schneeschanzen aufgethürmt, doch die Schimmel ließen mich nicht im Stich. Bei der Ziplower Mühle lag ein hoher Schneeberg, die Thiere zogen heftig an, da brach die Wacht und da saß ich fest. Die Leute in der Mühle waren sehr gefällig; sie halfen mir aus meiner schlimmen Lage, die Wacht war bald reparirt und ich reiste weiter, kam aber nur bis zum Krug in Usadel, wo ich die Nacht blieb. Das Abendessen war kärglich, meine Schlafstube schrecklich kalt, ich zitterte und bebte beim Zubettegehen und Aufstehen. Die Nacht war recht unangenehm, es stürmte beständig gegen meine Fenster, die sehr undicht waren, und ein Baumzweig schlug, durch den Wind getrieben, beständig gegen die Scheiben und störte meinen Schlaf. Am andern Morgen nahm ich mir einen Mann mit, der mir an vielen Stellen erst einen Weg durch die Schneeschanzen bahnen mußte, und die armen Pferde wurden naß und matt, denn ihnen wehte beständig

der Schnee und Sturm entgegen. So quälte ich mich durch nach Wanska, wo ich durch die Freundlichkeit des Amtmanns Heinrichs einige Stunden bleiben konnte; Nachmittags trat beſſeres Wetter ein. Nun fuhr ich nach der Friedländer Gegend, mit abwechſelndem Glück, bald gingen die Geſchäfte gut, manches Mal mäßiger; ſo kam ich ſchließlich nach Woldegk, einer kleinen Stadt an der preußiſchen Grenze.

XXI.

Anweſenheit in Berlin. — Beendigung der Frühjahrsreiſe.

Ich hatte von Lübeck den Auftrag bekommen nach Berlin zu reiſen, wo mein Bruder Wilhelm ſich aufhielt, um die dortige Kundſchaft zu beſuchen; ich ſollte ſie mit ihm zu gleicher Zeit kennen lernen und mich dadurch für ſpäter einführen. Ich fuhr demnach von Woldegk zur nächſten Station der Eiſenbahn und kam gegen Abend in Berlin an. Ich nahm eine Droſchke und fuhr durch die ſchönen Straßen zum Hotel de Ruſſie bei der Bauakademie. Es war — jetzt iſt es zuſammt dem angrenzenden Hotel d'Angleterre abgeriſſen — ein ſchönes Gebäude. Hier kam mir unſer alter Bekannter Jagor, ganz in ſchwarz mit weißer Weſte, als Wirth entgegen. Er erkannte mich gleich, obgleich manches Jahr vergangen war, ſeit wir uns geſehen hatten, zuletzt in Frankfurt a. M., wo er Oberkellner war; inzwiſchen kaufte er ſich dies ſchöne Hotel. Vieles hatten wir uns zu erzählen. Wilhelm war ausgegangen, kam aber bald zurück, da kamen geſchäftliche Dinge, Familienangelegenheiten u. ſ. w. aufs Tapet. Genug, wir blieben hier einige Tage beiſammen, beſuchten die Kunden, waren auch Abends öfter mit ihnen beiſammen, unterließen aber auch nicht, die Theater und andere Vergnügungen, ſoweit es ſich mit den Geſchäften vertrug, aufzuſuchen. Wir hörten im Opernhauſe „Romeo und Julia." Es ſang die Tutſcheck die Julie, Manzius den Tebaldo, Schröder-

Devrient den Romeo, Fischer den Capellio. Man spielte ausgezeichnet. Die königliche Loge war brillant erleuchtet, das Haus sehr voll.

In der Seegerschen Reitbahn, wo viele Herren und Damen ritten, konnte ich es nicht unterlassen und ließ mir auch ein Pferd satteln; dann gingen wir ins Opernhaus und sahen ein hübsches Ballet „Die Liebesinsel."

Eines Tages waren wir bei der alten Frau Fetschow zu 2½ Uhr eingeladen. Ich traf hier viele Gäste, die ich nicht kannte, sehr liebenswürdige unterhaltende Leute. Bei Tisch hatte ich meinen Platz neben Frau Falckmann, einer Verwandten der jungen Frau Conrad Platzmann in Lübeck, und wir unterhielten uns sehr gut. Man geht hier gleich nach Tisch fort, anders als bei uns.

Am andern Morgen machten mein Bruder und ich noch viele Geschäftsbesuche, aßen in Meinhardts Hotel zu Mittag und verbrachten den Abend in der italienischen Oper, wo „Die Tochter des Regiments" gegeben wurde. Eine italienische Sängerin Fräulein Malvani sang ausgezeichnet und war sehr hübsch; sie hatte schwarze Augen, schwarzes Haar und ein feuriges seelenvolles Spiel. Manchen Abend verbrachten wir mit Jagor, der sehr anhänglich und höchst interessant ist.

Der Aufenthalt hier in Berlin hatte mich recht aufgefrischt, ich war wieder ein ganz anderer, angeregterer Mensch geworden. Halb 7 Uhr am andern Morgen nahm ich herzlichen Abschied von meinem Bruder, der sich auch bald auf die Heimreise begab. Ich fuhr mit der Bahn zunächst nach Passow und dann per Diligence nach Prenzlau zurück, wo ich meinen Kutscher mit den Schimmeln gesund und munter vorfand. Meine Geschäftsreise in Mecklenburg brachte mich in die Gegend von Oldendorf, Gr. Schönfeld und Cantnitz, wo ich ein stürmisches Frühstück, das lange dauerte, mitmachte. In Neustrelitz hatte ich viele Kunden zu besuchen und fuhr in die Umgegend. Abends ging ich ins Hoftheater, ein schwach erleuchteter, unpraktisch eingerichteter Saal. Man gab ein paar hübsche Lustspiele; ich habe selten so herzlich gelacht wie dort.

Abends kam Herr Gebert aus Lübeck, ein bekannter, ja berühmter Weinreisender, also ein gewichtiger Konkurrent.

Um 6 Uhr fuhr ich fort nach Mirow. Es war Mitte März, der Frühling regte sich; in der weitgestreckten Hölzung, hauptsächlich Tannen, die wir durchfuhren, sahen wir eine Menge Hirsche und Rehe. Als ich einige Güter in der Umgegend besucht hatte, kehrte ich nach Mirow zurück, wo im Hotel eine Gesellschaft ehrbarer Spießbürger Karten spielte. Durch eine traurige Sandgegend ging es dann über Kratzburg, Dambeck und Kargow nach Waaren, einer hübschen Stadt am großen Müritz-Landsee. Herr Kuls auf Laschendorf wanderte mit mir spazieren und schickte dann nach Malchow, um zwei Herren holen zu lassen, die eine Partie mit uns machen sollten. Eigentlich fürchtete ich mich etwas davor, man setzte sich indeß an den Kartentisch und spielte bis zum Abendessen. Ich dachte, nun wird es vorbei sein, aber da ging es erst recht los. Das Spiel dauerte bis gegen halb 4 Uhr und hätte noch länger gedauert, wenn nicht der Kutscher der Malchower Herren den verständigen Gedanken gehabt hätte, daß es nun doch wohl Zeit wäre zum Aufhören. Empört ging Kuls hinaus, als der Wagen vorfuhr und fragte, wer ihm das Anspannen bestellt habe. „Ja, dat weet ick nich, dat hätt woll dat Stubenmäten dahn," erwiderte er; die schlief aber sanft auf einem Stuhl im Vorzimmer, genug, alle Herren waren schon vom Spieltisch aufgestanden und man trennte sich. Ich war noch mit einem blauen Auge und einem Verlust von einigen Thalern davongekommen und war im Herzen glücklich und froh, daß die Sache noch so gut abgegangen war. Am andern Morgen war es schwer fortzukommen, denn das Spiel sollte fortgesetzt werden, doch gelang es mir, das Anspannen zu bestellen. Ich besuchte einige Güter in der Nachbarschaft und kehrte dann Abends nach Malchow zurück. Nach Wredenhagen zu Herrn Krüger fuhr ich auch dieses Mal, fand eine höchst freundliche Aufnahme im Familienzirkel und hetzte am Tage einen Hasen; Krüger gab mir eins seiner guten Pferde dazu. Ich bin gern hier, aber ich mache mir Vorwürfe, daß ich so viel Zeit damit verliere.

Abends fuhr ich nach Wittstock, doch hätte ich mir diese Reise ersparen können; sie nützte nichts und kostete Zeit. Hier in Preußen sind die Weinreisenden noch mehr verpönt als in Mecklenburg, denn sie kommen dort von allen Seiten und viele von ihnen sind allerdings sehr zudringlich; alle werden leider über einen Kamm geschoren. Im Kloster Heiligengrabe wollte mich der Klosterhauptmann von Avemann nicht einmal vorlassen und der Arzt Dr. Louis dort ließ mich auf der Diele durch sein Stubenmädchen abfertigen. Indeß ich nahm die Sache kaltblütig auf und fuhr nach Halenbeck, wo mich Herr Schröder, der Besitzer, freundlich aufnahm, was mich das Vorhergehende leicht vergessen ließ. Seine Frau ist die Schwester von Frau Rosenow in Cölln. Ich sollte bleiben, da aber die Wege schlecht waren, eilte ich und fuhr nach Cölln. Hier lebe ich immer wieder von neuem auf; ich habe die Leute von Herzen lieb, denn solche Freundlichkeit und Anhänglichkeit wie hier findet man selten. Wie schnell verging die Zeit und ich mußte ihnen versprechen, das nächste Mal dort den Wein abzuzapfen, der geschickt würde. Ich trennte mich schwer von ihnen, indeß die Pflicht rief und um 10 Uhr am andern Morgen fuhr ich durch Freyenstein nach Penzlin und Frehne. Nachmittags kam ich nach Nettelbeck zum Kammerherrn v. Jena. Er lud mich ein zu bleiben; der Major v. Grävenitz-Frehne war auch da, man aß Schnepfen, trank feinen Rothwein und Champagner und alle waren bei Tisch sehr aufgeräumt. Beide Herren waren sehr freundlich und herablassend gegen mich jungen Mann; ich mußte die Nacht in Nettelbeck bleiben, wir tranken Abends Thee und machten eine Partie Whist. Erst um Mitternacht gingen wir zur Ruhe.

Am andern Morgen halb 10 Uhr fuhr ich weiter. Von Jena und auch Major von Grävenitz hatten viel am preußischen Hofe verkehrt und erzählten interessante Episoden von dort. Der Kammerherr ist ein Kenner des guten Lebens und war wohl versehen mit guten Weinen und feinen Cigarren. In Pritzwalk haben wir ein sehr gutes Geschäft, dort mußte ich einige Tage bleiben, dann fuhr ich nach Ludwigslust über Perleberg und Grabow. Ge-

schäftig lief ich in diesen Städten umher und schloß manchen guten Verkauf.

In Ludwigslust brachte ich den Abend beim Professor Suhrlandt, dem Hofmaler des Großherzogs, zu. Es sind interessante liebenswürdige Leute. Er zeichnete in Lübeck unsere Familie sehr treffend und ähnlich in Kreide und hat einen berühmten Namen. Seine älteste Tochter ist augenblicklich in Leipzig zur Ausbildung ihrer Talente. Sie zeichnet allerliebst und spielt ausgezeichnet Klavier. Namentlich letztere Kunst treibt sie mit eisernem Fleiß und ganz besonderer Ausdauer. Sie hatte einige tüchtige Spieler gehört und bekam dadurch Lust, ihnen nachzukommen und es zu etwas zu bringen. Die kleine Schwester Pauline, jetzt 9 Jahre alt, spielt ganz fertig die Violine und hat mehr Musiktalent als die ältere. Der Sohn Carl, der nach Lübeck auf die Schule kommt, zeichnet sehr hübsch und portraitirt ganz ausgezeichnet, was für einen 15jährigen Knaben sehr viel ist. Von der Zukunft der älteren Schwester habe ich in späteren Jahren nichts gehört, der Sohn ging nach Paris und wurde dort ein ausgezeichneter Thiermaler, die Tochter Pauline heirathete später Herrn Gutsbesitzer Bade, ich meine auf Kritzow bei Putlitz und kam in wohlhabende Verhältnisse. Ihr Mann starb früh, sie zog nach einer kleinen Stadt Mecklenburgs, von wo sie mir noch in späterer Zeit einmal schrieb.

Ich besuchte darauf den Gutsbesitzer Zollenkopf in Sukow am Plauer See, mit dem ich gut bekannt geworden war, und traf dort einen Herrn Franke, der unter dem Namen Rausse über die Wasserkur geschrieben hat, auch hier am Plauer See eine Wasserheilanstalt gründete, die noch unter dem Namen Stuer jetzt existirt, und großen Erfolg erzielte. Er ist ein äußerst gescheuter Mann, seine hohe Stirn und blitzenden Augen kennzeichnen den Scharfsinn, der ihm innewohnt. Seine Sprache, seine Ausdrucksweise und seine treffenden Bemerkungen sind so einleuchtend, daß man sogleich volles Vertrauen zu ihm gewinnt. Ich verbrachte den Abend höchst genußreich und freute mich über die geistreiche Unter-

haltung dieses Mannes. Sein Bruder war auch hier. Er ist ein ausgezeichneter Klavierspieler und ein sehr liebenswürdiger Mann. Der Wasserdoktor hat ein unruhiges Leben hinter sich und dabei seine Gesundheit geopfert, indeß viel gelernt und große Menschenkenntniß erworben. Ungern verließ ich am andern Tage dieses interessante Haus.

In der Rostocker Gegend besuchte ich den Domainenrath von Broken in Hohen-Lukow, ursprünglich eine Lübecker Familie. Man nahm mich freundlich auf und lud mich ein zu Mittag zu bleiben. Über ein kleines Schadenfeuer waren namentlich die Damen des Hauses sehr erschrocken. Hohen-Lukow ist ein sehr schönes großes Gut, eins der besten in Mecklenburg. Die Geschäfte gehen gut und über mein Weingeschäft muß ich viel sprechen. Es freut mich, daß ich auch mit Adeligen und hochgestellten Leuten gut verkehren kann; es hebt die Sicherheit und das Selbstvertrauen.

Am 11. April verlebte ich einen sehr interessanten Tag. Am Morgen erledigte ich meine schriftlichen Arbeiten in Doberan, besuchte den Gutsbesitzer Röper in Alt-Karin und fuhr dann um 4 Uhr nach Altenhagen, wo Herr Stolterfoht, ein Lübecker und Bekannter von früher, wohnte. Gleich mußte ich seine wohlgeordnete Wirthschaft besehen. Wir gingen in seine Holzungen und verbrachten den Schluß des Tages in lebendigen Unterhaltungen und in Erinnerungen. Es wurde spät, als wir zur Ruhe kamen.

Sehr früh standen wir gerade nicht auf und ich beabsichtigte nun, nach Detershagen zum alten Herrn Warncke zu fahren. Indeß schon unterwegs traf ich ihn zu Pferde, begleitet von seinem Schwiegersohn, Herrn v. Storch von Parchow. Ich wurde etwas verblüfft, stellte mich selbst vor und sagte, daß ich allerdings die Absicht gehabt hätte, ihn zu besuchen. Er war sehr freundlich und lud mich ein, am Abend zu ihm zu kommen, ich könne inzwischen ja andere Besuche machen. Das that ich auch und fuhr zu Herrn v. Oertzen-Roggow, einem alten Kunden und Bekannten meines Vaters, wo ich, wie auch schon voriges Mal, gastlich aufgenommen wurde, besprach mit ihm unsere Weingeschäfte, notirte seinen Bedarf

und schrieb er mir einen Empfehlungsbrief an seinen Nachbarn, den Hauptmann v. Müller-Westenbrügge, mit den Worten: „Ich weiß, daß Du guten Wein nöthig hast . . .“ und so reiste ich gleich dorthin.

Es ist ein wirklich schönes Gut mit hübschem Wohnhaus, Herr von Müller zeigte mir das Innere desselben, dann ließ er eine Flasche Champagner kommen und wurde sehr munter; ich auch. Er wollte bald nach Algier reisen; davon konnte ich ihm nun erzählen und so schieden wir als gute Bekannte und er versprach mir schließlich, wenn er 1845 von Algier zurückkäme, seinen Wein von uns zu nehmen.

So kam ich denn gegen Abend nach Detershagen, wo Herr Warncke mich erwartete. Ich sah die Tochter des Hauses, die vielumworbene schöne Frau v. Storch, kürzlich verheirathet, die einzige Tochter des reichen Herrn Vaters. Ich fand sie recht hübsch und liebenswürdig, so daß ich einen höchst angenehmen Abend verlebte. Auch die alte Frau Warncke ist lebhaft und freundlich; wir fanden manche Lübecker Beziehungen, vieles wurde besprochen und über manches gescherzt. Ich schlief prächtig in dem elegant eingerichteten Schlafzimmer mit Wohnstube, befand mich am andern Morgen ganz außerordentlich wohl und ging dann hinunter. Man sprach hin und her, frühstückte und ging dann mit Herrn Warncke hinaus in die Ställe. Er hatte einen sehr schönen Vollbluthengst „Recrut,“ der aber sehr boshaft ist, sieben Mutterstuten mit Füllen, einen bildschönen Hengst „Midshipman“ und eine Menge ein-, zwei- und dreijähriger Fohlen.

Dann fuhr ich um 12 Uhr mit vielen Einladungen zur Wiederholung meines Besuchs weiter nach Neubukow, besuchte den Drost von Seeler, dessen Sohn ich seiner Zeit in Neustrelitz kennen lernte und mit ihm befreundet wurde, und dann nach Spriehusen zum Herrn Nölting. Anfangs wollte ich nach einem kurzen Besuch weiter, aber daran war garnicht zu denken, ich mußte bleiben, es kamen noch mehrere andere Herren und Damen aus der Umgegend, und man vertheilte sich im Garten. Es war schon der 13. April

und ganz frühlingsmäßig draußen. Wir verlebten einen recht frohen, vergnügten Abend, auch war ein Kranzbier der Leute, wobei diese bis 12 Uhr im Milchkeller tanzten. Übrigens muß ich gestehen, daß ich seit langer Zeit nicht so ausdauernd mich unterhalten habe wie gestern und am heutigen Tage.

Am andern Tage ging es weiter über bekannte Güter wie Kl. Strömkendorf, Drewskirchen, Dahmkow und Abends nach Wismar.

Jetzt komme ich eigentlich nur recht langsam vorwärts in dieser Gegend, die Leute sind gar zu liebenswürdig und freundlich gegen mich. Ich tröste mich damit, daß ich bald nach Hause komme.

Von Wismar fuhr ich nach Kritschow zu einem Herrn Bobsien, wo ich zu Mittag blieb, und dann nach Schmakentin zu Herrn Keding. Bald kam er selbst und interessirte sich noch sehr für meine Schimmel, die ich von ihm gekauft hatte. Am andern Morgen um 7 Uhr kam er zu mir aufs Zimmer und schlug mir einen Ritt nach Maslow zu seinem Vater, ca. 1½ Meilen davon, vor. Ich folgte gern und er gab mir einen hübschen Fuchs zum Reiten. Indeß lange blieben wir dort nicht; nach einem guten Frühstück wurde angespannt, der alte Herr Keding fuhr ein Paar kräftige rabenschwarze Hengste und so reisten wir drei nach Schwerin, wo die Herren einen Verlust bei den Kaufleuten regeln wollten. Hier besorgten wir unsere Geschäfte, denn auch ich hatte dort zu thun, und um 10 Uhr waren wir wieder zurück in Maslow. Wir aßen hier zu Abend und dann ritten Keding jr. und ich nach Schmakentin zurück. Es war sehr dunkel und wir mußten vorsichtig reiten. Links am Horizont ging eine Feuersbrunst auf, etwas schauerlich, mitten in der Nacht.

Andern Tags besuchte ich einige Güter der Umgegend und fuhr nach Ravensruh zu Herrn Köster, wo ich so gern bin. Nach dem Abendessen spielte ich eine Partie Schach mit ihm, die sich allerdings sehr in die Länge zog und kam am andern Tage nach Neu-Schlagsdorf, wo der alte Herr Reichwald Pächter war. Er ist

der Vater des jungen Reichwald, der mit meinem Bruder Paul in Harkensee als Inspektor fungirt und seine Tochter ist Braut des jungen Staunau-Strömkendorf.

Überall, wo man meine Eltern kennt, ist es unverkennbar, daß man große Hochachtung für sie hegt, man spricht mit höchster Verehrung von ihnen. Ich traf meinen Bruder Franz, der jetzt als Wirthschaftslehrling in Questin angestellt ist und bereits in voller Thätigkeit wirkt. Er ist ein williger junger Mann und ich habe guten Glauben, daß er ein tüchtiger Landmann wird. Von ihm hörte ich manches Schmerzliche aus der Heimath und daß mein Vater abwechselnd recht leidend sei. Von Herrn Fratscher kann mein Bruder viel lernen. Ich sah die Wirthschaft mit vielem Interesse an und blieb den Abend in der Familie; nach Tisch ging Franz mit mir auf mein Zimmer, wo wir noch mancherlei besprachen.

Der Frühling fordert jetzt sein Recht und die grünen Knospen und Blüthen schießen hervor. Ich reiste weiter von Ort zu Ort, über Grevesmühlen nach Gr. Walmsdorf, wo ich mich stets so heimisch fühle. Die Güte und Freundlichkeit, welche ich namentlich in dieser und auch in der Neu-Bukower Gegend bei den Lübeckern und ihren Nachbarn genieße, werde ich nie vergessen und stets in dankbarer Erinnerung behalten. Auch in Hohen-Wieschendorf bei Herrn Bade verlebte ich eine höchst angenehme Zeit und fühlte mich dort wie zu Hause. Mit Herrn Heuckendorf und Frau aß ich zu Mittag und fuhr Nachmittags mit ihnen zu ihrem Nachbar, Herrn Voß auf Wahrsdorf, spielte dort eine Partie Whist in gemüthlicher Weise und bekam durch Herrn Heuckendorfs Vermittelung auch noch einen Auftrag auf Weine, was mich herzlich freute.

Am andern Morgen 7 Uhr nahm ich Abschied und in einem leichten offenen Wagen, mit zwei schönen braunen Pferden bespannt, fuhren Herr Heuckendorf und ich nach Neuenhagen, einem schönen Gute, das ihm auch gehört. Wir kamen durch Klütz, an dem schönen Schlosse Bothmer vorbei und freuten uns über die üppigen grünen Saaten und den mit raschen Schritten nahenden Frühling.

Unterwegs machte ich noch einen Geschäftsbesuch bei Major v. Both auf Kalkhorst, einem früheren Kriegsgefährten meines Vaters von 1813 bis 1815, und dann nach Neuenhagen. Herr H. und ich blieben allein beisammen. Er erzählte mir viel von seinen Vermögensverhältnissen, seinem tiefen Schmerz über den Verlust seines einzigen Sohnes, der vom Pferde stürzte und starb. Dadurch wäre er aller seiner Hoffnungen beraubt und könne sich noch immer nicht wieder erholen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte; er that mir von Herzen leid. Dann ging er mit mir durch die ganze Wirthschaft, erklärte alles, erzählte mir vieles von seinen Familienverhältnissen und auch von dem Gute Neuenhagen. Er habe es für 64 000 Cour-ℛ gekauft, jetzt ist es 140 000 ℛ werth; er hat es aber auch sehr verbessert und viele neue Gebäude aufgeführt. Jetzt hat er 5000 ℛ reine Einkünfte aus dem Gute. Jeder seiner Töchter gab er 15 000 ℛ mit. Nachdem wir zusammen zu Mittag gegessen hatten, nahm ich von meinem alten väterlichen Freunde herzlichen Abschied und fuhr weiter.

Zunächst ging es nach Wilmsdorf, dann nach Harkensee, wo ich meinen Bruder Paul im besten Wohlsein fand und die Familie Rettich mich freundlich aufnahm. Ich blieb die Nacht dort und nun kam der letzte Tag dieser meiner Frühlingsreise, nämlich der 26. April. Es ging durch Dassow und dann auf der alten wohlbekannten Chaussee auf Lübeck zu. Hier traf ich gegen Abend ein und nun hat das unregelmäßige Leben für eine Zeit lang ein Ende.

XXII.

Aus dem geschäftlichen und häuslichen Leben. — Geschäftstour in das benachbarte Holstein.

Die Einfachheit und geordnete Thätigkeit des häuslichen Lebens wird gewiß wieder ihren wohlthätigen Einfluß üben. Meine Eltern waren froh mich wieder zu sehen; wir sprachen lange über

die verschiedensten Gegenstände. Da ich indeß so häufig abreise und wiederkehre, so wird mein Kommen und Gehen nicht mehr als etwas Ungewöhnliches angesehen, alles blieb im gewöhnlichen Gleise.

Es sind jetzt ziemlich viele fremde junge Leute hier, theils solche, die an uns empfohlen sind, oder solche, deren Eltern und Anverwandte zu uns in Geschäftsverbindung stehen. Mit diesen müssen mein Bruder und ich uns oft beschäftigen, sie einladen, mit ihnen rudern und verkehren. Es sind sehr nette, liebenswürdige Menschen darunter. Sonst bekümmere ich mich jetzt eifrig um das Geschäft und komme nach und nach besser in den Betrieb desselben hinein. Namentlich der Kellerei widme ich meine Thätigkeit und Aufmerksamkeit und arbeite meistens fleißig mit. Ich reife jetzt mehr dem Mannesalter entgegen und der Ernst des Lebens gewinnt die Überhand. Der Beruf tritt in den Vordergrund und dessen Pflichten leiten mich mehr und mehr. Meine Lebensweise habe ich mir so einfach wie möglich vorgenommen und führe sie, so weit es möglich, auch durch.

Von unserm Gartengewese am Ufer des Flusses haben wir viele Freude. Es ist hübsch, ziemlich groß, hat guten Boden und geschmackvolle Anlagen und Pflanzungen. Es war Anfang Mai; ich ging am Abend hinaus und fand alles ganz wundervoll draußen; am Nachmittage hatte es geregnet, die Birken dufteten so herrlich, die Buchen trugen ihre hellgrünen Blätter, das Grün des Grases war so frisch und saftig, die Luft so weich und milde. Wie gern blieb man hier und genoß das Schöne nach Herzenslust. Das Rudern setzten wir Brüder fleißig fort. Wir sind im Ganzen ca. sechs junge Leute, die eine Art Ruderklub in gleichem Kostüm bilden und Abends oder Sonntags hübsche fröhliche Ausflüge in unserm sechsruderigen Gig machen.

So fuhren wir dieser Tage an einem sonnigen Sonntag Nachmittag von unserm Garten nach Israelsdorf. Das Wetter war herrlich, die Luft so ruhig, die Ufer so grün, wir manöverirten und exercirten, um uns zu üben, und kamen schnell dort an. Das Holz war so wunderschön, die Buchen im ersten schönen Grün, die

Zweige so voll belaubt, die Wiesen hellgrün, Nachtigallen in Menge sangen und schmetterten, daß es eine Lust war, und über uns wölbte sich der schöne blaue Himmel. Im Walde lagerten wir uns und ruderten dann zurück. So gut wie auf der Hinfahrt ging es nicht, einzelne wurden müde, doch hatte es uns allen rechte Freude gemacht. Alex. Macgregor besuchte uns und nahm Abschied auf lange Zeit, er geht nach China. Mit Wilhelm bin ich jetzt meistens zusammen; wir machen oft Spaziergänge und sprechen viel über unser Geschäft, dessen Zukunft wesentlich in unsern Händen liegt. Der Mensch kann alles, was er will, das muß man im Auge behalten, dann bringt man es auch zu etwas, sowohl im Hause wie im auswärtigen Geschäft Das Interesse und der Eifer steigert sich dann stets. Was man als gut angesehen hat, wird man durchführen, es koste, was es wolle.

Wir haben große Vorzüge vor anderen Weinhandlungen, große Keller und Räume zum Lager, einen guten Ruf hier und im Auslande, Geschäftskenntniß, gute Eltern, die uns treu zur Seite stehen, und unsere Mitmenschen helfen uns gern, wo sie nur können. So hoffe ich, kommen wir gut vorwärts, wenn wir es nur nicht an der nöthigen Kraft und Ausdauer fehlen lassen. Ich stehe jetzt in der Regel um halb 5 Uhr auf, gehe nach dem Garten, bade dort und bin um 6 Uhr wieder im Geschäft; das Wasser ist frisch, ca. 11 Grad, das thut sehr wohl und die Sonne scheint so warm, daß man, nach dem Bade, mit wahrer Freude im Herzen nach Hause geht.

Als wir am 27. Mai einen kurzen Spaziergang auf dem Walle gemacht hatten, wo alles so duftig, still und schön war, stand mein Bruder mit strahlendem, freudigem Gesicht vor der Hausthür und sagte: „Kapitain Böhme ist angekommen und Fritz ist mit ihm.“ Wir waren alle in großer Freude, unsere Mutter ganz besonders, da sie nun, kurz vor ihrer bevorstehenden Abreise, ihren Fritz noch sieht. Es dauerte noch eine volle Stunde, ein Wagen fuhr vor, mein Bruder sprang heraus und lag in seines Vaters Armen. Ich sah letzteren lange nicht so aufgeregt; er hielt Fritz

lange umschlossen, küßte und drückte ihn an seine Brust, ein Anblick, der uns alle zu Thränen rührte. Meine Mutter war wie außer sich vor Freude. Der Junge hatte sich prächtig gehalten, er sah unverfallen aus in seiner braunen Seemannsfarbe mit rothen Backen, klarem, offenem Blick aus seinen blauen Augen, blondem, krausem Haar, dabei ist er stämmiger und breiter als früher und nur einen Zoll kleiner als ich. Er kommt jetzt von Rio de Janeiro mit Kaffe nach Antwerpen und von dort auf hier, ist Matrose auf der „Henriette," Kapt. Böhme, und ist jetzt 18 Jahre alt. Das Fragen begann, wir frühstückten, die anderen Brüder kamen und eine große Freude war mit ihm in unser Haus eingezogen. Abends waren wir bei der alten Frau Marty auf deren Garten eingeladen, Bruder Fritz war mit dabei und so vergnügt und munter, daß er allen gefiel. Wir blieben bis 10 Uhr dort und kehrten im schönsten Mondschein nach Hause zurück.

Wunderbare Ansichten über das Mein und Dein existiren doch im Seemannsstand und bei den Matrosen. Bei meines Bruders Reise von Rio nach Antwerpen hat sich jeder Matrose 30 bis 40 Pfund Kaffe zum eigenen Bedarf mitgenommen, so daß sie bis Lübeck genug gehabt hatten, und von Bordeaux haben sie so viel Wein mitgenommen, als sie bedurften. Sie sagen als Beschönigung: das macht den Kaufmann nicht ärmer und uns nützt es sehr. So verkaufen die Matrosen oft von der Ladung selbst. Eigene Prinzipien!

An einem schönen Sonntag besuchten wir unsere Bremer Verwandten Pavenstedt in Neuhof bei Lübeck. Er und seine Frau sind sehr nette Leute, lebhaft und munteren Temperaments. Später zogen sie nach Ostpreußen, wo sie ein größeres Gut kauften. Übrigens sieht das Gut Neuhof etwas reduzirt aus, die Gebäude sind schlecht, das Haus ebenfalls, der Garten in größter Unordnung, die Pferde sind recht mäßig und der Acker, Grund und Boden bedurfte zweifelsohne einer größeren Kultur.

Mein Vater, Rose, Elise und Bruder Fritz fuhren auf unserm Stuhlwagen mit den Schimmeln dorthin, während mein Bruder

Wilhelm und ich ritten. Wir waren Abends zu einer Tanzpartie bei Frau Marty eingeladen, kamen in einer guten Stunde nach Lübeck zurück und fuhren dann in einer Kutsche um 7 Uhr nach Martys Garten hinaus. Das Fest war zu Ehren von Charlotte Kroll, Nichte des Hauses und Braut von unserm Schulkameraden Carl Hasse, veranstaltet. Wir fanden eine Menge junger Damen und Herren versammelt, spielten Federball und Ringspiel im Garten und um 8 Uhr begann man zu tanzen. Wilhelm und ich tanzten tüchtig mit. Der junge Dr. Behn führte die hübsche Adele Fehling zu Tisch; ich saß in der Nähe. Später heirathete er sie. Nach dem Abendessen wurde der Tanz fortgesetzt und erst um 12 Uhr kamen wir nach Hause; es war ein schöner Sonntag.

Es ist merkwürdig, welchen herrlichen Frühling wir in diesem Jahre haben, fast den ganzen April und Maimonat war Wärme und Sonnenschein. Es freut mich, daß ich jetzt immer so früh aufstehen und dann den schönen Morgen genießen kann.

Dieser Tage stach ich ein 60 Oxhoftstück mit 1842er Cabarrus voll, eine tüchtige Bewegung; wenn wir ihn nur erst verkauft hätten!

Auch mein Vater interessirt sich für unser Rudern; oft sitzt er am Steuer und dirigirt, worauf wir nicht wenig stolz sind. Er ist sonst manche Tage recht traurig und melancholisch und beabsichtigt eine Badereise zu machen, meinte aber: „Ich suche die Einsamkeit und wünsche nur aus diesem Leben und Treiben herauszukommen." Er ist ernst und still und dann hat man selbst keine rechte Freude. Lieber ist es uns, wenn er kräftig seine Meinung sagt, selbst wenn sie auch hart ist, als dies stille Grübeln. Dabei sieht er so alt und bleich aus und nimmt zusehends ab.

Sonntags Nachmittags üben wir uns oft im Pistolenschießen, was sehr interessant ist und das Auge übt. Auf dem Garten haben wir einen hübschen Platz dazu.

Unser Reitpferd, der Fuchs, muß oft Dienste thun. Der englische Oberst Hodges ist in Travemünde und in Folge eines Briefes von Hamburg mußte ich um halb 10 Uhr schnell nach

Travemünde reiten. Ich war gegen 11 Uhr dort und lud den Obersten ein, bei uns zu diniren; er war sehr freundlich und artig und wohnt dort ganz allerliebst. Um 1¼ Uhr kam ich wieder zurück. Mir machen solche Forcetouren immer Spaß.

Die größere Geselligkeit in unserem Hause erfordert einen bedeutenderen Haushalt, mehr Bedienung; es muß viel verdient werden, um die große Maschine im Gang zu erhalten. Daher quält man sich auch oft und lebt in Aufregungen, wo man sonst still und in Frieden andere Genüsse haben könnte. Wahre Freude hat man von dem großen Leben nicht sonderlich.

Mein Vater packte in den nächsten Tagen seinen Koffer, um auf vier Wochen nach Leipzig und Dresden und vielleicht in ein Bad zu reisen. Er ist so still und ernst, ihn quält mancherlei, er ist aber verschlossen und dauert uns recht von Herzen. Hoffentlich geht er in ein Bad, wo er Heilung findet.

Strenge Kontrolle, auch bei den Leuten im Geschäft, ist bitter nöthig; als ich einst den Rücken gewandt, war der Oberküfer gleich in der Küche. Auch das Gartenleben hat, namentlich in der Woche, seine Schattenseiten, denn die Leute im Geschäft wissen, daß, wenn man hinaus geht, man sobald nicht wiederkommt. Daher sind mein Bruder und ich meistens zu Hause oder einer bleibt bestimmt zurück. Am Sonntag benutzen wir unsere Freiheit gerne.

Ich beabsichtige eine Reise ins Holsteinische zu machen, denn daß ich nur sechs Monate im Jahre auf der Reise bin, um den Absatz zu fördern, ist zu wenig, ich muß mehr fürs Geschäft wirken. Daher will ich noch in Holstein, Preußen und Berlin reisen, dann thue ich hoffentlich hinreichend.

Um halb 1 Uhr in der Nacht am 18. Juni wurde heftig an unserer Hausklingel gezogen; wir erschraken, das Mädchen kam herauf und holte den Hausschlüssel, da kam mein Bruder Fritz, der meinen Vater nach Hamburg begleitet hatte, und brachte freudige Nachricht. Er hatte eine Stelle als Untersteuermann bekommen und zwar ganz zufällig. Mein Vater war nämlich mit ihm zum Wasserschout gegangen, der ihnen das Schiff „Alma," Kapitain

Johannsen, aufgegeben hatte, um sich dort zu verheuern; es war indeß nichts Annehmbares. Zufällig gingen sie nach einer Frau Fokke, um sein Zeugniß dort abzuholen, und trafen dort deren Schwiegersohn, Kapitain Garn, Brigg „Sirius." Diesem erzählte mein Vater seinen Wunsch und sein Anliegen und fragte auch um seinen Rath. Nach einiger Zeit sagte der Kapitain plötzlich zu Fritz: „Sie gefallen mir, wollen Sie mit mir gehen?" Dieser war gleich bei der Hand; es wurde vorläufig abgemacht, denn der Kapitain war ein fixer rascher Mann. Er hatte seinen Untersteuermann wegen Krankheit und schlechten Betragens entlassen und so kam mein Bruder gerade zur rechten Zeit; wäre er eine Stunde später gekommen, so wäre es nichts gewesen. Mein Vater und Fritz hatten sich in Hamburg nach dem Kapitain erkundigt und nur Gutes von ihm gehört. In vierzehn Tagen kehrt Fritz nach Hamburg zurück und dann geht er mit dem „Sirius" nach China und Valparaiso.

Wie ist doch die Welt so schön! Es war Anfang Juni. Ich ging um 5 Uhr zum Baden; es war warmes Wetter, die Trave war wie ein Spiegel, die Wiesen dampften, die Vögel sangen, das Grün der Gebüsche war so durchsichtig, der Himmel so blau, das Rasengrün so glänzend, alles erfüllt namentlich am Morgen das Herz mit Freude, ich blickte dankbar nach allen Seiten, da ich die Schönheiten zu übersehen fürchtete. Der Kopf ist Morgens so klar zum Denken, die ganze Thätigkeit viel reger; ich bedachte das Geschäft, die Zukunft und meine Aussichten. Ein frohes Nebelgebilde verdrängte das andere. Kommt auch nicht alles so, wie ich hoffe, so verfließt die Gegenwart doch froh und glücklich. Große Täuschungen kann ich nicht erfahren, denn ich spanne meine Erwartungen nicht hoch. Aussichten, leicht durchs Leben zu kommen, sind nicht vorhanden, denn wir sind sechs Kinder und schon daher auf unsern eigenen Fleiß und Thätigkeit angewiesen.

Nachdem ich am 7. Juni fleißig bis zum Abend durchgearbeitet und 80 Oxhoft weiße Weine auf Stückfässer gestochen hatte, was ziemlich schnell ging, wanderte ich rasch zum Garten

hinaus. Dort traf ich mit drei Freunden, Winkler, Heuk, Wahlstedt, und meinem Bruder Fritz zusammen und nun setzten wir uns in unser Boot. Mein Vater steuerte, es ging prächtig, fünf Ruder und ganz egal; wir machten eine herrliche Fahrt, so schnell, wie ich nie erinnerte; der Respekt vor meinem Vater wirkte mit, denn der ist bei allen groß. Leider war er heute ernst und still, das wirkt dann auf die Umgebung zurück.

Ich halte manche ernste und interessante Gespräche mit ihm, die mir außerordentlich nützlich sind, denn sie geben mir Aufschluß über mich selbst. Bequemlichkeit ist die Wurzel vielen Übels und fühlt man auch augenblicklich nicht viel davon, so folgt die Strafe doch nach. Man ist nun einmal hier auf Erden, um mit Arbeit im Schweiße seines Angesichts sich seine Existenz zu schaffen, keiner kommt davon frei und wer Reichthum hat und von den Menschen für glücklich gehalten wird, den quält Anderes. Thätigkeit ist eine Hauptsache und dabei befindet man sich froh und glücklich. Jeder Mensch hat sein Päckchen Leiden und Sorgen zu tragen, keiner ist bestimmt nur allein Freuden zu haben; der eine erhält sein Theil auf diese, der andere auf jene Weise.

Meines Vaters Scharfsinn ist außerordentlich, er durchschaut alles und hat eigentlich immer das Rechte getroffen. Aber gerade das macht ihm oft trübe Stunden, denn sehr oft täuscht er sich in Menschen, die er zuerst geachtet hat; das erbittert ihn und bei seiner Lebendigkeit ergreift ihn das um so schmerzlicher.

Herr W. aus Hamburg besuchte uns mit seiner Tochter S. Sie ist noch ebenso liebenswürdig, unbefangen, frei und offen wie früher. Indeß der Besuch war flüchtig und kurz; ich sehe sie jetzt und auch später wohl nie wieder. Übrigens muß ich gestehen, je kühler man von ihr spricht, desto mehr bedaure ich sie, denn sie verdient vollste Hochachtung.

Der Oberst Hodges kam um 4 Uhr zu uns zu Tisch, die Unterhaltung war sehr lebendig; der alte Herr, der in Travemünde badet, war sehr vergnügt und machte viele Puns und treffende Bemerkungen. Nach Tisch blieb man noch eine Weile beisammen,

dann fuhr des Obersten brillante Equipage vor und nahm unsere beiden Gäste nach Travemünde mit, er gab das Zugeständniß, daß er nach einigen Tagen zum Dinner wiederkommen wolle.

Wir jungen Leute hatten schon längere Zeit eine Ruderfahrt nach Travemünde beabsichtigt und führten sie am 24. Juni aus. Sie wurde vom schönsten Wetter begünstigt. Um halb 6 Uhr fuhren wir von der Schneiderfähre fort, in vollem Kostüm, voller Lust und die Brust voller Courage. Mit langsamen, nachdrucksvollen Ruderschlägen schoß das Boot schnell über die spiegelglatte Wasserfläche, die weder Wind noch Strom bewegte. Wir waren vier Ruderer, ein Steuermann und der Gärtnerknecht Hinrich vorn an der Spitze. Schwartau war bald erreicht, der Steuermann wechselte mit einem Ruderer, man übte sich im Aufheben der Ruder, um sich bei der Ankunft nicht zu blamiren, wir begegneten unterwegs Dampfern und Segelschiffen, die wir oft fröhlich begrüßten; es herrschte überhaupt ein von Herzen kommender fröhlicher Ton unter uns und an Müdigkeit war auf der ganzen Hintour nicht zu denken. Bei der Herrenfähre und sonst am Ufer, wo Menschen waren, sah man uns neugierig an. Wir waren auch sehr sauber gekleidet in unsern weißen Beinkleidern, blau gestreiften Jacken, gelber Weste und Strohhut mit breitem Rand. Darauf waren wir denn auch ganz stolz und zogen unsere Ruder recht fest an, wenn wir Menschen passirten. So kamen wir zur Stülpe, glaubten dort ein Stück abschneiden zu können, aber es ging nicht, wir rannten uns auf dem Sande fest, mußten uns abschieben und fuhren ins große Fahrwasser zurück. Inzwischen hatten wir das heiterste Wetter von der Welt und landeten nach 3¼ Stunden Fahrt in Travemünde. Alles war gut gegangen und ganz stolz zogen wir in unserer leichten Tracht zum Hotel de Russie, wo uns das Wechseln der Wäsche eine wahre Wohlthat war, denn wir glühten vor Hitze. Das nun folgende Frühstück schmeckte uns prächtig, dann gingen wir in die Anlagen und zur Ostsee. Sie war spiegelglatt und großartig mit ihrem weiten Horizont; weiße Segel näherten sich dem Hafen. Wir konnten hier der schönen Einladung zum

Baden nicht widerstehen und nachdem das frische Wasser unsere doch etwas ermüdeten Glieder gekühlt hatte, kehrten wir neubelebt ans Ufer zurück und waren voller Freude und Wonne über den schönen Tag.

Nun mußten wir indeß an die Rückfahrt denken Wir eilten zur Stadt, nahmen in der Konditorei neben unserm Hotel noch ein Glas Eis, zogen dann wieder wie vorher unsere Ruderjacken an und gingen ins Boot. Jetzt übernahm ich zuerst das Steuer und rasch ruderten die andern davon, später wechselten wir wieder wie vorher; stets flog unser Boot stolz über die jetzt etwas unruhiger gewordene Wasserfläche dahin und hoch wehte unsere Flagge beim Steuer. Wir zogen jetzt auch unsere Segel auf, etwas half es, dann verloren wir unsern Bootshaken und einen Hut, bekamen aber beides wieder. Hin und wieder stärkte ein Glas Wein unsere doch schon etwas sinkenden Kräfte Bei der Herrenfähre ging die Fahrt etwas langsamer, denn wir hatten einen frischen Wind entgegen, mit ziemlich bewegtem Wasser, bei Israelsdorf ward es mit dem Rudern noch etwas flauer und bei Schwartau arbeitete nur noch der Ehrgeiz, denn nur fünf Leute für vier Ruder, bei mindestens sechs Meilen, sind recht wenig. Indeß wir unterhielten uns gut und die Zeit verging unmerklich. Bei unserm Garten wurden die letzten Kräfte angespannt, mit frischer Anstrengung, rothen Gesichtern und etwas derangirter Toilette, aber doch heiteren Muthes stiegen wir im Bootshafen aus und wurden von unsern Damen freundlich bewillkommnet. Unsere Ankunft war etwa um 3—4 Uhr.

Lange war indeß unseres Bleibens hier nicht; nach einem tüchtigen Mittagessen, denn wir waren sehr hungrig geworden, setzten wir uns wieder ins Boot, fuhren zur Stadt und kleideten uns um, denn es war eine Tanzgesellschaft bei Senator Nölting auf seinem Garten. Ein Wagen war bestellt und Wilhelm und ich fuhren dorthin. Paul war von Harkensee zu Pferde angekommen. Eine Zeit lang spazierten wir mit den Herren und Damen im Garten, dann wurde das Zeichen zum Tanze gegeben. Man ging hinauf, es war recht warm, doch bald war man in vollem Tanzen

und da sehr liebenswürdige fröhliche junge Damen dort waren, so wurden wir recht vergnügt. Die ersten Tänze gingen sehr gut, nachher wurde man etwas müde. Ich fand eine gute Bekannte aus Mecklenburg, Fräulein Mecklenburg aus Gehmkendorf, mit der ich mich fleißig unterhielt und viel mit ihr tanzte. Sie ist allerliebst, frei, offen, ganz natürlich und lebhaft. So dauerte das Tanzen bis 3 Uhr Morgens. Es regnete stark, wir hatten uns einen Wagen bestellt, er kam aber nicht, da mußten wir zu Fuß gehen. Bei Tagesanbruch gelangten wir nach Hause, halfen Paul noch fort, der nach Harkensee ritt und kamen um 4 Uhr zu Bette. Wir hatten an dem einen Tage doch viel abgemacht; es war eine rechte Forcetour.

Meine beabsichtigte kleine Geschäftstour ins Holsteinische begann ich am 26. Juni. Mit meinem Bruder Fritz und dem jungen Heuck fuhr ich in meinem Reisewagen über Fackenburg nach Margaretenhof. Die Gegend war sehr hübsch, die Wege gut, auch das Wetter. Herr v. Stresow ließ meinen Reisewagen, der mit Bruder Fritz und Heuck vor dem Hofthor wartete, heranholen; beide kamen ganz vergnügt angefahren und nahmen mit uns ein gutes Frühstück ein. Dann fuhren wir weiter. Die Gegend wurde immer hübscher; Holstein ist doch ein schönes Land; wir passirten Rohlsdorf und waren um 1 Uhr in Muggsfelde. Das Wetter begünstigte uns sehr. Durch ein großes, massives Thorhaus fährt man in einen weiten Hof; feste Wirthschaftsgebäude, ein schönes alterthümliches, vornehmes Wohnhaus mit Souterrain und zwei Etagen sind von festen Mauern und einem Burggraben umgeben. Unter der Veranda saß Herr Tamm, seine Frau und Tochter. Sie nahmen uns sehr freundlich auf; man frühstückte, wurde bald bekannt und machte einen Spaziergang in dem wirklich sehr schönen Park. Wir hatten hübsche Aussichten von vielen Punkten auf die eingehägten Koppeln, die hier so recht einheimisch sind, wunderschöne Kühe weideten darauf; kleine Holzungen und Baumgruppen, die an den Ufern kleiner Seen vertheilt waren, gaben dem Ganzen ein recht freundliches Ansehen. Auf dem Hofe schlug ein Pfau sein prächtiges Rad, flog dann auf einen hohen Schornstein und entrollte dort

nochmals seinen Schweif hoch in der Luft. Dann gingen wir zu den Pferden. Sie sind recht hübsch, besonders die Füllen, die auch ausgezeichnet gut gehalten werden und viel Hafer bekommen. Daher sind auch die einjährigen schon sehr groß und stark und ein zweijähriges war wie ein ausgewachsenes Thier. Herr Tamm zieht besonders kräftige und elegante Pferde und hat es recht weit darin gebracht. Man aß sehr gut und fein zu Mittag und war recht vergnügt dabei. Fritz und Heuck fuhren dann in Herrn Tamms elegantem Wagen nach Plön; sie saßen wie die Prinzen ganz glücklich darin. Eine halbe Stunde später fuhr ich weiter zu Herrn Schröder auf Müssen und dann nach Oldesloe. Ich hatte manche Aussichten, neue Geschäfte zu machen.

Am andern Tage ging es nach Mönkhagen zu Herrn Winkler, dann nach Schulenberg, wo ich die Frau von der Hellen, eine geborene Bremerin, traf und manche Beziehungen zwischen uns fand. Bald darauf kam ihr Mann zurück und zwar mit Herrn Carl Hasse auf Hohenholz. Es war eine rechte Freude ihn zu sehen und wenn ich auch nicht gleich Aufträge erhielt, so glaube ich doch später zu reüssiren. Ich fuhr mit Hasse nach Hohenholz und dann nach Krumbeck zu Herrn Pogge, der eine sehr niedliche junge Frau hatte und in einem eleganten hübschen Hause wohnte. Über die schöne Gegend freute ich mich beständig und fuhr wie in einem Garten mit grünen Rasen, Kornfeldern, schönen Wegen, Seen und Holzungen.

In Oldesloe sprach ich den redseligen Wirth, der gern politisirte und raisonnirte über die Einfalt der Lübecker in Verwaltungssachen und alles, was sonst noch ein ergrimmtes dänisches Herz gegen einen mißliebigen Nachbarstaat vorbringen konnte. Ich vertheidigte alles so gut es ging und schwieg schließlich still. Ein Offizier, den ich noch kürzlich in Ratzeburg gesehen hatte, kam als Staatsgefangener durch, er hatte bei einem unglücklichen Duell, bei welchem ein Student erstochen wurde, als Sekundant fungirt. Nach einigen Stunden ging es nach Lübeck zurück. Mit den Resultaten der kleinen Reise war ich ganz zufrieden.

XXII.

Sängerfest in Lübeck. — Mein Vater. — Die Firma Souchay & Suchau.

Es wurde 1844 in Lübeck ein großes Sängerfest gefeiert und am Sonnabend Abend den 29. Juni erwarteten wir die Sänger aus den verschiedensten Gegenden Um halb 5 Uhr ritt Wilhelm mit vielen andern ihnen entgegen; um 7 Uhr sehe ich viele Wagen, welche, mit Flaggen geschmückt, die Holstenstraße in die Höhe kommen. Rasch gehe ich zum Markt und finde dort ein recht lebhaftes Treiben von Menschen, die alle fröhlich und guter Dinge sind. Eine Menge Wagen hielten dort, andere kamen, einige mit vier, andere mit zwei Pferden, die Kutscher hatten die Hüte mit vielen Bändern geschmückt, die Herren Fahnen schwenkend und mit freudeglänzenden Gesichtern Ein guter Bekannter, W. Marty aus Hamburg, ein tüchtiger Sänger, war mit fünf anderen auf einem Wagen in Form einer Punschbowle, der mit vielem Laub verziert war. Eine Liedertafel nach der andern zog heran mit immer neuen Bannern und Fahnen und jeder Wagen wurde mit lautem Hurrah von den Umstehenden empfangen. Die Herren wurden in die Börse geführt, wo sie ihre Quartierzettel und weitere Ordre vom Komitee empfingen. Wir trafen viele Bekannte, es war wie ein wahres Volksfest.

Nach mehreren Stunden kamen wir nach Hause und fanden unsere Gäste schon vor, denn sie waren mit eigenem Wagen gekommen. Es waren Kaufleute aus Altona und Pinnersberg, aus St. Pauli 42. Dann gingen wir zusammen wieder zur Börse, alle festlich geschmückt, und schließlich zum Rathskeller, wo die ganzen Räume mit Guirlanden und Fahnen sehr geschmackvoll verziert, die Stückfässer blank geputzt und mit Transparenten und Inschriften versehen waren.

Beim Kaffe am andern Morgen suchte man sich kennen zu lernen, machte dann einen Spaziergang zum Walle und um halb 11 Uhr begann die erste Probe zum geistlichen Konzert. Viele Sänger waren nicht dort und noch weniger Zuhörer. Direktor Scherling dirigirte und mühte sich eifrig dabei ab, ließ vieles repetiren und schließlich ging es gut. Ein Lübecker Quartett bestand aus zwei Hasses, Conrad Ganslandt und Otto, einem Sänger von Beruf. Bei Tisch waren wir viele und ein Reh, welches uns Herr Tamm von Muggsfelde geschenkt hatte, kam uns sehr zu Statten. Wir tranken einen guten rothen Tischwein, dann Portwein und Madeira. Halb 4 Uhr gingen wir in die zweite Probe und war man als soziales Mitglied mit einer blauen Schleife geschmückt. Bei der Rückkehr fanden wir Herrn Pavenstedt von Neuhof mit seiner allerliebsten munteren Frau in unserm Hause vor. Wir gingen mit ihnen zur Festhalle, besahen den mächtigen Festsaal, die Küche und den reichen Vorrath von Gläsern, Tellern ꝛc., dann gingen wir zum Schützenhofe.

Es wogte förmlich zum Holstenthore hinaus, Kopf an Kopf, ein Wagen hinter dem andern und vor dem Schützenhofe ein großes Publikum, das sich musterhaft ruhig verhielt. Auf dem großen Rasenplatze hinter dem Schützenhause saßen eine Menge Menschen bunt durcheinander, wie an großen Festen, links und rechts waren große Vorkehrungen zur Erleuchtung getroffen und den Hintergrund schloß ein langer hoher Pavillon, dessen Säulen von Guirlanden umschlungen und mit vielen Fahnen verziert waren und auf dessen Spitze die Lübecker Flagge wehte. Eine breite Treppe führte dort hinan, um den Fuß des ganzen Baues hatte man die schönsten blühenden Gewächse gesetzt, so daß das Ganze höchst geschmackvoll und gelungen war.

In diesem Tempelbau wechselten nun die verschiedenen Liedertafeln mit ihren Vorträgen ab. Die Lübecker traten zuerst hinauf und sangen ein Begrüßungslied der Fremden. Emanuel Geibel hatte es gedichtet und Professor Mosche vom hiesigen Katharineum dasselbe komponirt. Nun folgten die verschiedenen Liedertafeln und

sangen ihre schönsten Weisen, dann entstand eine Pause, und darauf spielte ein volles Orchester Ouverturen oder sonstige fröhliche Musik. Die Zuhörer gingen inzwischen hin und her, man sah und sprach Bekannte, wurde hin und wieder Fremden vorgestellt, genug, es war ein lebhafter Verkehr ohne Gedränge und alle in der fröhlichsten Stimmung. Der frische Gesang belebte alle und ich weiß kaum einen zweiten Abend, wo man alles so recht aus vollem Herzen genoß. Es wurde dunkel, die Luft still und milde, der Gesang schallte lauter und feierlicher, die Lampen wurden angesteckt, man war wie in einem Feengarten. Am Pavillon brannte ein Meer von Lichtern. Das Schützenhaus selbst, in welches eine breite Treppe zum ersten Stock führte, die an beiden Seiten mit grünenden und blühenden Gewächsen besetzt war, war von oben bis unten mit leuchtenden Gläsern versehen. Der Blick von oben auf das Ganze war herrlich und alles ringsumher war geschmackvoll, dabei die Musik und die Fröhlichkeit — man hat selten so schöne Feste hier erlebt.

Um 11 Uhr fielen plötzlich zwei Kanonenschüsse und langsam stieg hinter dem Pavillon ein großer Lübeckischer Adler, die vaterstädtischen Farben in einem Schilde auf der Brust, die Flügel, Kopf und Krallen durch einen dichten Saum von Flammen erleuchtet, empor und blieb in einer gewissen Höhe ruhen. Dann stiegen in der Nähe eine Menge Raketen in die Luft und fielen in farbigen Leuchtkugeln nieder. In einem lauten Enthusiasmus gab sich die Freude aller Leute kund, ein Hurrah folgte dem andern, die Trompeten schmetterten dazwischen, die Liedertafeln sangen ein kräftiges Lied und ein Direktor derselben sprach einige warme Worte. Um 11 Uhr wurden alle Sänger von Dr. Fischer zusammengerufen, man sang „Was ist des Deutschen Vaterland" so kräftig und so schön, daß es bis in weite Ferne schallte; damit endete der Gesang. Viele gingen in den großen Saal, wo getanzt wurde, unsere beiden Gäste begaben sich nach dem Rathskeller und blieben bis 2 Uhr dort.

Am andern Morgen nahm das Fest seinen ferneren Verlauf.

Um 10¼ Uhr ging man zur Katharinenkirche, wo ein hübsches Konzert stattfand; dann nach dem Frühstück eilte man zur Börse, wo alle Banner und Fahnen an den Wänden aufgestellt waren. Das Hauptbanner fehlte noch, da brachte man das neue Lübecker, zwei goldene Löwen auf weiß seidenem Grunde, welche Lübecks Wappen hielten. Es wurde mit lautem Hurrah empfangen und nun setzte sich der Zug zu Vieren in der Reihe von der Börse aus in Bewegung, die Lübecker voran.

Unter klingendem Spiel, bei dem Hurrahrufen der Bevölkerung marschirte der lange Zug durch die Stadt dem Burgfelde zu. Hier war eine großartige Tribüne für die Sänger gebaut. Zu dieser stiegen sie hinan, pflanzten ihre Fahnen an den Seiten auf und der Gesang begann. Es waren 400 Sänger und ihre Stimmen schallten über das weite Feld laut und erhebend.

Nach dem Konzert ging es im feierlichen Zuge zur Stadt zurück. Im Johanniskloster, welches als Festhalle diente, waren für 600 Personen Plätze an drei langen Tischen, in der Mitte befand sich ein Büffet, von wo aus alles besorgt wurde. Der Saal war mit Guirlanden geschmückt, die kreuzweise über die Decke liefen, an den Seiten standen viele Figuren und für viele Pforten und Ausgänge war gesorgt. Es hingen Nummern über den Tischen und jeder Aufwärter hatte die Nummer des Tisches am Arm, zu welchem er gehörte. So ging alles in guter Ordnung und man wurde schnell bedient. Das Essen war sehr gut, soupe à la reine, Roastbeef mit Erbsen und Blumenkohl, Dorsch mit Kartoffeln, Schinkenpastete, dann Kalbsbraten und junge Hühner, schließlich Dessert.

Gleich nach der Suppe begannen die Gesundheiten. Senator von der Hude hieß die Gäste willkommen, Professor Classen sprach in kräftiger feuriger Rede auf das Wohlergehen und die Einigkeit des deutschen Vaterlandes, Dr. von Bippen auf die deutschen Frauen und nun folgte, auch von Fremden, ein Toast auf den andern. Besonders gut sprach Bürgermeister Böttcher aus Itzehoe, der wünschte, daß der Merkur auf der Puppenbrücke sich bald umkehren

möge, um den Holsteinern die Hand zum Bruderdruck zu reichen. Ein Redner wurde unterbrochen, weil seine Rede zu langweilig war; sie wurde durch ein lautes Hurrah zu Ende gebracht. Nach und nach wurde es immer stürmischer und nach dem Dessert löste sich die Gesellschaft auf. Alle waren in der frohesten Stimmung, doch blieb alles in den gehörigen Schranken. Zwischendurch sangen die verschiedenen Liedertafeln und besonders zeichnete sich der berühmte Hamburger Tenorist Schäffer aus, der wunderhübsch sang.

Nun wurde ein Zug durch die Stadt vorgeschlagen und gleich darauf rückte man aus, die Hornisten voran mit einem kräftigen Marsch. In der ganzen Fleischhauerstraße hatten die Einwohner ohne Aufforderung illuminirt; sie wurden durch die lebhaftesten Bravorufe für ihre Aufmerksamkeit belohnt. Nach und nach vertheilte sich indeß der Zug, das Volk gewann zuviel Überhand und drängte sich überall dazwischen. So kam denn die Musik mit den Bannern zur Festhalle zurück. Später ging man nochmals zum Rathskeller, doch war hier schlechte Luft und ein schlechter Ton und ich ging um 12½ Uhr nach Hause; unsere beiden Gäste kamen um 4 Uhr. Getrunken wurde heute tüchtig. Um 12 Uhr am andern Tage fuhren unsere Gäste nach vielen Dankesbezeugungen fort.

Mein Vater ist noch immer auf Reisen und wir wissen kaum, wo er ist, denn er schreibt augenblicklich garnicht. Dadurch haben Wilhelm und ich freie Verfügung im Geschäft. Manches Mal sind wir verschiedener Meinung. Er ist sehr bestimmt in allem und ich bin unsicherer. Das äußert sich auch oft in seinen Reden und in seinem ganzen Wesen, was mich dann leicht verdrießt. Er sagte zuletzt mit Thränen im Auge: „Ich habe das allerschlimmste Theil, muß immer zu Hause sein und bin dann meistens mit unserm etwas schwermüthigen Vater zusammen und muß dessen oft finstere Lebensanschauungen hören, habe wenig Freuden im Leben, wenig Liebe und Theilnahme und muß oft recht bittere Sachen anhören." Er hatte Recht und dauerte mich sehr. Wir müssen das Geschäft

beständig im Auge haben und das Vergnügen als große Nebensache betrachten.

Als Wilhelm und ich am 17. Juli, Abends 10 Uhr, vom Gartenhause zurückkamen, fanden wir unsern Vater von seiner Reise zurückgekehrt im Stadthause. Er war gerade im Begriff zu Bette zu gehen; die Reise schien nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Er war noch sehr still und traurig und sprach recht ernst. Mutter, mein Bruder Fritz, meine Schwester Elise und unsere Tante Jette kamen am andern Tage und bewillkommneten ihn auch. Er ist jetzt leider nur noch ein Schatten von dem, was er früher war, bleich und müde, sonst war er Feuer und die Thätigkeit selbst.

Herr Suckau, von der bekannten und bedeutenden Firma Souchay & Suckau, die große Geschäfte nach Finnland macht, will hier in Lübeck eine Weberei von 600 Stühlen einrichten, wenn er ein großes Nebengebäude des Johanniskloſters käuflich bekommen kann. Gut, daß es hier noch solche unternehmende Leute giebt Es bringt mehr Leben hieher und warum sollte dergleichen hier nicht bestehen können? Derjenige Mensch ist hoch zu achten, der seinen Beruf und seine Aufgabe im Leben in vollem Maße ausfüllt.

Mein Vater erholte sich; er hatte eine Badereise nach Aachen gemacht, die ihn angegriffen hatte, die guten Folgen kommen aber nach.

Als ich am Sonntag den 21. Juli früh auf der Travemünder Chaussee wanderte, kam der Travemünder Bote, Tidenbringer genannt, (den Telegraphen kannte man noch nicht), und brachte die Nachricht, daß der Stockholmer Dampfer angekommen sei; damit erwarteten wir unsern Herrn Münchenschreiber von Finnland. Ein Wagen mit Passagieren kam gleich nach ich sah hinein und fand ihn darin. Ein herzliches Willkommen bot ich ihm, setzte mich zu ihm in den Wagen, er erzählte mir vieles, meistens Gutes; er hatte 7000 ℳ Geld und ca. 80 Oxhoft Aufträge mitgebracht, das freute mich recht. Ich stieg bei der Hürstraße aus und brachte die erste Nachricht von ihm nach Hause.

XXIII.

Herbſtreiſe nach Mecklenburg, Berlin ꝛc.

Um 7 Uhr Vormittags trat ich in meinem Schimmelfuhrwerk meine Mecklenburger Herbſtreiſe an. Es ging über Ratzeburg nach Mölln und anderen Tages nach Gr. Zecher; hier wurde ich von der liebenswürdigen alten Frau v. Witzendorf, ihren Kindern und dem Adminiſtrator Lindemann wieder recht freundlich und herzlich empfangen, mußte die Nacht dort bleiben und nach einem reichlichen Frühſtück, wobei man mich mit Melonen und Früchten reichlich verzog, ſchied ich ungern von dieſen prächtigen Leuten. Ich wollte nach Boizenburg. Nicht weit von der Lauenburg-Mecklenburger Grenze werde ich von einem herrſchaftlichen Diener athemlos angerufen und gebeten, ihn zur Stadt mitzunehmen, er wolle Hülfe holen, ſein Herr v. Laſſert ſei heute Morgen durch einen Schlagfluß todt vom Pferde geſunken. Er hatte an der Grenze mit Herrn v. Schöpfer und von Lüken drei Stunden auf den Großherzog von Mecklenburg gewartet, dieſen dann begleitet, ſei aber auf dem Ritt blaß geworden, der Großherzog habe ihn gefragt, was ihm fehle, aber es ſei zu ſpät geweſen und er ſei todt vom Pferde gefallen; Herr von Schöpfer ſei in Karriere nach Boizenburg zum Arzt geritten und er ſolle weitere Hülfe holen. Ich fuhr 3½ Uhr in der Nacht nach Berlin, lernte den jungen Herrn von Barner-Bülow kennen und traf in Ludwigsluſt meinen Bruder Wilhelm, ſo daß wir die weitere Fahrt zuſammen machten, um in Berlin gemeinſam zu wirken.

Es iſt oft ſo im Leben, daß man höher hinaus will, als der eigene Stand es bietet. Das iſt ein Fehler. Will man Kaufmann oder Reiſender ſein, ſo muß man dieſen ſeinen Beruf im vollen Sinne des Wortes ausfüllen. Mit Lebhaftigkeit und Eifer muß

man seinen Beruf ergreifen und gegen Eitelkeit und Stolz kämpfen; später hat man die guten Folgen davon. Sobald man nicht treu seinen Berufspflichten nachkommt, handelt man unrecht. Ich sehe hier in Berlin recht, wie man sich quälen muß, um durch die Welt zu kommen und sich eine einigermaßen gute Existenz zu schaffen; hier sogar mehr als anderwo, trotz so vieler glänzenden Außenseiten und so vieler gebotenen Genüsse.

Wir wohnten in Berlin bei unserm Freunde Jagor im Hotel de Russie und waren sehr gut aufgehoben. Er war unverändert und anhänglich und suchte uns in seinem Hause das Leben möglichst angenehm zu machen. In unsern Mußestunden besuchten wir Charlottenburg, das Krollsche Etablissement und Potsdam, wo wir in der Garnisonkirche mit großem Interesse das Grab von Friedrich dem Großen sahen und ein Waisenhaus für 1200 Soldatenkinder, ein sehr wohlthätiges Werk! Ganz besonders interessirte mich Charlottenhof, ein Lustschloß, welches der König Friedrich Wilhelm IV. geschaffen hat. Es liegt in einem ganz allerliebsten Blumengarten äußerst geschmackvoll. Das niedliche Schloß, das im luftigen hübschen, vom König selbst entworfenen italienischen Styl erbaut wurde, ist umgeben von Terrassen, Volieren, Springbrunnen und Pergolas, die mit Weinreben umzogen sind. Recht hübsch ist ein römisches Bad ganz in der Nähe, den pompejanischen Bädern nachgeahmt. Ein kleines Gebäude schützt die Eingangstreppe, die zu einer großen Vorhalle führt und von Weingeländen gänzlich berankt ist. Außerhalb sind schattige Plätze angebracht auf erhöhten Terrassen mit wirklichen antiken Bänken und Bildhauerarbeiten, die theilweise mit ausländischen Schling- und Schilfpflanzen bekleidet sind. Die Statuen einer Venus und einer Diana in schönstem Marmor stehen in einer Badehalle und ernste ägyptische Priesterinnen mit edlen Zügen, ebenfalls in karrarischem Marmor, bewachen den Eingang. Eine große Wanne aus einem riesigen massiven Stück von sibirischen Bandjaspis ist ein Geschenk des Kaisers von Rußland. Die Badehalle selbst ist oben offen, von einer Säulengalerie eingefaßt und Nebengemächer, zur Ruhe be-

ſtimmt, umgeben ſie. Dieſe ganze Anlage liegt in einem reizenden Garten, der ſie zu einem lieblichen Aufenthalt macht. Sie iſt ein ſchöner Beweis von dem Geſchmack des talentvollen Königs.

Von dem Pfingſtberge hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Menge der Potsdam umgebenden Schlöſſer, Landhäuſer, Holzungen und Gewäſſer. Wir kamen auch nach Glienicke, einer Beſitzung des Prinzen Carl, der ein großer Jagdliebhaber iſt, mit ſchönem Thiergarten, Parkanlagen und hübſchen Ausſichtspunkten.

Wir führen hier übrigens ein ſehr unruhiges Leben. Man geht recht ſpät zu Bette und ſteht doch wieder früh auf; wenn es auch aufregend iſt, ſo hat man hier doch anregenden Verkehr. Der Vormittag iſt ganz und gar den Geſchäften gewidmet; man geht von einer Weinſtube oder einem Weinhändler zum andern, muß dort meiſtens etwas verzehren und Wein trinken und bekommt ſchließlich einen recht heißen Kopf. Übrigens herrſcht im Ganzen hier unter den Wirthen und Weinhändlern ein zuſagender und verbindlicher Ton und wenn man oft auch nicht ſeinen Zweck erreicht, ſo wird man doch höflich behandelt. Das macht das Geſchäft bedeutend angenehmer und hebt das Vertrauen zu ſich ſelbſt.

Am Abend wurde im Schauſpielhauſe „Das Glas Waſſer" gegeben. Man ſpielte außerordentlich gut, Demoiſelle Stich ſpielte die Königin Anna, Frau Crelinger die Herzogin von Marlbourough und auch die Männerrollen waren gut beſetzt. Nach dem Schluß gingen wir wieder zu Jagor, wo wir mit mehreren Freunden beim Abendeſſen zuſammentrafen und höchſt intereſſante Unterhaltungen geführt wurden.

Am andern Morgen liefen wir tüchtig herum, mußten viel Wein trinken, aßen zu Mittag im „König von Portugal" bei Heudtlaß und wurden heißer und heißer. Ich ſchalt wohl gegen das wüſte Leben, das man par force führen müſſe, indeß es half nichts, man muß dadurch. Bei Joſty tranken wir Kaffe und beſuchten dann unſern Freund Wilh. Wattenbach, der in einfacher Weiſe ſein Leben fortführt und erzählte, daß unſer Lübecker Landsmann, der Kaufmann Jacobj, in Berlin beim Könige eine Audienz

nachgesucht habe, um zu bewirken, daß sich Lübeck dem Zollverein anschlösse. Dieser Tage ist auf den König geschossen; es herrscht große Aufregung und das Attentat wird viel besprochen.

Ich verlebte einen höchst angenehmen Abend mit zwei Engländern, Mr. Morati, Neffe des Agitators O'Connell, und einem jungen englischen Offizier, beide kamen von Indien, wo sie lange gereist waren, und erzählten viel davon. Es waren bescheidene nette Leute. Ich war sehr aufmerksam und lernte viel von ihnen. Die Gelegenheit zu solchen Bekanntschaften macht Berlin interessant.

Nun beeilten wir uns in Berlin fertig zu werden, besuchten noch den General v. Doveneck, meines Vaters alten Rittmeister von 1813, wurden sehr freundschaftlich empfangen, und mehrere andere Privatpersonen

Mit Interesse sahen wir auch die Panoramen von Gropius: die Peterskirche in Rom, das Innere einer alten melancholischen italienischen Kirche und Palermo mit seinen schönen hügeligen Umgebungen.

Einen sehr anregenden Abend verbrachten wir wieder bei Jagor. Man wird hier verwöhnt; wenn ich wieder in das etwas einförmige Lübecker Leben komme, fürchte ich einseitig werden zu können.

Wilhelm ist außerordentlich thätig im Geschäft, er hat auf diesen seinen Reisen nichts anderes im Kopf. So muß es freilich auch sein, indeß wahren Genuß hat er dadurch nicht von seinem Leben. Noch lange sprachen wir am letzten Abend mit unserm guten Freunde Jagor; ich halte viel von ihm, erst spät kamen wir zur Ruhe.

Mit dem ersten Morgenzuge fuhren wir von dem lebhaften Bahnhofe nach Cöthen. Die Gegend um Berlin ist öde und traurig. Hier erwarteten wir einen anderen Eisenbahnzug und fuhren nach Magdeburg, sprachen dort noch einen Augenblick beim Hotelwirth Robrahn vor, wo wir den alten Herrn Barkhausen aus Bordeaux trafen, und dann ging es gleich an Bord eines Elbdampfers nach Hamburg.

Von hier setzte ich meine Reise ins Mecklenburgische fort und traf in Boizenburg mein Fuhrwerk wohl an. Auf den schon früher genannten Gütern und auch bei neu erworbenen Kunden machte ich bald mehr, bald weniger Geschäfte. Davon hing oft meine Stimmung ab. Zuweilen wünschte ich, einen anderen Beruf ergriffen zu haben.

Wohlthuende und ermunternde Unterbrechungen bildeten auf dieser Reise das Wiedersehen der lieben Familie Rosenow u. A. Auch auf Roßwitz empfing mich der Pächter Döhn und Frau sehr liebenswürdig. Das alte Schloß auf Roßwitz, welches 1660 von einem Kammerhern v. Viereck gebaut und 124000 Thaler kostete, wurde später verkauft. Es ist sehr fest und herrschaftlich, doch sollte es hier spuken. Ich schlief in dem Zimmer, auf welchem diese Sage ruht, doch passirte mir nichts. An den Thüren des großen alterthümlichen Gemaches sah ich noch die Nachbleibsel des Siegels, welches das Gericht angebracht hatte, um das Geheimniß zu enträthseln. Man hat aber nichts ergründet und wird es wohl auf irgend eine Intrigue zurückzuführen sein, da in den dicken Mauern an einzelnen Stellen verborgene Gänge sein sollen.

Auf Lüburg lernte ich am andern Tage Herrn Baron Schimmelpfennig kennen, der mir nach freundlicher Unterhaltung einen Auftrag gab. In Gnoien erlebte ich eine Judenhochzeit; traf später Herrn von Kardorff, der mir Logis bei sich anbot, da im Hotel die Hochzeitsfeier bis spät in die Nacht dauern würde. Über Anclam, Greifswald erreichte ich Stralsund, welches außer den Festungswerken und dem schönen Blick auf das Meer nichts besonderes Bemerkenswerthes für mich hatte.

Es war am 16. September ein Wettrennen in Neu-Brandenburg. Unter den vielen Bekannten traf ich die Herren Wien von Hohenfelde und Klockmann von Raden und fuhr mit ihnen zur Rennbahn. Letzterer hatte seinen schönen und tüchtigen Hengst Michel Ney hier und war sehr gespannt, ob er siegen würde. Das rege Getreibe interessirte mich sehr; alle wurden sehr aufgeregt als das Rennen begann. Michel Ney betrat allerdings die Bahn, wurde

aber leider zwei Mal geschlagen, das erste Mal vom Hengst Tantalus, das zweite Mal von einer kleinen raschen Stute des Grafen Hahn-Basedow. Recht niedergeschlagen fuhren Herr Klockmann und ich nach Hause, der Großherzog mit Suite dicht hinter uns. Dann begann das Mittagessen beim Gastwirth Lorenz im „Fürstenhof," es wurde stark getrunken. Abends war Ball auf dem Rathhause; er war sehr besucht von den Landleuten und ihren Damen. Ich tanzte viel; es dauerte lange, bis zum andern Morgen 5 Uhr und recht ermüdet kam ich nach Hause.

Mit Herrn von Arensdorf-Krümmel ritt ich auf die Hasenhetze, nach Tisch spielten wir Billard und aßen zu Abend. Es kamen noch einige Adelige zum Besuch. Man spielte, doch hielt ich mich davon zurück.

So ging es weiter durch die Priegnitz, dann nach Rostock und Umgegend und ich war froh, dann in die Neubukower Gegend zu meinen alten Freunden, den Herren Stolterfoht, Nölting ꝛc. zu kommen, die mir als Landsleute so lieb und werth waren. Bei Ersterem in Altenhagen war gerade Erntebier und das Originelle desselben machte mir viel Spaß. Das Fest wurde im Milchkeller gefeiert, dessen Fußboden aus rothen Ziegelsteinen besteht. Ein brillanter Erntekranz mit Goldpapier, rothen Bändern und Blumen hing an der Decke, einige spärliche Lichter beleuchteten eine Menge kräftiger Knechte und Mägde, denen die Freude und Wonne aus den Augen strahlte. Es war der größte Theil der Gutsbevölkerung, alt und jung, groß und klein, hier versammelt und jeder suchte auf seine Weise sich zu amüsiren. Der Inspektor ist fast beständig gegenwärtig, um den zu kräftigen Freudenäußerungen Einhalt zu thun und bei dem aufgelegten Bierfasse Wache zu halten, das zu Jedermanns Gebrauch offen dalag und fleißig sowohl von weiblichen wie männlichen Personen in Anspruch genommen wurde. Auf einem erhöhten Podium saßen die Musiker, eine Klarinette, Violine und Baß, und mit Engelsgeduld spielten sie die bestellten Tänze, die fast ohne Zwischenpausen aufeinander folgten. Hübsche kräftige Mädchen tanzten mit wahrem Feuereifer unermüdlich und

in rascher Folge, in schönstem Staat, namentlich in grellen Farben und einen breiten Strich um ihre Mützen. Ihre Haupttänze sind schneller Walzer, Jäger, Schottisch, alle in merkwürdigen Stellungen und Umfassungen bei beständigem Gejuche und Geschrei, die Knechte die Hüte und Mützen auf dem Kopfe. Dann folgen ihre Nationaltänze, wie Langer Englischer, Kußanglaise und Trippelschottisch mit verschiedenen Touren. Diese werden, wenn sie französisch sind, übersetzt, chaine in schön dörch, tour de main in Jeder mit sien ꝛc. Originell ist der Großvatertanz.

Bei Herrn von Storch in Parchow war ich zu Mittag am andern Tage eingeladen. Das junge Paar ist höchst elegant eingerichtet, sie zeigten mir den Garten und das ganze Haus und ich wurde als alter Bekannter angesehen.

Andern Tags war Mittagsgesellschaft bei Herrn Warnke-Detershagen; ich mußte also bleiben. Am Morgen besah ich seine Pferde, seinen schönen Vollbluthengst „Recrut" und bildschönen Halbbluthengst „Midshipman." Nach und nach kamen v. Storch, Stolterfoht, Nölting und Staunau mit Frauen. Ich saß neben letzterer und waren wir ganz vergnügt. Nach Tisch wurden die Pferde nochmals mit vielem Interesse besehen.

So verkehrte ich einige Tage in dieser Gegend in den genannten befreundeten Familien und wandte mich dann nach Wismar zu. Bei Herrn Kaufmann H. Marty, einem Lübecker, fand ich freundliche Aufnahme, wurde zu Mittag eingeladen und traf dort Herrn Krell von Schönberg, der meinen Vater kannte, den Hofrath Zöllner aus Schwerin, Bekannten unserer Familie, einen rechten Hofmann, immer artig, immer gefällig, dann Herrn Kaufmann Köster, einen echten Wismaraner, der mit großer Selbstzufriedenheit auftrat. Frau Marty hatte eine gewinnende Liebenswürdigkeit und freute es mich recht sie zu sehen. Sie war sehr freundlich und erkannte ich dieses recht dankbar an, denn ich werde auf der Reise oft sehr eingeschüchtert und verliere dann leicht das Selbstvertrauen. Herr Krell bat mich, ihn in Schönberg auf seinem Gute zu be-

ſuchen, was ich auch thun werde; er ſagte, ſeine ganze Umgegend nähme ihren Wein von Schultz in Lübeck.

In Schwerin wurden meine Angelegenheiten bald erledigt und an einem der nächſten Nachmittage kam ich zu Herrn Krüger in Gr. Weltzien, wo ich gern bin. Er iſt froher heiterer Natur und ſo ſtimmten wir recht miteinander überein. Ich hielt mich wohl länger hier auf, als ich nöthig hatte, und fuhr dann zum jungen Herrn v. Böhl-Gottmannsförde, einem Schulkameraden, fand freundliche Aufnahme und kam dann über Gadebuſch nach Roggendorf, wo Herr Stolterfoht, Bruder des Altenhäger, wohnte und Fräulein v. Motz, eine ſehr beliebte Balldame ſeiner Zeit in Lübeck, jetzt zur Frau hat.

So ſchloß ich denn hiermit dieſen Herbſt meine Geſchäftreiſe und kam am 25. Oktober wieder in Lübeck an. An mein vieles Abreiſen und Zurückkommen iſt man hier im Elternhauſe ſchon ſo gewöhnt, daß eigentlich wenig Aufhebens davon gemacht wird; genug, ich war bald wieder im alten gewöhnlichen Gleiſe.

XXIV.

Zu Hauſe. — Das neue Hamburg. — Kiel. — Das Jahr 1845. — Eiſenbahnverbindung Lübecks. — Reiſe nach Mecklenburg.

Eine ruhige Zeit begann, ich widmete mich nach geordneten Reiſeberichten wieder den Kellergeſchäften und arbeitete nach geregelten Stunden wieder tüchtig mit. Zu ſchriftlichen Arbeiten komme ich weniger. Fr. Krüger, jetzt ſchon Rechtsgelehrter und Anwalt hier am Ort, beſuchte uns öfter, er hat geſunde Anſichten und will gern weiter. Einmal kam er mit meinem Vater etwas in Disput wegen der hieſigen Verfaſſung.

Das unregelmäßige Leben auf Reiſen übt doch einen nachtheiligen Einfluß auf mein ganzes Weſen aus und die Energie, ſich

zu Höherem aufzuschwingen, fehlt oft. Fünf Mal in der Woche müssen mein Bruder Wilhelm und ich gewöhnlich eine Partie Boston-Whist machen und da bleibt wenig Zeit zum Selbststudium. So verzage ich leicht und das ist ein Fehler Das Jahr neigt sich seinem Ende zu und die üblichen Arbeiten am Jahresschluß werden vorgenommen. Das Lagerinventarium wird aufgeschrieben und dann berechnet.

Es herrschte voller Winter; Wilhelm und ich machten einen dreistündigen Schlittschuhlauf, der that uns unendlich wohl. Der Geist wird frei, das Blut leicht, das Herz froh. Gottlob befand sich Vater auch besser, er war eingehender und fröhlicher als sonst, ganz besonders beim Boston-Whist und auch die Unterhaltung beim Abendessen wurde dadurch viel heiterer. Wilhelm und ich machen viele und oft recht lange Spaziergänge mit ihm.

Ich machte einen Besuch bei Herrn Münchenschreiber, hauptsächlich um seine alte Schwiegermutter wiederzusehen. Ihre Tochter Marie, Herrn Münchenschreibers Frau, deren Hochzeit ich oben in Neder-Calix 1841 mitgemacht hatte, ist im ersten Wochenbett gestorben und so ist die alte Frau hier fast allein. Sie ist 77 Jahre alt und liegt seit vorigem Herbst, wo sie ihre Tochter verlor, stets zu Bette. Ihre Lage ist unglücklich; Hunderte von Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, ist sie hier von wenigen gekannt und geliebt Sie jammerte leise über den Tod ihrer Tochter Marie; mit so schönen Hoffnungen sei sie übers Meer gegangen; sie erinnerte sich mit Wehmuth unserer gemeinschaftlichen Reise von Stockholm nach Travemünde, wie sie sich mir so angeschlossen, dann auf dem hohen Wagen meinen Arm so angstvoll angefaßt habe und nun sei alles vorbei. Hätte sie den guten Papa Münchenschreiber nicht, so wäre sie ganz verlassen und habe keinen, den sie lieb haben könne. Herr Münchenschreiber kam zu uns und war wirklich so liebevoll und freundlich gegen sie, daß sie recht getröstet wurde. Sie bat ihn, sich auf der bevorstehenden Reise recht in Acht zu nehmen, auch schon ihretwegen. Wie freute ich mich, sie aufgesucht zu haben, denn ich hatte der alten Frau eine frohe Stunde bereitet. Herr

Münchenschreiber ist ein herzensguter Mensch, alle, die ihn kennen, lieben ihn und sein Interesse fürs Geschäft ist so groß, als sei es sein eigenes.

Es herrscht große Kälte und man sehnt sich nach milder Witterung. Herr Münchenschreiber reiste am 15. Dezember nach Finnland ab; ich begleitete ihn, als er mit den Schimmeln fortfuhr, bis Stockelsdorf.

Unseres Vaters Befinden ist wieder garnicht gut, er ist schweren Sinnes und sieht elend aus, schläft bis 10 Uhr und geht früh zu Bett. Das Weihnachtsfest soll nicht gefeiert werden. Es ist eine melancholische Zeit.

Ich wollte gern auf einige Tage nach Hamburg, erhielt meines Vaters Einwilligung und fuhr am 17. Dezember mit der Diligence dahin. Die Stadt ist schon ziemlich wieder aufgebaut, die Vorstadt St. Georg hat sich recht herausgemacht und hat freundliche Straßen. Auch im Innern kann man schon sehen, wie die neue Stadt wird. Trottoirs sind schon an den Seiten, wohin die neuen Häuser kommen, gelegt, und die Namen der neuen Straßen sind auf Brettern angeschrieben. Man ist noch mit vielen Erdarbeiten beschäftigt, zwei Fleete (Kanäle) werden zugeworfen und dort, wo noch keine Häuser sind, werden die Keller bis zum Niveau der Fluth ausgegraben. Einige Häuser sind sechs bis sieben Etagen hoch und manche derselben sehr schön Die Plätze werden enorm bezahlt und es beginnt schon jetzt die Befürchtung, daß man die Häuser nicht wird vermiethen können, weil viele leer stehen und zu hoch gebaut sind. Der Bazar am Jungfernstieg, der von Herrn Sillem gebaut wird, ist noch nicht fertig und hat schon 7 bis 800 000 Mark gekostet. Die Tonhalle ist noch im Bau, bekommt große Konzertsäle und im Erdgeschoß eine Menge Läden. Dann baut man das Viktoriahotel in fürstlicher Weise aus; es soll inwendig prachtvoll eingerichtet werden.

Ich ging auf den Jungfernstieg, der jetzt ganz um das Alsterbassin herumgeführt und eine der schönsten Partien von Hamburg wird. Es ist in dieser Art das Überraschendste, was man

nur sehen kann, und soll mit den schönsten Häusern besetzt werden. Das Hotel St Petersburg bekommt einen großen Balkon mit schöner Aussicht auf den Jungfernstieg und eine Hinterfronte zur Ferdinandstraße. An der Ecke des Jungfernstieges und Neuen Bleichen haben die Herren Harmsen & Bramer (Magazin hollandais) einen eleganten Putz- und Manufakturladen etablirt, wo drei enorme Bogenfenster mit Spiegelscheiben sich recht hervorthun und mit den elegantesten Modeartikeln ausgefüllt sind. Namentlich jetzt in der Weihnachtszeit thut Jeder sein Möglichstes, um die Läden schön auszuschmücken.

Am Jungfernstieg liegt ein schönes Haus, das dem Bürgermeister Kellinghuysen gehört, bei dem nichts gespart ist. Meistens sind die neuen Häuser in verschiedenen Baustylen, eines auch im Lübecker Geschmack mit hohem Treppengiebel. Die Häuser in der Ferdinandstraße sind deshalb besonders hübsch gelegen, weil sie von der Rückseite eine schöne Aussicht auf das Alsterbassin haben.

Abends sah ich im Thalia-Theater zwei recht hübsche Lustspiele, in den Zwischenakten spielte ein gutes Orchester fröhliche Tänze und Weisen, die das Publikum in heitere Stimmung versetzten.

Der Besuch der Börse war mir interessant, sie macht einen großartigen Eindruck. Eine Masse Menschen wogt auf und nieder und auf den Galerien klang ihre Unterhaltung wie ein lautes Gebrause. Jede verschiedene Branche des Handels hat ihren Platz an den Pfeilern, die Weinhändler bei 16 und 17, die Banquiers auf der anderen Seite gerade gegenüber u. s. w. Viele Nachrichten sind an den Wänden angeschlagen, Schiffsberichte, politische Begebenheiten, Fallissemente ꝛc., so daß man sich von allen kaufmännischen Sachen gut unterrichten kann.

Die Oper „Tell" ließ mich kalt, es wurde nur flau gespielt, das Haus selbst ist zwar groß, aber sonst kahl und geschmacklos. Es war erschreckend leer.

Ich machte auch neue Besuche bei Weinhändlern, die viel mit mir probirten; bei D. A. Cords Söhne, Springhorn & Dencker

und Lorenz Meyer. Von einzelnen wurde ich eingeladen, theils zu Mittag, theils zu Abend und machte manche interessante und lehrreiche Bekanntschaften. Dem Obersten Hodges machte ich im Konsulat meinen Besuch, er sagte: „Mistress Hodges will also by very happy to see you.“ Ich traf die Dame leider nicht.

Auf der für 1 250 000 Spezies neu erbauten Bahn reiste ich auf einen Tag nach Kiel. Bei schönem klaren Frostwetter besuchte ich Herrn Mertens, der, wie auch sein Kompagnon Biscamp, bei uns im Geschäft gewesen war. Mit Letzterem wanderte ich an dem Hafen entlang nach Düsternbrook und der Badeanstalt Es war ein herrlicher Tag, wir gingen durch schöne Buchenholzungen bei einigen niedlichen Gartenhäusern vorbei, hatten fast beständig den schönen breiten Hafen zur Seite, nach Bellevue, wo man den ganzen Hafen übersieht und das offene Meer vor sich hat.

Am Abend fuhr ich nach Hamburg zurück und am folgenden Tage nach Lübeck. Es war Weihnachtsabend; Hermann Gaden, der zum Besuch von Bordeaux gekommen, hatten wir viel zu fragen und zu erzählen. Roses mit ihrem kleinen Jungen zogen Abends bei uns ein, ein Tannenbaum mit Lichtern brannte auf dem Tisch, ich brachte meine Geschenke, die ich in Hamburg gekauft hatte, mit, mein Vater ging leider fort; Hermann Gaden freute sich mit uns an der Fröhlichkeit des Kleinen über die Lichter und Spielsachen. Wir Herren gingen dann zum Rathskeller, hörten dort die Musik, trafen uns aber bald wieder beim Abendessen, wo, wie gewöhnlich, Karpfen verzehrt wurden.

Still verlief auch der erste Weihnachtstag und am zweiten war mein Geburtstag. Ich nahm liebevolle Glückwünsche entgegen. Vater theilte mir mit, daß ein Brief von Paul eingetroffen, in dem er melde, daß er die Inspektorstelle bei Herrn von Warburg-Quadenschönfeld erhalten habe, die ich ihm eingeleitet und verschafft hatte. Mein Vater war sehr erfreut darüber, es heiterte ihn für den ganzen Tag auf. Den Abend feierten wir im Theater, es wurde „Moritz von Sachsen“ gegeben. Franz kam zum Besuch aus Mecklenburg, Vater beschäftigte sich viel mit ihm und Abends

war eine Gesellschaft bei uns. Es kamen der junge Dr. Unruh, Krüger, Aug. Siemssen und Hauptmann von Bültzingslöwen. Man machte eine Partie, unterhielt sich gut und ging es beim Abendessen recht lebhaft zu bis 12 Uhr.

Andern Tags kam Paul von Harkensee, um demnächst seine Stelle bei v. Warburg anzutreten. Als wir ihm sagten, es sei doch recht gut, daß er diese Stelle bekommen habe, meinte er: „Ja wohl, aber so ganz recht ist es mir doch nicht, denn Herr von Warburg ist ein heftiger Mann, der schon mehrere Inspektoren nacheinander entlassen und einen Knecht in seiner Gegenwart tüchtig heruntergemacht habe" Mein Vater erwiderte ihm: „Wenn Herr von Warburg seine Leute strenge nimmt, so ist das bei einer so großen Wirthschaft nothwendig und gut. In Harkensee geht es gleichgültiger zu. Da Herr von Warburg ein guter Landmann und gerecht ist, so ist es Dir selbst recht gut, denn Du paßt besser auf. Da er Dir selbst freundlich entgegengekommen ist, er Dir selbst sagte, daß er heftig sei, da auch seine Frau freundlich mit Dir gesprochen hat und Dir gefällig sein will bei Besorgung von Wäsche ꝛc, da Du ferner ein sehr großes Gehalt bekommst, so weiß ich wirklich nicht, was Du noch mehr willst. Gehe nur bei zweifelhaften Fällen offen zu Herrn von Warburg, frage ihn, sage ihm Deine Meinung, sei wahr und thue Deine Pflicht und Schuldigkeit, dann wird Herr von Warburg schon mit Dir zufrieden sein. In Deinen schriftlichen Arbeiten kannst Du Dich von jetzt an bis Ostern noch reichlich nachüben und dann bist Du in der Reihe." Diese Reden, die energisch geführt wurden, gingen Paul zu Herzen, er ging mit frischem Muth ans Werk. Ich glaubte auch, daß er gut fortkommen würde, und die Folge bewies es, denn er blieb mehrere Jahre dort zur großen Zufriedenheit von Herrn von Warburg. Als 1848 mein Bruder dort fortging, bat Herr von Warburg ihn nochmals wiederzukommen, da die Gutsleute unruhig geworden wären und ihm viel Noth machten.

So begann das neue Jahr 1845. Wilhelm und ich machten einen Besuch im Sterbehause der alten Frau Reddelien, der Mutter

meines Vetters und Freundes von London, dann auch im Hause des alten Großonkels Menze, der, 84 Jahre alt, starb. Wie oft hatten wir von seinem Fenster aus am 18. Oktober das Militair vorbeimarschiren sehen.

Hin und wieder mache ich Abends mit meiner guten Mutter eine Partie Schach, die sich dann gewöhnlich recht lang hinauszieht.

Im Geschäft ist jetzt viel zu thun; wir rechnen das Inventarium des Winterlagers aus. Die Stimmung meines Vaters ist fast immer ernst und gereizt.

Ein Brief meines Vaters.

Lübeck, den 7. Februar 1843.

. . . . Mir scheint das erste Resultat Deiner Bemühungen kein schlechtes zu sein und erfüllt mich mit Hoffnung, daß es immer besser werde, je mehr Du bekannt wirst. Mühe wird es kosten, das weiß ich, aber Du wirst nicht allein Vortheil, sondern auch Ehre von der Sache haben. Schon mehrfach hat man zu Wilhelm gesagt: „Bis jetzt hat er nur zum Vergnügen gereist, er wird sich aber wundern, wie es in Geschäften zugeht.“ Kehre Du Dich an nichts, gehe Deinen Weg, wir wollen Dich unterstützen, so weit unsere Gaben und unsere Kräfte reichen. Wilhelm ist denn auch am Freitag Abend 10 Uhr, den 3. dieses Monats, mit der Schnellpost von hier gereist, ist den nächsten Tag nur bis Ludwigslust gekommen, da keine Post weiter ging, und hat die Zeit seines Aufenthalts dazu benutzt, ebenfalls unsere Kunden zu besuchen. Morgen oder übermorgen erwarte ich wieder Briefe von ihm aus Berlin. . . . . Mit den Aufträgen wird es schon besser werden, wenn Du erst mehr bekannt bist. Mit der Thür ins Haus zu fallen hilft auch nicht, wenigstens nicht für die Dauer. Thätig mußt Du sein, das versteht sich von selbst, aber vor allem sei umsichtig. Suche die Eigenthümlichkeiten, den Charakter, ja, die Schwächen jedes Einzelnen zu erforschen und darauf zu wirken, ohne Dir etwas zu

vergeben. Wie ich Dir schon neulich sagte, werde den Leuten interessant, dann kommen die Geschäfte hinterher. Mache Dich geltend, aber ohne zu prahlen, ohne Dich vorzudrängen. . . . .

Am Sonntag den 12. Januar 1845 ging ich zur Kirche, Pastor Funk predigte in der Marienkirche, die feierliche Orgelmusik vorher, die festen inhaltreichen Worte, welche er sprach, seine Ermahnungen, genug, alles stimmte ernst und feierlich. Man denkt mehr und tiefer über seine Zukunft, Zweck des Daseins, Leben und Handlungen nach und legt einen festen Grund zum Weiterbauen.

Dieser Tage besuchte uns der junge Albert Gröning aus Bremen, Sohn des Bürgermeisters daselbst; er blieb den Abend bei uns und ging um 9½ Uhr fort, um noch mit seinen Universitätsfreunden Dr. Krüger, Overbeck ꝛc. zusammenzutreffen. Ich besuchte ihn 1842 im Winter in Göttingen, wo er mit den zuletzt Genannten studirte.

In den Zeitungen stand am 16. Januar, daß Mecklenburg an Lübeck die solenne Versicherung gegeben habe, bei einer Anschlußbahn nach Hagenow nicht im Wege sein zu wollen. Dies bewirkte Lübeck dadurch, daß es zusagte, der Durchführung der Bahn von Hamburg nach Berlin durch die Vierlande nicht hinderlich sein zu wollen. Eine Hand wäscht die andere. Wahrscheinlich ist es aber doch wohl, daß wir eine Bahn zum Anschluß an die Hamburg-Berliner Bahn in Büchen bekommen. Dorthin schließt sich dann Lauenburg an, dann geht es nach Lüneburg und Hannover, worüber schon hannoversche Kommissaire verhandelt haben. So ist denn doch einmal ein Hoffnungsstrahl für Lübeck aufgegangen mit besseren Aussichten für die Zukunft, weil wir dann einem größeren Eisenbahnnetz angeschlossen sind. Hierüber wird jetzt viel in unserer Stadt gesprochen und verhandelt. Sonst leben wir gleichmäßig weiter.

Wieder kam die Zeit zur Abreise nach Mecklenburg. Wieder war mein erster gemüthlicher Aufenthalt in Gr. Zecher. Es ist ein herrlicher Besitz, der aus folgenden Gütern besteht: Gr. Zecher,

Hakendorf, Marienstedt, Seedorf, Bresahn, Butto und bei Gadebusch das Gut Wibelsfelde. Auf allen diesen Gütern sind keine Schulden, sondern im Gegentheil noch 80 bis 90 000 Thaler freies Vermögen. Wir waren nur vier Personen bei Tisch und Frau v. Witzendorf schlug vor, mit ihnen nach dem Nachbargute Tesdorf zu Herrn v. d. Lühe zu fahren, wo sie sich hatten anmelden lassen. Die rasche Fahrt in dem eleganten Wagen, mit vier schönen Pferden bespannt, in Gesellschaft der Damen und des Herrn Lindemann machte mir viele Freude, alle waren sehr heiter, wir rasselten durch Zarrentin und hielten bald vor der Thüre des Herrn v. d. Lühe. Er kam zum Empfange an die Hausthür, ein gewandter liebenswürdiger Herr. Frau Generalin v. Both, die Schwiegermutter, empfing uns alle sehr freundlich, sprach viel und interessant, man trank Kaffe und nachher gingen die Herren ins Rauchzimmer. Eine feine wohlthuende Freundlichkeit und Lebensart kann man den Adeligen nicht absprechen, so daß man sich bald wie zu Hause fühlte. Sie haben sechs Kinder, die ältesten sind Mädchen, 13 Jahre alt und wirklich hübsch und gewandt. Der Hauslehrer ist musikalisch und sang sehr gut, damit verging die Zeit schnell und interessant. Um 8½ Uhr fuhr unser Vierspänner wieder vor, Herr v. d. Lühe war sehr verbindlich und wollte uns vielleicht in Lübeck wieder besuchen. Die Rückfahrt ging langsam, denn Vorsicht war bei den unebenen Wegen nöthig; es war schöner Mondschein.

Am andern Morgen wanderten die Damen mit mir in ihrem Park und zu Mittag hatte die gute Frau v. Witzendorf ein Gericht Muränen, Fische, die nur hier im Schallsee gefangen werden, kommen lassen, die mir natürlich herrlich schmeckten. Nach dem Kaffe fuhr ich nach herzlichem Abschied weiter, mit der aufrichtigen Einladung, auf der nächsten Reise wiederzukommen. Bei meinem guten Bekannten Krüger-Weltzien traf ich seinen Schwager Berkemayer in Thurow. Letzterer lud mich ein, ihn zu besuchen.

In Schwerin, wohin ich jetzt fuhr, war Hofball im Theater, den ich auch besuchte. Alles war glänzend, herrlicher Saal mit Parquetfußboden, schöne Kronleuchter, viele Lampen, an drei Seiten

Galerien für die Zuschauer, Seitenpfeiler in Gold und Weiß, prachtvolle Möbeln und sonstige Verzierungen. Wir hatten sehr schöne Musik, wohl an 400 Personen waren gegenwärtig und als Hauptpersonen die verwittwete Großherzogin Paul Friedrich, der Großherzog selbst und seine Schwester. Außerordentlich viele schöne Damen und junge Mädchen sahen wir dort, auch die Prinzessin ist recht hübsch und hat ein gewandtes, elegantes Benehmen. Dann zeichneten sich besonders aus: zwei Fräulein v. Lützow, zwei Fräulein v. Klein, Fräulein Freese, die Tochter des Hofarztes, Fräulein Goldschmidt, Fräulein v. Bülow, Fräulein v. Plessen und zwei Fräulein v. Kalden. Ich fand mich bald in das Gewirr hinein, traf Bekannte, sprach viel mit deren Damen, wurde häufig vorgestellt, tanzte tüchtig und amüsirte mich sehr gut. Den Kotillon tanzte ich mit einem niedlichen Fräulein Brückner, Tochter des Geheimen Medizinalraths Brückner aus Ludwigluſt. Die Offiziere und auch der Großherzog selbst waren in schwarzem Frack und weißer Halsbinde. Oberhalb der Galerie aß man in einem Saal.

Ich fuhr nun in die Umgegend von Crivitz, besuchte viele Güter und habe mir schon manche Freunde und dadurch Kunden gewonnen, allerdings erfährt man auch manche Täuschung; das Glück und der Erfolg wechselten. Ein Herr Köhn-Rosenow sagte mir, ich hätte große Ursache mit meinem Schicksal zufrieden zu sein, und er hat Recht. Tausende haben es nicht so gut, ein frohes Herz, Gesundheit und einen guten Namen, dabei brave Eltern und viele gute Freunde. Ich beneide niemanden und habe auch keine Ursache dazu.

In Prestin wohnt ein Edelmann Herr v. Pressentin. Der Bediente, der an meinen Wagen kam, war ein Lübecker, er meldete mich an, ich hörte von draußen, wie er sagte, wer ich sei, dann auch die Antwort: „Ach, weiter nichts?“ Indeß die weiteren Erklärungen des Bedienten schienen etwas zu wirken, denn ich wurde angenommen und freundlich behandelt. Der alte Herr war ein guter alter Landjunker, aber dieses Mal verkaufte ich leider nichts, später wurde er ein treuer Kunde und blieb es lange Jahre.

Eine unerwartet freundliche Aufnahme fand ich beim Baron Rodde in Zibühl, der entfernte Verwandte in Lübeck hat. Er erkundigte sich viel nach Lübeck, zeigte mir seine Pferde und war sehr artig. Im Grunde sind die Edelleute meistens gutmüthig und wohlwollend, nur in den äußerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen haben sie ihre Vorurtheile.

Die Nacht blieb ich in Güstrow; es war der 11. Februar. Am andern Morgen 5 Uhr fuhr ich fort. Es war dunkel und sehr kalt, wohl 14 Grad, mich fror und ich ging viel zu Fuß nebenher. Dann ging die Sonne klar und roth auf, ein herrlicher Wintertag brach an, man befindet sich so leicht und frei bei schönem Wetter, die Natur tröstet in den meisten Dingen auch mich. Ich sah dankbar hinauf zum lieben Gott und faßte neuen Muth.

Ich mache viele neue Besuche, namentlich auf Gütern; es ist ein mühseliges Fahren, man trifft auch nette freundliche Leute, aber der Erfolg ist nur schwach. Es gehört viel Geduld dazu, doch muß ich oft an meines Vaters Rath und Lehren denken. Hin und wieder kommen kleine Erfolge nach großer Beharrlichkeit. Ein Herr D. in Wohlde bei Stavenhagen sagte zu einem andern, so daß ich es hörte: „Er ist doch fix! Später nehme ich all meinen Wein von ihm."

Bald darauf kam ich nach Neu-Brandenburg und hatte viele Unannehmlichkeiten. Bei einem Steuereinnehmer Blume, der starb, erhielt ich nur 50 % aus der Masse; Gastwirth L. zahlte nicht, es steht schwach mit ihm; Pferdehändler St. verspricht Zahlung und hält nicht Wort; genug, ich hatte viele Sorge und Noth und wußte mir kaum zu helfen. Aussprechen konnte ich mich hierüber gegen Niemand. Es mahnt zur Vorsicht.

Ich fuhr nach Neustrelitz. Man sieht doch zuweilen viel Elend. In einem Kruge lag die Frau schwer krank, man sah ihren Zügen an, daß sie bessere Tage gesehen hatte, sie war ganz gelähmt, hatte viele Brustschmerzen und war schon 3 bis 4 Monate bettlägerig. Es herrschte Armuth, der Mann trinkt, die Wirthschaft ist klein, das Haus zum Umfallen. Durch große Haiden und Tannenwaldungen kam ich über Rheinsberg ins Preußische und dann nach Berlin.

XXV.

Aufenthalt in Berlin. — Jenny Lind. — Maskenball. — In der Neumark. — Zurück nach Lübeck.

Am Abend nach meiner Ankunft in Berlin ging ich in die Oper, wo Jenny Lind singen sollte. Ich bekam noch einen Platz auf dem zweiten Rang zu 2½ ℛ, war sehr gespannt und am Schluß sehr befriedigt. Das Publikum strömte förmlich ins Haus. Man gab die „Nachtwandlerin". Die Entree des Hauses ist prächtig. Durch hell erleuchtete Korridore gelangt man in die Logen. Alle Verzierungen sind in Weiß und Gold gehalten, welches sich bei dem vielen rothen Plüsch und der strahlenden Beleuchtung elegant abhebt. Die königliche große Loge ist noch prachtvoller; ein goldener Adler krönt die Spitze und schwere Atlasvorhänge befinden sich an den Seiten und gehen bis zum dritten Rang hinauf, sie sind mit unzähligen Goldtroddeln eingefaßt. Die Musik begann, das Orchester spielte ausgezeichnet. Der Vorhang ging auf. Man hat in den Theatern der kleinen Städte keine Vorstellung von der Vollendung der Kunst auf diesem Gebiete. Fräulein Jenny Lind erschien und sang. Diese Reinheit und Weichheit der Töne, die klare Aussprache, das wirklich seelenvolle Spiel, die große Fertigkeit der Koloraturen, wobei man doch jeden Ton unterscheiden kann, ist bewundernswürdig. Es muß großen Fleiß und viele Übungen gekostet haben, es so weit zu bringen. Ich war ganz entzückt. Andere Künstler wie Mantius, Böttticher ꝛc. verschwanden dagegen ganz. Jenny Lind übertraf alles. Man fühlte recht, welch hohe Genüsse uns hier geboten wurden im Gegensatz zu der gewöhnlichen Prosa des Lebens. Die Arie „Laß die theure Hand mich drücken" sang sie mit soviel Liebe und Innigkeit, daß man ganz hingerissen wurde, und die Scene im zweiten Akte, wo sie fälschlich beschuldigt wird, spielte

sie so wahr und mit solchem Feuer, daß man sah, welch tiefen Eindruck es bei allen Zuhörern machte. Je weiter man im Stücke kam, desto mehr interessirte man sich dafür und man bedauerte es sehr, als es zu Ende ging. Auch die Musik war herrlich. Voll Enthusiasmus ging ich fort, man war ein ganz anderer Mensch, viel leichter, lebhaft und munter, so wie man eigentlich immer sein sollte.

Ich ging zum Hotel, traf dort Jagor, mit dem ich viel über Musik und dann über ernstere Gegenstände sprach. Wir stellten, ähnlich wie vor einigen Jahren in Frankfurt a. M., Betrachtungen an über unsere gegenseitigen Lebenslagen und fanden, daß wir tausendfach glücklicher wären als Millionen andere Menschen. Wir konnten auf die kleinen Mühseligkeiten hinabsehen, die man oft als unübersteiglich darstellt. Wir hielten unser Geschäft eigentlich für schwer und drückend, aber die Sorgen sind uns heilsam; wir meinten, die Gewöhnlichkeiten des Lebens seien oft unerträglich, doch sie lassen uns das Schöne in der Welt um so höher schätzen. So sprachen wir bis 2 Uhr Morgens und selten ging ich mit solcher Zufriedenheit und innerem Glück zur Ruhe wie heute. Man muß stets gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens gerüstet sein und nicht verzagen.

Am andern Tage wurde ich sehr in Anspruch genommen und war derselbe sehr ereignißvoll für mich. Ich besuchte zuerst einen Fleischwaarenhändler Niquet in der Jägerstraße, der mich zu einem der nächsten Tage zu sich einlud, ging dann in ein großes Restaurant bei Milenz, wo ich Aussichten zu Geschäften hatte, frühstückte mit Herrn Daumer, der Hauptagent für das Champagnerhaus Jacquesson & fils war, und lernte dort einen bedeutenden Wiener Weinhändler kennen. Dann aß ich mit dem jungen Flügge aus Gr. Helle in Mecklenburg bei Heudtlaß im Hotel St. Petersburg zu Mittag. Er machte später eine gute Karriere, kaufte sich das Gut Speck bei Stettin, verheirathete sich, wurde Reichstagsabgeordneter und übernahm, als sein Vater starb, die große Besitzung Gr. Helle. Er ist ein sehr gescheuter Mensch mit guten Anlagen; wir führten eine interessante Unterhaltung

Nach dem Kaffe gingen wir ins Schauspielhaus und sahen „Dr. Wespe." Schneider spielte ausgezeichnet, auch Gern; wir lachten herzlich und Flügge wurde lebendig. Wir gingen dann zu Koblank, lasen die Zeitung, tranken Thee und um 10 Uhr trennten wir uns.

Um 11 Uhr machte ich Toilette und fuhr gegen 12 Uhr mit Jagor in Ballkostüm zum Krollschen Etablissement, wo ein Maskenball stattfand. Wir nahmen einen Domino und gingen in den prachtvollen Ballsaal. Es war ein reges buntes Leben von Herren und Damen in den schönsten Kostümen; wir trafen Schmiedell aus Schwerin dort, tranken Wein, die Herren knüpften Bekanntschaften mit den jungen Damen an, ich hielt mich zurück. Die vielen Masken, das freie, fröhliche Wesen in anständiger Weise war sehr anregend und man gewann Vergnügen an der allgemeinen Heiterkeit. Es liegt viel Verführerisches in diesem ganzen Treiben. Unter beständigem Beobachten verging die Zeit sehr schnell. Jagor und Schmiedell waren sehr gewandt und gesprächig bei ihrem Verkehr mit den jungen, theilweise sehr hübschen Damen. Wir beobachteten vieles, es wurde 3 Uhr, wir tranken noch eine Flasche Wein, dann Kaffe, rauchten eine Cigarre und fuhren in Jagors eleganter Kutsche nach Hause. Sehr angesehene Herren waren hier auf dem Balle, mehrere preußische Prinzen, aber alle maskirt und größtentheils mit Theaterdamen verkehrend.

Am Sonntag Vormittag besuchte ich Frau Brose, die Schwiegermutter von Conrad Platzmann in Lübeck; von ihr hörte ich manches Interessante über Berliner Familienverhältnisse, dann ging ich zu dem Geheimrath Jakob, einem Bekannten meines Vaters, der mich freundlich empfing, und dann zur Kirche, um Pastor Hosbach zu hören. Die Kirche war sehr leer, doch predigte er gut über den festen, sicheren Glauben. Mit Dr. Wm. Wattenbach aß ich sehr gut in dem Restaurant Schott W. ist ein sehr gescheuter Mensch, wir waren recht vergnügt, tranken Kaffe und gingen auf mein Zimmer, wo wir uns ganz gemüthlich unterhielten. Wattenbach führte mich dann bei dem Buchhändler Besser ein. Es sind

sehr kluge, liebenswürdige Leute, wir trafen Dr. Ernst Curtius aus Lübeck dort. Es wurde eine interessante Unterhaltung geführt, letzterer ist geistreich und witzig und seine griechischen Reisen wurden viel berührt. Sehr schnell verging der Abend.

Am andern Morgen war ich bei Riquet eingeladen. Er ist ein guter Mann, hat, wie auch seine Familie, eine fromme christliche Richtung; er spielte mir auf seinem Harmonium viele geistliche Lieder vor. Dann besuchte ich Curtius, der im Palais des Prinzen Wilhelm (des alten Kaisers) sehr elegant wohnt. Er nahm mich sehr freundlich auf. Die übrige Zeit des Tages verging mit Besuchen der Weinhändler und Weinstuben und einzelner Privatkunden; ich bin fast immer in einer gewissen Aufregung. Es wurde Mitternacht ehe ich meinen Rundgang beendet hatte und ich kam erschöpft in meinem Hotel de Russie an. Ich klage nicht, aber ich thue manches fürs Geschäft, was ich für mich nicht thun würde. Manches bessere Gefühl muß unterdrückt werden, denn es würde im geschäftlichen Beruf hinderlich sein. Wenn nur die Nothwendigkeit des Weintrinkens nicht vorläge; aber oft muß es geschehen, sonst erreicht man nur wenig. Selten komme ich vor 1 Uhr zur Ruhe.

Auf der Eisbahn war viel Leben, viele Hofleute und auch der König Friedrich Wilhelm IV. waren dort; man rutschte in kleinen Schlitten einen Eisberg hinunter. Da kam ein Schneegestöber und alle eilten nach Hause.

Im Schauspielhause sah ich den „Sommernachtstraum" von Shakespeare; es wurde gut gespielt, aber es ist ein recht verworrener Inhalt.

Den andern Tag war ich zu Mr. Elliot zu Tisch eingeladen. Ich fand dort den Oberbibliothekar Twesten, Professor der Theologie, den zweiten Sohn des preußischen Gesandten am Londoner Hofe, Bunsen, und saß neben Wattenbach. Es fand eine interessante Unterhaltung statt über Ronge und den heiligen Rock von Trier. Twesten verwarf seine Handlungsweise nicht ganz unbedingt, zum Theil aber doch Nach dem Kaffe und der Cigarre gingen alle fort, so ist es Gebrauch hier in Berlin.

Einen liebenswürdigen jungen Amerikaner Mr. Pennelton lernte ich an der Table d'hote in Brandt's Hotel kennen und kam häufiger mit ihm zusammen. Auch Herrn M. A. Souchay aus Lübeck traf ich hier und machte ihm meinen Besuch, aß dann bei General-Konsul Klentze, wo ich verschiedene angesehene Berliner Gelehrte traf, welche anregende interessante Unterhaltungen führten.

Abends 7 Uhr besuchte mich der Amerikaner Pennelton; wir tranken Thee auf meinem Zimmer, dann gingen wir hinunter und blieben den Abend noch lange beisammen. Man verwöhnt sich aber förmlich bei dem luxuriösen Leben hier in unserm schönen Hotel.

Inzwischen war mein Kutscher mit den Schimmeln angekommen, ich machte meine Schlußbesuche, lief tüchtig umher, war im Ganzen zufrieden mit meinen Geschäftsresultaten, blieb den letzten Abend mit Pennelton, Wattenbach und Jagor beisammen und ordnete dann meine schriftlichen Arbeiten bis tief in die Nacht hinein.

Am andern Morgen verließ ich Berlin mit meinem Fuhrwerk, kam ohne Unfall nach Cüstrin und begann nun meine Geschäftsreise in der Neumark. Ich berührte Landsberg a. W und fuhr am Nachmittage nach Wepritz zu Herrn Eschna, einem alten Geschäftsfreund meines Vaters. Ich fand einen außerordentlich freundschaftlichen Empfang, die ganze Familie sah mich als Hausfreund an, ich mußte die Nacht dort bleiben, wir machten zusammen einen Robber Whist, die Unterhaltung war sehr lebhaft, sie erkundigten sich viel nach meinem Bruder Wilhelm.

Am anderen Tage besuchte ich vier Güter; die Leute waren wohlwollend und freundlich, ich machte ganz gute Geschäfte. Der Wohlstand ist hier zu Lande nicht so groß wie in Mecklenburg, die Höfe sind kleiner und unansehnlicher, die Pferde sind klein und nur drei werden auf das Gespann gerechnet. Die Leute in den Dörfern und auf den Höfen sind hier nicht so kräftig und groß und weniger gutmüthig und gefällig. Hübsche Wohnhäuser sieht man auf den Gütern häufig. Bei der Rundfahrt auf den Gütern dieser Gegend besuchte ich den Grafen Schulenburg, der sehr verbindlich und artig

war und wo ich einen sehr schönen Auftrag erhielt. Er wohnt in Jahnsfelde. Das Ausspannen ist hier zu Lande aber nicht Mode, fast überall ließ man Kutscher und Pferde draußen halten. Daher expedirte ich mich auch desto schneller.

Ich kam nach Friedeberg; hier ist schon eine recht polnische Wirthschaft und Schafpelze, hohe Mützen tragen die Männer und Frauen, kleine Pferde, vier in einer Reihe, spannt man vor. Ich fand das Hotel voll Gutsbesitzer, weil hier ein patriotischer Verein versammelt war, und machte dann meine Stadtbesuche. Das beständige kalte Wetter, Schnee mit Sturm und Frost, dauert fort und erschwert mein Reisen sehr. Bei 15 bis 18 Grad Kälte bereiste ich im Wagen diese zum Theil armselige Gegend und konnte in den primitiven, oft schmutzigen Dorfschenken keine ordentliche Verpflegung und Quartier für mich, den Kutscher und die sehr angestrengten Pferde finden. Da klang es mir wie eine schöne Melodie, als Herr Schröder auf Batow mich freundlich an der Thür empfing und gleich dem Kutscher auszuspannen hieß. Mit wahrer Wonne nahm ich den mir von seiner Mutter angebotenen Kaffe an, wärmte mich im wohnlichen Empfangszimmer und rauchte mit Herrn Schröder eine Cigarre. Die Frau war eine echte Landwirthin, immer thätig im Hausstande und freundlich gegen alle Menschen. Ich war wie zu Hause. Man lud mich ein, die Nacht zu bleiben, was ich annahm, obwohl ich eigentlich hätte weiter reisen müssen, machte am Abend eine Partie Whist mit den Hausgenossen, wobei man sehr heiter war, und ich fühlte mich ganz heimisch, ähnlich wie in Mecklenburg. Ich wollte am folgenden Tage gern früh fort, aber da mußte Kaffe getrunken, eine Cigarre geraucht und dann das Frühstück eingenommen werden und so wurde es 10 Uhr. Ich fuhr mit den freundlichsten Einladungen wiederzukommen nach Pyritz bei 14 Grad Kälte; der Wind war heftig geworden, der Kutscher sagte, er habe nie so gefroren wie heute und die Ohren brannten ihm nachher wie Feuer. Die Wege und Spuren sind schmal; ich wollte einem Schlitten vorbeifahren, da fielen meine Pferde in einen Schneegraben und der Wagen stand ganz schräg

am Rande. Wir mußten die Pferde ausspannen und an die andere Seite des Grabens führen, dann den Wagen auf die rechte Fährte ziehen und wieder bespannen; dann ging es weiter. Der starke Wind wehte den Schnee, der bei der Kälte sehr lose auf den Feldern lag, auf den Weg, wo er sich in Haufen und Schanzen aufthürmte und jedes schnelle Fahren unmöglich machte. Die Pferde gingen langsam und ließen eine tiefe Spur hinter sich zurück.

Endlich kam ich in Prillwitz an; der Amtmann bot mir das Ausspannen an; voll Dankbarkeit nahm ich es an und freute mich in der Seele des Kutschers wie für meine Pferde. Ich zitterte förmlich vor Kälte, als ich in die warme Stube kam. Man stärkte mich und erst halb 7 Uhr reiste ich weiter. Der Mond schien, der Schnee glitzerte wie Silber, knisterte und sang vor Kälte, aber der Wind war still. Ich wollte noch nach Soldin, verfuhr mich aber und mußte durch einen langen Wald; schließlich kam ich nach einem großen Gute. Nach langem ungeduldigen Warten und beständigem Schrittfahren im tiefen Schnee kamen wir gegen 11 Uhr in Lippehne an. Weiter konnte ich nicht, denn es war spät und die Pferde waren müde. Ich klopfte lange an die Wirthshausthür, bis Jemand kam; einsilbig zogen der Kutscher und ich ein, ich kam in ein eiskaltes Zimmer, packte meine Sachen mit dem Kutscher zusammen vom Wagen und kroch in meine wollene Decke. Es war ein Glück, daß ich eine solche mit mir führte, sonst wäre mir das Bett noch eisiger vorgekommen. Erst nach 12 Uhr war auch der Kutscher mit seinen Sachen fertig; es war eine strapaziöse Tour!

Es war Sonntag den 16. März und schönes Wetter, dabei 10 Grad Kälte. Ich mochte garnicht gern aufstehen, denn ich befand mich schlecht, hatte Kopfweh, war matt und flau. Indeß gegen 7 Uhr fuhr ich doch fort nach Soldin. Hier ließ ich heizen; es dauerte lange, ehe es warm wurde im Zimmer, dann holte ich mir Medizin von der Apotheke und schrieb nach Lübeck, was ich längere Zeit nicht gethan hatte, und ließ es draußen ruhig schneien und wehen. Erst um 1 Uhr war ich mit der Post fertig, aber es war mir diese Stille und Ruhe doch eine wahre Sonntagsfeier.

Ich machte den nächsten Tag lange Wege, traf aber wenige Menschen, das war recht zum Verzagen, und kam etwas geschlagen in der kleinen Stadt Berstein an. Außer einigen älteren Bekannten war Herr von Schöning in Klemmen höchst liebenswürdig; er war der herzlichste, zutraulichste, liebenswürdigste Herr, den ich auf der ganzen preußischen Reise traf, doch war es nur eine kurze Zeit, die ich mit ihm zusammen war; wir tranken in Eile eine Flasche Wein miteinander, denn er mußte verreisen.

In Stargard verbrachte ich den 21. März in Stille und Ruhe; es war Charfreitag, also ein hoher Festtag. Ich schrieb und las und besuchte meine Pferde mehrere Male im Stall, denn ich hatte sie in dieser Zeit stark benutzt, sie waren abgefallen und mager geworden.

Anderen Tags besorgte ich meine Geschäfte in Stargard, traf Herrn v. Wedell und v. Schöning bei Tisch, wurde von ihnen verschiedenen anderen Edelleuten vorgestellt und hatte nun meine Geschäftsreise in der Neumark beendet Nachmittags fuhr ich nach Stettin.

Das kalte Wetter hatte aufgehört, es war herrlicher Mondschein, ich fuhr auf der schönen Chaussee durch das kleine Städtchen Damm, von wo ein langer Damm durch Bruch und Wiesen nach Stettin geht, kam dann langsam die hohen Berge in den Straßen von Stettin hinan und traf Abends im Hotel de Prusse beim Hotelier Truchot ein.

Mein Erstes am andern Morgen war, die Stadt zu besehen. Am Flusse waren an beiden Seiten Schiffswerften, hübsche Ufer und viele Schiffe. Am Abend spielte Frau Schröder-Devrient im Theater den Romeo in Romeo und Julia; ihr Spiel war ausgezeichnet, sie wohnte im nämlichen Hotel wie ich und Frau Truchot erzählte mir manche interessante Anekdoten und Erlebnisse aus ihrem Leben. Sie ist recht lebenslustig. Ich besuchte eine alte Verwandte von uns, Fräulein Mentze. Wie verschieden sind die Glücksgüter unter den Menschen vertheilt! Sie ist krank gewesen und hatte ein Zimmer, das bei der jetzt herrschenden harten Winters-

zeit recht kalt war. Sie klagte sehr und fühlte sich unglücklich; als alleinstehende ältere Dame bekümmert sich Niemand um sie und ihr Einkommen ist nur klein, wenn es auch bei bescheidenen Ansprüchen hinreichend ist.

Zu Mittag war ich bei dem Weinhändler Lienau, einem guten Bekannten meines Vaters, eingeladen. Ich saß zu seiner Linken und hatte an der andern Seite seine Tochter, eine Frau Witt. Ihr Mann ist ein Lübecker. Er setzte uns viele Bordeauxweine vor, die sehr schön waren, namentlich 1835er und 1837er. Wir sprachen viel darüber und wurden immer begeisterter; ich glaube, die übrige Tischgenossenschaft moquirte sich etwas über uns, da wir dieses Kapitel sehr lange fortsetzten.

Am Abend war ein Ball in der Börse. Es ist ein prachtvolles Lokal, Lienaus gingen mit mir dorthin, ich tanzte einige Tänze und dann gingen wir in die Familie zurück, wo Thee getrunken und lebhafte Unterhaltung geführt wurde.

Von hier setzte ich meine Reise nach Mecklenburg fort, hatte viel mit tiefen Wegen zu kämpfen und kam nur langsam vorwärts. Nach und nach trat Frühlingswetter ein mit freundlichem Sonnenschein und Lerchengesang; ich fuhr von Gut zu Gut. Am 27. März kam ich nach Netzga, einem hochangesehenen Hause und großem Gut, wo der alte würdige Amtsrath Schröder wohnt. Er ist ein sehr tüchtiger und kluger Landmann, hat ausgezeichnete Pferde und die verschiedenen Höfe haben schönen Boden. Ich war hier gut aufgehoben, was ich hauptsächlich den Damen zu verdanken hatte, bei denen ich gut angeschrieben stehe. Die Frau Amtsräthin ist eine prächtige, würdige und kluge Frau. Ich bekam einen guten Auftrag vom alten Herrn, blieb die Nacht dort und mußte am andern Tage zu Mittag wiederkommen, wo ich eine größere Gesellschaft von Kindern und Kindeskindern vorfand. Es sind herzliche, liebe Leute, von denen ich manche Zusagen erhielt, die sich auch später durch gute Aufträge verwirklichten.

Dann fuhr ich nach Golm zu einem alten würdigen Pächter Reinke, einem der ältesten Kunden unseres Geschäfts, und blieb hier

die Nacht. Er ist ein alter Herr von echtem Schrot und Korn; wir sprachen viel von Rappsaat, Pferden, der Landwirthschaft und den Nachbarn der Umgegend.

Nun besuchte ich die Anklamer und Friedländer Umgegend und gingen die Geschäfte recht gut, dann kam ich wieder nach Neu-Brandenburg, wo es weniger erfolgreich war. So steigen und fallen die Aufträge; ich mußte viel Wein trinken; in dieser Gegend haben die Landleute gute Pachtungen und leben sehr wohlhäbig. Ich befand mich daher zuweilen auch recht schlecht, dabei die grundlosen Wege und langsames Fortkommen und Zeitverlust.

So erreichte ich Basedow, wo Graf Hahn sein schönes Schloß bewohnt, traf hier unsern Freund, den jungen Heuck, der zu meiner Freude das Portrait meines Bruders Fritz hatte. Abends im Wirthshause, wo ich die Nacht blieb, traf ich den Engländer Collison, den Trainer der Rennpferde des Grafen, und Römer, den Piqueur und Oberjäger seiner vielen Jagdterrains. Sie erzählten so viel von Rennern, Siegen auf den Bahnen, von den Hirsch- und Saujagden u. s. w., daß wir die Zeit ganz vergaßen und bis 1 Uhr beisammen blieben. Am andern Morgen ging ich aufs Schloß, um den Grafen zu sprechen, hoffte auf Geschäfte, blitzte aber ab. Bis zum Haushofmeister kam ich, aber — ich wurde nicht vorgelassen.

Ich fuhr weiter, die Geschäfte gingen recht gut, besuchte Raden, Mamerow, Rothspalk, Carlsdorf und blieb die Nacht bei Herrn Lembke in Kuchelmiß. Ich bin mit Zeit und Aufträgen im Rückstand gegen die vorige Reise, aber die Wege, Schnee und Kälte waren mir wirklich kontrair; dadurch verlor ich in der Neumark viele Zeit und kam in Mecklenburg an vielen guten Stellen zu spät. Manches Mal war es zum Verzagen, aber das hilft bekanntlich wenig und so ergab ich mich in Geduld. Mit dem alten Herrn Pogge und seinem Sohne machte ich in Roggow einen langen landwirthschaftlichen ermüdenden Spaziergang, fuhr zu Herrn Heldt in Kl. Roge, wo eine Schaar junger Mädchen Abends mit bei Tische erschien; es herrschte bald ein fröhlicher Ton. Herr Heldt wollte anfangs vorsichtig und zurückhaltend sein und sich

nichts von seiner Würde vergeben, aber das half ihm schließlich doch nichts und so wurde er mit uns vergnügt und uns zugethan; er und sein Sohn blieben Kunden bis in die spätesten Jahre. Ungern trennte ich mich, doch am andern Tage ging es weiter.

Ich kam wieder nach Gehmkendorf und Klenz in die rechte Pferdegegend. Herr Jacobsen zeigte mir wieder seine Ställe, auch die Füllen waren ausgezeichnet, ich möchte hier wohl eine Zeit lang zubringen, um Pferdekenntnisse zu erlangen. Dann erreichte ich Dölitz, wo der alte Herr Kremer auf einem großen schönen Gut als Besitzer wohnt. Er ist so recht der alte kernige Mecklenburger von altem Schrot und Korn und bei ihm wird, fast allein auf dieser Begüterung, noch das alte derbe mecklenburger Pferd aufgezogen.

In Güstrow war Wettrennen, das viele Landleute hier versammelt hatte; ich traf viele Bekannte und fühlte mich recht heimisch unter ihnen und machte zufriedenstellende Geschäfte; es machte mir viele Freude, die schönen Pferde und tüchtigen Reiter zu sehen. Das Rennen ist doch ein ritterliches Vergnügen.

Nun kam ich wieder in die mir durch seine Einwohner so lieb gewordene Altenhägener und Spriehusener Gegend; ich machte eine Kindtaufe bei Herrn Nölting-Spriehusen mit, die mit einem angenehmen und interessanten Diner schloß. Das Leben hier ist wohlthuend, wenn auch etwas thatenlos; die guten Tage führen leicht zur Bequemlichkeit.

Von hier aus machte ich eine ziemlich große Tour nach verschiedenen neuen Gütern, die, wenn sie auch augenblicklich ohne Resultate blieb, doch für später einige Erfolge versprach. Es ist dies allerdings nothwendig, denn manche Kunden sterben, andere knüpfen neue Verbindungen an, genug, wenn man seinen Wirkungskreis nicht zu vergrößern sucht, geht es rückwärts.

Spät kam ich nach Neubukow und verbrachte den Abend dort im Wirthshause bei Tabaksqualm; es ist doch schöner auf den Gütern. Ich reise jetzt nicht mehr so eilig und schnell, mache mehr Besuche, erkundige mich bei einzelnen Landleuten mehr nach der

Umgegend und den Nachbarn, besuche diese und werde so bekannter.

Ich habe einen Herrn Krikow zum Konkurrenten, der sehr eifrig und tüchtig ist, aber eine ganz andere Art und Weise hat als ich. Die übrigen Weinreisenden hier im Lande fürchte ich nicht und habe den Vorzug vor ihnen voraus, daß ich ein Sohn des Hauses bin.

In Kl. Strömkendorf blieb ich die Nacht. Selten verbrachte ich einen so ruhigen, frohen Abend. Das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben, ließ mich den herrlichen Abend recht genießen. Ich ging mit Herrn Staunau auf seine Felder, besah die Kühe, Füllen und Saaten, hatte herrliche Aussichten auf die volle Ostsee, die umliegenden Güter und Holzungen; die Bäume waren so schön frisch, denn das Pfingstfest war gekommen, die Luft war so blau, die Oberfläche der See mit einzelnen Segeln so spiegelglatt, die Sonne ging prachtvoll unter, genug, wir waren in einer glücklichen friedvollen Stimmung.

Ich kam auf meiner Heimreise noch auf sehr schön gelegene Güter, wie Kl. Grankow, Kramon und Kramonshagen; in Dutzow traf ich viel Besuch aus Lübeck, denn Herr Rohrdanz ist selbst Lübecker. Es ist hier am Schallsee eine wunderschöne Gegend, auch die beiden Güter Thurow und Goldensee sind herrlich. Herrn Walker-Schult und seine Frau, die ich in Dutzow kennen gelernt hatte, luden mich ein, zu ihnen nach Goldensee zu kommen, was ich sehr gerne that. Es ging hier im Hause sehr nobel her, ein Bedienter in großer Livree und weißen baumwollenen Handschuhen empfing mich und führte mich in schöne und geräumige Zimmer mit den schönsten Kupferstichen und Ölgemälden. Walkers sind Hamburger, es ging hier mehr städtisch zu. Wir machten hübsche Spaziergänge in dem schönen Garten am Abhange des Goldensees mit seinen hübschen Buchen. Am andern Morgen fuhr ich nach Wittenburg, Hagenow, Boitzenburg, Lauenburg, machte einen Abstecher von einem Tag nach Hamburg und kam dann am Sonnabend den 14. Juni wieder in Lübeck an.

XXVI.

Herbstreise. — Häuslichkeit. — Eisenbahnverbindung Lübecks. — Briefe.

Es war eine lange Geschäftsreise, die ich gemacht hatte, fast fünf Monate ohne Unterbrechung und freute ich mich der Heimath, wo mich die Meinigen froh empfingen. Während der ersten acht Tage that ich wenig, doch das behagte mir durchaus nicht. Ich hatte mich nach einer gewissen Freiheit gesehnt, aber es war doch kurzsichtig, denn ich fühlte mich unglücklich und sah bald ein, daß es die Hauptsache im Leben ist, thätig zu sein, daß man sich selbst sein Pensum vornimmt und jede Minute nützlich anwendet. Sonst bin ich so gerne hier; man muß das Gute recht erkennen, was man hat.

Mein Vater machte dieser Tage eine sehr richtige Bemerkung: Man solle bei einer Heirath gewiß der Neigung, aber vorzugsweise und mehr der Vernunft Gehör geben, denn bei überspannten Begriffen, Phantasien und Empfindeleien finden oft bittere Täuschungen statt. Ist die Frau nicht gesund oder sonst nicht passend im häuslichen oder Familienleben, so entsteht viel Unglück. Hieran knüpfte er viele Beispiele.

Ein regelmäßiges, thätiges Leben, bald am Komptoir, bald im Keller, folgte wieder; auch das Familienleben verlief gleichmäßig. Der Garten wurde von uns fleißig besucht, meine Mutter wohnt ganz draußen, wir Söhne und mein Vater sind mehr in der Stadt. Mein Bruder Wilhelm ist gewissenhaft, thätig und arbeitsam, wird aber immer ernster, selbst finsterer, viele Jugendfreuden fallen ihm nicht zu.

Auch meine Abreise zur Geschäftstour nach Mecklenburg steht bevor. Der liebe Gott wird meine Thatkraft unterstützen, damit

ich mir Mäßigkeit und den ernsten Willen zum Geschäftsbetriebe erhalte, dann geht es auch; der feste Wille ist da.

So trat ich die Herbstreise am 17. Juli an mit den besten Vorsätzen und zugleich froh, in die frische Freiheit zu kommen, denn die Komptoirluft und das Stubensitzen sagt mir auf die Dauer nicht zu. Nach einigen Tagen kam ich wieder von Schwerin nach Lübeck zurück, um meine Tante, die Senatorin Cäsar aus Bremen, zu sehen und zu sprechen. Sie ist die Schwester meiner guten Mutter. Ich fuhr die 8¾ Meilen mit den Schimmeln in sechs Stunden und traf gleich zuerst meinen Vater; er war körperlich und geistig recht herunter und sah elend aus. Ich ging zum Garten hinaus und traf dort sowohl meine Tante Cäsar wie auch meine andere Tante, die Präsidentin Rommel aus Cassel. Ich wurde recht verwandtschaftlich mit wahrer Herzensgüte begrüßt und fühlte so recht, wie wohl es thut, wenn man warmen Herzens empfangen wird. Meine liebe Mutter war recht glücklich mit ihren zwei Schwestern. Ich wanderte lange mit ihnen im Garten umher, alle Familienverhältnisse wurden besprochen.

In den nächsten Tagen kehrte ich nach Mecklenburg zurück. Ich beschreibe die Reise jetzt weniger, da das Einerlei derselben sich bald in dieser, bald in jener Form wiederholt. Ich bekomme nach und nach andere und ruhigere Ideen, die Vernunft meistert und mildert die Phantasien, die Luftschlösser werden weniger und die Lust und Liebe zum Geschäft wächst auf der Reise. Die Pferdeliebhabereien treten mehr zurück, auch die egoistischen Gedanken des Junggesellenlebens. Mit der Zeit sieht man manches anders an und urtheilt im allgemeinen ruhiger.

Bis ich nach Berlin kam, gingen die Geschäfte in Mecklenburg zufriedenstellend, so daß ich mir keine Vorwürfe zu machen brauchte, in Berlin war ich acht bis zehn Tage und fand mich mehr in das dortige Geschäftsleben hinein. Leider wurde mir, als ich eines Tages „Unter den Linden" ging, mein Taschenbuch gestohlen, das ich hinten in der Rocktasche, allerdings recht unvorsichtigerweise, mit 70 ℛ Pr. Cour trug, die ich soeben für ein Oxhoft Wein einkassirt hatte.

Einen anderen Fehler machte ich bei meiner Reise in Mecklenburg. Ich ließ mich bei Herrn Kuls in Laschendorf ein, mit ihm Whist zu einem höheren Point zu spielen und verlor dabei 17 ℛ Pr. Cour.; hätte ich nur nach Tisch nicht wieder mit ihm und einem Kollegener gespielt, so wäre ich billiger abgekommen. Es ist mir aber eine Lehre fürs ganze Leben gewesen; ich habe mich nur zu einem niedrigen Satz in späteren Zeiten eingelassen.

Mein Vater schreibt mir von Zeit zu Zeit Briefe, aus welchen die größte väterliche Liebe, mit Vertrauen gepaart, hervorgeht. Ich erkenne seinen Werth immer mehr und mehr. Er ist der redlichste und beste Mensch, den ich kenne.

Ich kam am 23. Oktober nach Rostock. Hier fand ich gute Nachrichten vom Hause vor, alles ist in Friede und Freude, das Verhältniß mit R. scheint nach den gegenseitigen Erklärungen geordnet, meine Mutter schreibt freudige Briefe, auch Wilhelm meint, daß es mir jetzt zu Hause gefallen würde.

So fuhr ich denn am 15. November Vormittags von Ratzeburg in die Thore Lübecks ein und war bald im Kreise meiner Familie, die alle froh gestimmt und heiter waren. Ich sehne mich übrigens recht nach geregelter Beschäftigung und werde tüchtig arbeiten. Im Ganzen waren die Resultate der vergangenen Reise gut, wenigstens sind alle sehr mit denselben zufrieden und habe ich gute Aussichten für die Zukunft. Ich machte manche Besuche, auch kamen manche Mecklenburger zu mir, ich ging zu meiner Schwester Elise, die so froh und herzlich war; es ist eine liebe und brave Frau. Der kleine Wilhelm war auch recht vergnügt und gesund, spricht schon ganz niedlich und wird recht hübsch.

Es kam am 5. Dezember die Nachricht, daß Mecklenburg es abgeschlagen habe, eine Eisenbahn von Lübeck nach Schwerin resp. Hagenow zu bauen. So ist denn für unsere Vaterstadt aufs Unbestimmte hinaus die Hoffnung abgeschnitten, uns irgend einer Eisenbahn anzuschließen und damit unseren Verkehr mit der übrigen Welt fortzusetzen. Bei Kleinem wird also unser Handel, der schon

so gelitten hat, allmählich absterben. Man spricht soviel von deutscher Einigkeit, das klingt so schön, aber nichts kommt davon bei uns zur Ausführung. So schließt man uns mehr und mehr ab und wir sind hülflos. Mein Vater tröstet sich damit: wer weiß, wozu es gut ist, wir haben unser Möglichstes gethan, es hat nicht sein sollen und so müssen wir ruhig der Zukunft entgegensehen, die hoffentlich Besserung bringt. Sie sieht allerdings schwarz genug für uns aus. Er hatte wieder Recht, denn später bekamen wir die Bahn nach Büchen, dann nach Kleinen und schließlich die nach Eutin, die allen Ansprüchen vorläufig genügte. Bei meiner nächsten Reise nach Mecklenburg werde ich wohl manche Kämpfe deshalb zu bestehen haben, aber bemitleiden lassen werde ich mich nicht und auch nicht die Kourage verlieren.

Es wird sehr viel im Publikum über die abgeschlagene Eisenbahn gesprochen und man begreift es kaum, daß die Mecklenburger gegen ihr eigenes Interesse so auftreten. Man will ihnen eine Eisenbahn in ihrem eigenen Lande umsonst bauen und sie verwerfen es. Es ist erwiesen, daß der Grund und Boden durch die Eisenbahnen im Werthe steigt, trotzdem schlagen sie das Anerbieten ab. Die Städte Rostock und Wismar sollen sehr gegen das Projekt gewirkt haben. Übrigens ist es in England früher ähnlich gewesen. Es hätte z. B. ein Herr Davenport eine Eisenbahn durch sein Grundstück bekommen können, doch er setzte alles daran es abzuwehren und es gelang ihm; jetzt gäbe er Tausende darum, wenn er sie hätte.

Gleichmäßig verläuft die Zeit; am Tage arbeite ich thätig im Keller und in den Mußestunden am Abend nach gethanem Tagewerk nehme ich Theil am Familienleben, wo manche Partie Boston-Whist gespielt wird; hin und wieder gehe ich ins Theater. Man gab häufiger „Die Marquise von Villette," ein Stück, das allgemeine Aufmerksamkeit erregte und auch höchst spannend ist.

Am 19. Dezember gab Herr Blohm einen Ball, der sehr hübsch ausfiel. Ich traf dort viele Leute, die man sonst nicht in unsern Kreisen trifft, z. B. Dr. Deecke, Carl Müller 2c. Auch sehr

niedliche Damen waren dort, wie Fräulein Goldmann aus Hamburg, eine Schwägerin von W. Marty, und Fräulein Harms aus St. Petersburg; wir tanzten eifrig. Um 2 Uhr am andern Morgen fuhren wir mit einer Droschke nach Hause. Das machte uns doppeltes Vergnügen, denn vor kurzem, Ende 1845, sind die Droschken hier zuerst in Gebrauch gekommen.

Die Weihnachtszeit nahte und mein Bruder Franz kam aus Mecklenburg zum Besuch während des Festes. Er sah sehr frisch und gesund aus, ist voll Lebhaftigkeit, interessirt sich für vieles und spricht sehr verständig über sein Fach und andere Gegenstände. Er gefiel mir sehr.

Es kam der Weihnachtsabend; viel Leben, viel Gewirr war in den Straßen; wir hatten im Keller viel zu thun; es war mir daher garnicht recht festlich zu Sinn. Meine Schwester Elise kam mit ihrem Knaben, ein Tannenbaum war wieder angesteckt, die Thüre zur Weihnachtsstube wurde geöffnet, alle wurden beschenkt und waren recht vergnügt. Dem kleinen Jungen hatte man so viel geschenkt, daß er garnicht wußte, womit er sich zuerst beschäftigen sollte.

Am ersten Feiertag hatten wir um 4 Uhr eine Gesellschaft; außer den Familien Roses und Cossels waren drei junge Engländer, Colqu'houn, Hill und O'Neill, erschienen. Man unterhielt sich recht gut, die älteren machten nach Tisch eine Partie, die übrigen trieben gesellschaftliche Spiele, schwarzen Peter, hölzernen Teller ꝛc. wobei denn viel gelacht und gescherzt und man ganz ausgelassen wurde. Erst um 12 Uhr war es vorbei.

Mein Geburtstag ging still im Familienkreise am nächsten Tage vorüber und ich hatte lange Unterhaltungen mit meinem Vater.

Das Jahr geht zu Ende; es war bis zum Abend des 31. Dezember ein lebhafter Arbeitstag, dann versammelte man sich im Familienzimmer, Wattenbach besuchte uns und blieb den Abend bei uns. Nach Tisch gingen Wilhelm und ich zum Rathskeller. Dort war ein wildes Gewühl von Menschen, das uns nicht lange fesselte;

wir gingen zur Brauerzunft in der Beckergrube, wo Tyroler sangen und spielten. Hier war es ruhiger, wir hörten einige Stücke und gingen gegen 12 Uhr nach Hause. Es schlug Mitternacht, das alte Jahr entschwand, wir gedachten dankbar des empfangenen Guten und blickten hoffnungsvoll dem neuen Jahr entgegen.

Während der Zeit, die ich auf Reisen war, schrieb mir mein Bruder Wilhelm ganz treu längere Briefe über Geschäft, Haus und Familie, die mich sehr interessirten und oft recht lehrreich waren. Er liebt den Lapidarstyl, daher war der Inhalt der Briefe kurz und bündig; sie enthielten viel. So schrieb er am 11. August 1844 an mich:

. . . Von dem Cantenac in Riesa (zwischen Leipzig und Dresden an der Elbe, wo wir ein Weinlager hielten) hat R. in Leipzig noch 500 Flaschen erhalten; der Vorrath nimmt also doch etwas ab und kommen wir mit der Zeit davon. Unser Vater war wohl, er hat mit den Versendungen nach Finnland manches zu thun und sieht auch in den Kellern selbst viel nach. Angegriffen hat ihn die Geschichte mit D. (Ein junger Buchhalter am Komptoir hatte Unterschleif gemacht.) An der Kasse haben . . . . Mark gefehlt und hat D. gestanden, er habe sie genommen, um Schulden damit zu bezahlen. Erst wurde ihm die Kasse abgenommen, doch um ihn nicht zu brandmarken, erhielt er sie zurück. Sein Vater ist augenblicklich krank; sowie derselbe hergestellt ist, wird mit ihm gesprochen. Er soll alles wissen. Man sieht, wie man aufpassen muß. Unsere Mutter ist in Bremen und ist es noch nicht bestimmt, wann sie zurückkehrt, wahrscheinlich in vierzehn Tagen. Vorgestern besuchte uns Burnett aus London (in dessen väterlichem Hause ich 1842 in Mayplace bei London so freundlich aufgenommen wurde) auf seiner Durchreise nach Kopenhagen und Stockholm; er war unverändert, ein junger 15jähriger Bruder kommt Michaelis zu Wehrmann hier in Pension. Musikdirektor Herrmann übernimmt die hiesige Theaterdirektion und ist schon auf der Reise, um Sänger zur Oper zu engagiren. Von Ludwig Cossel kam kürzlich ein Brief aus Genf; er war über Toulouse und auf dem Kanal von

Languedoc nach Montpellier gegangen, nachdem er zuvor das große Wasserbassin zu St. Feriol besucht hatte. Die Hitze ist im Süden sehr groß. Von Marseille ging er nach Algier, wo er sieben Tage war und wo es ihm gefallen hat. An eine Inspektorstelle für unsern Bruder Paul auf einem Gute in Mecklenburg denkst Du wohl, der Junge ist jetzt 21 Jahre alt, muß sich doch also auch etwas verdienen, er ist kürzlich hier gewesen und soll, wie immer, munter und fidel sein. Meine Reisespesen in Berlin machen 5⅙ ℛ Pr. Cour. per Tag.

Vom 16. März 1844.

. . . Du siehst, daß ich zurück bin und gerade zur rechten Zeit. D. lag bereits acht Tage krank und zwar ziemlich gefährlich; er wird erst in etwa acht Tagen wiederkommen. St. ist denn auch bereits seit acht Tagen wieder fort vom Komptoir, weil er zu einfältig ist. So hatte Vater vom 4. bis zum 10. ds. wenig Hülfe. Es giebt dadurch viel zu thun, ich helfe mir, so gut es geht. An die Stelle von St. ist nun der kleine Emil Minlos engagirt, was mich sehr freut, er ist ein aufgeweckter Junge. Mit unserm Vater ist es ganz beim alten; er quält sich fortwährend. Du weißt, was die Ursache ist, er welkt dahin, es ist ein Jammer anzusehen! Und doch ist nichts dabei zu machen; gebe Gott, daß es sich bald ändert. Ich bleibe jetzt zu Hause und gehe nächsten Winter nicht wieder nach Preußen; ich habe es bereits mit Vater besprochen, daß wir Preußen außer Berlin ganz aufgeben und nur dahin schreiben. Nach Berlin gehe ich, wenn möglich, nur wenn Du zu Hause bist. Ich soll mich zu Hause nützlich machen und glaube selbst, es ist zu wichtig, daß ich stets am Komptoir bin und alles nachsehe; es wird zuviel durch meine Abwesenheit versäumt. Dann soll ich Dir sagen, Du möchtest Dich dem Reisegeschäft nun ganz und gar widmen, namentlich bedeutendere Kunden kultiviren und Dir bei ihnen Zeit lassen, da Du jetzt hier nichts versäumst. Du möchtest ferner doch die Adressen von Leuten aufgeben, denen man Proben von Weinen ꝛc. schicken kann. Und dann wünschte Vater auch, daß Du, so viel

es möglich ist, über den Geschmack der Leute berichtest, ob sie schwere oder leichte Weine lieben. Dies habe ich Dir mitzutheilen. Herr Münchenschreiber sandte aus Sundsvall und Umeå ca. 100 Oxhoft Aufträge, manche neue Kunden, namentlich in Umeå, nur reist er sehr langsam. Ich bleibe jetzt zu Hause und denke, es wird alles gut gehen.

Vom 1. April 1844.

. . . Es giebt viel zu thun, das hat aber auch sein Gutes. Unser Vater ist seit einiger Zeit, gottlob, wieder heiterer, er ist milder gestimmt, das Geschäft und die Versendungen bieten auch mehr Zerstreuung und so geht es jetzt besser. Gleich im Augenblick wird Oberst Hodges von Hamburg kommen, er wird mit H. Behrens und Cossel bei uns diniren, ich wollte, es wäre erst vorbei, er will Logis in Travemünde miethen und kommt schon im Mai. Über ein Unglück, welches wir mit Rettichs Pferd hatten, muß ich Dir noch berichten. Es sprang mit den Vorderfüßen über den Zwischenstand des Stalles und konnte weder rück- noch vorwärts. Nach drei Viertelstunden vergeblichen Bemühungen und als es matt wurde, ließ es das Sägen zu und so wurde die Wand durchgesägt. Gottlob, daß es so abging; es war ein furchtbarer Anblick, wir waren den ganzen Tag krank davon . . .

Brief meiner Mutter an mich.

Lübeck, den 16. März 1844.

. . . Wie freue ich mich, daß Ihr (Wilhelm und ich) in Berlin so vergnügt miteinander gewesen seid, Du die Herrlichkeiten recht gründlich gesehen hast, daß sich Deine lieben Schimmel trotz schlechten Wetters und Wegen so gut und gesund erhalten und Du Deine Freude daran hast. Der vorige Sonntag war ein recht freudiger; Morgens kam nach vielen sorgenvollen Gedanken bei den vielen Stürmen von dem alten Fritz die Nachricht, daß Kapitain Böhme in Portsmouth glücklich eingelaufen sei, nachdem sie sehr viel Stürme ausgehalten hatten. Mittags kam Wilhelm an und

zwar recht ersehnt, denn es war große Noth da: D. sehr krank, St. entlassen, Vater zwei Tage vorher gefallen auf Cossels Treppe, wodurch er viele Schmerzen am Bein hatte und kaum gehen konnte. Das Komptoir war ganz verlassen. So hatte der gute Wilhelm nach der Rückkehr gleich viel zu thun. Viele Menschen sind hier krank an der Grippe, doch in unserer Familie ist alles wohl. Heute ist auch Nachricht angelangt, daß Kapitain Böhme in Antwerpen angekommen ist, gottlob, daß wir nun für einige Zeit den lieben Fritz in Sicherheit und Ruhe wissen!

Brief meiner Schwester Elise Rose.

Lübeck, den 8. Februar 1844.

. . . Wir entbehren Dich und Wilhelm aber recht sehr und besonders für Vater ist es recht schlimm, wenn Ihr beide fort seid; ich kann Dir sagen, ich zähle die Tage, wenn Wilhelm wiederkommt. Nur gut, daß es dieses Mal das letzte sein soll, wo Ihr beide fortgeht, denn da Franz auch bald fortgeht, wäre es gar zu einsam für Vater. Es freut mich nur, daß er zuweilen eine Partie Boston-Whist macht. Vorigen Sonntag spielten Cossel, Wurre und Adolph (ihr Mann) zusammen, wir andern spielten unschuldige Spiele mit Tamm und Heuck. Heute vor wohl acht Tagen hatte ich hier eine Fete. Ich hatte von Tamms zwei Hasen geschenkt bekommen und darauf Vater, Mutter, v. Cossels, Fischers und Lieutenant v. Bültzingslöwen und Frau eingeladen. Wir haben uns recht gut amüsirt. Auf dem Garten ist die Gärtnersfrau mit einer kleinen Tochter erfreut; Paul brachte neulich einen Enterich und einen Hahn von Harkensee mit. Von der Wahl der beiden Syndici Dr Elder und Dr. v. d. Hude wirst Du wohl schon gehört haben. Für die Juristen ist hier jetzt eine goldene Zeit. Dr. v d. Hude jr. und Dr. v. Duhn werden wohl das Meiste von der durch die Wahl freien Kundschaft bekommen, wenn nicht ein jüngerer hiesiger Anwalt die kleine Elder heirathet; man spricht von mehreren. Bei der Syndikuswahl hatte man auszusetzen, daß beide keine Sprachkenntnisse haben. Man hätte wohl lieber einen

Fremden gehabt, allein zwei Auswärtige (Baron v. Heinze und Professor Thöl in Rostock), mit denen man unterhandelte, sollen es abgelehnt haben. Brautpaare giebt es nicht. Nach dem nächsten Balle werden wir wohl nicht hinkommen, ich habe auch jetzt nicht mehr so große Lust, die meisten bekannten Herren sind fort und Verheirathete gehen nicht hin . . .

XXVII.

Das Jahr 1846. — Frühlingsreisen. — Zusammenkünfte der Geschwister. — Häusliches Leben. — Die v. Cossel'sche Familie.

Das Jahr 1846 begann in unserer Familie mit Zufriedenheit und Glück, möge der Himmel geben, daß es so fortbesteht! Ich werde in diesem Jahre voraussichtlich mehr als sonst zu Hause bleiben. Der Umgang mit meinem Vater bildet sehr, ich höre von ihm viele nützliche Lehren und da er sehr vielseitig ist, so lerne ich auch von unsern Staatsverhältnissen und dem äußeren Leben viel kennen. Dieser Tage sagte mein Vater zu mir: „Cossel war bei mir (er hat nämlich Gelder in unserm Geschäft) und sagte: „Können Deine beiden Söhne, wenn Du nicht mehr bist, auch dem Geschäft und dem Disponiren desselben allein vorkommen?" Er traut uns wohl noch nicht viel zu und so müssen wir durch eisernen Fleiß und Thätigkeit unser Möglichstes thun, das noch Fehlende zu ersetzen.

Am 20. Januar nahm ich herzlichen Abschied von den Meinigen, die Halbchaise mit den Schimmeln fuhr vor, wieder begann die Frühlingsreise in Mecklenburg und Lauenburg und dann in Preußen. Zuerst ging es über Ratzeburg nach Gr. Zecher, wo ich bei Frau v. Witzendorf die schon gewohnte freundliche Aufnahme fand. Dies herzliche Entgegenkommen von allen Seiten that so wohl und unter freundschaftlicher Unterhaltung ging der Tag schnell

dahin. Abends machte ich eine Partie Schach mit Herrn Lindemann, dann eine Partie Whist mit Fräulein Ida und Emma. Es stürmte und regnete ohne Aufhören, man konnte nicht hinausgehen und so kam ich am andern Tage erst spät fort. Der Regen nahm leider zu, die Wege waren sehr tief und so brauchte ich drei Stunden, um bis Mölln zu kommen. Die Regentropfen schlugen mir und dem Kutscher wie Eisspitzen ins Gesicht und die Pferde hatten Mühe gegen den Sturm anzukommen. So ging es weiter nach Schwarzenbeck und Lauenburg. In der Bützower Gegend traf ich meinen Bruder Franz. Er ist ein prächtiger Junge, rein und unverdorben, er hat einen brennenden Eifer zum Lernen, viel Pflichtgefühl, ein offenes, freies Wesen, gutes Urtheil und dabei ist er liebenswürdig und freundlich.

Von Neustrelitz aus fuhr ich am 17. März nach Berlin. Am Abend meiner Ankunft sah ich im Cirkus eine Vorstellung der Reitkünstler von Cuzent & Lejars. Alles war ausgezeichnet gut, besonders ritt Fräulein Paulina Cuzent ein Schulpferd mit einer Grazie und Geschicklichkeit, die fast ans Unglaubliche grenzte. Abends traf ich Jagor in seinem Hotel de Russie und lebte in seinem anregenden Umgang förmlich wieder auf.

Einen andern Abend verbrachte ich beim Buchhändler Besser. Ich fand dort den Dr. Ernst Curtius, der uns seine Gedichte vorlas, dann Georg Curtius, seinen Bruder, der später Professor in Leipzig wurde, ferner W. Wattenbach, Herrn und Frau Besser und zwei von ihren hübschen Schwestern. Es wurden lebhafte, geistreiche und unterhaltende Gespräche von jenen Herren und Damen geführt und hörte ich mit höchstem Interesse zu. Ich sprach wenig, denn ich fühlte, wie sehr sie mir überlegen waren.

Ich ging häufiger in Berlin ins Theater, sah die berühmte Tänzerin Taglioni in ihrer unvergleichlichen Anmuth und verkehrte viel mit Jagor, der mir manche gute Lebensregeln gab. Er stellt den Satz auf, daß man alles kann, was man will, man müsse aber nichts schläfrig anfassen. Er bewies dies durch sein ganzes Leben, da er das, was er wollte, bis zu einer gewissen Vollendung aus-

führte. Am Ende seiner Tage war er Professor der Naturwissenschaften, bereiste Guinea und verschaffte sich dadurch in Berlin einen berühmten Namen. Dabei war er klug und geistvoll, blieb unverheirathet und muß an 76 Jahre alt geworden sein. Leider starb er zu Anfang des Jahres 1900, wie ich aus den Zeitungen ersah. In den letzten zehn Jahren hatte ich wenig von ihm gehört und nur einen kurzen Brief und Dank für eine ihm gesandte Druckschrift bekommen.

Nun machte ich meine gewöhnliche Reisetour, zuerst ging es nach der Priegnitz, wo ich einige angenehme Tage in Cölln bei Freienstein bei Rosenow's zubrachte. Es wäre Unrecht von mir wenn ich nicht anerkennen wollte, daß mir vieles Angenehme und viel Wohlwollen auf der Reise wiederfährt. Dann kam ich nach Pritzwalk, wo ich am Vormittage fleißig meine Geschäfte besorgte und Nachmittags in die Umgegend nach Frehne ꝛc. fuhr, dann nach Puttlitz. Hier fand ich Abends im Wirthshause eine Gesellschaft von Honoratioren der Stadt und kam zum Erzählen meiner Reisen. Ich fand ein aufmerksames Publikum, das ich sehr für mich gewann. Darauf setzte ich meine Reise ins Mecklenburgische fort, fuhr nach Perleberg und dann nach Ludwigslust.

Ich wollte von hier eine Extratour nach Lübeck machen, wo ich mit allen Brüdern zusammentreffen wollte. Im Dunkeln am Morgen des 8. April halb 5 Uhr fuhr ich von Ludwigslust fort. Es wurde hell, ich sah viel Wild, auch einen starken Hirsch im tiefen Walde, welchen die Chaussee durchschnitt. Der Himmel war bedeckt und die Luft kühl. Meine Schimmel hatten rechte Lust zum Laufen und so ging es bis Schwerin recht rasch. Nach einigem Aufenthalt unterwegs kam ich mit Regen und ungünstigem Wetter in Lübeck an. Meine Eltern empfingen mich froh und freundlich und ich muß gestehen, daß ich mich recht glücklich fühlte zu Hause zu sein. Ich kam schließlich in eine ganz aufgeregte Stimmung, denn viele erfreuliche Nachrichten wurden mir mitgetheilt. Fritz war von seiner Seereise zurückgekommen, Franz hatte eine Wirthschafterstelle bei Herrn Amtmann Hollien mit 120 ℛ Pr. Cour.

jährlich und freiem Pferd erhalten, Paul war eine Stelle als selbstständiger Inspektor in Rehberg mit 400 ℛ Pr. Cour. und zwei freien Pferden angeboten, was sehr ehrenvoll für ihn ist. Mein Vater rieth ihm indeß davon ab, da für einen zweiundzwanzigjährigen Menschen die Verantwortlichkeit bei einem so großen Gute zu groß sei. Es ist aber eine große Ehre für ihn, daß er ein so großes Vertrauen in Mecklenburg-Strelitz besitzt.

In zwei Jahren hatte ich meinen Bruder Fritz nicht gesehen. Er war ein kräftiger, hübscher Junge geworden, hatte eine ansehnliche Größe und Breite, gesunde frische Farben, gebräuntes Gesicht, blondes lockiges Haar, ein freies Auge, — er muß Jedem gefallen und auch alle mögen ihn leiden. Die beiden anderen Brüder hatte ich vor Kurzem in Mecklenburg besucht. Wir waren alle fast ausgelassen froh miteinander, mein Vater sah seine fünf Söhne mit Stolz und Freude an, meine Mutter freute sich über ihren gesegneten Appetit und wir erzählten uns mit größter Lebendigkeit unsere mannigfachen Erlebnisse und Geschichten. Auch meine Schwester Elise Rose und ihr Mann stimmten in den frohen Ton ein — es war der Anfang eines frohen Familienfestes.

Am andern Tage, dem Gründonnerstag, gingen wir zur Beichte und am Charfreitag zum Abendmahl. Die Kirche war, wie immer an diesem Tage, sehr gefüllt, es waren 219 Kommunikanten. Die Predigt von Pastor Funk war einfach und eindringlich, die Feier des Abendsmahls wurde zu einer herzerhebenden Handlung. Wenn der Prediger das Vaterunser sang, die Knaben auf dem Chor in sanften, klaren Tönen ihr „Amen" erschallen ließen, da klang es wie Sphärenmusik und der Mensch müßte ein Herz von Stein haben, der davon nicht ergriffen würde. Die Feier dauerte bis halb 1 Uhr, dann gingen wir spazieren und es machte bei den Vorübergehenden förmlich Aufsehen, als unser Vater mit seinen fünf Söhnen durch die Straßen ging. Man war sehr freundlich gegen uns und hatte sich für unsere Familienzusammenkunft recht interessirt. Am Abend besuchte uns Lieutenant v. Bültzingslöwen, ein Freund von Franz; man aß zu Abend und wir waren alle

von Herzen fröhlich. Selten ist wohl ein so fröhliches Familienfest gefeiert und ich wüßte nicht, was uns fehlte.

Es ist doch eine schöne Sache, wenn man in Einigkeit zusammenhält, kein Zwiespalt in der Familie herrscht, offen und wahr miteinander verkehrt, sich gegenseitig zu nützen sucht, sich forthilft und Einer dem Andern vertraut. Möge der Himmel geben, daß wir noch lange auf dieser Welt beisammen bleiben und keine Lücken entstehen, denn sie würden uns alle mit tiefem Schmerz erfüllen, namentlich meinen Vater, der viel tiefer fühlt als wir alle. Er ist ein kreuzbraver, tüchtiger Mann und Gottes Segen ruhte deshalb auch auf ihm. Wir kamen um 11 Uhr in der besten Stimmung zur Ruhe und werden noch lange an diesen Tag zurückdenken.

Am folgenden Tage hatten wir manchen Besuch und verschiedene Besorgungen zu machen; nach Tisch gingen wir zum Garten. Es war ein herrlicher Tag, der Frühling entfaltete seinen Blumenschmuck in grünen Wiesen und blühenden Sträuchern bei mildem Sonnenschein; wir genossen ihn so recht in vollen Zügen und waren in einer steten, fast heiligen Bewunderung. Ein Haus wollte mein Vater dort noch bauen, doch blieb es dabei. Am Abend packten Paul und Franz ihre Sachen, man machte eine Partie, aß zu Abend und wurde durch die bevorstehende Trennung einsilbiger; zwei Söhne des Hauses reisten ab; wir machten Pläne für die Zukunft, gaben den jüngeren Brüdern guten Rath, hofften auf ein baldiges Wiedersehen, die Reisekleider wurden angezogen, der Postillon blies, bald saßen die beiden jüngeren Brüder in der dunklen Postchaise und fuhren ab. Jahre vergingen, ehe man sich wiedersah. Scheiden thut weh. Mein Vater freute sich aufrichtig des kleinen Festes und wiederholte häufig, an diese drei Tage des Beisammenseins werde ich lange zurückdenken. Ich kehrte nach Mecklenburg zurück und setzte meine Geschäftsreise fort.

Zuerst schmeckt nach frohen Tagen in der Heimath das Geschäft nicht recht. Ich machte viele Besuche in Ludwigslust, erreichte aber nicht viel und war mit mir selbst unzufrieden; oft ist

es das Beste, wenn man ununterbrochen in gleicher Thätigkeit seine Pflicht erfüllt. Der Maimonat nahte und ich kam in die Nähe des Schallsees nach Goldensee, eine herrliche Gegend. Meistens war es schönes Wetter, fast immer traf ich liebenswürdige Leute und so wurde es eine wahre Vergnügungstour. Dieses ungebundene, freie Leben gefiel mir sehr gut. Den letzten Tag, einen Sonnabend, und zwar den 16. Mai, verbrachte ich still in Ratzeburg, ordnete meine Papiere und Bücher und schrieb einen letzten Bericht, der bis auf einen Spaziergang den ganzen Tag in Anspruch nahm. Ich genoß diese kleine Wanderung so recht aus voller Seele, der große Seespiegel, eingefaßt von hohen schattigen Buchen und geschmückt mit dem stolzen Dom mit seinem alterthümlichen Kirchhof am grünen Ufer gewährte einen malerischen Anblick.

Am Sonntag um 5 Uhr fuhr ich von Ratzeburg fort, kam glücklich in Lübeck an, fand die Meinigen gesund vor und auch gleich hinreichende Beschäftigung. Die Familie Bergmann von Stockholm, alte Bekannte, war angekommen und da mein Vater kein Schwedisch konnte, mußte ich mich ihnen widmen. Den Tag über zeigte ich ihnen die Merkwürdigkeiten unserer Stadt und zu Mittag 3 Uhr war eine größere Gesellschaft eingeladen. Man war sehr heiter und nach Tisch ruderten wir jungen Leute die Damen zum Garten, die Herren gingen zu Fuß dahin. Leider kam aber Regen, so daß der Aufenthalt im Freien fast unmöglich wurde. Da ließ mein Bruder Wilhelm die Schimmel vor einen Omnibus spannen und so fuhren alle zur Stadt, die Fremden ins Hotel. Am andern Tage hatte ich den Fremden noch weiter unsere Sehenswürdigkeiten zu zeigen und auch eine Fahrt in die nächste Umgebung machte Bergmanns Freude, bis um 4 Uhr bei uns gespeist wurde, wobei meine Mutter bei den Damen einen schweren Stand hatte, da sie kein Deutsch konnten.

Beim Bürgermeister Frister war ein großer Ball auf seinem Landhause vor dem Burgthore (jetzt Senator Hermann Eschenburg gehörig). Wilhelm und ich waren auch geladen. Herr Bürgermeister und Frau Bürgermeisterin empfingen ihre Gäste freundlich und

Frau Blohm, die das ganze Arrangement übernommen hatte, empfing die Damen von ihrem Sopha aus. Alles war sehr nobel und schön eingerichtet. Im Tanzsaal war eine große Nische, die amphitheatralisch mit Blumen in schönster Fülle geschmückt war, ebenso war der Saal selbst mit Kränzen, Guirlanden und Kübelpflanzen geziert und die schönsten Fußteppiche, geschmackvolle Möbeln und Sessel waren in den Nebenzimmern, genug, alle Räumlichkeiten waren einer großen Fete würdig. Viele Diener waren emsig beschäftigt und bald war eine glänzende Gesellschaft versammelt; feine Herren und elegante junge und ältere Damen in schönster Toilette, alle konnten sich bequem in den weiten Räumen bewegen und sich mit den Damen unterhalten. Der Tanz begann und damit war das Fest eröffnet; viele bekannte und unbekannte junge Damen sah man in bunter Reihe. Fräulein Irsegarten, ein sehr hübsches, lebhaftes junges Mädchen führte ich zu Tisch, Fräulein Adele Fehling hatte ihren Beaujour und ihre wunderschönen großen Augen glänzten vor Freude und Lebendigkeit. Fräulein Wildfank war auch eine der hervorragendsten Tänzerinnen, sie kannte von Brockens in Hohen Lukow sehr genau und ich konnte ihr Grüße von dort bringen. Genug, es war ein lebhaftes buntes Getreibe während des Tanzens und in den Zwischenpausen auch die hellen Toiletten der jungen Damen, die sich fröhlich und frei bewegten, boten ein hübsches Bild. Dann wurde in den oberen Räumen gegessen, wo die Fröhlichkeit ebenfalls die Herrschaft hatte. Ich muß gestehen, ich habe wenig Bälle mitgemacht, die mir so gut gefielen wie dieser. Das Souper war sehr gut, selbst brillant, und der Champagner (gottlob nur französischer) wurde in Menge eingeschenkt. Nach Tisch ging das Tanzen um so lebendiger, ich tanzte auch mit der jungen Frau Konrad Platzmann, geborene Brose, aus Berlin. Diese junge geistvolle Frau machte viele interessante Bemerkungen. Erst mit anbrechendem Tage schloß dieses schöne Fest, welches so Vielen rechte Freude bereitet hatte.

Wir begannen jetzt wieder zeitig am Morgen zu baden, das Wasser hatte am 23. Mai schon 15 Grad Wärme. Am Tage

arbeitete ich fleißig mit im Geschäft und stach große Stückfässer mit Wein auf kleinere Gebinde; ich freute mich, wenn ich mich recht ausarbeiten konnte. Unser Garten gewährte uns wieder viele schöne Stunden, an denen auch unsere Bekannten oft und gerne Theil nahmen. Am zweiten Pfingsttage besuchten wir in Begleitung des jungen Kapitain Rodatz, der gewöhnlich an der Küste Abyssiniens Handel treibt, den Kapitain Böhme an Bord seiner „Düna." Nach Tisch ruderten wir alle nach Schwartau und gingen von dort zu Fuß zum Riesebusch. Unsere kleine Gesellschaft lagerte sich im Holz, wir hatten eine liebliche Aussicht, zu unseren Füßen Wald, Wiesen, Wasser, Weiden mit schönen Kühen. Am Abend ruderten uns die Leute des Kapitains Rodatz zur Stadt; seine vier Matrosen ruderten doch noch schneller und besser als wir.

Mein Bruder Wilhelm reiste am andern Tage nach Bremen, was ich ihm recht vom Herzen gönnte, denn das viele Sitzen auf dem Komptoirbock macht ihn schließlich zum Pedanten. Ich nahm seinen Platz am Komptoir ein und ist es recht gut, denn dort lernt man Ordnung und Regelmäßigkeit, die man auf den Geschäftsreisen nicht innehalten kann. Ich mußte Abends mit Herrn Wolff aus Wasa zum Tivolitheater gehen, kam um 10 Uhr zurück, mein Vater kam zu gleicher Zeit vom Garten und da machten wir beide noch einen Spaziergang auf dem Wall. Wie wunderschön war es dort. Der Mond schien klar, die Baumkronen hingen ruhig auf den starken Stämmen, kein Wind rührte sich, die Leuchtkäfer glänzten im Grase, warme, linde Luft umspielte uns, genug, man kam in solche sanfte, fast elegische Stimmung, daß man alles mit mildem, hoffnungsvollem Auge ansah. Die Anforderungen der Welt treten in solchen Momenten in den Hintergrund, man erkennt die Allmacht, Güte und Liebe des Schöpfers mit dankbarem Herzen, sieht, wie unendlich viel er für die Menschen gethan und welche reine, edle Freuden er ihnen verliehen hat. Es ist der Mai doch die schönste Zeit, alles grünt und blüht, alles glänzt in frischen, lebhaften Farben, es ist ein immerwährender Feiertag.

Wir mögen den schönen Garten draußen nur ungern ver-

lassen; es war andern Tags wieder ein solch stiller, milder Abend, wir aßen vor der Thür unser Abendbrod und waren glücklich und zufrieden; wie kann es auch anders sein. Ich ritt den alten Fuchs langsam, fast im Schritt nach Hause, was ihn sehr zu wundern schien.

Der junge Gröning aus Bremen kam mit Dr. Fr. Krüger zum Garten in erleichterter Stimmung, denn er hatte beim hiesigen Ober-Appellations-Gericht sein Examen gemacht und war gut durchgekommen. Am andern Abend kam Gröning wieder mit Kapitain Rodatz hinaus; wir saßen am Ufer des Flusses, er war glücklich, fast selig, so weit zu sein, sprach viel von der Heimath und Familie, wir schossen mit Pistolen, wanderten im Garten und blieben lange beisammen.

Am nächsten Sonntag brachte Kapitain Rodatz seinen ersten Steuermann Müller und den zweiten Steuermann Groht, beides gebildete junge Leute, aus Hamburg zu uns mit. Mit verschiedenen Bekannten ruderten wir mit sechs Rudern in schneller Fahrt nach Schwartau, frühstückten dort und kehrten mit raschem Ruderschlag zurück. Zu Mittag besuchte uns eine Familie Seestern-Pauly aus Schwarzenbeck, sowie Dr. Krüger und verschiedene junge Leute. Ganz stolz ruderten wir wieder mit Sechsen die Damen spazieren, spielten Kegel und wanderten in den sauberen Wegen des hübschen Gartens.

Am Morgen früh gegen 5 Uhr beginnt der bewegte Tag. Ich bin immer frisch und munter, der Frohsinn und die Heiterkeit verlassen mich selten. Ich habe auch alle Ursache, dem lieben Gott recht dankbar zu sein, denn jetzt fehlt mir nichts. Die kleinen vernünftigen Wünsche gehen theilweise in Erfüllung oder können mit der Zeit erfüllt werden; wir stehen achtbar in der Stadt da, haben tüchtig zu arbeiten und genießen unsere Mußestunden desto angenehmer. Die Natur in der Umgegend unserer Stadt ist eine der schönsten weit und breit; in der Familie herrscht im Ganzen Friede und Liebe, Nahrungssorgen quälen uns nicht und bei bescheidenem Sinn kann man der Zukunft getrost entgegensehen. Ehrgeizige, hochfliegende Lebenspläne sind vom Übel und zerstören den ruhigen Genuß der Gegenwart.

Wir genießen so recht das Herrliche der Frühlingszeit; warme Regen, die das Land erfrischen, und nachher der klare Sonnenschein, auch das frische Grün, die üppigen Kornfelder, selbst die Regentropfen an den hellgrünen Grashalmen, alles ist so wunderschön und lobt den Schöpfer.

Fräulein S. W. kam von Hamburg zum Besuch, hauptsächlich zu meiner Schwester Elise R. Sie ist die Braut des Engländers A. M., also für uns ungefährlich. Wir wünschen ihr von Herzen Glück und Segen. Ich meinerseits freue mich auch aufrichtig darüber und schätze sie gleich hoch wie früher, trotz der mancherlei Bemerkungen, die gemacht wurden.

Am Sonntagmorgen dem 14. Juni ritten mein Vater und ich über Schwartau zur Herrenfähre und dann durch das Israelsdorfer Holz zurück. Es ist das Reiten doch ein herrliches Vergnügen! Wenn die hübschen Thiere so recht flott dahin traben, hebt sich die Brust vor Stolz und Vergnügen; ich setzte vor lauter Übermuth mit meinem Pferde über einen Kegelgraben mit zwei Seitengräben; da schalt aber mein Vater, daß ich ihn nicht davon avertirt hätte, weil sein Pferd sich erschrack und sehr unruhig wurde. In den Holzungen war es so schattig, so kühl, die Sonne malte ihre goldenen Bilder auf den blumenreichen Rasen, die Waldvögel sangen und in meiner Brust war es so freudig und klar, daß ich hätte singen und jauchzen mögen vor lauter Lust und Vergnügen. Es war 2 Uhr, als wir zurückkamen. Der Abend wurde unvergleichlich schön; leise spielte der Wind in den laubigen Schlinggewächsen der Veranda, das Heu duftete und das zarte Grün der Rasenplätze harmonirte mit dem Blau des Himmels; der Jasmin blühte und die Nachtigall schlug. Allmählich sank eine leichte Dämmerung nieder, der Spiegel des Flusses kräuselte sich, Böte mit Herren und Damen, Matrosen und Mädchen zogen singend und plaudernd an unserm Gartenufer vorbei und noch lange schallte ihr fröhlicher Gesang aus weiter Ferne zu uns herüber durch die stille weiche Luft. Wir mußten gegen 10 Uhr zur Stadt, die Damen brachten uns bis zur Schneiderfähre, aber einschlafen konnte man noch nicht;

wir saßen noch lange am Fenster unseres Zimmers, wo die Weinranken sich hinaufschlängelten und pflogen ernstere und hoffnungsvolle Gespräche. Man sieht jetzt in diesen Blüthezeiten alles leichter von einer freundlicheren Seite an und so ging auch am Komptoir und im Geschäft alles viel leichter von der Hand. Der Morgen vergeht so schnell, man weiß kaum wie. Abends ging ich wieder nach unserm Lieblingsaufenthalt, dem Garten; auf dem Burgfelde exerzirte unsere Bürgergarde, sogar im Feuer, und draußen traf ich verschiedenen Besuch. Es ist ein herrlicher Sommer, ich genieße ihn so recht, fast muß ich sagen, ich habe zu viel Freude am Leben und es wird sich einmal ändern.

Mich begleitete der alte v. Cossel öfter zum Garten; unverheirathet ist er und bleibt es auch wohl. Nachdem er sein Gut verkauft hat, reist er viel in der weiten Welt umher, hat ein gewisses gutmüthiges Wesen, hilft seiner Familie und ist rechtlich und edeldenkend, dabei aber trocken und einseitig. Er schließt sich unserer Familie sehr an und ich glaube wohl, daß er etwas von uns hält. Übrigens wird er auch als Hausfreund und Verwandter sehr freundlich behandelt.

Auch mit der v. Cosselschen Familie standen wir in einem engeren Verkehr, theils durch die Verwandtschaft, theils aber auch, weil sie liebe, brave Menschen sind, und da wir mit ihnen harmonirten, so fühlten wir uns zu ihnen hingezogen.

Die Familienverhältnisse sind folgendermaßen: Der Vater unseres alten Onkels Ludwig v. Cossel hieß Peter Ludwig v. Cossel, geb. den 23. März 1749 zu Hamburg, gest. 19. Oktober 1801 zu Lübeck; er war hier Kaufmann und zwei Mal verheirathet. Die erste Frau hieß Sarah Rosina Burghardi, verheirathet im Jahre 1785, starb aber schon im September 1786 und hinterließ ein Kind, welches aber, sieben Jahre alt, starb und Johann Paschen hieß. 1790 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Engel Elisabeth Mentze aus Lübeck. Dieser Ehe entstammen drei Söhne. Sie hatten zwei Schwestern; die eine heirathete einen Herrn Becker in Stettin, die zweite war meine Großmutter väterlicherseits. Außer

dem war noch ein Bruder vorhanden, der unverheirathet blieb und in seinen alten Tagen auf dem Kaufberge wohnte. Ich erwähnte seiner schon früher bei der Feier des 18. Oktobers hierselbst, wenn unsere Truppen zur Parade vor das Burgthor zogen und unsere Familie den guten alten Onkel Mentze besuchte, um von seinen Fenstern aus den Vorbeimarsch anzusehen und wir dann mit schönem Kuchen traktirt wurden.

Die drei Söhne des genannten alten Peter Ludwig von Cossel und seiner Ehefrau Mentze, die mir als freundliche würdige alte Dame in treuem Gedächtnisse blieb, waren:

1. Jakob Nikolaus, geb. am 13. Dezember 1790, gestorben am 5. April 1818 in St. Petersburg an den Folgen der im Befreiungskriege von 1813 erhaltenen Wunden;

2. Ludwig Peter, rechter Vetter meines Vaters, Hausfreund in unserm Hause während seiner älteren Jahre und früher Besitzer des großen Gutes Faareveile auf Langeland in Dänemark;

3. Doktor Hans v. Cossel, geb. den 6. August 1793, gest. den 22. August 1838 in Ems. Er war Obergerichts-Prokurator hier in Lübeck und verheirathet mit Auguste Wratz, deren Mutter eine geborene Stolterfoht war und dadurch einer angesehenen großen Familie unserer Stadt angehörte. Er starb leider schon verhältnißmäßig jung, wurde allgemein hoch geachtet und war sehr tüchtig in seinem Fach als Jurist. Sie hatten drei Kinder. Die älteste Tochter Auguste war mit Herrn Dr. Ernst Fischer verheirathet, der sehr beliebt und geachtet war und dessen musikalische Talente in unserer Stadt hoch anerkannt wurden. Er starb den 3. August 1862 und hinterließ eine zahlreiche Familie. Im Sommer wohnt die Wittwe seit vielen Jahren in Niendorf an der Ostsee, wo sie eine hübsche Villa besitzt zur großen Freude ihrer Kinder und Enkel, deren sie sich mit liebevoller Zuneigung annimmt und ihnen in der uneigennützigsten, aufopferndsten Weise entgegenkommt. Die zweite Tochter Emma war ein frisches frohes Mädchen mit offenem Wesen und hellem Verstand, die auch mit meinem Vater auf dem besten Fuße stand. Er mochte ihre geraden,

treffenden Antworten gern und freute sich, wenn sie in unserm Kreise verkehrte. Sie verheirathete sich dann mit dem Gutsbesitzer Herrn Eugène Baudouin, welcher ein Gut in Schweden bewohnte, darauf nach Deutschland zog, hier das Gut Gr. Weden in Lauenburg und dann Rodensande bei Eutin besaß. Dieses wurde verkauft und die Familie wohnte eine Zeit lang in Bergedorf bei Hamburg, zog dann nach Lübeck, wo Baudouin 1899 im Alter von 80 Jahren in stiller Ruhe seine Tage beschloß. Die einzige Tochter Dina heirathete Herrn Pastor Deggau in Heuchelheim und lebte dort in glücklicher Ehe. Sie starb leider früh und hinterließ eine Tochter. Mathilde ist der Name der dritten v. Cossel'schen Tochter und durch meinen Bruder Fritz meine liebe Schwägerin. Mit Klugheit und Umsicht steht sie noch heute ihrem Hauswesen vor. Der Erziehung ihrer neun Kinder widmeten die Eltern sich mit Liebe und Energie und Mathildes fröhlicher, gleichmäßiger, zufriedener Sinn bewährte sich in Freude und Leid. Ein anderer Zweig der von Cosselschen Familie lebt auch jetzt noch hier in Lübeck.

Soweit mir bekannt, war einer der letzten Vorfahren ein Herr Eberhardt Christian v. Cossel, verheirathet mit einem Fräulein L. F. von Stemann. Diese hatten sieben Kinder, von denen der Kammerherr Dettlof von Cossel mit dem Fräulein Caroline von Stemann verheirathet war. Sie hatten fünf Kinder. Der Kammerherr war zuerst in dänischen Diensten und darauf längere Jahre in Ratzeburg Vorsitzender des dortigen Amtes, dann zog er, nachdem er seines hohen Alters wegen seinen Abschied genommen hatte, nach Lübeck, wo er im Jahre 1898 starb. Einer seiner Söhne, der Forstmeister v. Cossel in Barlohe bei Hohenwestedt in Holstein, kommt hin und wieder hierher und da er Mitverwalter einer Familienstiftung unseres alten verstorbenen Onkels Ludwig Peter v. Cossel ist, so bleiben die Beziehungen auch mit dieser Familie aufrechterhalten.

XXVIII.

Kapitain Rodatz. — Hafenerweiterung. — Mecklenburger Reise. Stellung des elterlichen Hauses. — Lebensregeln.

Wenn Kapitain Rodatz kommt, freuen wir uns stets, ihn zu sehen. Er ist ein vielseitig gebildeter, praktischer Mann, sprach auch mit S. über viele Gegenstände, so daß sie ihn sehr hochachten lernte. Wir halten viel von Rodatz; es thut uns recht leid, daß er bald fortgeht.

Es kam der Johannistag und regnete die ganze Nacht; geschieht dies auch am kommenden Tage, dann, sagt der Volksmund, bleibt es sechs Wochen regnigt. Das Wetter besserte sich aber; mein Vater, meine Mutter, Schwager Rose, S. und ich machten einen längeren Spaziergang nach Schwartau und ins Gehölz. Das alte gute Verhältniß war im Ganzen wieder hergestellt. Wir gedachten harmlos der vergangenen Zeiten und hatten Freude daran. Der Bruder von S., Eduard, kommt zu uns als Lehrling ins Weingeschäft und dadurch bleibt das freundschaftliche Familienband geknüpft.

Die drückende Hitze war durch den Regen geschwunden, der Wald war frisch, die Birken und Buchen dufteten, die Rasen hatten ihre frische grüne Farbe angenommen und die großen Regentropfen glänzten noch im Abendsonnenschein. Die Vögel sangen wieder, der Staub der Wege war verschwunden und alles war wieder belebter und schöner.

Eines andern Tags ritten mein Vater und ich nach Schlutup. Die Eisenbahnangelegenheit interessirte ihn sehr und eine neue Idee war aufgetaucht, nämlich einen neuen größeren Hafen zu schaffen. Wir ließen gleich einen alten Fischer kommen, um mit ihm die Buchten und Ufer bei Schlutup zu untersuchen und zu sehen, ob

sich das Wasser dort zu einem Hafen eignete. Das Resultat war, daß sich der Grund des Wassers ganz außerordentlich gut zu dem genannten Zwecke eigne; 15 Schritte vom Ufer beginnt eine Tiefe von 16 bis 18 Fuß und darunter befindet sich eine Lagerung von Modde, die man leicht fortschaffen kann, so daß dem Hafenbau wenige Schwierigkeiten entgegenstehen würden. Mein Vater war sehr vergnügt darüber und schnell ritten wir nach Hause. Allerlei Vorkommnisse brachten anfangs eine gewisse Verstimmung hervor, indeß bei dem freundlichen Verkehr mit S. und mit den anderen Familienmitgliedern verflog sie bald, man kam in die beste Laune der Welt und am Abend merkte ich nichts von Müdigkeit, trotz Frühaufstehens, Badens, dreistündigen Reitens und ebenso langen Spazierengehens.

Ein Diener der Frau v. Witzendorff in Gr. Zecher meldete sie selbst und ihre Familie an. Schnell zog ich mich um, sie zu begrüßen. Ich traf sie aber schon bei der Marienkirche und brachte sie zu uns. Wir luden sie ein zum Garten. Leider regnete es beständig, sie kamen aber dennoch hin. S. unterhielt sich nach besten Kräften mit den jungen Mädchen, was sie meisterhaft verstand und ihr gescheutes, kluges Benehmen, das freundliche Gesicht mit dem sprechenden Ausdruck in der lebhaften Unterhaltung zu sehen, war ein rechtes Vergnügen. Um 8 Uhr fuhr die liebenswürdige Familie wieder fort und schien ganz befriedigt von allem zu sein trotz des trüben Wetters. Witzendorffs versprachen wieder zu kommen. Auch wir waren durch den Verlauf des Abends sehr zufriedengestellt.

Wieder kam ein Sonntag, das Wetter war bedeckt und bedenklich, mein Vater schlug eine Tour nach Travemünde vor, die Damen zögerten, ich zweifelte, ob ich zurathen sollte; es unterblieb leider, denn es wäre eine hübsche Tour geworden. Ich schlug meinem Vater einen Ritt vor und um 10 Uhr ging es fort. Die Sonne kam durch, die Luft wurde warm, das Laub des Waldes war so frisch, wir kamen schnell nach Travemünde. Die See und der Fluß waren wie ein Spiegel, die hübschen Dampf-

böte lagen an den Ufern, vor den Häusern unter den Verandas saßen die Badegäste, alles hatte ein freundliches Ansehen. Mein Vater fragte den Kapitain Böhme, ob er Fritz nochmals (ich meine als Untersteuermann) mitnehmen wolle für eine Reise, doch wurde er lau dabei, so daß nicht weiter davon gesprochen wurde. Wir machten nun noch einen kurzen Besuch bei Frau Jütting, der Schwiegermutter von Herrn H. Behrens, dem Besitzer der Travemünder Badeanstalt, aßen ein kleines Butterbrot, ließen die Pferde kommen und zurück ging es. Eine solche Tour mit meinem Vater zu machen geht mir, aufrichtig gesagt, doch etwas zu schnell, man hat zu wenig davon. Wir ritten sehr rasch, Reiter und Pferde wurden recht warm; gegen 3 Uhr kamen wir zur Stadt und $^3/_4$4 Uhr zum Garten. Cossel war auch draußen, E. Minlos ließ einen Luftballon steigen, den wir mit Mühe durch einen Trab bis Trems wiederbekamen, dann promenirten wir im Garten und S. spielte Klavier. Mit besonderem Ausdruck und vielem Gefühl spielte sie hübsche Sachen, z. B. aus Nebukadnezar von Guiseppe Verdi, in welchem soviel Melodie und Kraft lag, daß wir ganz begeistert wurden und das talentvolle Mädchen recht bewundern mußten. Musik ist doch die Seele des Lebens, alle Nerven werden angespannt, Stolz und Selbstbewußtsein werden erweckt, anderseits stimmt sie milde, giebt stillen Frieden im Innern, versöhnt und macht ergeben. Das engherzige Ich tritt dann in den Hintergrund.

Am andern Tage kam Fritz von Hamburg zurück, wo er sein Steuermanns-Examen mit dem ersten Charakter gemacht hatte. Wilhelm übernahm jetzt wieder das Komptoirgeschäft und so fiel mir das Kellergeschäft zu.

Ich will hier noch einer schönen Ruderpartie nach Travemünde erwähnen, welche Wilhelm, Fritz, Kapitain Rodatz mit zwei Leuten, ein Schwede und ich unternahmen. Sie fiel gänzlich zu unserer Freude und Zufriedenheit aus. Wir hatten bei dieser Gelegenheit einmal wieder recht unsere Kräfte erprobt.

Eine kurze Reise nach Hamburg benutzte ich, um die schönen Ufer der Elbe zu besuchen. Zuerst nach Rainville, wo man einen

hübschen Blick auf den Strom hat und den großen Mastenwald des Hafens, der das Großartige des Hamburger Welthandels zeigt. Im Booth'schen Garten traf ich den jungen Pavenstedt, ursprünglich ein Bremer, mit einigen Hamburger Bekannten. Mit ihnen wurde nun ein weiterer Spaziergang nach dem Jenischen und dem Bauerschen Garten unternommen. Wir sahen hier schöne Parks und Blumengärten, wo Natur und Kunst miteinander wetteiferten. In Blankenese war der letzte große Überblick über den breiten mächtigen Strom, der hier schon eine meerartige Form angenommen hat. Hier nahm ich Abschied von dem liebenswürdigen und interessanten Herrn Pavenstedt und seinen Gefährten und schiffte mich an Bord eines raschen Dampfers nach Hamburg ein. Von der Wasserseite sah ich nun an dem hohen Ufer die prachtvollen Gärten, in welchen ich gewesen war. Um 5 Uhr reiste ich mit der Diligence nach Lübeck zurück, war mit meinen Gedanken allein und genoß nochmals im Stillen die vielen erlebten Freuden. Mein Bruder Fritz erwartete mich halb 11 Uhr an der Post und zu Hause erzählte ich von meinen Reiseerlebnissen und den frohen Stunden.

Ich besuchte unsern Freund Kapitain Rodatz an Bord seines Schiffes und ging mit ihm zum Garten hinaus. Gut, daß ich es that, denn es heiterte ihn auf. Er war nämlich recht verstimmt, denn er hatte allerlei Unannehmlichkeiten mit seinen Leuten. Auch andere Leute haben ihre Plagen und Sorgen, wir sind es nicht allein, wie man wohl manches Mal denkt.

Am 15. Juli (1846) gingen Wilhelm und ich zur Marienkirche, wo ein großes Ölgemälde von Overbeck „Die Grablegung Christi" angekommen war. Ein herrliches Bild ist es, tiefer Ausdruck in allen Gesichtszügen, großer Schmerz der Umstehenden, das liebevolle, selbst im Tode ruhige edle Gesicht des Heilandes, überhaupt die Zusammenstellung der Personen und der Umgebung zeichnet es aus als ein Meisterwerk. Nachmittags fanden wir draußen auf dem Garten eine Kousine meiner Mutter, Trinchen Albers aus Bremen, die schwer reich sein soll; sie ist meiner guten Mama herzlich zugethan.

Nächster Tage gehe ich wieder auf die Mecklenburger Reise. Ich bin gesund wie der Fisch im Wasser, fühle mich so recht gestählt und kräftig, voll brennenden Eifers, recht thätig zu wirken. Der diesjährige schöne Sommer, das angenehme häusliche Leben, der frohe Umgang, das mir immer mehr bewußt werdende Gefühl der Selbständigkeit, der Umgang mit interessanten Leuten, von denen ich fühle, daß sie etwas von mir halten, der hübsche Garten mit seinen Naturschönheiten, die herrliche Luft, die dort frischer und erquickender weht als an irgend einem anderen Platze, alles wirkte auf mich ein, um den verflossenen Sommer zu einem recht genußreichen, friedebringenden zu machen. Die Erinnerung an alle diese Freuden gleicht manches Unbehagen aus.

Am folgenden Sonntag ging ich zur Kirche, hörte andächtig eine gute Predigt und dankte meinem Schöpfer für die unendlich viele Güte und großen Wohlthaten. So ging ich denn ganz getrost dem Wind und Wetter, Ärger und Versuchungen entgegen. Mittags war große Gesellschaft, Frau Trinchen Albers zu Ehren; auch eine ältere Frau Mac Gregor mit ihrer Tochter Eugenie war bei uns.

Das Reiseleben begann am 20. Juli aufs Neue. In Gr. Zecher fand ich wieder die gewöhnliche freundliche Aufnahme und traf den jungen Herrn v. Witzendorf dort; er ist mit mir gleichaltrig, ich hoffe mit ihm gut bekannt zu werden; auch seine Braut ist ein hübsches, gewandtes Mädchen, der man den langen Aufenthalt in der Residenz und am Hofe gleich ansieht. Sie war recht freundlich und aufmerksam und unterhielt ich mich viel mit ihr. Sie ist die Tochter eines Obristlieutenants v. Witzendorf in Hannover. Ich hoffe in dieser Familie immer gut angesehen zu bleiben. Es ist schwer von Gr. Zecher fortzufinden, ich bin hier immer recht glücklich.

Mitte September reiste ich wieder nach Berlin, gab mir dort viele Mühe, um tüchtig zu verkaufen, das Geschäft ging aber nicht so wie ich wohl wollte, man hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und manche trübe Stunde bleibt nicht aus.

Man lebt in Berlin in geistiger Beziehung recht wieder auf,

das rege Leben, die interessanten Leute, das herrliche Theater, die vielen schönen Gebäude, der Luxus, die vielen schönen Equipagen, alles regt auf, man kommt in eine gewisse Begeisterung, genießt das Leben mehr und kann dann auch besser arbeiten.

Dann kehrte ich ins Mecklenburgische und in die Priegnitz zurück. In der Gegend von Freienstein liegt das Gut Cölln, ich reiste dort zu meinem Freunde Rosenow und seiner liebenswürdigen jungen Frau. Sie ist sehr klug, schön und lebhaft; gern blieb ich auch noch den folgenden Tag dort.

Am Morgen kamen Herr K. von W. und einige andere Herren zur Hasenhetze. Ich ritt sie mit und übersprang viele Gräben, was gut abging. Mittags wurde scharf getrunken, Abends erzürnte sich Herr K. mit Herrn M. Letzterer war ein Preuße, der stark renommirte und Streit mit Herrn K. suchte, ihn dann beleidigte, so daß K. ihn forderte. Der ganze Abend war gestört und ich fuhr mit nach Wredenhagen, um K. zu assistiren. Am andern Morgen 6 Uhr setzten wir uns auf einen Jagdwagen und fuhren zur Massower Brücke an der preußischen Grenze. K. hatte seinen Pistolenkasten mit sich. Wir mußten bis 9 Uhr warten, da kamen unsere Gegner angefahren. Ich ging zum anderen Sekundanten und wir besprachen die ganze Streitsache mit ruhigem Blute. Der Streit war im Champagnerrausch entstanden und dadurch auf die Spitze getrieben. Wir suchten nach bestem Wissen und Willen zu vermitteln; beide Herren erklärten schließlich, daß sie sich absichtlich nicht hätten beleidigen wollen, jeder nahm seine Beleidigungen zurück, kurz und gut, sie versöhnten sich und so ging man auseinander. Ich muß indeß gestehen, es wird Einem doch recht ernst zu Sinn in solchen Lebenslagen, denn, wird der eine oder andere Gegner erschossen oder selbst nur schwer verwundet, so ist die Verantwortung der Sekundanten doch sehr groß.

In gewohnter Weise setzte ich meine Geschäftsreise fort, berührte die alten Punkte, machte manche Lebenserfahrung, erlebte manche Täuschung, hatte aber auch guten Erfolg, traf liebe gute Bekannte und Freunde und kehrte dann am 12. November nach

Hause zurück. Es war doch eine lange Reise von vier Monaten. In der letzten Zeit war ich wirklich flau geworden, bei dem steten Einerlei. Jetzt begann wieder ein neues Leben im elterlichen Hause. Von meinem Vater hatte ich einen herzlichen Empfang wie immer, ebenso von meiner lieben Mutter, beide halten viel von uns Kindern. Wir blieben lange beisammen, besprachen zuerst unsere Familien- und dann die Staats- und Stadtangelegenheiten. Ich bewunderte meines Vaters Scharfsinn in allen Dingen, sein richtiges Urtheil und auch seinen Einfluß in Staatssachen, wenn er dort eingreifen will. Ich bedauerte, daß ich auf meiner Reise diese Angelegenheiten in der Politik so wenig verfolgt und manches darin versäumt hatte. Wenn ich meinen Vater so richtig urtheilen hörte, bewunderte ich ihn und wünschte aufrichtigst, ebenso tüchtig zu werden wie er. Überhaupt kommt mir das Vaterhaus so heimisch und die Art und Weise unseres Lebens so richtig vor, wenn ich es mit anderen, die ich kennen gelernt habe, vergleiche. Es ist ein regelmäßiges, arbeitsames Leben vorherrschend, das Klatschen und voreilige Beurtheilen seiner Nebenmenschen findet sich hier nicht, die Ansicht meines Vaters giebt den Ausschlag und diejenigen Gegenstände, welche besprochen werden, erörtert er gründlich mit Verstand und Wohlwollen. Der ganze Zuschnitt im häuslichen Leben ist derjenige eines wohlhabenden Bürgergeweses. Das große schöne Haus, die weiten hübsch möblirten Zimmer, die vielen Leute, welche hier ein- und ausgehen, der schöne prächtige Garten, die Achtung, mit welcher man uns begegnet, alles stärkt das Selbstbewußtsein und den lebhaften Wunsch, daß man im Stande sein möchte, diesen Etat auch fernerhin so zu erhalten. Ich hoffe, dies durch Thätigkeit im späteren Leben alles zu erreichen.

Am Sonntag den 15. November ging unsere Hausgenossenschaft zum Garten, es sollte ein Fischzug durch unsern Teich gehalten werden. Es sind eine große Menge Karpfen darin. Er wurde mit einer großen Wade durchzogen zur allgemeinen Freude von Jung und Alt. Die Fische werden dann in ein großes Stückfaß gesetzt, so daß wir den Winter über reichlich zu unserm Bedarf haben.

Das gewöhnliche Geschäftsleben nahm für uns wieder seinen Anfang, ich trat in die Kellerthätigkeit ein und arbeitete eifrig mit Schurzfell und Bandmesser. Meine Mußestunden widme ich gern dem Zeichnen von Landschaften und Architekturen. Ein tüchtiger Maler Pero giebt mir recht gute Anweisungen darin und sprechen wir viel über Kunst und Künstler. Oft wird am Abend eine Partie Whist gespielt; manches Mal denke ich: es ist doch ein rechter Zeitverlust, in solcher Weise die Abende verbringen zu müssen, wie gerne zeichnete ich oder triebe etwas Besseres.

Solche lange Geschäftsreisen nehmen den Körper doch recht mit, am Schluß derselben bin ich oft abgespannt und trübe, allmählich kommt indeß bei mäßigem, geregeltem Leben und vielem Wassertrinken die Frische und Fröhlichkeit wieder und die Gesundheit wird wieder hergestellt.

Einen freundlichen Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens bringt mir stets die schöne Natur, mag sie auch herbstlich nebelig oder stürmisch sein, etwas Schönes gewährt sie immer.

Der Weinhändler Wilms von hier sagte einstmals an der Table d'hote in Schwerin, als Wismaraner und Rostocker Weinhändler Lübeck verkleinern wollten: „Es giebt in Lübeck einen Weinhändler W. L. B., der mehr im Jahr verkauft als alle Wismarschen Weinhändler zusammengenommen."

In dem alten Herrn Münchenschreiber haben wir eine tüchtige Hülfe in unserm Geschäft, die wir aber auch anerkennen; es wird ein großer Verlust für uns sein, wenn er nicht mehr reisen kann. Mein Vater hat sein Geschäft mit Leidenschaft getrieben und es daher darin auch so weit gebracht.

Am Sonntag den 29. November besuchte ich Nachmittags unsern Allerweltsvetter Behncke, der so manche Partie Whist mit meinem Vater und uns jungen Leuten gemacht hat. Der alte Herr war krank und außerordentlich wehmüthig und weich gestimmt. Er freute sich über meinen Besuch, dachte an sein nahes Ende, sprach von vielerlei Ereignissen in seinem Leben, wie er sich habe durchquälen müssen; er würde auch gerne so wie Cossel gereist sein

und sich amüsirt haben, doch habe er es seiner Familie wegen nicht gekonnt. Dann kam er auf seine Neffen Reddelien, die ich recht gut kannte, und schilderte deren Lebenswege. Er lebt wohl nicht lange mehr.

Es fiel am 30. November der erste Schnee und am Abend trat Frost ein bei herrlichem Mondschein, dadurch hatten wir eine prachtvolle Winterlandschaft.

In diesem Winter lebe ich stiller als im vorigen, so ordne ich mein inneres ganzes Wesen und denke mehr über mich selbst nach. Gerne höre ich zu, wenn verständige Leute sprechen, beobachte viel und dringe gern in unsere eigenen und anderer Länder innere Zustände ein.

Am 5. Dezember war der Tag der Befreiung Lübecks vom französischen Joch 1815. Meine liebe Tante Jette sprach mit seltener Begeisterung von diesem schönen Tage, die Thränen kamen ihr dabei in die Augen, denn einen tiefen Eindruck hatten jene Erlebnisse auch auf sie gemacht.

Ich bin in Äußerungen, auch meinem Vater gegenüber, oft etwas rasch, unbesonnen, selbst bitter. Das verletzt ihn und führt zuweilen zu heftigen Vorwürfen. Nachher thut es mir sehr leid, dann ist es aber zu spät. Auch andern Leuten gegenüber kommt es vor. Mein Vater sagte: „Haltet Euch alle Leute möglichst zu Freunden, hoch und gering, denn ich weiß aus Erfahrung, wie wenig man wirken kann, wenn man es darin versehen hat." Mir ist es bei manchen Dingen so ergangen.

Es ist nicht allein nöthig, daß man den redlichen Willen und die Kraft dazu hat etwas durchzuführen, sondern man muß auch klug dabei sein und überlegen, wie man es am Besten anfängt.

Nichts belohnt sich besser, als in der Jugend vernünftig und regelmäßig gelebt zu haben. Man hat dann ein frohes kräftiges Alter, während andere junge Leute, die nach ihrer Weise das Leben genossen haben, im kräftigsten Mannesalter Greise sind.

Von allen Lastern ist das Trinken das schlimmste, denn es nimmt eher zu als ab. Hat man sich daran gewöhnt, so verlangt

der Körper beständig mehr nach dieser Aufregung, um in den erschlafften Körper wieder Leben zu bringen. So geht es immer weiter abwärts, so daß, selbst wenn die heiligsten Bande und Verhältnisse, die Familie und die Kinder mahnen, doch die klügsten und willensstarken Leute vergebens dagegen kämpfen. Beim Weinhändler ist die Gefahr durch die tägliche Versuchung um so schlimmer.

Es fand am 16. Dezember ein Subskriptionsball bei Ebbe statt, der bedeutend belebter war als das vorige Mal. Man sah einzelne sehr niedliche Mädchen, welche lebhaftes Interesse erregten, u. a. auch Fräulein Ada Trummer, welche später Emanuel Geibel heirathete.

In diesem Jahre herrscht ein harter Winter, wir haben fast beständig 8 bis 12 Grad Kälte. Der alte Herr Münchenschreiber will nach dem Norden abreisen, er weiß jedoch noch nicht, welchen Weg er nehmen soll, da es beständig friert und schneit. Über die Belte ist eine beschwerliche Fahrt. Der alte Herr hat Freude an seinen beiden Söhnen. Der ältere macht die Reise mit Herrn Brattström zusammen und in dessen Geschäft, der zweite bekommt eine Stelle bei Herren Dittmer & Plaht, auch eine nordische Firma.

Als ich Abends 11 Uhr aus einer Gesellschaft nach Hause kam, fand ich meine Mutter noch auf. Sie war so froh darüber, daß der Gesundheitszustand meiner Schwester Elise Rose und ihres kleinen Jungen so gut sei. Wir sprachen viel über die Verhältnisse anderer Leute und fanden, daß alle mehr oder minder auch ihren Packen Sorgen und Leiden hätten und wir uns noch immer glücklich schätzen könnten. Meiner Mutter Natur ist so milde, gütig und durch und durch wohlwollend gegen alle Menschen, daß es mir eine Freude war ihr zuzuhören. Auch ich wurde dadurch viel milder und sanfter gestimmt und fand, daß solche Gespräche sehr wohlthuend sind. Wie gut ist es, wenn man doch von Zeit zu Zeit aus dem gewöhnlichen Gedankengang herausgerüttelt wird.

Der Weihnachtsabend wird bei uns jetzt immer einfacher gefeiert, Kinder von jüngeren Jahren sind nicht mehr in unserm

Hause und so ist die Freude am Feste geringer. Rose war krank und Elise und der kleine Wilhelm konnten nicht kommen. Ich arbeitete den ganzen Tag recht angestrengt im Keller und ging müde und marode auf mein Zimmer. Dort fand ich es hell und mein Tisch war mit Geschenken belegt. Meine liebe gütige Mutter hatte es doch nicht übers Herz bringen können, den Tag so ganz ohne alle Freude vorübergehen zu lassen.

Am Morgen des ersten Feiertags hatte ich von 6 bis 8 Uhr eine lange Unterhaltung mit meinem Vater, der in diesen Tagen sehr freundlich und in heiterer Stimmung war, wodurch wir trotz unserer abhängigen Stellung doch immer froh, vergnügt und zufrieden gestimmt werden.

Andern Tags war mein Geburtstag und da zieht man gern einmal ein kleines Facit seines Lebens. Ich bin 27 Jahre alt, reife dem Mannesalter entgegen und muß mich fragen, ob ich dementsprechend auch reifer geworden bin. Viel sprühende Phantasie, viele brennende Hoffnungen sind verschwunden und allmählich habe ich die Kräfte meines Verstandes durchschaut.

Mein Vater sagte: „Ich erforsche und ergründe nach Möglichkeit jeden Menschen und ist es in der Hauptsache bei ihm nicht richtig, das heißt in der Rechtlichkeit, dann helfen mir alle seine übrigen Eigenschaften, wie Klugheit, Verstand u. s. w. nichts, denn ich kann ihn nicht achten."

XXIX.

Das Jahr 1847. — Mecklenburger Reise. — Büchener Eisenbahn. Unfall im Keller. — Kürzere Geschäftskour.

Wir begannen in unserm Hause das neue Jahr 1847 mit frischem Muthe, zufrieden mit unsern jetzigen Verhältnissen und Aussichten. Ich schätze es täglich mehr, daß der liebe Gott uns

solchen Vater gab. Wir verdanken ihm in jeder Hinsicht das, was wir sind, und der tägliche Umgang mit ihm erhebt, bessert und klärt den Verstand auf. Von manchen thörichten Ideen bin ich durch ihn zurückgekommen.

Wir nahmen am 4. Januar das Inventarium auf, es ging sehr schnell, um 10 Uhr waren wir mit den Gebinden fertig, am Nachmittag nahmen der Küfer Heitmann und ich das Flaschenlager auf, am Abend war alles fertig. Jetzt (1895) nimmt das viel mehr Zeit in Anspruch.

Es dauert jetzt noch elf Tage, dann gehe ich auf die Reise nach Mecklenburg, woran ich jetzt schon wieder mit Vergnügen denke. Ich habe noch vieles zu ordnen und zu besorgen und besprach am Abend noch mancherlei mit meinem Bruder Wilhelm. Wir sprachen uns zufrieden über unsere jetzige Lage dahin aus, daß wir keine größeren Ansprüche an unser Leben machen könnten und unsere wahre Freude in unserm Beruf finden müßten und auch fänden. Es wäre ein zweifelhaftes Geschenk, wenn man plötzlich reich würde durch Heirath oder Erbschaft oder ähnliche Glücksereignisse. Leicht geht dadurch die Thätigkeit und das Interesse für den wirklichen Beruf verloren oder man wird bequem oder wird genöthigt ein Haus zu machen; es würde bald diese, bald jene Anforderung an uns herantreten, so daß man gewissermaßen abhängig von seinem Gelde wäre. Der Gedanke liegt doch immer nahe, verlöre man das so leicht Gewonnene plötzlich, so müßte man vielen neuen Angewöhnungen wieder entsagen. Sind denn reiche Leute glücklicher als wir? Wenn wir uns auf unsere Thätigkeit verlassen, uns selbst ein Vermögen verdienen, dann sind wir froh, glücklich und zufrieden und darnach wollen wir handeln! Und es geschah!

Ein tüchtiger Geistlicher, Dr. Friedr. Arndt, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin, sagt: „ . . . Wir meinen, der schönste Segen des Menschenlebens sei eine nützliche Wirksamkeit, und gewiß, was schafft mehr Wohlfahrt in allen Ständen als Berufsfleiß? Aber zu dem Berufe, wenn er klein ist, recht geneigt, in dem Berufe, wenn er schwer ist, recht treu, bei dem Berufe, wenn

er karg ist, recht uneigennützig, durch den Beruf, wenn er vielseitig ist, nach jeder Seite hin wohlthätig, — dazu macht Gottesfrucht alles. Nur sie. Ohne sie ist alles Menschenwerk todt. Nicht oft genug kann man das Wort eines berühmten Mannes wiederholen: Wehe mir, mein Leben ist damit hingegangen, daß ich viel gearbeitet und doch wenig gethan habe!"

Ich muß jetzt meine Bücher zur Reise in Ordnung bringen und deshalb tagelang am Komptoir sitzen. Mir bekommt diese Stubenluft garnicht; sie macht schwer, verdrossen und man ist in der gedrücktesten Stimmung. Da ging ich eines Morgens früh zur Wackenitz und lief tüchtig Schlittschuh. Als ich um 9 Uhr nach Hause kam, ging mir eine andere Welt auf, mir war leicht und froh zu Sinn, ich beurtheilte alles milde und der Geist war klar. So geht es mir und auch anderen, eine frische rasche Bewegung und Thätigkeit des Körpers ist allen unerläßlich, sie verscheucht die Sorgen und giebt dem Geiste neuen Schwung.

Man bedarf so außerordentlich wenig zum Leben und kann so große, reine Freude an den unbedeutendsten Dingen haben; warum strebt man denn immer oder so häufig nach den kostbarsten? Und welche Freuden und welche Aussichten für die Zukunft öffnet man sich bei Genügsamkeit? Die wahren Lebensfreuden genießt man mit ihr in viel höherem Maße und hinterläßt seiner Familie ein doppeltes Kapital: das wirklich erworbene Vermögen und die Gewohnheit, sparsam zu leben bei wenig Bedürfnissen. Eine Hauptsache ist, rechtschaffen, treu und wahr zu sein. Lügen, Intriguen, Verstellung und Heuchelei werden viel in der Welt angewandt, bringen sogar viele Leute zu großen äußeren Ehren und Ansehen, aber das ist nicht der rechte Weg und nicht für die Dauer. Es ist so unendlich schwer in dieser Welt, das wahre Wesen von Heuchelei und Täuschung zu unterscheiden. Man glaubt so leicht das Beste vom Menschen und wird dabei so oft betrogen. Es ist leider eine richtige Maxime, nicht eher Jemandem zu trauen, bis man ihn erprobt hat.

Nun ging es am 21. Januar auf die Mecklenburger Reise

bei gelindem Frost und bedeckter Luft. Mit Freuden machte ich meinen Besuch in Gr. Zecher. Herr v. Heine aus Altona war mit Familie zum Besuch eingetroffen; dadurch war viel Leben im Hause. Wir fuhren in Schlitten auf dem Schallsee. Es ging wunderschön, war nicht zu kalt, dabei gute Schlittenbahn, die Pferde mit ihren Glocken und schönen Decken liefen rasch und muthig und wir freuten uns recht über die hügeligen Ufer, die meistens mit dichtem Wald bewachsen sind. Nach Tisch war beim Kaffe recht lebendige Unterhaltung und Abends machten Fräulein Ida und wir Herren eine Partie Boston-Whist. Erst halb 12 Uhr schlossen wir. Es sind alles prächtige Leute und bin ich wie ein Kind im Hause. Schwer finde ich hier fort und erst am andern Tage nach Tisch, nach vielen frohen Stunden fuhr ich nach Mölln und Schwarzenbeck.

Ich setzte meine Reise und Geschäfte ohne wesentliche Veränderung gegen früher fort. Die eingehenden Aufträge sind zufriedenstellend und habe ich mehr verkauft als auf der vorigen Reise. Die Wege sind herrlich durch den Frost, ich kann rasch fahren und viel beschaffen und meine Pferde sind gut im Stande. Aber nach einigen Tagen änderte sich das Wetter. Eines Nachmittags fuhr ich halb 5 Uhr aus Zehna fort, um nach Krakow zu kommen. Ein heftiges Schneegestöber mit starkem Winde trat ein. Trotz vieler Mühe und Anstrengung kamen wir von dem rechten Wege ab. Schnee und Sturm hatten alle Spuren verweht. Es half auch nicht, daß ich Stunden lang vor den Pferden herging, um den Weg zu finden. Endlich kamen wir in ein elendes Dorf und nur mit Mühe bekam ich einen Führer, der uns in die Vorstadt von Krakow brachte. Ich war durch und durch naß, sehr erhitzt, die Pferde matt und auch der Kutscher elend. Diese strapaziöse Fahrt hatte fünf Stunden gedauert.

Die letzte Reisezeit war recht bewegt, ich nahm mir wenig Ruhe, reiste rasch und machte gute Geschäfte, was mich recht freute. Ich erreiche so den Zweck, wonach ich eifrig strebe, nämlich dem Geschäft wirklich von Nutzen zu sein.

Am Abend des 5. Mai kam ich nach Hause; alles kam mir hier so hübsch, neu und schön vor, meine Mutter empfing mich freudig, meine Schwester Elise Rose sah kränklich aus, Vater und Wilhelm traf ich auf dem Garten. Mein Vater war sehr lebhaft und sprach viel und interessant; wie gern hörte ich ihm zu! Ich wurde gleich wieder eingespannt und arbeitete die kommenden Tage im Keller; der patente Weinreisende war Küfer mit groben, schwarzen Händen! Indeß es bekam mir gut, obgleich ich bis 8 Uhr thätig sein mußte und dann erst der Feierabend kam.

Am 8. Mai kam die freudige Nachricht, daß die Eisenbahn von Lübeck nach Büchen bewilligt sei, der König von Dänemark hatte dem Senat geschrieben, daß er jetzt darauf eingehen wolle, der Senat möge einen Gesandten nach Kopenhagen senden, um die Bedingungen festzusetzen. So erblüht hoffentlich eine bessere Zukunft für unsere Stadt und wenn wir unsere Schuldigkeit thun, können wir mit allen anderen Ostseehäfen konkurriren. Am Abend tranken wir im Familienkreise eine Flasche Champagner aus heller Freude hierüber und stießen auf gute Bedingungen für die Lübecker Bahn an.

Der alte Cossel will eine Reise nach Nordamerika machen, ich reiste auch gern dorthin.

Die ersten Arbeitstage im Geschäfte wollten mir nicht recht gefallen. Jedes Mal muß die erste Zeit zu Hause oder auf der Reise ein gewisser Kampf mit sich und in sich überstanden werden; der Übergang ist stets sehr groß. Im Garten grünte und blühte es; die Nachtigall sang und die Sonne schien herrlich; da verging aller Mißmuth und ich verbrachte einen schönen Abend.

Bald darauf hatten wir eine kleine Gesellschaft draußen, Kapitaine mit ihren Frauen, größtentheils Freunde meines Bruders Fritz. Am Abend ging mein Bruder Wilhelm mit den Gästen zur Stadt. Er war in einer unglücklichen Stimmung, fühlte sich durch und durch betrübt und war kaum zu beruhigen. Er ist 28 Jahre alt, fähig, tüchtig im Geschäft und könnte jeden Augenblick selbstständig dastehen. Nun ist aber sein jetziges Leben ab-

hängig und maschinenmäßig. Jeder Tag bringt dasselbe, Aufstehen, Arbeiten, jeden Abend Schlag 9 Uhr zu Hause sein, meistens Kartenspiel am Abend. Bekanntschaften mag er nicht pflegen und so ist er auf sich und die nächste Familie beschränkt. Dadurch ist ihm jede Freiheit abgeschnitten; das lähmt ihm die Flügel und erschlafft sie am Ende. Er ist jetzt merkwürdig still und flau, seine gedrückte Stellung wurmt ihn und doch ist nichts dabei zu machen.

Es war ein hübscher großer Ball beim Dr. Newman-Sherwood. Wir waren 33 Paare, es wurde mit vielen liebenswürdigen, hübschen Damen fleißig getanzt und erst um 3 Uhr morgens kamen wir nach Hause.

Ein schöner Sonntag kam am 16. Mai ins Land; wir genießen den Frühling in vollen Zügen. Wilhelm und ich gingen in den grünen Buchenwald bei Israelsdorf, besuchten den alten Dragonerwachtmeister Rabe, meinen früheren Reitlehrer. Alles ist draußen jetzt so prächtig und schön und man hat wahre Freude, wenn man in der frischen Natur verkehrt.

Nicht alle hochgestellten und reichen Leute sind glücklich. Ihre Verantwortung, Sorge und Abhängigkeit nimmt immer mehr zu und die Freiheit und Ungebundenheit nimmt ab.

Mir passirte dieser Tage ein Unglück, an welches ich mein Lebtag denken werde. Ich arbeitete im Vereinigungskeller (später Gerichtshaus) um 10 Uhr Vormittags, wo 45 Stück Barcelonaer Spriet zweifach übereinander lagern. Ich rolle die oberste Reihe gerade und es fällt mir und dem Küfer Heitmann auf, daß die Fässer so schräg nach vorne liegen. Indeß ich hole mir das nöthige Geschirr zum Anstechen dieser Stücke mit einem Krahn, nehme mir einen Leuchter mit brennendem Licht, hänge ihn an das obere Stückfaß neben mir und überlege, wie ich nun arbeiten will. Da höre ich, wie es links von mir anfängt zu knarren, zu krachen und zu brechen. Ich sehe, wie die obenauf liegenden Stückfässer anfangen sich nach vorwärts zu beugen, die anderen näher liegenden ebenfalls, denn die Vorderlatte, worauf sie ruhten, war gebrochen und nun fallen diese großen Fässer, jedes ungefähr 480 Liter

haltend, mit furchtbarem Lärm und Gekrache von oben herunter und ziehen theilweise die Fässer der unteren Lage nach sich. Zuerst will ich mich gegenstemmen, um sie aufzuhalten, doch das geht nicht, ich fliege zurück, glücklicherweise mit dem Lichte in der Hand, sehe nun das ganze Unglück kommen und kann allein nichts dabei thun. Nun stürze ich leichenblaß in höchster Angst und Aufregung aus dem Keller und rufe den Küfer Heitmann; wir fangen an zu arbeiten, um die Stücke herauszuholen, aber wir können sie nicht bewältigen; die Arbeitsleute kommen und so können wir nun nach und nach das Unglück übersehen. Drei Stückfässer waren total leer gelaufen, bei einem Stück war der Boden entzwei, der Inhalt aber gerettet, zwei Stücke waren stark beschädigt und leckend. Wir arbeiteten mit ungeheurer Anstrengung, bis an die Enkel in Sprit watend, bis alle Fastagen auseinander gebracht waren und wir den Schaden klar übersehen konnten. Dann wurden Kellen und Töpfe geholt und ausgeschöpft, was noch im Keller zu retten war. Glücklicherweise bekamen wir auf diese Weise noch zwei Stückfässer wieder voll, so daß sich der ganze Verlust auf ca. 1½ Fässer oder ca. 150 ℳ belief. Noch lange nachher konnten wir uns nicht von dem Schrecken erholen und ich zuckte auch noch später, wenn ich des ersten Moments gedachte, unwillkürlich zusammen. Am Nachmittage stach ich sogleich alle schlechten Gebinde auf gute Fässer ab und um 8 Uhr war diese Angelegenheit bis auf den Verlust regulirt. Aber ich kann nie dankbar genug dafür sein, daß mit dem Lichte kein Unglück passirte, denn wäre es hängen geblieben und mit hinuntergefallen, dann wäre die ganze Sprietmenge in Brand gerathen und da es ein Balkenkeller war, so wäre das Feuer ganz schrecklich geworden. Ich hätte auch selbst dabei leicht umkommen können. Mein Bruder Wilhelm kam gleich herunter und erschrack furchtbar; meine Mutter, der ich es am Abend erzählte, bedauerte mich sehr und dankte dem lieben Gott aus vollem Herzen, daß er größeres Unglück von uns abgewandt hatte. Mein Vater war am nämlichen Morgen nach Hamburg gefahren. Ich erzählte ihm bei seiner Rückkehr sogleich die ganze Angelegenheit. Er wurde sehr auf-

geregt und sagte: „Ich begreife garnicht, wie es möglich ist, vierzig bis fünfzig Jahre bin ich Weinhändler, aber so etwas ist mir doch nicht passirt.“ Seine Heiterkeit war fort und da es auch schon spät geworden war, ging er gleich zur Ruhe. Mein Vater schlief am andern Morgen lange; ich fürchtete, daß seine Stimmung den ganzen Tag finster sein würde, und erwartete, daß die Kellerangelegenheit nochmals lange verhandelt werden würde. Indeß er war ganz heiter, der Küfer wurde heraufcitirt, er bekam einen Verweis, daß die Latten, welche zwischen die Stückfässer gelegt waren, so morsch und schlecht gewesen seien, daß sie überhaupt hätten brechen können und damit war die Geschichte zu Ende.

Ich mußte am 25. Mai eine kürzere Geschäftsreise machen, wenn meine Lust dazu auch gerade nicht groß war, denn ich war in der Heimath kaum warm geworden. Ich fuhr zuerst nach Hamburg, blieb dort einige Tage und reiste dann nach Güstrow mit der Post. Hier traf ich den bekannten Pferdehändler Claus Olde aus Hamburg, einen sehr angenehmen und gescheuten Mann, mit dem ich den Abend verbrachte. Ich fand eine Menge guter Bekannter und Freunde. Am andern Tage fuhr ich mit Herrn Neumann-Tarnow zum Rennen, traf dort neue Bekannte und machte manches Geschäft; es ging besser, als ich erwartete. Ich sah viele schöne Pferde, interessante Rennen und aß mit Claus Olde zu Mittag. Nachmittags machte ich noch manche Besuche, so auch bei dem bekannten Herrn v. Walsleben von Neuendorf und Petschow, der in sehr heiterer Stimmung war. Noch Abends 7 Uhr fuhr ich mit der Post nach Glöden und kam am andern Morgen 10 Uhr in Berlin an.

Hier boten sich mir viele Zerstreuungen, ich führte ein bewegtes Leben, eilte von einem Kunden zum andern, hatte mehr Mühe, aber auch mehr Freude und Erfolge als sonst, fand viele geistige Anregung durch meine früheren Bekannten wie Wattenbach, Bessers, Jagor ꝛc., genoß alles aus Herzensgrunde und muß gestehen, daß mir dieses Mal der Geschäftsbetrieb hier sehr gefiel. Ich lernte viele Leute und manche Familien kennen, traf im Eßsaal

des Hotel de Russie fast jeden Abend die Deputation des Landtags, v. Beckerrath, Mevissen, von Rath ꝛc. und verlebte manche glückliche Stunde. Dann besah ich noch verschiedene Merkwürdigkeiten der Residenz, im Schloß den großen weißen Saal mit seiner neuen Einrichtung, den Saal der ersten Kurie und manches andere Merkwürdige.

Am 5. Juni Morgens halb 6 Uhr fuhr ich von Berlin nach Magdeburg, wurde hier bis 3 Uhr Nachmittags mit meinen Geschäften fertig und reiste denselben Abend noch bis Braunschweig, wo ich die Nacht blieb. Zeitig am Morgen wanderte ich hier über die Wälle, die ganz allerliebst sind, besah den Bierbaumschen Garten, wo ich als junger Mann so gern gewesen war, und reiste dann per Bahn von hier nach Harburg, dann mit dem Dampfer über die Elbe und Abends kam ich wieder in Lübeck an.

An einem Sonntage, Ende Juni, fuhren wir mit den Schimmeln nach Ratzeburg, um mit der Familie W., die ihre silberne Hochzeit feiern wollte, zusammenzutreffen. Es war herrliches Wetter, was uns sehr froh stimmte und noch fröhlicher machte, als wir durch die schönen Buchenholzungen fuhren, wo das Laub durch die Sonnenstrahlen glänzte und ein Vogel schöner sang als der andere. An der Hausthür des Hotels empfing uns die Familie W., S. Macgregor als junge Frau. Zuerst wurden die herzlichsten Glückwünsche zum 25. Jubelfeste angebracht und dann ein Spaziergang zur Beeck ausgeführt. Es war ein langer Zug; bald fanden sich die gleichgestimmten Seelen zusammen, man wurde recht heiter und vergnügt und dies nahm beim fröhlichen Mittagsmahl zu. Nach Tisch saßen S. M. und ich ganz gemüthlich eine Zeit lang vor der Thüre in froher Unterhaltung, bis dann die Hamburger um halb 6 Uhr fortfuhren und wir bald nach Lübeck nachfolgten. Abends gingen wir noch zum Garten hinaus.

Je mehr ich in die Welt hineinkomme, je mehr ich Leute und Familienverhältnisse, Gesinnungen, Stimmungen, Vergnügungen und das Geräusch der Welt kennen lerne, desto mehr schätze ich die

Einfachheit des Lebens und habe ähnliche Hoffnungen für die Zukunft und desto besser gefällt mir mein einfaches Stübchen mit Büchern und Zeichnungen und draußen die prächtige, herrliche Mutter Natur.

XXX.

Sängerfest in Lübeck 1847.

Ein großes Gesangsfest war Ende Juni im Anzuge und schon gegen 5 Uhr Morgens, am 26. Juni, rief meine Mutter mich ans Fenster, um bei der Mecklenburger Post, uns gegenüber, die Fremden ankommen zu sehen. Von Wismar kamen neun Beiwagen, von Schwerin fünf mit lauter lustigen Herren und Damen und wurden von hiesigen Einwohnern freundlichst empfangen. Viele Leute standen zum Zuschauen umher, darunter auch wir. — Also erster Anfang des Sängerfestes.

Als ich um 9 Uhr in den Straßen ging, war dort reges Leben, Träger mit vielen Kisten und Kasten, Gärtnermädchen mit einer Menge Blumen und Guirlanden, an vielen Stellen waren Flaggen, Wimpeln und Fahnen ausgesteckt, was den Straßen ein festliches Aussehen gab, und alle Menschen waren fröhlich bewegt. Das Wetter schien gut werden zu wollen und so war ein guter Anfang gemacht. Auch über dem Hotel du Nord flatterte unsere große Flagge von unserm Gartenhause. In der Holstenstraße zog sich eine Guirlande neben der anderen von Seite zu Seite und eine goldene Leier schwebte am Anfang hoch über derselben. Jetzt wogte es schon förmlich in den Gassen, alle Leute waren festlich gekleidet, fröhliche Gesichter überall, alle neugierig der nun kommenden Dinge wartend.

Unsere Geschäftsthätigkeit für heute hatte aufgehört, wir wanderten viel umher und man hörte u. a. auch, daß die Bedingungen zum Bau der Büchener Eisenbahn günstig für Lübeck aus-

gefallen seien. Das setzte Jeden noch mehr in heitere Stimmung und selbst mein Vater kam vergnügt vom Lande herein und bewunderte das festliche, sonntägliche Aussehen der Stadt.

Der Rathsweinkeller war großartig eingerichtet, ein großer Nebenkeller unter dem Rathhause, der sogenannte Fleischerkeller (Germanistenkeller), war dazu genommen, das Ganze mit Eichenlaub, Blumen und Tannenzweigen geschmückt, die Gewölbe neu geweißt, alles sauber gehalten, genug — das Ganze machte sich überraschend hübsch, und wenn man auch keinen Totaleindruck auf einen Blick schaffen konnte, da die theilweise grauen Gewölbe mit ihren Weinfässern kreuz und quer liefen, so erregte der Keller bei den Gästen doch viele Bewunderung durch seine Ehrwürdigkeit und Alterthümlichkeit.

Nun rückte auf dem Marktplatze allmählich ein Wagenzug nach dem andern ein, viele mit Bannern und Fahnen, die Wagen bekränzt, die Pferde mit Bändern und Blumen geschmückt, bald mit vielem Hurrah, bald mit lebhaftem Hutschwenken, und die Ankommenden wurden in fröhlichster Stimmung empfangen.

Abends gingen wir zum Burgthor hinaus zur Haupt-Gesanghalle, wo die Hauptprobe abgehalten werden sollte. Sie machte sich wunderschön, es waren große, weite Räume, mit Tapeten an den Wänden bekleidet, die theilweise wieder mit den großen Wappen der Städte, aus welchen die Gäste gekommen sind, verziert waren. Das Orchester und die Bühne für die Sänger waren an den entgegengesetzten Seiten. Vor der Probe hielt der Aktuar Behn (nachheriger Eisenbahndirektor der Lübeck-Büchener Bahn) eine Anrede an die Versammlung mit gehobener Stimme und herzlichem Willkommen zum Empfang der Gäste. Dann begann die Probe, Kapellmeister Lachner aus München dirigirte. Aber alle Sänger waren nicht da, nur 800, daher war der erste Eindruck — auch wohl, weil im Freien vieles verhallte — nicht so groß, wie man erwartete. Herr Lachner nahm die Sänger aber tüchtig vor, sie mußten vieles wiederholen und die Probe dauerte bis gegen 10 Uhr.

Nachdem wir dies lebendige Treiben, das sich mehr und

mehr steigerte, eine Weile mitgemacht und viele gute Bekannte getroffen hatten, gingen wir zum Tivoli, wo verschiedene kleine Operetten gegeben wurden, hielten uns hier indeß nicht lange auf und dann, auch mit meinem Vater, zum Rathskeller.

Nach unserm Aufbruch von dort wurden wir draußen auf den Straßen wahrhaft überrascht. Die ganze Stadt war erleuchtet. Es hatten sich nach den neuesten Nachrichten die Bedingungen zum Lübeck-Büchener Eisenbahnbau für uns sehr günstig gestellt, wir stehen mit allen dänischen Bahnen in gleicher Kategorie, haben also keine Ursache zur Klage, sondern nur uns Glück zu wünschen.

Die Menschenmassen zogen freudig, doch ruhig durch die Straßen, die fast so hell wie am Tage waren und so weit man sehen konnte, schimmerten alle Fenster in hellem Glanze, einzelne mit hübschen Blumengruppen, Statuen, Büsten, bunten Gläsern, Leuchtern und schönen Lampen geschmückt.

Um 6 Uhr am andern Morgen wurde ein Choral von den Thürmen geblasen, leider begann es zu regnen, unsere Gäste, liebenswürdige Leute, zogen bei uns ein und wir gingen mit ihnen zur Festhalle, wo eine zweite Sangesprobe stattfand. Manches Mal mußte der Kapellmeister Lachner, der mit Marschner im Dirigiren abwechselte, eine Pause machen, weil das Getrommel des Regens auf dem Dache der Festhalle zu arg wurde; wir fürchteten sehr für den übrigen Tag.

Um 4 Uhr fuhren wir wieder zum Konzert hinaus, nachdem wir mit einigen Freunden bei uns zu Mittag gegessen hatten. Eine lange Reihe von Wagen folgte hintereinander, man schwebte in beständiger Sorge, keine Plätze zu bekommen. Und diese Angst war nicht unbegründet, denn die ungeheure Halle, die Tausende von Menschen faßte, war bei unserer Ankunft schon fast gefüllt. Selbst viele Damen mußten schließlich noch stehen und die Herren drängten sich eng zusammen, alle Kopf an Kopf, unendliche Reihen von Zuhörern, Massen von Fremden, darunter auch der Sohn des Prinzen von Preußen (der nachherige Kaiser Friedrich III.).

Die Musik begann, es donnerten förmlich die lauten Stellen

und alles machte einen tiefen Eindruck. Zuerst begann das Konzert mit „Ein' feste Burg," dann folgten verschiedene Psalme und andere ernste Sachen, bald Orchester, bald Gesang, auch Verschiedenes von Marschner, eine sehr schöne Auswahl! Die Stücke folgten ziemlich schnell aufeinander und in 1½ Stunden war das Konzert zu Ende.

Leider dauerte der Regen fort und dies war das Einzige, was eine Mißstimmung hervorrief. Es wurde schwer, Wagen für die Damen zu bekommen und viele mußten zu Fuß nach Hause gehen. Jetzt verloren Manche den Muth und ihre fröhliche Stimmung. Es goß förmlich vom Himmel und traurig gedachte man der vielen vergeblichen Mühe der Festdirektoren. Wir gingen betrübt nach Hause.

Gegen 8 Uhr Abends hörte der Regen auf, die Wolken verzogen sich, die Luft wurde heller, es blieb trocken, gerade in dem Moment, als das Fest begann. Die Straßen waren sehr naß, ebenso draußen auf dem Burgfeld, wir hatten uns einen Wagen bestellt, da wir in Gala waren und glaubten, es würde getanzt werden. Der Wagen ließ uns in Stich, wir gingen also und das war recht gut. Eine Menge Menschen, wie ich sie in Lübeck nie gesehen, strömte hinaus und schon auf dem Kaufberge (jetzt Geibelplatz) stand der Schluß der Wagenlinie, die bis zur Festhalle hinausreichte und nur Schritt für Schritt, dann wartend, dann weiterrückend, langsam vorwärts kam; ich sah nie eine solche Reihe von Wagen zusammen. Wie viele sorgenvolle Gesichter bemerkte man in den Droschken, die Neugierde, Furcht vor Gedränge und Angst, nicht zur rechten Zeit hinzukommen, in Aufregung brachten. Durch den Menschenstrom arbeiteten wir uns durch, bis wir am Thor freiere Luft athmeten.

Es fing an dunkel zu werden, da kamen wir bis zur Festhalle. Solchen feenhaften, großartigen Anblick hatten wir nicht erwartet, unwillkürlich standen wir still und übersahen das Ganze. Tausende von Lampen und bunten Gläsern bildeten an diesem riesenhaften Gebäude eine Menge breiter Säulen, die durch ebenso

breite Bögen miteinander verbunden waren. Darüber und darunter glänzten gemalte Transparente mit Blumen, Wappen und Guirlanden, durch die großen Fenster schimmerten Tausende von Lichtern, die von dreißig mächtigen Kronleuchtern getragen wurden, die das Innere der Festhalle und die vielen großen Länderwappen erhellten. In die offenen Thüren wogte eine gewaltige Menschenmasse hinein und aus dem Innern erscholl eine laute, kräftige, fröhliche Musik, die unwillkürlich Jeden in eine heitere Stimmung versetzte und damit die letzte Verstimmung über das trübe Wetter verscheuchte. Dann erleuchteten sich auch allmählich die umherliegenden Buden, einige davon waren mit Blumen, Wappen, Lübischen Adlern ꝛc. außerordentlich hübsch verziert und der ganze große Festplatz bis zu den Anlagen war mit einem großen Kranz von Lampen eingefaßt, die sich von einem Pfeiler zum andern hinzogen, auf welchen rothweiße Fahnen leise im Abendwinde spielten und hell im Lichte der kleinen Flammen erglänzten. Das Grün der Bäume schien vergoldet und die Gebüsche der Anlagen waren mit Transparenten von Schmetterlingen, Raupen, Maikäfern, Fröschen ꝛc. geschmückt und machten sich allerliebst. Bald von der einen, bald von der anderen Seite erscholl Musik, Liedertafeln sangen an verschiedenen Seiten, am Rand des Flusses brannten Pechpfannen, deren Flammen hoch zum Himmel flackerten und ihr feuriges Licht auf der ruhigen Wasserfläche wiederspiegelten, dazwischen lauter fröhliche Menschen, die bewundernd umherwanderten. Alles, alles machte einen tiefen, ergreifenden Eindruck, wie man es wohl selten oder nie wieder finden wird.

Wir traten in die Festhalle; immer neue Überraschungen! Der Lichtzauber fluthete von den dreizig riesigen Kronleuchtern und Tausenden von Lichtern auf die festlich geschmückte Halle. Die Banner der Liedertafeln, in allen möglichen Farben kunstvoll gestickt und verziert mit ihren Landes- und Städtewappen, schmückten die langen Wände bald in doppelten, bald in einfachen Reihen. Immer neue Menschen strömten herein, so daß die große Halle, die ein Heer hätte aufnehmen können, bald gefüllt war. In der Mitte

derselben standen eine Menge Tische, an denen vergnügte Menschen aßen und tranken und man sah den Gesichtern die Fröhlichkeit und Befriedigung an. Immer hatte man neue Dinge zu sehen und zu bemerken. Eine Menge Fremde, bekannte und unbekannte, drängten sich durcheinander, schöne Frauen und Mädchen in hübschen Toiletten, letztere mit dem lebhaften Wunsche zu tanzen, doch leider konnten sie diese Freude nicht haben, denn die Fülle von Menschen war zu groß. Der alte Herr Rettich-Harkensee ging mit seinen Töchtern hindurch, wir schlossen uns ihnen an, meine Mutter und meine Schwester Elise folgten mit Schwager Rose; so blieben wir eine längere Zeit beisammen, dann verlor man sich, fand neue Bekannte, mit denen man weiter wanderte.

Es wurde Mitternacht, der Hunger meldete sich, man stärkte sich mit Speisen und Wein, dann eilte man wieder ins Freie. Unsere Familie blieb jetzt beisammen, einige gute Freunde schlossen sich uns an, etwas ermüdet setzten wir uns zu guterletzt an einen Tisch und mit Champagner schlossen wir diesen unvergleichlichen herrlichen Tag. Um 1 Uhr fing man schließlich noch an zu tanzen, doch es war nicht unser Publikum und so ließen wir es beim Zusehen bewenden. Um 2 Uhr morgens gingen wir nach Hause, da wir noch die Festfreuden der nächsten Tage vor uns hatten.

Um 7 Uhr am andern Morgen weckte uns die Reveille. Ein Musikkorps mit Trommeln zog durch die Stadt. Wir folgten ihrem Rufe, machten einige Besuche, besahen die Kunstausstellung und gingen dann zum Domplatz, meistentheils zusammen mit unsern Harburger Gästen, die recht umgängliche Menschen waren. Hier sammelten sich die Sänger zu einem Festzuge durch die Stadt. Wilhelm und ich als Mitglieder der hiesigen Liedertafel folgten mit. Die Gruppen ordneten sich nach den Anfangsbuchstaben der Städte, aber Lübeck war voran und so zog die ganze Schaar unter lustiger Musik vom Domskirchhofe fort. In den Fenstern der Häuser sah man Kopf an Kopf, mit Hurrah wurde der Zug überall empfangen, die Seiten der Straßen waren voll Menschen und selbst von den Dächern sahen Zuschauer herab. Beim Syndikus Elder

waren eine Menge Damen, die Blumen auf die Sänger und Banner warfen; mit stürmischem Hurrah wurden sie aufgefangen und als Siegestrophäen davon getragen.

So kamen wir nach langem Marsche und manchem Gedränge bei der Festhalle an, wo die Sänger mit ihren Bannern auf die Tribüne gingen. Dann stellte sich das Zuhörerpublikum ein. Das Wetter war außerordentlich schön, fast heiß. Dieses Konzert war mehr fröhlicher Art, Lieder ohne Orchesterbegleitung wurden vorgetragen und den Schluß machte „Was ist des Deutschen Vaterland," was allgemeinen Jubel und Beifall erregte und wiederholt werden mußte. Nach dem Konzert verlor sich die Menge und nur die Theilnehmer am Festessen blieben. Sie mußten indeß noch lange warten und gaben ihre Ungeduld durch einzelne unharmonische Töne zu erkennen. Endlich öffneten sich die Pforten, man strömte hinein und zwar so heftig, daß die einzelnen Billete garnicht gezeigt werden konnten, indeß man setzte sich und damit gut. Alles war sehr zweckmäßig eingerichtet. Jeder hatte auf seiner Karte die Nummer seines Tisches, den er aufsuchte und so seinen Platz fand. Es waren 2000 Kouverts auf 40 Tischen vertheilt, jeder Tisch zu 50 Plätzen. Für jeden Gast war eine Flasche Rothwein aufgesetzt und das Essen selbst war sehr gut: Bouillon in Tassen und Pastetchen, Roastbeef mit Kartoffeln, Lachs, Schinken, Heringe mit Erbsen, Wurzeln und Spargel, kalter Rumpudding, Kalbsbraten mit Zubehör und Dessert. Alles war in genügendem Maße vorhanden.

Gleich nach der Suppe begann das Reden auf einer eigens dazu gebauten Tribüne. Dr. Behn (später Eisenbahndirektor der Lübeck-Büchener Bahn) begann mit einem Willkomm der Gäste und herzlichen Begrüßung; dann sprach Dr. Dettmer sehr gut über die Einigkeit Deutschlands. Nun kam Dr. Krüger mit einem Hoch auf die Kapellmeister, dann Dr. Behrend aus Grevesmühlen auf die Lübecker Gastfreiheit, darauf ein Gruß aus Würzburg von den Liedertafeln aus der Fremde, die nicht herkommen konnten, ein Hoch dem deutschen Sinn, dem deutschen Recht und der deutschen

Verfassung, Dr. Schröder aus Altona dem Festkomité, Dr. Behn lobt die guten Lübecker, ihre Gastfreiheit und den jetzigen Fortschritt; hierauf der Kapellmeister Methfessel: „Frei ist das Wort" (in Versen), Heil, drei Mal Heil dem gesinnungstreuen Lübeck. Hierauf wurde gesungen „Schleswig-Holstein stammverwandt," die ganze Gesellschaft sang mit stürmischem Applaus. Nun folgte der Musikdirektor Golde aus Erfurt auf Schleswig-Holstein; Advokat Bandit aus Rendsburg: Er wäre der älteste unter denen, die vor drei Jahren nicht mit hier in Lübeck mit ihren Farben waren, es wäre ihnen verboten gewesen, Farben mit sich zu führen. Nun wurde das arme Banner während dreier Jahre in den Schrank gesteckt, aber glücklicherweise paßte der Kammerherrenschlüssel des Herrn von Scheele nicht zu diesem Schrank und so hat denn jetzt zuerst wieder in Lübeck das schleswig-holsteinische Banner geweht. Also die Männer, welche für Schleswig-Holstein fühlen, sie leben hoch! Cohn aus Hamburg vom „Hamburger Beobachter": Es lebe die Kunst und Wissenschaft; Dr. Behn in Lübeck: Die Würzburger, Schweinfurter, Frankfurter und Eisenacher Liedertafeln hätten alle zu diesem Musikfest kommen wollen, ein Hoch diesen Liedertafeln! Ein Schwabe (Marschner) aus Stuttgart brachte in Versen ein Hoch den deutschen Frauen; A. von Kapf aus Bremen: Herzlichen Gruß der Bremer an die Lübecker, der neuen Hansa, dem deutschen Recht und der geistigen Einheit Deutschlands; Advokat Bandit aus Kiel unter stürmischem Beifall die große Persönlichkeit, welche 1830 die Schleswig-Holsteiner politisch geweckt hat, Dr. Lornsen. Es folgte stürmische Opposition der Dänen. Nun trat ein neuer Redner auf, doch der Lärm, der schon früher nur mit Mühe besänftigt war, übertönte alles und Niemand konnte mehr deutlich verstanden werden. Daher stand die Gesellschaft denn auch bald auf, entfernte sich und nur ein Theil blieb. Wir waren alle in sehr vergnügter Stimmung, trafen unsern Vater und gingen zusammen ins Tivoli. Man gab die „Regimentstochter" und zwar sehr gut. Nach und nach sammelten sich hier viele Gäste vom Diner, die in sehr aufgeregter Stimmung waren, dadurch wurde

diese Nachfeier im Tivoli gestört und abgekürzt. Mit dem Dunkelwerden wurden die Breiten- und Königstraße wieder festlich illuminirt.

Der letzte Tag des Festes kam; es wurde auch Zeit, daß das stete Amüsiren aufhörte. Eine Ausfahrt nach Travemünde wurde gemacht, an der ich allerdings auf dem Wasserwege nicht Theil nahm, doch soll sie nach allen Erzählungen außerordentlich interessant gewesen sein, denn alle Sänger waren davon entzückt. Bei der Ballastkuhle hatten die festlich gekleideten Waisenkinder die Dampfschiffe begrüßt, in Gothmund waren die Fischer aufgestellt und in Schlutup ebenfalls. In Travemünde wurden die Schiffe mit vielen Kanonenschüssen empfangen. Auf unserm Garten am Travenufer, wo uns mehrere bekannte Familien besuchten, flaggten wir mit zwei Lübecker und einer englischen Fahne und als die Dampfer nahten, wehten wir mit Taschentüchern und Hüten und riefen unaufhörlich Hurrah; auf den nachbarlichen Gärten ebenso.

Um 12 Uhr war unser Wagen am Jerusalemsberge und Dr. Steche, mein Vater, Wilhelm und ich fuhren nach Travemünde, wo wir die Sänger noch bei Tisch fanden. Darauf machten letztere eine Ausfahrt in die See, kamen sehr heiter wieder zurück und versammelten sich dann wieder auf der Badeanstalt. Ein lustiger Schweriner Sänger hatte einen kleinen Chor mit Kindertrompeten, Knarren, Pfeifen ꝛc. organisirt, rückte damit vor die Terrasse des Kurhauses, gab ein Zeichen zur Stille, der Chor spielte ein Stück und nun folgte ein Solo. Ein Knabe blies auf einer Kinderflöte „Schleswig-Holstein stammverwandt," dann fiel der Chor ein, der Kapellmeister bedankte sich und unter stürmischem Applaus löste sich der Chor auf.

Um 7 Uhr war die Abfahrt der Dampfböte mit den Gästen und auch wir kehrten zurück, nachdem wir Herrn Dr. Steche und den Kapellmeister Methfessel aus Braunschweig bei ihrem Garten abgesetzt hatten, Letzterer war ein sehr liebenswürdiger, feiner Mann. Um 10 Uhr gingen wir zum letzten Male zur Festhalle, wo sich mittlerweile auch die Travemünder Ausflügler versammelt hatten,

um sich gegenseitig Lebewohl zu sagen. Beim Baum im Hafen lag ein Schiff ganz mit Lampen erleuchtet, einen großen Lübecker Adler in der Mitte, der sich auf dem dunklen Wasserspiegel ganz wunderhübsch ausnahm.

So war denn dieses große Fest gottlob ohne Unfall von Statten gegangen, das Direktorium hatte alles praktisch eingerichtet und gut organisirt, Gäste und Einheimische waren in jeder Hinsicht befriedigt, ja, mehr als das, entzückt. Jeder Fremde lobte die gastfreie Aufnahme in der Stadt, man hörte kein unzufriedenes Wort. Jeder nahm einen tiefen, schönen Eindruck mit nach Hause und Jedem werden diese schönen Tage unvergeßlich bleiben. Zu bewundern war die große Ruhe des Volkes, das sich bei keiner Gelegenheit unangenehm bemerkbar machte und selbst die Ruhestörer im Tivoli beschämte, ferner die große Umsicht und meisterhafte Leitung des Komités.

XXXI.

Geschäftsreisen. — Bruder Fritz. — Betrachtungen. — Beginn der politischen Bewegung des Jahres 1848.

Das Leben nahm jetzt bei uns wieder seinen gewöhnlichen Verlauf und gern dachte ich an die bevorstehende Geschäftsreise. Dort habe ich nun einmal meinen Platz, während mein Vater und mein Bruder das Haus besorgen. Viele Unterhaltungen wurden jetzt mit meinem Vater gepflogen.

Am 16. Juli fuhr ich mit meinen Schimmeln bei klarem Sonnenschein Morgens 7 Uhr bei frischem Morgenwinde unter blühenden schattigen Linden dem alten Mecklenburg zu. Mein Vater reiste am nämlichen Tage. Das Reiseleben nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, ich fahre immer rasch weiter, gebe mir keine Zeit zur Ruhe, bin Abends durch manche Aufregung, theils durch Wein, theils durch viele Unterhaltung oft abgespannt und schreibe

weniger. So folgt ein Tag schnell dem andern, mein Leben ist sehr mannigfaltig und stimmt mich dadurch zufrieden und glücklich Ich bedarf zu meinem Leben und Lebensglück beständige Gelegenheit zur Thätigkeit, muß selbstständig wirken können und auch sehen, daß dieses Resultate liefert. Mein Geschäft geht gut, ich komme mit jeder Reise weiter, werde bekannter, verkaufe mehr, nütze dadurch dem Geschäfte und bin im Stande mich selbst zu ernähren. Dies Gefühl ist Goldes werth und tröstet mich für vieles. Meine Ansprüche an die Zukunft und das spätere Leben sind nicht groß. Der Ehrgeiz, große Güter zu erwerben, um zu glänzen, blickt nur selten durch, ich denke, er verschwindet mehr und mehr, denn ich sehe tagtäglich, wie eitel dies ist. Wahre Glückseligkeit liegt im Innern und mit ein wenig kann man wahrhaft glücklich sein. Das Nachtheilige des Reiselebens ist die Gewöhnung an manche Bequemlichkeit und gutes Leben; man wird oberflächlich, spricht über vieles und überlegt weniger, geht nicht gründlich genug auf alles ein. So leicht hat jedoch die Bequemlichkeit keinen Einfluß auf mich.

Die Reise ging am 5. November zu Ende; ich verbrachte diesen dreimonatlichen Abschnitt der Reise und des Lebens ohne große Ereignisse und gehe nun dem Winter entgegen, wo ich zu Hause ruhig das Geschäft fortsetze. Wenig Abwechselung bietet das Leben, Abends häufig eine Partie Whist mit Münchenschreiber und Cossel, sonst gehen wir zur Harmonie oder arbeiten für uns.

Es ist nothwendig, die Handlungen seiner Mitmenschen im allgemeinen milde zu beurtheilen, denn man sieht bald ein, welche großen Fehler man selbst hat, wie unbedeutend man ist und man weiß ferner nicht, welche Verhältnisse, welches Unglück, welcher Zufall die Leute zu dieser und jener Handlung gebracht hat, wie Erziehung, pekuniäre Lagen ꝛc. sie beeinflußt haben. Eiserne Charaktere sind selten und wie leicht bringen äußere unglückliche Verhältnisse Leute zu fragwürdigen Handlungen.

Ende November war mein Bruder Fritz von einer seiner langen Seereisen wieder in Hamburg angekommen und schrieb nun, ob nicht Jemand von unserer Familie hinüber kommen wollte.

Da rüsteten meine Mutter und ich uns zur Reise und fuhren nach Hamburg. Ich ging gleich an Bord des Schiffes und theilte meinem Bruder mit, daß wir da wären; es war ein freudiges Wiedersehen. Am Abend kam er zu uns ins Hotel. Er sieht wohl aus, wenn auch die große Hitze in der Tropengegend die frischen Farben der jungen Leute etwas verblassen läßt. Wir hatten uns viel zu erzählen und waren sehr glücklich in unserm kleinen Kreise, bis er wieder an Bord mußte. Fritz hat so etwas Bestimmtes und Vertrauen Einflößendes in seinem Wesen, scheint ein tüchtiger Seemann zu sein und ist auch bis auf Kleinigkeiten mit seinem Stande zufrieden.

Am andern Tage wanderten wir viel in der Stadt umher und besprachen eifrig unsere gegenseitigen Verhältnisse. Fritz behielt unsere Mutter, die er so lange nicht gesehen hatte, beständig am Arm, sie gab ihm manchen mütterlichen Rath und Lehren aus eigener Erfahrung, versicherte uns, daß wir recht treu zu einander halten wollten, womit der gute Junge recht einverstanden war und sich vieles recht zu Herzen nahm.

Am andern Nachmittag um 5 Uhr fuhren meine Mutter und ich, trotzdem man uns von Lübeck geschrieben hatte, doch noch zu bleiben, nach unserer Heimath zurück. Wir hatten ja alles in Hamburg gesehen, Bruder Fritz mußte wieder seinen Platz am Bord antreten und so kamen wir Abends 11½ Uhr in Lübeck an. Hier mußten wir alles genau berichten, mein Vater war ganz vergnügt, Wilhelm ebenfalls; dadurch war ich auch ein ganz anderer Mensch und ging mit doppelter Liebe ins Geschäft.

Eine Frage, welche jetzt hin und wieder bei uns in den Vordergrund tritt, ist die, in wie weit man sich dazu versteht, sich mit Staatsgeschäften zu befassen. Es ist gewiß keine Frage, daß man dem Staate gegenüber die Verpflichtung hat, ihm einen Theil seiner Arbeitskraft zu widmen, andererseits ist es aber auch weise darin Maaß zu halten. Finden die Behörden, daß man sich dazu drängt, so wird man gleich damit überhäuft, selbst überbürdet. Manchen Mitbürger verleitet das eigene Interesse, solche öffentlichen

Aemter einzunehmen, die einträglich sind, so z. B. die Tuchhändler bei der Militairkommission, um die Lieferung der Tuche bei den Truppen zu bekommen. Auch der Ehrgeiz treibt viele, damit sie bald hier, bald dort ein Wort mitzureden haben. Viele Zeit geht aber unnütz verloren, wenn man z. B. in eine Verwaltungsabtheilung gewählt wird, von der man nichts versteht. Dann kann man durch seinen Rath nicht viel nützen. Außerdem hat man niemals Dank von solchen Aemtern, sondern oft nur Ärger und Verdruß. Daher war es eine Lehre meines Vaters: Thut in Stadtgeschäften, was die Pflicht erfordert, aber laßt es auch dabei bewenden und dieses um so mehr, je weniger man dazu befähigt ist. Fehlt dann noch die Gabe der freien Rede, so ist man noch weniger zu solchen Stellungen geeignet.

Wenn ich am Morgen gegen 6 Uhr einsam und gemüthlich in meinem hübschen Zimmer sitze, das Feuer lustig und hell im Ofen brennt, das Zimmer sich nach und nach erwärmt und noch alles um mich her ruht, dann fühle ich mich wohl und zufrieden und tausche mit keinem König. Ich beschäftige mich mit schriftlichen Arbeiten, überdenke das Geschäft, lese ein Kapitel aus einem Andachtsbuche und bin dann neu gestärkt zum Werke des Tages. Die Aufgabe des Kaufmanns ist, sich schnell und richtig in die verschiedenen Verhältnisse zu fügen und sie zu nutzen. Ich erkenne das Gute hier zu Hause immer mehr und mehr an und sehe ein, daß der Mensch seines eignen Glückes Schmied ist. Will man nicht immer noch höher hinaus, als da, wo man steht, so ist man zufrieden und kann es auch sein.

Am 18. Dezember reiste Herr Münchenschreiber nach Schweden und Finnland ab. Die Weihnachtstage kamen, mit ihnen mein Bruder Franz zum Besuch aus Mecklenburg. Weihnachtsabend wurde nicht bei uns gefeiert und den ersten Feiertag gingen wir in Gesellschaft zum Vetter Behncke, wo eine zahlreiche Familie versammelt war.

An meinem Geburtstage ging ich zur reformirten Kirche; dort predigte Pastor Deiß; selten bin ich so erbaut aus der

Kirche gegangen wie dieses Mal. Von tüchtigen Predigern, wie dieser ist, wird man belehrt und gebessert, was sie sagen, kommt vom Herzen und spricht dadurch auch an. Abends war eine Gesellschaft bei uns von Cossels, Fischers ꝛc. Am Jahresschluß blieben wir ruhig zu Hause und nach anregender Unterhaltung gingen wir zur rechten Zeit zur Ruhe.

Mit frohem Muth und guten Aussichten begann ich das neue Jahr 1848 und wenn auch manches Trübe und Unangenehme vorkommen wird, so muß es eben sein, man kann dem Himmel nur dankbar sein, daß er uns bis jetzt vor so vielem gnädig bewahrt hat.

Mein Reiseleben begann in diesem Jahre frühzeitig. Schon am 3. Januar um 6 Uhr fuhr ich mit der Post nach Schwarzenbeck und dann auf der Eisenbahn nach Berlin, wo ich Abends 9 Uhr eintraf. Gleich am andern Tage begann ich meine Geschäfte und wirkte so thätig, wie ich nur konnte, sah Abends meistens schöne Opern und Schauspiele, bis ich dann am 10 Januar nach Leipzig fuhr. Ich hatte hier, wo ich zum ersten Male wirkte, viele Schwierigkeiten zu beseitigen und verkaufte wenig, hatte indeß gute Aussichten für die Zukunft. Viele Freude machten mir zwei Konzerte, die ich im Gewandhause hörte, wo im ersten Fräulein Schloß, im zweiten Fräulein Agde aus Weimar sehr gut sang. Kapellmeister Schneider dirigirte eine schwierige Symphonie. Es begeistert förmlich, wenn man eine wirklich schöne und ergreifende Musik hört.

Von hier reiste ich nach Jena, wo sich mein Bruder Paul aufhielt, um landwirthschaftliche Collegien zu hören. Aus diesem Grunde hatte er Quaden-Schönfeld verlassen. Ich besuchte ihn Abends gleich, fand aber nur seinen großen Bernhardiner Hund „Blessy" zu Hause, der mich dermaßen ankurrte und mir die Zähne zeigte, daß ich gleich in der Thür wieder umkehrte. Mein Bruder Paul war nach Weimar zum Theater gefahren. So verbrachte ich den Abend allein in der Wirthsstube und ging früh zur Ruhe.

Schon um 7 Uhr am andern Morgen, es war ein Sonntag,

kam mein Bruder mit seinem großen Hund Blessy, den ich nicht gerade besonders hübsch fand, an mein Bett. Wir hatten uns natürlicherweise von der Gegenwart und seiner späteren Zukunft viel zu erzählen. Es ist von letzterer schwer etwas zu sagen und darin zu rathen. Vorläufig muß er sich so gut er kann ausbilden und erwarten, was sich ihm bietet; er ist erst 24 Jahre alt. Nun besuchte ich mit ihm mehrere seiner Freunde, auch Studenten der Landwirthschaft, wie Rathorp, Schwarzlose, Pauly ꝛc. Letzterer sattelte nachher um, machte große Reisen nach Persien, Tibet ꝛc., wurde Korrespondent der Kölnischen Zeitung und schrieb viel und interessant. Er war der Sohn des Ober-Appelationsraths Pauly in Lübeck. Später besahen wir die Umgegend Jenas, die außerordentlich hübsch ist. Über Hügel und Berge, die ich lange nicht gesehen hatte, zu wandern, machte mir viele Freude. Mittags waren wir bei Professor Schultz, einem sehr berühmten und tüchtigen Manne, eingeladen, wo gerade eine größere Gesellschaft war und ich auch seine niedliche, kluge Tochter kennen lernte. Hier im Hause verkehrte mein Bruder Paul sehr viel, was ihm zum großen Nutzen und zur Belehrung diente. Gleich nach Tisch mußte ich weiter reisen und fuhr nun mit Paul nach der Bahnstation Apolda; Professor Schultz gab uns seinen Schlitten, mit dem Paul zurückfuhr, um Abends noch einen Ball mitzumachen. Ich fuhr über Halle und Berlin weiter und kam dann glücklich nach Lübeck zurück. Hier war gerade unser Onkel Behncke und Cossel zu einer Partie versammelt und ich mußte viel erzählen. Seit längerer Zeit war ich nicht so vergnügt wie den Abend.

Ich lernte Fräulein Jochmus von Gr. Weden kennen, deren Vater General in türkischen Diensten gewesen war und sich nun dieses Gut gekauft hatte. Es war ein hübsches und gutes, interessantes Mädchen und eine sehr beliebte Tänzerin. Sie heirathete später den Grafen Bothmer auf Bothmer bei Klütz in Mecklenburg. Ihr Vater soll ein sehr thatkräftiger, tüchtiger Mann gewesen sein. Er brachte sich mehrere arabische Pferde aus dem Orient mit, die ich später mit vielem Interesse besah. Sie waren nicht groß, aber

sehr hübsch und schnell und wurden auch zum Wettrennen in Anspruch genommen.

Zu meiner bevorstehenden Reise kam ein neuer Reisewagen für mich an; ich war sehr gespannt, fand ihn aber zu meiner völligen Zufriedenheit. Es war sehr wichtig für mich, da ich ihn selbst bestellt hatte. So lange er hält, soll ich darin reisen, er ist also sozusagen meine zweite Wohnung.

Die Abreise nach Mecklenburg ging am 24. Januar vor sich und ähnlich wie früher folgten die Tage aufeinander. Bekannte und Freunde habe ich hier viele im Lande und so wird mir dieses Wanderleben theils leicht und angenehm gemacht, theils giebt mir der gute Erfolg meiner Thätigkeit ein befriedigendes und glückliches Gefühl.

Schon im Februar zeigten sich in Frankreich auffallende Zeichen von Unzufriedenheit unter dem Volke und auch in Deutschland gährte es in bedenklicher Weise.

Die erste Veranlassung zu dem Ausbruche der allgemeinen Bewegung gab Frankreich durch den Sturz des französischen Königthums, wodurch Louis Philipp mit seiner Familie gezwungen wurde sein Vaterland zu verlassen. Nun begann auch in ganz Deutschland eine Bewegung und Aufregung, die selbst das kleinste Dorf erfaßte. Da diese Erlebnisse ihre gewaltigen Einflüsse bis in lange spätere Jahre und Zeiten ausübten, so werde ich suchen, ein zusammengehöriges Ganzes zusammenzustellen, welches zeigt, wie das Glück, das wir jetzt in einem einigen Vaterland genießen, schon in diesem Jahre angebahnt wurde.

Jetzt werde ich zunächst einige Briefe aus den zuletzt verflossenen Jahren mittheilen, welche manche Familien- und Geschäftsangelegenheiten in unserm engeren Kreisen klarstellen und beleuchten können.

XXXII.

Briefe von meinem Bruder Wilhelm, meiner Mutter und meinem Vater.

Brief von meinem Bruder Wilhelm an mich.

Lübeck, den 23. April 1845.

L. H. Beigehend ein Brief unseres Bruders Fritz, der zur Freude von uns allen vor einigen Tagen hier eintraf. Es scheint, seine Ansichten erweitern sich schon mehr; im Äußern ist er unverändert, sein Brief giebt Dir über alles andere nähere Details. Hier herrschte vorige Woche allgemeine Aufregung. Der Senat proponirte, anstatt eines gelehrten Senators gleich zwei gelehrte Senatoren zu wählen und dagegen beim Abgang des nächsten kaufmännischen Senators dessen Stelle unbesetzt zu lassen; dann zweitens: man solle die verwandtschaftlichen Verhältnisse bei Wahlen nicht so strenge nehmen. Sein Grund war, daß die vielen Reformen und Eisenbahnangelegenheiten ihm Hülfe nothwendig machten. Diese Proposition kam vor die Kollegien (nach der alten Verfassung) und wurde von allen außer vom Stockholmfahrer-Kollegium abgeschlagen, wo Dr. von der Hude Protokollführer war. Die Abneigung gegen Advokaten und die Furcht vor einer Advokaten-Regierung sprach sich allgemein laut aus und es wurden gegen den Senat manche unangenehmen Dinge ausgesprochen. Man meinte, der Senat wolle bei dieser Reform der Verfassung herausnehmen, was ihm passe, und die Reform der Verfassung dann für immer liegen lassen. Kurz, der Senat glaubte sicher, daß man seine Proposition annehmen würde, und sieht jetzt, daß man ein für alle Mal dagegen ist, den Gelehrten mehr Gewicht einzuräumen. Der Senat ist jetzt sehr aufgeregt, einige Mitglieder fühlen sich tief beleidigt und fast alle Gelehrten halten es mit dem Senat. Die Absicht soll gewesen sein,

Dr. Krauel und Dr. Curtius zu Senatoren zu wählen, Curtius kann aber nicht gewählt werden, weil er ein Vetter von Senator Roeck ist. Diese Tage kommt der neue Armen-Vorschlag heraus, der vortrefflich ist und wohl bald in Kraft treten wird. Nächstens kommt er vor die Bürgerschaft. Dann kommt die Abschaffung des Transitzolles in Vorschlag und kann in wenigen Wochen in Kraft treten. Es ist dies eine wesentliche Erleichterung für den Speditionshandel. Der Zoll brachte ca. 60 000 ℳ ein. Der Zoll auf Waaren vom Propregeschäft soll bleiben und den Ausfall will man decken 1) durch 40 000 ℳ, welche das neue Armengesetz dem Staate spart und 2) 20 000 ℳ durch Ersparung im Militairetat durch Beurlaubungen. Der etwa fehlende Rest kommt dann aus dem Tilgungsfonds der Staatsschuld, wofür 30 000 ℳ jährlich bestimmt sind. Es wäre eine großartige Maßregel. Ferner haben sämmtliche Kollegien ihr Privilegium aufgegeben, Trägerriemen zu verleihen (das heißt das Recht, gegen Vergütung zunftmäßige Arbeiter oder Träger anzustellen) und soll das Verlehntenwesen auch baldmöglichst revidirt werden. Du siehst, Noth lehrt beten, und so kann es auch nur besser werden.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 22. Mai 1845.

. . . In letzter Zeit haben wir ganz gut zu thun. Graf von Rantzau-Breitenburg, Staatsminister, antwortet auf unsere Empfehlung: Er sei immer sehr zufrieden gewesen und würde bei Rückkehr aus dem Bade bestellen. Graf von Rantzau-Rastorf erhielt ein Oxhoft Graves; wir empfahlen uns bei dem Gutsbesitzer Schäfer-Bienebeck bei Schleswig, in Folge dessen bestellte er ein Oxhoft Medoc schriftlich und probirte sich gestern 100 Flaschen seinen Rothwein aus. Hudtwaker in Hamburg, ein Feinschmecker, hat unsere 1842er Cabarrus-Probe sehr gut gefallen und bestellte 2 Oxhoft davon. W. schreibt: Selten habe ihm ein Wein gleich zuerst so bestochen wie dieser Cabarrus. Martens aus Kiel war hier und bestellte 14 Oxhoft 1842er Weine, er nimmt im Herbst

mehr. Du siehst, daß fleißiges Schreiben und Empfehlen oft Früchte trägt, und wenn von zehn Briefen nur einer nützt, so kann man zufrieden sein. Daher gieb nur fleißig Adressen von seinen Leuten und Weinkonsumenten auf, damit wir ihnen schreiben und mitunter Proben senden können, es hilft doch oft. Bruder Fritz, der jetzt in Hamburg ist, konnte nicht mehr hierher zurückkommen; er ging gleich an Bord der „Alma," Kapitain Andersson, und geht Mittwoch oder Donnerstag schon fort nach Batavia. Das Schiff gehört Roß, Vidal & Co. Herr Vidal ist sehr freundlich gegen ihn, Schiff und Kapitain sollen tüchtig sein. Leider kann ich Dir von Vater keine gute Nachricht geben; seit vierzehn Tagen leidet er am Halse, was sich seit acht Tagen sehr verschlimmerte und ihn im Zimmer hielt. Er ist wirklich recht herunter und besonders gegen Abend sprach er mir melancholischer wie je vorher, so daß mir angst und bange wurde. Er hatte übrigens mehrere Tage in seinem stark geheizten Zimmer gesessen, war garnicht ausgewesen, hatte nichts wie Wassersuppen genossen, auch außer mir niemanden gesprochen, was meiner Ansicht nach eher schlimmer als besser war. Ich wollte, es gäbe nur mehr günstige Beschäftigung für ihn, was ihn mehr anregte; er grübelt so viel und das ist nichts. Er läßt Dich vielmals grüßen. Ich war am zweiten Pfingsttage nach Tamms in Muggsfelde; sie hatten ihre silberne Hochzeit gefeiert und war dem zu Ehren ein großer Ball von 130 bis 140 Personen. Alles war dort sehr nett und ich tanzte noch nie so stark, von Abends 7 Uhr bis Morgens 6 Uhr; man war sehr vergnügt. Es waren sehr hübsche, liebenswürdige Damen dort.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 19. August 1845.

. . . Cäsars aus Bremen sind alle wieder abgereist und brachte ich am Dienstag unsere Tante Rommel nach Hamburg. Alles endete in Freundschaft und es war gut, daß sie abreisten, indem wir bei dem Regen wenig Gelegenheit hatten, sie zu amüsiren. Gegenwärtig ist der alte Herr Schon von Bordeaux hier, ein hartes

Schicksal, mit 64 Jahren noch um Aufträge reisen zu müssen; der alte Herr kann mich recht dauern. Vater medizinirt noch immer. Während Cäsars Anwesenheit war er ganz munter, ich denke, die Medizin wird ihm doch gut thun . . . Recht hart, daß die Eisenbahn abgeschlagen ist; was soll aus Lübeck einmal werden! Sehr gut, daß wir noch unverheirathet und unabhängig sind, man kann doch alles ruhiger ansehen. Unser Geschäft geht sonst ganz gut und glaube ich, wir machen einen guten Abschluß; wenn es nur so bliebe! . . .

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 23. August 1845.

. . . Wegen der uns abgeschlagenen Eisenbahnen sind mehrere vorzügliche Artikel in der Weser-Zeitung erschienen, welche Vater Dir einliegend schickt; theils werden sie Dich sehr interessiren, theils ist es gut, sie anderen mitzutheilen, um die schändliche Handlungsweise Dänemarks bekannt zu machen; sie sind vorzüglich gut abgefaßt, es heißt von einem Dr. Wurm in Hamburg.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 12. September 1845.

Auf Deinen Brief vom 8. dies. aus Berlin, betreffend Deine Reise von dort aus nach Sachsen, muß ich ohne Aufschub antworten. So wichtig es ist, daß Du dieses Mal in Mecklenburg nicht wieder zu spät kommst, so sollte ich doch denken, daß Du im Stande bist, einen Aufenthalt von 4 bis 5 Tagen wieder einzuholen; solltest Du aber mit diesen 4 bis 5 Tagen nicht auskommen können, so scheint es mir und Wilhelm besser, daß Du die Mecklenburger Reise nicht unterbrichst. . . . In dieser Woche haben wir mit starken Versendungen fortwährend zu thun, in der nächsten aber gedenke ich meinen Plan, Paul und Franz zu besuchen, wirklich auszuführen. Ich fühle, daß die größere Seelenruhe, deren ich mich jetzt erfreue, auch meine Gesundheit gestärkt hat. . . . Den alten Staunau haben wir diesen Morgen zu Grabe begleitet. Die

Unsrigen sind alle wohl, Dörr geht dieser Tage fort. Auch auf unserm Garten ist die Kartoffelkrankheit. Soeben spreche ich Herrn von Bültzingslöwen, der aus Mecklenburg zurückkommt. Er wußte nicht genug zu erzählen, wie viele gute Freunde Du dort hättest und wie beliebt und geachtet Du in dem Lande wärest. Sieh einmal, so etwas thut dem Vaterherzen wohl. Gott segne Dich! — Über unser Geschäft im Ganzen können wir nicht klagen. Wir sind wohl die stärksten Absender, möge es nur so bleiben! Von der Eisenbahnangelegenheit höre ich garnichts, sollte aber denken, daß gehandelt wird. Daß die Bürgerschaft den Rath aufgefordert hat, sich an den Bundestag zu wenden, wirst Du wissen; Senator Brehmer soll nach Hannover sein. Wilhelm trinkt Brunnen, welcher ihm gut zu bekommen scheint. Wir beide leben in Gesellschaft sehr mäßig, Wassersuppe alle Abend und weiter nichts! Grüße alle Berliner Freunde, namentlich Brose, Skalley, Enslin, von Voß (Wilhelmstraße, alter Kriegskamerad), Jagor ꝛc. An der Centralisation des Armenwesens wird wirklich stark gearbeitet und auch vorwärts geschritten; in den Geschäften ist es allgemein sehr still, viel Holz kommt an. Wohl Dir, daß Du stets gesund bist, der Himmel erhalte Dich dabei. Innigst

Dein Vater.

Von meinem Bruder Paul.

Quaden-Schönfeld, den 12. September 1845.

. . . Du erhältst nachstehend einige Nachrichten von Lübeck. Der Großherzog Friedrich Franz ist in Lübeck einen Tag und eine Nacht gewesen. Er hat Kirchen besehen ꝛc., gefrühstückt, ist nach Travemünde gefahren, Abends ins Tivoli, dann zu Fuß nach Hause gegangen, die Stadt wurde großartig illuminirt, hernach Ständchen von der Liedertafel und zuletzt ein kläglicher Fackelzug von den Mecklenburgischen Landeskindern, Schüler und Komptoiristen. Auf unserm Garten ist die Kartoffelkrankheit auch ausgebrochen. . . .

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 1. Oktober 1845.

. . . Wir haben fortdauernd gut zu thun, alle Tage geht etwas weg, das Lager wird bis auf Rothwein am Ende des Jahres sehr leer sein. In Südfrankreich ist zweifelhaftes Wetter, vorzügliche Weine giebt es keinesfalls. Heute gingen 27 Oxhoft für B. & Martens in Kiel an Bord. Diedrich Meyer (hat eine Kousine von mir, geb. Rommel, zur Frau, in Bremen, ist Bruder von H. H. Meyer vom Norddeutschen Lloyd) bestellte 4 Oxhoft 1842er Cabarrus, 2 für sich, 2 für Cäsar; sie gehen übermorgen in 16 Kisten per Stecknitz fort. Du siehst, es giebt hinreichend zu thun; während Du auswärts Ordres aufnimmst, sitzen wir hier auch nicht müssig. — Denke Dir, ich erhalte von Freund Ehrhardt, Lieutenant in Rostock, eine Verlobungsanzeige, mit — Fräulein Goldschmidt-Mustin bei Sternberg. Ich gratulirte ihm und sagte, Du würdest Mitte Oktober Deine Gratulation mündlich abstatten. Diese Partie kann gerade Ehrhardt sehr konveniren. Ein junger O'Neill von dem Hause Torlades & Co. in Lissabon (bedeutende Firma) kommt hier nach Lübeck und ist an uns empfohlen.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 8. Oktober 1845.

. . . Die Weinlese in Bordeaux wird schlecht, von Cette dagegen sind sehr gute Nachrichten, dahin müssen wir uns wenden. Sobald Du nach Hause kommst, gehen wir beim Abziehen der 1842er rothen feinen Bordeauxweine. Zum Abstechen haben wir noch wenig kommen können, was große Noth thut und, sobald es irgend möglich, geschehen soll. Du kannst glauben, wir haben hier auch nicht geschlafen. Wohl uns, daß das Lager in einer so guten Verfassung ist. Nur kleine Rothweine gehen uns aus, nous verrons. Von unserm Fritz immer noch keine Nachricht, kann auch wohl noch nicht hier sein, da die Reise im glücklichsten Falle drei Monate währt. Nun, der Himmel wird ihn jawohl in seinen Schutz nehmen. Von Konsul Macgregor (Vater des Mannes von S.) er-

hielt ich gestern einen langen Brief aus Canton vom 5. Mai. Der Mann (englischer Konsul in Kanton) hat wenig Freude dort und wenig dabei über trotz des großen Gehalts. Nach drei Jahren hofft er zurückzukehren und dann in Lübeck seinen Wohnsitz zu nehmen. Nun lebe wohl, auf baldiges Wiedersehen! Innigst

Dein Vater.

Von meiner Mutter.

Lübeck, den 18. Oktober 1845.

M. l. H. . . . Ich muß Dir sagen, wie sehr ich mich freue, Dich nun bald bei uns zu sehen. Du wirst uns diesmal alle in einer freudigeren Stimmung finden als früher und Gott sei Dank, daß alles so gekommen ist, daß man nun viel leichteren Herzens in die Zukunft sieht. Der Himmel erhalte es uns. Was die Hauptsache ist: Vater ist jetzt in einer ganz anderen Stimmung, weit vergnügter und zufriedener. Mit seiner Gesundheit bessert es sich auch sehr, er lebt sehr mäßig, ißt Abends 8 Uhr eine Wassersuppe und ein Butterbrod, schläft Nachts gut und mit seinem Halsübel scheint es sich auch zu geben. Ganz vergnügt kam er von seiner Reise zu seinen beiden Söhnen Paul in Quaden-Schönfeld und Franz in Boitin zurück. Bei R. ist jetzt auch Alles anders, sie leben vergnügt und zufrieden in ihrem Hause, der kleine Wilhelm entwickelt sich ganz allerliebst, ist immer vergnügt und lebendig, zu jedem Spaß aufgelegt Doktor Behn (der Vater des jetzigen Bürgermeisters) wird am 6. Oktober, seinem Jubiläumstag, seine Praxis niederlegen. Das Theater scheint in diesem Jahre sehr gut zu werden Das Haus ist neu ausgemalt und wird geheizt. Heute ist Wilhelms Geburtstag, 27 Jahre schon! Er scheint ganz heiter, Tante Jette und ich haben ihn mit einigen blühenden Gewächsen überrascht. Heute Abend ist großartige Liedertafel auf dem Schützenhof mit Souper, wohin er gehen will. Ich denke, Elise, Vater und ich gehen in die Komödie „Die Lichtensteiner." Komme nur bald, mein alter Junge, und bringe einen recht heiteren

Sinn mit, er wird nur Anklang finden. Lebe wohl mit Deinen Schimmeln und bringe sie gesund zurück! Von ganzer Seele

Deine treue Mutter.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 18. Oktober 1846.

. . . Ferner kam der englische Gesandte in St. Petersburg, Mr. Bloomfield, hier durch, er probirte den Cabarrus und bestellte für dieses Mal 100 Flaschen davon. Er war mit seiner jungen Frau hier (seit drei Wochen verheirathet). Sie ist die Tochter des reichen Lord Ravenswood und wurde in einem königlichen Dampfboot „The Lightning" von London nach Hamburg gebracht. Das Schiff sollte durch das Kattegatt auf hier kommen, um den Lord so nach St Petersburg zu bringen. Am Montag ging das Schiff von Hamburg, am Freitag kam der Gesandte nach hier; sein Dampfschiff kam aber nicht. Vater besuchte ihn täglich und er hatte die Artigkeit, uns mit seiner Frau einen Gegenbesuch machen zu wollen. Da wir aber bei Tisch waren, gingen sie wieder fort. Mutter machte also mit Vater ihren Gegenbesuch und waren auch ganz von den Leuten erbaut. Sie war zwei Jahre lang Hofdame der Königin gewesen, sprach sehr gut deutsch (wie sie denn auch erzählte, daß die Königin mit Prinz Albert immer deutsch spräche) und hatte dreizehn Geschwister. Ihre Familie ist sehr alt. Als vom Dampfschiff nichts zu hören war, entschlossen sie sich per „Nasledník" am Dienstag zu gehen und begleitete Vater sie hinunter nach Travemünde. Sie schienen von Vaters Aufmerksamkeit sehr erbaut gewesen zu sein und waren sehr dankbar. Folgenden Mittag kam dann der „Lightning" an, hatte furchtbares Wetter gehabt und die Maschine zerbrochen. Wir besorgten ihm Kohlen in Travemünde, ich ritt nach Travemünde hinunter, besorgte die Übernahme von Mr. Bloomfields Sachen, frühstückte mit dem Kapitain, versiegelte den Brief an Lord Bloomfield nach Ausfüllung der Kosten und der Kapitain ging gleich nach St. Petersburg weiter. Dieser Kapitain Petley war ein netter Mann, ächter Engländer, sein

Dampfschiff ist ziemlich alt, 30 Jahre, nicht besonders schön noch groß, ca. 80 Pferdekraft und wird zu kleineren Touren der Königin und hoher Herrschaften benutzt.

In Hamburg ist enorme Geldnoth, der Diskonto für erstes Papier ist von 2½ % auf 8 % gestiegen und es ist alle Aussicht, daß es noch höher geht. Aller Orten steigt der Diskont, so in Berlin und London und thut man wohl, sein Geld zusammenzuhalten. Wir wollten 10000 Frcs. nach Bordeaux remittiren, lassen es aber einstweilen. Die Geldnoth wird noch auf alle Verhältnisse von wichtigem Einfluß sein. In Bordeaux ist immer schlechtes Wetter und steigen die Mittelweine. In Cette ist schönes Wetter und ergiebige Lese. Die 1842er Weine machen sich sehr gut und kommen uns sehr gut zu Statten.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 9. August 1845.

. . . Am Donnerstag nach Deiner Abreise trafen per „Malvine" Konsul Meyer mit seiner Frau (geb. Meta Rommel, unsere rechte Kousine), Bruder von H. H. Meyer, aus Bremen hier an und blieben drei Tage. Er ist ein ganz charmanter Mann und interessirt sich sehr für unsere Familie. Er meinte, Fritz solle bei Rückkehr auf den Walfischfang mitgehen, dabei sei noch Geld zu verdienen und im Alter könne er sich zurückziehen; sie selbst hätten zwei Schiffe dort. Fritz soll selbst entscheiden. Seine Frau ist eine kleine kluge Frau, die ihren Mann etwas regiert. Mittwoch Abend langte Onkel und Tante Senator Cäsar mit ihren Kindern Johanna und Hermann an. Er ist sehr ruhig und überlegend, Johanna ist ein nettes kindliches Mädchen und Hermann ist ein braver guter Junge. Wir machten häufig Ausfahrten, so heute nach Travemünde. Wie lange sie noch bleiben ist ungewiß, morgen fahren sie zu Pavenstedt in Neuhof. Herr Sourander und Frau aus Björneborg waren auch hier; wir mußten sie einladen mit Onkel Cäsar ꝛc. zusammen, eine höchst verlegene Partie, da sie kein deutsch sprachen. Münchenschreiber und ich saßen neben Frau

Sourander Abends im größten Regen auf dem Garten, dabei keine Unterhaltung zwischen den Damen. Sie scheint übrigens doch befriedigt zu sein. Wir haben diese Zeit mit Finnen und Versand furchtbar viel zu thun gehabt und geht alle Tage etwas an Bord. So angenehm der Besuch von Cäsars auch ist, so genirt er doch, wenn man viel zu thun hat. Kammerherr v. Jena von Nettelbeck hatte Abends 7 Uhr seine Karte abgegeben, Vater war am andern Morgen 8 Uhr über eine Stunde bei ihm und scheint sich gut mit ihm unterhalten zu haben. Herr v. Treuenfels zahlte seine Rechnung und unterhielt sich eine halbe Stunde mit Vater. Sonst nichts Neues, alles geht seinen gewohnten Gang. Eine Holzladung von Luleå an uns mußte in Warnemünde wegen Leck einlaufen. Herr Haase, von Haase & Papke in Rostock, war heute hier und kaufte uns die Ladung ab.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 28. Januar 1847.

. . . Spriete steigen bedeutend, Gaedertz hat für 100 Stück Kornspriet von Gebr. Wrede in Halberstadt 10 000 ℳ baare Entschädigung erhalten. Spriete von Cette (Weinspriete) weichen etwas und ist Tendenz zum Weichen vorhanden. Hamburg-Berliner Bahn stehen 97 3/4 %. Ein Unfall passirte dieser Tage auf der Bahn. Der Führer des Bahnzuges sieht, daß bei einem Bahnwärterhause das Licht nicht mehr brennt, er ist also vorsichtig und fährt langsam, kommt beim Wachthause an und findet den Wärter geknebelt in seinem Hause und nicht weit davon die Eisenbahnschienen aufgebrochen. Die Thäter hat man attrappirt; es sollen Elbschiffer sein, die es aus Bosheit thaten, weil sie voraussahen, daß die Eisenbahn ihnen viel schaden wird. Man müßte diese furchtbar bestrafen

Von meiner Mutter.

Lübeck, den 18. August 1847.

. . . Wir haben von dem Besuch von Cäsar und Meier aus Bremen viele Freude. Wir besahen die Kirchen, gingen nach

Brands Garten, auch zum Tivoli, dann fuhren wir den andern Tag nach Travemünde, der Badeanstalt, sahen ein Dampfschiff abfahren, gingen zum Seetempel, trafen in Travemünde Oberbecks, dann Dills und Stahmers aus Hamburg u. s. w. Am Sonntag fuhren wir Nachmittags nach Pavenstedt in Neuhof, wurden sehr freundlich empfangen, machten einen herrlichen Spaziergang durch ganz Reinfeld und waren alle seelenfroh. Am Montag aß die ganze Familie und Gesellschaft bei uns draußen auf dem Garten, so auch Cossel und Dr. Krüger. Nach Tisch sangen letzterer und Johanna Cäsar zusammen. Letztere hat so etwas Rührendes, Einfaches in ihrem Gesang, daß Vater, Cossel und wir alle ganz bewegt waren. Nach und nach ging man immer mehr zur Fröhlichkeit über, so daß zuletzt Alt und Jung mit Freude und Lachen Pantoffelsuchen, wie gefällt Dir Dein Nachbar ꝛc. spielten. Am Abend gingen indeß Senatorin Cäsar und Johanna zur Stadt in ihr Hotel, um sich zur Abreise zu rüsten. Andern Tags begleitete ich die beiden Schwestern Rommel und Cäsar zum Hotel, wo wir denn recht traurigen Herzens von einander Abschied nahmen. Wie vergnügt und zufrieden waren wir alle in der Zeit des Beisammenseins und wie glücklich ist man doch in diesen Familienfreuden und Einigkeit! Der liebe Gott gebe nur, daß es so bleibt. Der Friede im Herzen ist etwas so Köstliches, bitte mit uns den lieben Gott, daß er uns erhalten werden möchte, mein guter Heinrich. Es ist jetzt wieder recht still um uns nach dieser unruhigen Zeit und wir leben noch oft in der Vergangenheit. Von Tante Cäsar soll ich Dich noch so herzlich grüßen und sie dankte es Dir noch, daß Du hierher gekommen bist. Sie ist wirklich ein herrliches Wesen und recht wie ein Friedensengel zwischen uns getreten. Welche herrlichen Stunden haben wir hier auf dem Garten miteinander verlebt. Wenn Du nur erst wieder zu uns zurückkehrtest, mein bester Heinrich! Hoffentlich wird der Winter wohl etwas erfreulicher werden. Cossel bleibt auch hier und geht wohl im Frühling nach Amerika. Viele Grüße von Elise. Mit treuer Liebe gedenke ich Dein, möchte es Dir wohlergehen.

Deine treue Mutter.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 17. August 1847.

. . . Wegen unserer Büchener Eisenbahn ist man jetzt endlich ziemlich beruhigt, daß wir den Bau erhalten; wird es wahr (woran jetzt wenig Zweifel), so können wir dem Himmel nicht genug danken, daß er uns soweit geholfen hat. Es wird eine herrliche Bahn; mit Neuhaus (dem Baurath in Berlin) sind bereits Verabredungen getroffen worden und sobald die Einwilligung von Kopenhagen kommt, wird gleich nivellirt. Vater denkt zu zeichnen: für L. v. Cossel 20000 ℔, für W. und Hudtwaker 30000 ℔, für sich 50000 ℔, so ist die vorläufige Ansicht, denn 1) ist die Frage, ob man die volle Summe erhält, 2) die Bahn muß gut rentiren, 3) der Einschuß geschieht gradatim. 4) im Nothfall kann man wieder verkaufen. Die Norwegische Dampfschiffahrt (ein neues Projekt zur Belebung unseres Handels) rückt nach vielem Antreiben von unserm Vater und Anreizen der Direktoren denn endlich vorwärts. Alle vier Direktoren außer Senator Behrens sind jetzt für Schraubenschiffe; am 31. August ist Generalversammlung und soll dann gleich auf zwei Dampfböte angetragen werden. 220000 ℔ Cour. haben sie zusammen, 140000 ℔ kostet nur ein Schraubenschiff, also haben sie 80000 ℔ über. Vater nimmt 10000 ℔ anstatt 5000 ℔, die Nowgorodfahrer zeichnen 5000 ℔ mehr und so hoffen sie auf 280000 ℔ hinzukommen. Jetzt will die Direktion eiserne Böte, Vater hölzerne, das wird noch Zank geben. Vater ist der eigentliche Schöpfer der ganzen Dampfschiffahrt, er treibt das Ganze. Von Herrn Münchenschreiber kam Sonntag ein Brief aus Stockholm mit prächtigen Aufträgen; aus Björneborg 53 Oxhoft, aus Abo 115 Oxhoft, zusammen 168 Oxhoft, meistens Rum — Die Klagen wegen kranker Kartoffeln und knapper Ernte mehren sich; in Hamburg sind die Preise fester. — Das Sängerfest ergiebt leider einen Verlust von 15000 ℔ Cour., davon decken die Garantieaktien 9000 ℔, die fehlenden 6000 ℔ muß die Liedertafel decken durch freiwillige Beiträge, wir werden auch heran müssen; wieviel soll ich für Dich zeichnen? Antworte bald! (Bei der Nordischen Aus-

stellung von 1895 war eine Unterbilanz von ℳ 400 000, davon zeichnete als Garantieaktien die Firma W. L. Behncke ℳ 5000, ich ℳ 10 000; alles mußte ausgezahlt werden.)

Von meinem Vater.

Lübeck, den 25. August 1847.

. . . Heute ist die lang erwartete Konzession zur Nivellirung der Lübeck-Büchener Eisenbahn hier eingetroffen. Die Altona-Kieler sind trotz aller Machinationen aus dem Felde geschlagen. Dies haben wir aber nicht dem Senate, sondern nächst der Umsicht und Thätigkeit unseres Eisenbahn-Komités dem zu danken, daß die Lauenburger treu zu uns gehalten haben, was auch freilich in ihrem Interesse lag. Jetzt bin ich ruhig; an Fleiß und Thätigkeit, die Sache sobald als möglich vorwärts zu bringen, wird es auch hoffentlich nicht fehlen, um das Versäumte so schnell wie möglich nachzuholen. Neuhaus soll bereits engagirt sein. . . . Daß in England mehrere große Kornhändler fallirt haben, wirst Du aus den Zeitungen ersehen haben. Es scheint, daß Amerika und Odessa die am meisten Betheiligten sind. In unserer Gegend glaube ich nicht, daß viele oder doch bedeutend verlieren. W. Marty hält sich wohl, aber wie steht es mit Heinrich M.?

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 2. September 1847.

. . . Unser Vater ist ebenfalls in das General-Komité der Eisenbahn getreten; es kamen zwei Herren, August Siemssen und Johs. Fehling deshalb zu ihm. Es sind jetzt 15 Lübecker und 15 Lauenburger darin; mich freut es sehr, er interessirt sich um so mehr für die Sache. Die Bahn wird wohl 4 Millionen Mark kosten. Baurath Neuhaus wird nächstens hier eintreffen, um das Nivellement der Eisenbahn zu beginnen, sein erster Beamter heißt Scheffer. Die Mecklenburger sollen bei ihrer Bahn mit dem Gelde

zu Ende sein und soll die Bahn das Doppelte des Anschlags kosten. Es freut mich sehr, daß Du mit den Adeligen allmählich besser in Gang kommst, sie gehen bei guter Bedienung nicht so leicht wieder ab.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 13. September 1847.

. . . Leider ist Freund Postel in Sundsvall plötzlich gestorben, was uns sehr leid thut. Von unserm Fritz kam ein Brief aus Callao vom 11. Juli, kurz vor seinem Abgang; er schreibt ganz zufrieden und hofft nach 115 Tagen uns wohl und munter wiederzusehen. Etwas besonders Interessantes enthält der Brief sonst nicht.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 24. September 1847.

. . . In England gehen die Falliten in einer Schauder erregenden Art fort. Reyd, Irving & Co. mit 2 Millionen Pfund (40 Mill. Mark Crt.), heute ein Ostindisches Haus mit 1 Million Pfund, viele andere werden noch folgen. Nach diesen Falliten kommen dann diejenigen in andern Orten der Welt und man ist in Hamburg sehr gedrückt und voll Sorgen. Mitte Oktober sollen die meisten Korn-Tratten abgelaufen sein, aber bis dahin kann noch viel passiren. Alex Mac Gregors Haus erhielt vor Kurzem bei Reyd, Irving & Co. einen neuen Kredit von 15000 Pfund. Leider ist auch Kapt. Meyer, Schiff „Freiheit" (mit welchem mein Bruder Fritz längere Zeit als Matrose fuhr) bei den Orkneys-Inseln geblieben. Er ging mit Holz von Danzig nach Liverpool. Die Mannschaft und er sind gerettet, das Schiff ist wrack. So kann der Beste Unglück haben. Es ist jetzt ein Pastor Perceval hier, der in Lübeck durchaus einen englischen Bischofssitz errichten will. Es ist ein Nonsens, da hier keine 30 Engländer sind, er hat bereits mehrere Male Service gehalten. Vater findet es ungereimt und nun ist er auf ihn böse und hat Vater bei Oberst Hodges verklagt. Dieser denkt aber ebenso wie Vater.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 28. Oktober 1847.

. . . Hiedurch zu Deiner Beruhigung, daß Bruder Fritz glücklich in Hamburg ankam. Er ist gesund und vergnügt, hat sich aber gleich mit demselben Schiff wieder engagirt, welches mit Auswanderern nach Amerika geht und wird keinesfalls nach Lübeck kommen. Vater reiste nach Hamburg und fand ihn munter, wohl und größer. Er geht mit demselben Schiffe nach Havanna. — Die Falliten in England dauern fort, eine furchtbare Krisis! Jetzt fängt die Ostsee an, Riva & Co. in St. Petersburg, sehr bedeutend, wobei Hamburg verliert. Die Cholera ist seit dem 30. September in Moskau, macht also schnelle Fortschritte. Cossel ist zurück, geht in 14 Tagen nach Langeland. Wenn Du zurückkehrst, wartet Deiner schon Kellerarbeit und Partiespiel.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 4. Oktober 1847.

. . . Seit meinem Letzten haben wir hier schöne Tage verlebt und thut es mir leid, daß Du nicht dabei warst. Es war nämlich die Germanisten-Versammlung und Cobdens Dinner. Die berühmtesten Gelehrten Deutschlands waren bei uns versammelt, wie Jakob und Wilhelm Grimm, Mittermaier, Dahlmann, Gervinus, Kanzler Wächter ꝛc., ich kann sie Dir nicht alle aufzählen. Diese hielten nun Vorträge, wozu man gegen Karten zugelassen wurde, und diese waren so erhebend, so begeisternd und so spannend, daß man immer bedauerte, wenn die Sitzungen zu Ende waren, namentlich war die Rede Mittermaiers über die Geschworenengerichte klar und interessant und nachher die Diskussionen darüber. Es läßt sich aber garnicht beschreiben, sondern wir müssen Dir mündlich darüber erzählen. Wir haben diese Leute wirklich lieb gewonnen, denn das sind Gelehrte, wie sie sein sollen, und dabei anspruchslos und bescheiden; solche Leute muß man achten und verehren. Ich kann Dir garnicht beschreiben, welche genußreiche Tage dies waren. Außerdem ist es doch sehr interessant und wichtig, diese berühmten

Leute alle persönlich gesehen zu haben; man weiß sie hinzubringen, wenn man von ihnen hört. Wir selbst hatten einen höchst liebenswürdigen einfachen und gescheuten Mann als Gast, den Archivrath Professor Stenzel aus Breslau, ein in der gelehrten Welt sehr bekannter und geachteter Mann. Wir waren gleich mit ihm bekannt, ein Mann von 55 Jahren, weißes Haar, ein erfahrener, biederer Herr, der die Feldzüge mitmachte, 1815 auch in Holstein war. Als er hörte, daß Vater ebenfalls die dortigen Feldzüge mitgemacht hatte, thaute er plötzlich auf, aus einem stummen Manne wurde ein lebendiger, feuriger Gesellschafter, er erzählte mit einem Feuer davon und drückte dann beide Hände von Vater und sagte: „Ach, und wir waren auch mit dabei, es war doch eine herrliche Zeit!" Kurzum, es war ein ganz prächtiger, lieber Mann, den wir alle lieb gewonnen haben. Ich muß sagen, ich erwartete so wenig von den Germanisten und erstaunte nachher über diese interessante Zeit. Es ist ein so geistiges Leben, welches solche Leute führen, und wenn sie sich untereinander unterhalten, hört man ihnen so gerne zu. Auch das Travemünder Fest war spannend und interessant, ebenso die Antwort von Jakob Grimm, als man seine Gesundheit ausgebracht hatte. Er ist nämlich Präsident der Germanisten, ein alter Mann von großem Verstande und Wissen, aber noch größerem, tieferem Gefühl. Er antwortete: Er danke für die auf ihn ausgebrachte Gesundheit, aber lange würde es nicht dauern, so würde Gras auf seinem Grabe wachsen und er vergessen sein, (alle Anwesenden riefen: Nein! Nein!), aber das Zeugniß könne er sich geben, er habe zeitlebens für sein liebes, theures Vaterland gestrebt. Er wollte weiter reden, aber er war so bewegt, daß er nicht weiter sprechen konnte, er fiel seinem Freunde Dahlmann um den Hals; in der ganzen Gesellschaft herrschte eine feierliche Stille und man stieß mit den Gläsern auf das deutsche Vaterland an — ein erhebender Augenblick! Ungefähr 34 Reden wurden bei Tisch gehalten und fast alle waren ausgezeichnet. Die Erklärung von Wächter, was ein Germanist sei, und das Wohl der Damen von Mittermaier waren ausgezeichnet und unübertrefflich, aber wie

schwach sind wir, um sie wiederzugeben! Ich hatte das Glück, bei lauter berühmten Leuten zu Tisch zu sitzen, bei von Wächter, Kanzler der Württembergischen Kammer, Dr. Beseler aus Greifswald und unserm Professor Stentzel und habe ich mich, so gut ich konnte, mit diesen Herren unterhalten. Es war ein schönes Fest, wie schade, daß Du nicht dabei warst!

Richard Cobden, der berühmte Freihändler (freetrader), war auch hier. Er wurde aus St. Petersburg erwartet und traten zwölf Herren zusammen, um ein Diner für ihn zu arrangiren. Er kam sehr früh, als gerade das Germanistenfest in Travemünde gefeiert wurde, wollte es aber nicht mitmachen und so mußte Vater mit ihm um 11 Uhr nach Lübeck zurückfahren, so daß er am Mittagessen leider nicht theilnahm. Hodges war von Hamburg gekommen und blieb dieser mit Cobden in Lübeck beisammen. Cobden selbst ist ein ganz einfacher, netter Mann, ca. 40 Jahr alt, ohne Prätensionen. Im Hotel du Nord kann man nur 70 Personen setzen und waren diese gleich zusammen, das Couvert zu 14 ß Crt. Es wurde sehr bedauert, daß nicht mehr am Mittagessen theilnehmen konnten. Am Donnerstag Morgen kam er an und zeigten ihm Hodges, Vater und Senator Müller die Merkwürdigkeiten der Stadt; sie besuchten die Germanisten-Versammlung, Vater war lange mit ihm zusammen und wurden sie ganz bekannt miteinander. Abends 6 Uhr fand das Diner statt, eine ausgezeichnete Gesellschaft unter der Präsidentschaft eines Herrn Blohm. Er ist englischen Ursprungs, war Kaufmann auswärts und gehört ihm das Gut Stockelsdorf bei Lübeck. Blohm und Cobden saßen oben am Tisch, Hodges und Senator Müller ihm zur Seite, dann Vater, Kulenkamp ꝛc. Das Essen war außerordentlich fein, so auch die Weine, welche wir lieferten. Als Tischwein 1835er Chat. Lafite, dann Rüdesheimer Riesling, die feinsten Portweine und Xeresweine und Cliquot-Champagner, also alles aufs Feinste. Die Toaste begannen beim Braten, Mr. Blohm machte seine Sache sehr gut, das ganze Fest hatte etwas höchst Anständiges und Gentiles und war Cobden auch durchaus befriedigt. Um halb 10 Uhr stand man auf und unter-

hielt sich, mehrere wurden Mr. Cobden vorgestellt, wozu ich auch gehörte, und hierauf gingen Cobden, Hodges, Vater und Newman nach dem Rathsweinkeller, aber nur auf wenige Augenblicke, da eine große Menge Germanisten sich dort bewegten und die Luft sehr drückend war. Vater ging am andern Morgen zu Cobden, der sich sehr befriedigt aussprach und um 8 Uhr reiste er mit Hodges nach Hamburg. Wir befürchteten sehr, ob die Sache auch gut ausfallen würde, Senator Müller und Vater waren daher sehr froh, daß alles so gut gegangen war. Es ist so wichtig für Lübeck, das jetzt in Noth ist, diesem Manne eine Höflichkeit zu erweisen, denn er ist vielleicht in zwei Jahren englischer Minister. Kurzum, wir haben eine recht bewegte Zeit durchlebt und waren froh, als unsere Hausgäste von der Germanistenversammlung wieder abreisten. Aus dem Geschäft kam man ganz heraus und es war kein ruhiger Augenblick. Ich vergaß zu erwähnen, daß der Sohn vom Hofrath Schultz aus Jena bei uns wohnte; er ist ein ganz netter Mensch, der sich köstlich amüsirt hat und beim Abschied ganz Dankbarkeit war. Er ist Privatdozent in Jena. Herrn W. Brose aus Berlin (Theilhaber von Fetschow & Co.) hatten wir auch bei uns in Gesellschaft. Prof. Wilhelm Grimm, den Vater auf seiner Reise nach Jena kennen lernte, wurde hier krank; er logirte bei Kulenkamps. Die unruhige Zeit ist vorbei, aber jetzt ist eine andere herangerückt. Lange westliche Stürme haben alle Schiffe zurückgehalten, nun sind aber in vier Tagen hundert Schiffe angekommen, eine Unmasse finnische dazwischen, dann eine Menge Kaufleute aus Åbo in Finnland, kurzum, es giebt jetzt schrecklich viel zu thun, Jeder will expedirt sein, da der Herbst und Winter nahen. Übrigens wird das Geschäft in diesem Jahre recht gut, nach Finnland kommen wir ebenso hoch wie voriges Jahr. . . .

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 15. Oktober 1847.

. . . Wir sitzen jetzt so im Geschäft bis über die Ohren, daß nur das Nothwendigste nach Mecklenburg geht. Alle Sonntage

wird gearbeitet, man wird von den Finnen gedrängt und gequält, daß man nur an Bord schickt; seit mehreren Jahren war nicht so stark zu thun. Es ist aber eine Freude an dem Travenufer zu gehen, der ganze Hafen liegt dicht gedrängt voll, viele Schiffe können garnicht zum Laden kommen, es gehen eine Menge Waaren an Bord, solch' ein Getriebe habe ich noch nie am Hafen gesehen und alle Arbeitsleute haben vollauf zu thun. Souchay & Suckau haben mit 24 Schiffen zu verladen, ihre Fabrik arbeitet sehr, mehrere Wochen jeden Tag eine Stunde länger, aber sie liefern nicht alles fertig; kurz, das Herbstgeschäft geht sehr stark, der Zoll ist an Einnahme 15 000 ℳ weiter als voriges Jahr und es sollen schon hundert Schiffe mehr angekommen sein. Wir machen denn auch ein fixes Geschäft und kommen bedeutend höher als voriges Jahr . . .

Von meinem Vater.

Lübeck, den 21. Oktober 1847.

. . . Mit unserm Geschäft nach Finnland kommen wir diese Woche zu Ende und wir haben alle Ursache, damit dieses Jahr sehr zufrieden zu sein. Die Kaufleute aus Åbo sind heute alle abgereist. Von den aufgenommenen Ordres sind nur 300 Bout. nach Skellefteå wegen Mangels an Schiffsgelegenheit unausgeführt geblieben. Der Wind ist fortdauernd südlich und so hoffe ich doch noch, daß die Schiffe nach Torneå, Luleå und Uleåborg noch vor Winter ihre Bestimmung erreichen werden. Du wirst Dich bei Deiner Rückkehr freuen, wie es im Lager aussieht, so leer ist es. An den 1842er Rothweinen haben wir einen rechten Schatz, welches immer mehr hervortritt. Wir wollen sie in Ehren halten. An den Vorarbeiten zur Eisenbahn wird stark gearbeitet. Dabei ist aber noch so viel zu thun und mit Kopenhagen zu verhandeln, dann — fürs Geld zu sorgen, daß wir froh sein können, wenn im nächsten Frühjahr der erste Spatenstich geschehen kann. Der Bahnhof wird wohl rechts vom Holstenthor hinkommen. — Von England lauten die Nachrichten noch immer nicht sehr beruhigend. Heute wieder

eine große Fallite von ca. 500 000 £; die kleinen werden garnicht mehr gezählt. Diskonto 7 bis 10 %. In Hamburg ist bis jetzt noch alles ruhig.

Von meiner Mutter.

Lübeck im Oktober 1847.

. . . Bald haben wir die Freude, Dich wieder hier zu sehen, wenn es so anhält, wirst Du uns Alle in einer sehr frohen Stimmung wiedersehen, worin uns das Germanistenfest versetzt hat. Ich wünschte sehr, Du wärst hier gewesen, es war eine recht interessante Zeit, die noch in ihren Folgen manches Interesse anregen wird. Ich hätte garnicht geglaubt, daß man soviel Genuß davon haben würde. Alle diese schönen Reden von den interessanten Leuten wurden mit soviel Lebendigkeit gehalten. Unser alter lebendiger, interessanter Professor Stentzel aus Breslau und der junge fidele, queckfilberne Dr. Schultz machten uns viel Spaß. Es war eine sehr unruhige, mühevolle Zeit, aber das machte nichts. Am Dienstag hatten wir eine feine Gesellschaft, Herrn Brose aus Berlin und Frau Falkmann ebendaher (aus dem Hause Fetschow & Co.), Platzmanns, Justizrath Meyer aus Stade (Jugendfreund von mir), einige Fremde ꝛc., Herr Cobden kam auch gerade an und Vater wußte es kaum alles zu vereinigen. Er war aber so vergnügt und ist bis auf diesen Augenblick so froh, daß alles gut ausgefallen ist, und über die interessanten Gelehrten, die er hat kennen gelernt. Er spricht und erzählt mit der größten Freude davon. Ich war froh, daß ich nichts mit der Cobden-Mahlzeit und Bewirthung zu thun hatte, und konnte nun ruhig den letzten Tag nach der Germanistenversammlung gehen. Herr v. Broken und Herr Münchenschreiber sind schon im andern Zimmer zur Partie und ich werde gerufen. Freitag oder Sonnabend soll Diner für 12 bis 14 Herren sein, die beiden jungen Herren Cruse aus Bordeaux werden die Ehrengäste sein.

XXXIII.

Die politischen Ereignisse im Jahre 1848.

Es würde nicht richtig sein, wenn ich die gewaltigen Bewegungen, welche das Jahr 1848 mit sich führte, nur oberflächlich vorübergehen lassen wollte, denn Jeder, ob arm, ob reich, ob in niedriger Stellung oder hochgestellt, hat gelitten oder gewonnen; genug, Umwälzungen fanden in jedem Stande statt und jeder Staatsbürger mußte Stellung zu den verschiedenen Parteien nehmen. So will auch ich nach meinen besten Kräften versuchen, ein Bild derjenigen Auffassung zu geben, welche meine Familie und mich leitete, die durch den Geist und die klaren Ansichten meines Vaters beeinflußt wurde. Viele Einzelheiten, Citate und Wiedergaben von Ansichten bedeutender Leute entnahm ich den folgenden Werken: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Berlin 1892." „Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert, von Ludwig Salomon. Stuttgart 1893" und schließlich dem Jahrgang 1848 der „Hamburgischen Börsenhalle."

Es herrschte schon in den Jahren vor 1848 eine gewisse Unzufriedenheit mit den Regierungen von Deutschland, Frankreich, Österreich und vielen anderen europäischen Ländern, es gährte in höheren und niederen Volksschichten und gab sich durch mancherlei Äußerungen kund.

Den ersten Anlaß gab Frankreich. Es drängte die Bevölkerung aber auch hier, Versammlungen abzuhalten, um in denselben ihre Wünsche auszusprechen und sie höheren Orts vorzutragen. Dies wurde vom König Louis Philipp und der Regierung ungern gesehen, nach Möglichkeit hintertrieben und unterdrückt. Das Volk und seine Vertreter in der Pariser Deputirtenkammer traten nun

entschiedener auf, ein großes Reformbanket wurde angekündigt und nach verschiedenen Verhandlungen schließlich verboten. Dies setzte böses Blut und schon am 20. Februar zeigten sich unruhige Volksbewegungen in den Straßen von Paris. In der Deputirtenkammer fanden heftige aufregende Scenen statt, bis es dann schließlich am 22. und 23. Februar in den Straßen von Paris zu Aufständen und blutigen Kämpfen kam, denen der König Louis Philipp nicht entsprechend entgegenzutreten wußte, worauf die Aufständischen rasch die Oberhand gewannen und den König am 24. Februar zur Abdankung zwangen, der dann nach England flüchten mußte. Noch am selbigen Tage wurde die Republik proklamirt und damit halb Europa in die Revolution verwickelt.

Schon in den letzten Jahren von Louis Philipps Regierung hatte in der Methode derselben ein Umschwung stattgefunden. Er wurde aus dem liberalsten und populärsten Monarchen ein eigenwilliger Reaktionär. Louis Philipp war ein Charakter voll persönlicher und gemüthlicher Instinkte. Wie sehr und tief er von dem ganzen Zusammenspiel seiner so unendlich liebenswürdigen Familie ergriffen und beeinflußt war, kann man nur dann völlig ermessen, wenn man ihn in diesem seinen patriarchalischen Verhältniß gesehen und beobachtet hatte. Er übertrug dann seine gemüthliche Auffassung der Dinge aus dem Hause auch auf den Staat und dessen Diener. Seine Beziehungen zu seinen Ministern sollten und wollten immer etwas Persönliches haben. Guizot behauptete sich erst von dem Momente an dauernd, wo die frühere Kälte in eine aufrichtige Freundschaft umgeschlagen war; Thiers und der König haben sich niemals verstanden. Ersterer sagte selbst: „Le roi Louis Philippe n'a jamais voulu me comprendre.“ Noch in den letzten Stunden seiner Regierung, als sich der König entschließen sollte, Thiers wieder an das Ruder des Staates zu berufen, schien ihm der Gedanke der Abdankung fast erwünschter als der Verkehr mit dem verhaßten Minister. Louis Philipp war überhaupt bei weitem mehr müde zu regieren als regierungsunfähig.

Der größte Schlag war und blieb für Louis Philipp der

Tod seines Sohnes, des Herzogs von Orleans. Der König besaß an ihm seinen Rathgeber. Nach dem Verlust des Herzogs war Niemand in der Familie, mit dem Louis Philipp herzliche Verständigung suchte oder Einverständniß fand, zumal da die Prinzen Joinville und Aumale in den entscheidenden Momenten in Afrika waren. So war der König ausschließlich auf die Frauen angewiesen, diese waren aber durchaus klerikal. Er ging sehr ernstlich mit dem Gedanken um, zurückzutreten. So war denn eine gewisse Unsicherheit und Willenslosigkeit in den Tuilerien vorhanden, seit sich vom Jahre 1846 ab die Verhältnisse immer mehr verfinsterten. Die Söhne des Königs genossen unbedingtes Ansehen und vollen Respekt bei der Armee, aber bei ihrer Abhängigkeit vom Könige konnten sie nicht wagen, das Heft rechtzeitig in die Hand zu nehmen.

Wäre man von Seiten der Dynastie entschlossen gewesen, unter allen Umständen Gewalt zu gebrauchen, so wäre gar keine Gefahr für das Haus Orleans in Frankreich vorhanden gewesen. Aber der Degen war dem Könige lange vor dem Reformbanket entsunken und er konnte vor dem Gedanken schaudern, daß seine Regierung vielleicht nur durch neues Blutvergießen aufrecht erhalten werden sollte.

Hinter der äußerlich festen Haltung des Königs verbarg sich ein eingeschüchtertes Wesen, auf welches die vom Klerus geleiteten Frauen den größten Einfluß hatten. So kam es, daß er in der Stunde der Gefahr nicht mehr die Festigkeit hatte zu schlagen, obwohl die Armee treu und sicher war. Er sagte später in Richmond 1849 in seiner Verbannung: „Mes ministres m'ont trompés sur la situation, ce n'est que l'ambition de Mr. Thiers, qui amena la chûte du trône." Er wäre sonst mächtig genug gewesen jeden Widerstand der Massen zu besiegen, aber er sagte: „J'ai vu assez de sang." Oft wiederholte er diese letzten Worte, mit denen er auch am Tage der Entscheidung verweigert hatte, den Truppen Befehl zum Angriff zu geben.

Diese Katastrophe in Frankreich rief auch in Deutschland eine große Erregung hervor. Man sah hier recht deutlich, wie eine un-

beliebte Regierungsform rasch und kühn beseitigt wurde, und zugleich ward man sich recht deutlich der hilflosen Lage bewußt, in der sich Deutschland mit seinen 39 Staaten Frankreich gegenüber, das auch in neuerer Zeit wieder die Hand nach dem linken Rheinufer ausgestreckt hatte, befand.

Besonders in Süddeutschland regte sich diese Sorge. Bereits am 27. Februar brachte Heinrich v. Gagern in der Hessen-Darmstädtischen Kammer den Antrag ein: die Kammer möge an den Großherzog die Bitte richten, in der Bundesversammlung dahin zu wirken, daß bei der von außen her drohenden Gefahr die Sorge für den Schutz Deutschlands, insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerwesens und der Volksbewaffnung in die Hände eines Kabinets gelegt werde, dessen Minister dem interimistischen Haupte Deutschlands und der Nation verantwortlich sei. Ferner ward auf die Herstellung eines Bundesstaates, die Einsetzung einer Centralgewalt und die Einberufung einer Volksvertretung hingewiesen. Bei der Centralgewalt dachte v. Gagern schon damals an Preußen.

Nachdem nun einmal diese Gedanken öffentlich ausgesprochen worden waren, fanden sie rasch eine große Verbreitung. In den verschiedensten Städten, besonders in Süd- und Mitteldeutschland, wurden Volksversammlungen und Sängerfeste abgehalten; schon dasjenige in Lübeck im Jahre 1847 deutete oft in den gehaltenen Reden darauf hin und wurde nicht allein ein Bundesstaat und ein deutsches Parlament, sondern auch allgemeine Volksbewaffnung, Preßfreiheit, genug, ein einiges deutsches Vaterland verlangt. Die wichtigste dieser Versammlungen war diejenige, welche durch eine größere Anzahl süddeutscher liberaler Abgeordneten am 5. März 1848 zu Heidelberg abgehalten wurde, in der beschlossen wurde, alle liberalen Abgeordneten anzugehen, ihre Regierungen aufzufordern, daß sie aufs schleunigste eine möglichst vollständige Vertretung der deutschen Nation herbeiführen sollten. Zugleich ward ein Ausschuß von sieben politisch hervorragenden Männern für die vorläufige Berathung einer nationalen Verfassung gewählt.

Dieser Ausschuß entwickelte sofort eine sehr rege Thätigkeit, knüpfte Verbindungen in ganz Deutschland an und erließ am 12. März an alle früheren und gegenwärtigen Abgeordneten, sowie an alle Deutschen, die einmal an einer gesetzgebenden Versammlung theilgenommen hatten, die Aufforderung, am 30. März in Frankfurt a. M. sich einzufinden, um dort eine Vorberathung im großen Style ins Werk zu setzen.

Damit war die deutsche Frage in gewaltigen Fluß gebracht worden. Aber auch von anderer Seite noch hatte die nationale Angelegenheit eine große Förderung erfahren und zwar von keinem geringeren als von dem hohen Bundestag. Viele Jahre hindurch hatte man nichts von ihm gehört, lässig und theilnahmslos hatte er seine Tage in Frankfurt verbracht. Jetzt ergriff auch ihn mit einem Male die Sorge um das Heil des deutschen Volkes. Besorgniß und Furcht der deutschen Fürsten trat hinzu und von den verschiedensten Richtungen wurden Pressionen auf ihn ausgeübt. So kamen denn auch hier plötzlich viel liberalere Ansichten zum Vorschein.

Auch in Lübeck zeigten sich charakteristische Merkmale. Der alte bejahrte Syndikus Curtius, der Lübeck als Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. vertrat, wurde abberufen und zwei begabte jüngere Männer sandte man von hier aus dorthin. Die Hauptperson war der Senator Dr. v. d. Hude. Er war einer von denen, welche zusammen mit Fritz Reuter und vielen anderen jungen hoffnungsvollen Männern wegen demagogischer Umtriebe einige Jahre vorher eine längere harte Festungshaft durchmachen mußten und körperlich und geistig dadurch gebeugt in ihre Vaterstadt zurückkehrten.

Die ganzen Grundanschauungen des Bundestags änderten sich im Umsehen und er erließ Ansprachen und Bekanntmachungen eine nach der anderen. Am 1. März gab er die Versicherung kund, daß er von seinem Standpunkt aus alles aufbieten werde, um die politischen Interessen und das nationale Leben zu fördern. Er äußerte sich unter anderm: Deutschland wird und muß auf die

Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen gebührt. Am 3. März beschloß die hohe Versammlung, es jedem deutschen Bundesstaate freizustellen, die Censur aufzuheben und die Preßfreiheit einzuführen; am 9. März erkannte sie die einst so bitter gehaßten Farben der Burschenschaft: Schwarz, Roth, Gold, als deutsche Reichsfarben an und am 10. März forderte sie die deutschen Regierungen auf, siebzehn Männer des deutschen öffentlichen Vertrauens nach Frankfurt zu senden, um bei der alsbaldigen Berathung über die Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage mitzuwirken.

Dies plötzliche Erkennen alles dessen, was noth that, zeigte, welch klägliche Einrichtung der hohe Bundestag bisher gewesen und in welcher unverantwortlichen Weise die Rechte der Nation verkürzt worden waren. Und daher wirkten auch diese Kundmachungen sehr fördernd auf die allgemeinen Einheitsbestrebungen. Dennoch kamen in diese ganze Bewegung sehr bald verschiedene Zwischenströmungen, die eine gewisse Verworrenheit hervorriefen. Allerwärts bildeten sich Bürgerwehren und Volksvereine, in denen die wunderlichsten Anschauungen, Wünsche und Projekte zu Tage kamen und die überspanntesten Hoffnungen wachgerufen wurden. Es rächte sich bitter, daß dem Volke alle politische Erziehung fehlte. Dazu kam die Kopflosigkeit der Regierungen, die dem Ungestüm des Volkes gegenüber nicht das richtige Maaß bei ihren Zugeständnissen finden konnten und sich in Folge dessen oft lächerlich machten. Ähnlich ging es häufig hochgestellten Personen, Adeligen und Gutsbesitzern, welche die Clubs der Bürger in den kleinen Städten aufsuchten, sich dort beim Bier und Cigarren eifrig mit ihnen unterhielten, um sich populär zu machen. Mancher adelige Ritterguts-besitzer verkehrte in freundschaftlicher Weise mit seinen Handwerkern in der räucherigen Wirthsstube und drückte ihnen beim Abschied warm die Hand.

Der König Ludwig I. von Bayern erließ bereits am 6. März eine von allen Prinzen mitunterzeichnete Proklamation, in welcher die Herstellung der Einheit Deutschlands, die Revision der Bundes-

verfassung, die Vertretung des Volkes am Bunde, die Aufhebung der Censur und noch verschiedenes andere versprochen wurde. Und als es trotzdem zu Tumulten kam, wurde ein ausgesprochen liberales Ministerium berufen und der König, der durch ein Verhältniß mit der spanischen Tänzerin Lola Montez die allgemeine Achtung verscherzt hatte, dankte am 20. März zu Gunsten seines Sohnes Maximilian II ab.

Auch in Württemberg und Sachsen stürzten alsbald die bureaukratisch-konservativen Ministerien und machten liberalen Platz. In Hannover wehrte sich der starrköpfige König Ernst August etwas gegen den von ihm so benannten „verruchten Zeitgeist," berief dann aber den liberalen Bürgermeister von Osnabrück Dr. Stüwe an die Spitze des Ministeriums. Der Kurfürst von Hessen, ebenfalls sehr wenig beliebt, ließ sich erst zu Zugeständnissen bewegen, als er befürchten mußte, daß das Volk ihm das Schloß stürmen werde.

In Wien schien sich anfangs der Übergang von der alten zur neuen Zeit sehr leicht vollziehen zu wollen. Schon nach kurzem Widerstand gab die Regierung dem Drängen des Volkes nach. Einer Deputation versprach der Kaiser Ferdinand, ein gütiger, alter Herr, allen Anforderungen der Gegenwart entsprechen zu wollen, und als das Verlangen laut wurde, den Fürsten Metternich zu entfernen, da geschah das Außerordentliche, daß der einst allmächtige Staatskanzler sofort entlassen wurde und unverzüglich das Land verließ. Zugleich wurde die Preßfreiheit proklamirt, eine Nationalgarde geschaffen, die ihre Gewehre aus dem kaiserlichen Zeughause erhielt, und ein allgemeiner Landtag einberufen. Diese Erfolge versetzten ganz Wien in einen wahren Taumel der Freude. Was man noch vor wenigen Wochen nicht zu hoffen gewagt hatte, das war jetzt schon vollendete Thatsache. Der Kaiser wurde veranlaßt, Zeuge dieser allgemeinen Glückseligkeit zu werden; er unternahm am 18. März eine Umfahrt durch die Stadt, wo er überall jubelnd empfangen wurde; endlich spannte ihm sogar das Volk die Pferde vom Wagen und zog ihn unter Triumphgeschrei zur Hofburg zurück. Die Volksredner in den

Wirthshäusern erklärten sodann, daß Österreich nun aus seiner Abgeschiedenheit erlöst sei und wieder in seine alten Rechte im deutschen Reiche eintreten werde, denn jetzt habe Wien Berlin wieder überflügelt. Bald flatterte auch eine große schwarz-roth-goldene Fahne vom Stephansthurm.

Die Anschauungen in Wien schienen auch in der That eine gewisse Berechtigung zu haben, denn die Dinge in Berlin entwickelten sich viel ungünstiger und der König Friedrich Wilhelm IV. that in den kritischen Momenten eine Reihe höchst bedauerlicher Fehlgriffe. Zunächst blieb der König der herannahenden Gefahr gegenüber zu lange unthätig. Schon im Januar 1848 bemerkten die scharfsichtigeren Politiker, daß der Thron in Frankreich nicht mehr fest stand, und schlossen, daß bei einer Revolution die Wellen auch nach Deutschland herüberschlagen würden. Aber Friedrich Wilhelm IV. hegte diese Befürchtung nicht. Der Prinz von Preußen, späterer Kaiser Wilhelm I., faßte die Lage ernster auf und zog, als es in Frankreich mit dem Königthum zu Ende ging, den zutreffenden Schluß, daß in den deutschen Angelegenheiten demnächst etwas geschehen müsse.

Sehr treffend urtheilte der Herzog Ernst von Koburg-Gotha über die dortigen Verhältnisse. Er schreibt: Im Beginn des Jahres 1848 machte ich eine Beobachtungsreise an den Hof von Berlin, sowie zu den Verwandten in Brüssel und London. Ich ging am 22. Januar 1848 nach der preußischen Hauptstadt und hatte Gelegenheit, die dortige Situation vollkommen zu überblicken. Den König selbst fand ich ahnungslos gegenüber der nächsten Zukunft und dennoch voll Unruhe und Unentschlossenheit. Er vermochte sich nicht vorzustellen, daß es in Frankreich mit dem Königthum zu Ende gehen könnte; er hielt dafür, daß Louis Philipp sich noch lange auf dem Throne behaupten würde. Ich hatte in Berlin Gelegenheit genug zu bemerken, daß es dort an jedem kräftigen Auftreten mangeln werde, wenn eine unerwartete Katastrophe eintreten sollte, und ich verließ die preußische Hauptstadt, mit den unbehaglichsten Empfindungen für die nächste Zukunft, am 2. Februar. Die

Herzogin (seine Gemahlin), welche mir nach Berlin gefolgt war, begleitete mich nach Brüssel, wohin wir über Köln gingen und wo ich den König Leopold in demselben Maße besorgt und von den französischen Zuständen ebenso affizirt fand, wie Friedrich Wilhelm sich zuversichtlich gezeigt hatte. Mein Oheim (König Leopold) . . . stellte die schlimmsten Betrachtungen über die Pariser Zustände an und erklärte die Lage Louis Philipps für eine hoffnungslose. Mein Schwiegervater, sagte er zu mir, wird demnächst vertrieben wie Karl X. Die Katastrophe bricht unvermeidlich über Frankreich aus und in Folge dessen über Deutschland herein. Daß sein Wort sich bewahrheiten sollte, noch bevor wir nach Deutschland zurückgekehrt waren, konnte man allerdings nicht vermuthen. Wir schifften uns am 6. Februar am Bord des „Guarland" zu Ostende nach Dover ein und erreichten Windsor schon um 5 Uhr Abends. Hier und in Claremont sowie in London brachten wir die entscheidenden vier Wochen des verhängnißvollen Jahres zu, in welchem der politische Vulkan zum Ausbruch gekommen war. Prinz Albert (Bruder des Herzogs von Gotha) und die Königin erwarteten das schwere Ereigniß fast stündlich und man sah es fast als selbstverständlich an, daß es so kommen mußte, als die Pariser Nachrichten vom 24. Februar eintrafen.

Die Ankunft Louis Philipps in England und die tragischen Schicksale der ganzen, unserm Hause so nahe stehenden Familie hielten uns Tag für Tag so sehr in Athem, als wären wir unmittelbar von der Revolution selbst betroffen worden. Die aufregenden Umstände, unter welchen beinahe die ganze Familie der Orleans versprengt wurde, und die traurigen Erlebnisse vieler einzelner Mitglieder derselben machten einen peinlichen Eindruck. Bekannt genug ist es, wie die arme Herzogin von Montpensier (geborene Infantin von Spanien, die ich 1842 im März als Kind in der Schloßkapelle in Madrid in meiner nächsten Nähe sah) nach den mannigfachsten Abenteuern, von den nöthigsten Dingen so sehr entblößt in England anlangte, daß ihr die Königin Kleider zusenden mußte, um sie in Windsor sehen zu können. Den Herzog von

Nemours habe ich selbst bei seiner Landung empfangen. Die englische Königin sendete einen Extrazug nach Dover, um ihn rasch nach London zu bringen. Es wäre ermüdend, an alle die Scenen zu erinnern, deren Zeugen wir fortwährend gewesen sind.

Die aus meinem eigenen Lande mir zugekommenen Nachrichten nöthigten mich, meine Reise von England zu beschleunigen. Mein Minister v. Stein ließ es auch nicht an den drängendsten Mahnungen zur Rückkehr fehlen. Er wünschte meine persönliche Einwirkung auf die täglich schlimmer sich gestaltenden thüringischen Verhältnisse und sprach es mir in jedem Briefe aus, daß man in meinen Ländern meine Anwesenheit dringend begehre.

Ich darf sagen, daß sich die öffentliche Meinung in diesen schwierigen Zeiten mir eher zuneigte als entgegenstellte. Auch hörte man oft, daß man mich zum deutschen Kaiser wählen wolle und daß von den Märztagen an während der ganzen harten Zeit des Jahres 1848 Minister und Beamten mich stets als den betrachtet haben, der ihnen Schutz gegen den Ansturm gewähren sollte, während nur zu viele andere Herren in Deutschland genöthigt waren, hinter der vergänglichen Popularität ihrer hastig gewechselten Ministerien Deckung gegen die Verkehrtheiten ihrer eigenen Unterthanen zu suchen. Ich hatte bereits vor meiner Abreise von Gotha im Januar neuerdings meine fortschrittsfreundliche Gesinnung zu zeigen Gelegenheit, indem ich am 19. ein Gesetz über die Öffentlichkeit der Verhandlungen bei den Stadtverordneten publiziren ließ. Zwei Tage später hatte ich auch noch die ständischen Vertreter, welche zum Deputationstage in Gotha anwesend waren, empfangen und denselben neuerdings meine Überzeugung ausgesprochen, wie unhaltbar und unvollkommen die Verfassungszustände unseres Landes wären.

Schon nach Verlauf von vier Wochen war die Revolution in Sicht. Bis heute, schrieb mir mein Minister Stein nach London, ist es gelungen, die Ruhe und gesetzliche Ordnung in Stadt und Land so ziemlich, im Vergleich zu anderen Gegenden sogar gut zu erhalten. Die guten Gothaer werden aber täglich aufgeregter und

ich garantire die gesetzliche Ordnung kaum drei Tage mehr, wenn Ew. Hoheit nicht inzwischen hier eintreffen sollten. Mit welcher wahren Sehnsucht ich Höchst Dero Rückkehr erwarte, bedarf keiner Versicherung.

Am Abend meiner Rückkehr unterzeichnete ich ein Dekret, welches die Aufhebung jeder Censur in Preßangelegenheiten verfügte. Acht Tage später konnte ich ohne den leisesten Schein einer Zwangslage eine Proklamation erlassen, durch welche für das Herzogthum Gotha eine Repräsentativverfassung auf den Grundlagen jener des Herzogthums Coburg in Aussicht gestellt wurde. Bevor aber noch die Berufung des Landtags publizirt worden war, überzeugte sich die Regierung, daß sie nicht nur auf der Fürsten- und Grafenbank, sondern auch von einem großen Theil des Herrenstandes entschiedensten Widerspruch zu erwarten hätte. Unter diesen Umständen mußte ich mich zur Einberufung einer konstituirenden Abgeordneten-Versammlung zum Zweck der Berathung eines neuen Grundgesetzes entschließen und unterzeichnete am 19. März das entscheidende Aktenstück. Die Frage war nur, ob auf diese Weise der aufrührerische Geist der Zeit gebannt sein werde, welcher in allen benachbarten Ländern täglich bedrohlichere Symptome zu Tage förderte.

Am 3. März hatte in Koburg ein unruhigeres Treiben und eine bewegtere Stimmung ihren Weg gefunden. Eine sogenannte Mannheimer Adresse hatten ihren Weg zu der Coburger Bürgerschaft gefunden. In derselben waren vier Forderungen aufgestellt worden. An der Spitze dieser durch ganz Deutschland hin weitverbreiteten Adresse befand sich das Schlagwort: Deutsches Parlament. Außerdem verlangte man in derselben Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Geschworenengerichte. Mehrere Bürger von Coburg übergaben ferner dem Magistrate den Entwurf einer Petition an den Herzog. Der Entwurf enthielt die bündigsten Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, war im Ganzen aber so charakterisch für die Zustände und Stimmungen, daß ich ihn als ein Beispiel des Wortschwalles, der damals, also 1848, die Welt regierte, hiedurch mittheile:

„Eintracht zwischen Fürst und Volk, Einigkeit in ganz Deutschland, ist jetzt der Ruf, der von allen Wohlgesinnten des Vaterlandes, der von der deutschen Presse und von dem deutschen Bunde ergeht. Soll dieser Ruf im deutschen Volke den Nachhall finden, den er finden muß, wenn die plötzlich sich erhebenden Gefahren von dem Vaterlande abgewehrt werden sollen, so muß die Presse frei, so muß der deutsche Bund volksthümlich sein. Volksthümlich ist der Bund aber nur dann, wenn er ein Organ der auf innere Einheit gerichteten Bestrebungen von ganz Deutschland, wenn er im vollen Sinne des Wortes ein Vertreter, wie der deutschen Fürsten, so des deutschen Volkes ist. Nur unter diesen Bedingungen wird eine Volksbewaffnung ihren Zweck erfüllen, die Ruhe im Innern und die Sicherheit gegen Außen zu erhalten.

Gnädigster Herzog, verehrtester Fürst! Handelte es sich nur darum, die Eintracht zwischen Ew. Hoheit und Ihrem Volke zu bewahren, wahrlich, so stände es gut um uns. Ew. Hoheit haben durch Ihre edelmüthige Regierung Sich Ihr ganzes Land zu Dank verpflichtet. Das ist das festeste Band, welches sämmtliche Landesangehörige, namentlich die Coburgische Bürgerschaft an Ew. Hoheit fesselt. Allein es handelt sich jetzt um das höchste und edelste Gut eines großen Volkes — um die nationale Existenz des Vaterlandes. Daß das ganze deutsche Volk einem gemeinsamen Feinde gegenüber zusammenstehe wie ein Mann, kann nur erreicht werden durch die Erfüllung lang gehegter Wünsche und gerechter Forderungen aller Stämme Deutschlands um volksthümliche Institutionen — eine Erfüllung, welche herbeizuführen auch in der Hand Eurer Hoheit als Bundesglied liegt. Unter den jetzigen drängenden Umständen glauben wir aber, wird es sehr zur Beruhigung des Landes gereichen, wenn die Stände unserem gnädigsten Fürsten zur Seite stehen. Darum bitten wir unterthänigst: Ew Hoheit wolle die sofortige Einberufung der Ständeversammlung gnädigst verfügen."

Die Antwort auf diese Adresse war ausführlich und ziemlich eingehend behandelt und in einem würdigen aber freundlichen Tone.

Noch hatte sich, wie man sieht, die Bewegung ganz und gar

in den allgemeinen deutsch-patriotischen Bahnen gehalten, in welchen ich (so schreibt Herzog Ernst weiter) von ihr wahrheitsgemäß sagen konnte, daß sie meine Sympathien von jeher hatte.

Allein wenn in den ersten Tagen des März dieser, man möchte sagen, ideale Zug noch vorherrschte, so traten doch auch in den kleinen thüringischen Ländern, ähnlich wie in den meisten kleinen deutschen Fürstenthümern, alsbald Einflüsse von ganz anderer Art hervor und antimonarchische, sozialistische und anarchische Bestrebungen traten an die Oberfläche. Zahlreiche Volksversammlungen wurden abgehalten, von allen Seiten regnete es Petitionen und Resolutionen, man sah sich mit einem Male in ein ziellose Treiben hineinversetzt, von welchem man lediglich hoffen konnte, daß es vorübergehend sein würde und daß der Zusammentritt der legalen Ländervertretungen ein Gegengewicht bieten werde. Schon kamen die bedenklichsten Dinge zum Vorschein und man verlangte alsbald die Ablösung aller Feudallasten in Bezug auf die Hutgerechtsame, Beseitigung der Ständeunterschiede und des erblichen Rechts bei der Landesvertretung, Einverleibung des Domanialvermögens in das Staatsgut, Besetzung aller Staatsämter mit „volksthümlichen Männern," Durchführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in der gesammten Verwaltung, Sicherstellung der Holzbedürfnisse des Volkes, Aufhebung der Verbrauchssteuern, Ermäßigung der Stolgebühren, Abschaffung des Jagdrechts ꝛc.

Der erste Anprall dieser losgelassenen Windsbraut des politischen Unverstandes hatte zuweilen etwas Komisches an sich und unter diesem Eindruck vermochte ich am 15. März an den König Leopold zu schreiben:

„In Coburg hatten sie sich gleichfalls recht ungestüm — bis auf die Gesundheit und langes Leben — alles von der Regierung erbeten, was ein Sterblicher nur verlangen kann, unter anderm auch „Redefreiheit." Die ruhig Denkenden sind, wie gewöhnlich, sowohl im politischen Leben wie auf dem Felde der Presse unsichtbar."

Die Bewegung wurde ernster und schlimmer und ich schrieb einige Wochen später wieder an meinen Onkel in Brüssel:

Wir leben in einer furchtbaren Zeit. Innere und äußere Stürme haben den Organismus aller deutschen Staaten zertrümmert, die Gesetzlichkeit ist verschwunden und die Gewalt der Menge macht sich allein geltend. Die Regierungen müssen sich in Lagen schicken, die an das Schimpfliche grenzen. Ich habe auch nicht die geringste Hoffnung, da das allgemeine Vertrauen zu irgend einer Regierungsform geschwunden und dafür eine allgemeine Muthlosigkeit auf der einen und eine durchgehende Zügellosigkeit auf der anderen Seite eingetreten ist. Wir haben keine allgemeine Revolution im Sinne allgemeiner Prinzipien und Tendenzen gehabt, eine solche würde etwas Bestimmtes hervorgebracht haben, wir haben in jedem Ländchen, in jedem Städtchen, in jedem Dorf eine besondere Umwälzung erlitten, die meist verschiedene Gründe und daher auch verschiedene Folgen gehabt hat. Nur die eine Folge ist überall dieselbe gewesen, daß vollkommene Anarchie eingetreten ist, welche überall noch nicht, natürlich mit Abstufungen, bezwungen werden konnte. Handel und Gewerbe liegen darnieder und die brotlosen Arbeiter treten mit jedem Tage gebieterischer auf. Dabei ist der Geldmangel so entsetzlich, daß wir wahrscheinlich alle innerhalb weniger Monate den Staatsbankerott erreicht haben werden. Eisenbahngesellschaften und größere und kleinere Bankiers stellen bereits ihre Zahlungen ein. Alle die, welche noch vor drei Wochen aus Furcht vor einer Reaktion die Regierungen mit frechem Ungestüm hinderten, die Gesetzlichkeit mit Gewalt aufrecht zu halten, treten jetzt mit der nämlichen Brutalität auf und fordern von uns, wo die Gewalt gleich Null geworden ist, der Anarchie zu steuern, aber niemand gehorcht mehr. Wenn ich am Schlusse dieses Schreibens noch zu sagen in der Lage war: Ich vermag noch viel, weil man noch unbedingtes Vertrauen zu mir hat, so fand ich in diesen und den nächsten Wochen in der That Gelegenheit genug, mit meiner eigenen Person für die Sache der Ordnung und des Gesetzes einzutreten. Fast an jedem Orte wurden mißliebige Personen und Beamte mißhandelt.

Zu den schlimmsten Erscheinungen des Revolutionsjahres ge-

hörten die Versuche, die Disziplin der Truppen zu untergraben. Man mischte sich in die Angelegenheiten der Militairjustiz, man hetzte die Mannschaften gegen die Offiziere.

Von Seiten der größeren deutschen Staaten wurden Vorschläge gemacht zur Mediatisirung der kleineren Länder und so erschienen von Preußen verschiedene Vorschläge zur Einsetzung eines Fürstenrathes.

Herzog Ernst schreibt darüber: „. . . Der Weg ist nun gebahnt zu einer theilweisen Ausführung der preußischen Vorschläge. . . . Hiermit hoffe ich auch die unselige Verschmelzung der kleinen thüringischen Staaten zu einem thüringischen Königreich, an dessen Spitze Weimar stehen wollte, ganz unmöglich gemacht zu haben. Läge mir nichts am Gemeinwohl und wäre ich nicht Feind aller revolutionären Bestrebungen, so wäre es mir ein Leichtes gewesen, mich an die Spitze einer noch viel größeren Vereinigung zu stellen. Es klingt wie Dünkel, aber leider, möchte ich sagen, genieße ich in dieser Zeit einen Einfluß und Popularität in diesem Theile von Deutschland, wie ich es mir nie geträumt hätte. Unbewußt und ohne daß ich es nur im Geringsten gesucht hätte, bin ich zu der zweifelhaften Ehre eines Volksmannes gekommen und so unbequem und kitzlich die Stellung auch ist, so habe ich doch die Macht, der deutschen Sache großen Vorschub zu leisten, um mit Hintansetzung meiner eigenen Interessen dem Ganzen zu dienen. Verschiedenen Herren Vettern habe ich dadurch schon manchen Dienst geleistet, nichts desto weniger sind sie sehr eifersüchtig auf die Stellung, die ich einnehme."

Wer übrigens die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte und keinen leeren Theorien nachhing, dem konnte es auch in diesen Zeiten nicht entgehen, wie der kleinstaatliche Geist in den breitesten Massen des Volkes viel tiefer saß, als man in Frankfurt a. M. glauben machen wollte. Der größte Theil der Thüringer wollte von allen Verschmelzungsideen überhaupt sehr wenig wissen und auch der Mediatisirungsgedanke hätte, wenn er Gestalt angenommen hätte, das deutsche Einigungswerk gewiß nicht gefördert. Merk-

würdigerweise gehörte mein eigener Vetter Leiningen mit zu den hervorragenden Persönlichkeiten, welche in Frankfurt a. M. die Kleinstaaten beseitigt wissen wollten. Er hatte als Präsident des Reichsministeriums diesen Gedanken recht eigentlich auf die Bahn gebracht und lag mir auch persönlich fortwährend in den Ohren, daß ich diese Richtung vertreten sollte.

Die Entwickelung der inneren Angelegenheiten der einzelnen Staaten und Volksstämme ließ sich nicht ohne die stete Rücksichtnahme auf die allgemeinen deutschen Verfassungsfragen berechnen und beurtheilen. Nach der Februarrevolution hatte noch der Fürst Metternich selbst in einer Cirkulardepesche, welche seinen Schwanengesang bildete, auf Bundesreform angetragen. Dann hatte das Auftreten Friedrich Wilhelms IV. in Berlin und die Berufung der Bundesversammlung nach Potsdam die deutsche Frage ins Rollen gebracht. Vom Westen Deutschlands gingen die demokratischen Bewegungen aus, welche im Gegensatz zu Berlin Frankfurt a. M. zum Centrum des deutschen Reiches zu machen suchten. Ein Entwurf hierzu hatte aber vom König von Preußen eine Erwiderung erfahren, aus welcher zu erkennen war, daß von ihm — zunächst wenigstens — kein entscheidendes Eingreifen zu erwarten sei. Die Frankfurter konstituirende Nationalversammlung trat endlich im Mai zusammen. Manche behaupteten, jeder andere Ort hätte sich dazu besser geeignet. Dessenungeachtet ließ sich nicht leugnen, daß unsere Befürchtungen in Bezug auf die Zusammensetzung der ersten großen gesetzlichen Vertretung Deutschlands sehr übertrieben waren. Man überzeugte sich bald, daß die Körperschaft, welche hier zusammengekommen war, der Mehrzahl nach einen Aufwand von Geist und Bildung in ihrer Mitte barg, welcher bewundernswerth gewesen wäre, wenn politische Erfahrung und Kenntniß der wirklichen Staats- und Personalverhältnisse ihr in gleicher Weise zur Seite gestanden hätten. Ihr Gebrechen war, daß die meisten der Gemäßigten ohne klare Einsicht dessen, was ihre Aufgabe gewesen, in Frankfurt a. M. erschienen und gleichsam erst dort eine Art von Inspiration erwarteten.

Daher ließen sich die Mitglieder durch zufällige Ereignisse und durch das Gewicht geschickter Redner allzusehr beherrschen.

Zunächst zeigte sich in den Verhandlungen über die Bildung einer provisorischen Centralgewalt eine vollkommene Zerfahrenheit. Ich will hier nicht wiederholen, was so oft erzählt ist, wie H. v. Gagern durch den kühnen Griff oder Mißgriff, wie andere sagten, die Reichsverweserschaft und die Wahl des Erzherzogs Johann durchgesetzt hat. Inzwischen war die Reichsdeputation von Frankfurt a. M. nach Wien geeilt und in der bekannten Weise wurde Erzherzog Johann von seiner Wahl zum Reichsverweser unterrichtet und dann feierlich nach der Residenzstadt der neuen provisorisch schwankenden Reichsgewalt gebracht. Er reiste über Dresden und Eisenach nach Frankfurt a. M. Er erregte in manchen Punkten nicht den Eindruck, als ob er sich in den deutschen Verhältnissen völlig heimisch fände, setzte sein unsicheres, damals unzweifelhaft redlich gemeintes, aber programmloses Auftreten in Frankfurt fort und behielt, wie ich auch später beobachten konnte, das Gefühl eines Mannes, welcher sich plötzlich in ganz fremden Verhältnissen zu bewegen genöthigt sah.

Sein erster Regierungsakt war die Mittheilung von der Konstituirung der provisorischen Centralgewalt, deren Leitung er am 12. Juli übernommen und deren Vollziehung am 15. Juli in die Hände eines Ministeriums gelegt wurde, welches zunächst nur aus Heckscher, dem preußischen Generalmajor v. Peucker und Herrn v. Schmerling bestand. Die Vervollständigung des Reichsministeriums, über welches der Erzherzog sich sehr hochachtend aussprach, bestand in dem Präsidenten Fürst Karl von Leiningen, während Duckwitz, v. Beckerath und Mohl für Handel, Finanzen und Justiz neben den schon früher ernannten Ministern für das Innere, das Äußere und den Krieg eintraten und also ein vollzähliges Ministerium bildeten. Die Wahl Leiningens war gewiß eine glückliche und geeignet, dem schwankenden Begriff des deutschen Reiches in den Augen der großen europäischen Welt ein ernsteres Gewicht zu verleihen. Auch galt der Fürst für sehr energisch und in Bezug auf

die Herstellung der deutschen Einheit als entschlossen, selbst vor der Mediatisirung der Fürsten nicht zurückschreckend. Wenn er jetzt auch diese Mediatisirung proklamirte, so war ich zwar weit entfernt zu glauben, daß er dieselbe durchzuführen im Stande wäre, aber die Folge davon war, daß die meisten Fürsten von Deutschland von einem unüberwindlichen Mißtrauen gegen ihn und das gesammte Ministerium des Reiches nicht minder, wie gegen die Nationalversammlung erfaßt worden waren. Als man in den Verhandlungen der letzteren Hannover, weil der König die unbedingte Annahme der Beschlüsse über die Centralgewalt im Juli nicht zugestanden hatte, förmlich proskribirte, so zeigte sich eine tiefe Verstimmung selbst unter jenen Fürsten, welche zu Opfern für die Einheit Deutschlands geneigt gewesen wären.

Durch einen Zufall hatte der Herzog von Meiningen einer Sitzung des Parlaments beigewohnt, in welcher unter andern der Antrag gestellt worden war, der König von Hannover sollte abgesetzt und sein Land für reichsunmittelbar erklärt werden. Fast zu derselben Zeit waren auch der König von Württemberg, die Großherzöge von Baden und Darmstadt und der König von Baiern in Frankfurt a. M. anwesend. Mit welchen Eindrücken die Herren fortgegangen waren, ist unbeschreiblich. Ich fand den Herzog von Meiningen, der noch ganz in den Traditionen der strengsten fürstlichen Legitimität lebte, starr vor Entsetzen, als er wieder zu Hause angekommen war. Wenn das Beispiel von Hannover nicht sogleich von allen nachgeahmt wurde, so waren sie nur durch die Furcht und die augenblickliche böse Lage davon zurückgehalten. Die meisten blickten mit wahrer Genugthuung auf Baiern und Preußen, welche, sowie die kurhessische Regierung, nicht länger säumten, die partikularistischen Elemente in der Armee und auch in den Ständeversammlungen zu stärken und groß zu ziehen.

Schon gegen Ende Juli war ich von sehr vertrauenswürdiger Seite unterrichtet worden, daß sich der König von Baiern mit dem in Innsbruck weilenden österreichischen Hofe und speziell mit jener Partei in das engste Einvernehmen gesetzt hatte, welche alle Fäden

einer klerikalen und militairischen Reaktion zusammenfaßte. Ein unausgesetzter heimlicher Kourierwechsel fand zwischen München und Innsbruck durch eingeweihte Persönlichkeiten, wie Herrn v. Türkheim, statt und die Aristokratie und Geistlichkeit hatten sich im katholischen Süden und Osten bereits die Hand gereicht, um die Partikularselbstständigkeit gegen die Centralgewalt kräftigst zu behaupten. In Baiern setzte man alle Hoffnungen auf die Wahlen zur Kammer, mit deren Hülfe man der Nationalversammlung entgegenzutreten hoffte.

In Preußen war der Gegensatz gegen die Frankfurter Übergriffe durch die Verordnung der Centralgewalt über Annahme der deutschen Farben bei den Armeen zu Tage getreten. Bekanntlich sollten die Truppen aller deutschen Staaten am 6. August die schwarz-roth-goldene Kokarde aufstecken und unter diesem Symbol der Centralgewalt eine Art Huldigung leisten. Aber mit dieser Zumuthung hatte man selbst in liberalen Kreisen einen Punkt berührt, welcher alle Traditionen des preußischen Selbstbewußtseins in Aufregung brachte. So hatte die Centralgewalt mit einer ihrer ersten allgemeinen Maßregeln zu meinem größten Bedauern nur einen sehr dürftigen, im Ganzen fast beschämenden Erfolg erzielt. Nichts war hierfür bezeichnender als der Umstand, daß man mein reichstreues Verhalten bei dieser Gelegenheit in Frankfurt a. M. nicht nur als ein ungemein lobenswerthes und erfreuliches Ereigniß hinstellte, sondern auch mich und andere kleine Landesherren — von deren nothwendiger und demnächstiger Mediatisirung und Beseitigung man doch eben noch überzeugt war — nunmehr als Stützen der Centralgewalt bezeichnete.

Es war mir gelungen, den 6. August in Gotha möglichst feierlich zu gestalten. Ich hatte ein großes Volksfest auf einem in der Nähe der Stadt befindlichen Haidelande veranstaltet und dazu ein Truppen-Kontingent sowie die Wehrmannschaften einberufen. Indem ich das Kommando über diese ansehnliche, an 10 000 Mann zählende Menge persönlich übernahm, hielt ich eine Ansprache, die mir als persönliche Erinnerung an jene bewegten Tage werth

geblieben ist. Die Worte waren vor der Front vom Pferde herab gesprochen und hatten ihre Wirkung nicht verfehlt:

„Auf den ausdrücklichen Wunsch unseres Reichsverwesers sollen sich am heutigen Tage alle deutschen Truppen um ihre Fürsten sammeln und vereint mit diesen ihre Bereitwilligkeit erklären, nach den Bestimmungen der Reichsgewalt Blut und Leben für die deutsche Sache hinzugeben.

Freudig hob sich meine Brust bei dieser Aufforderung und in dem Bewußtsein, daß ich in diesen Gauen nicht allein die Größe des gemeinsamen Vaterlandes als schönes Ziel vor Augen habe, berief ich neben den stehenden Truppen auch noch die waffenfähigen Männer meines treuen Volkes.

Mit Freude und Stolz ruht mein Auge auf diesen zahlreichen Schaaren. So laßt uns nun aus vollem Herzen verkünden, daß wir alle Deutsche sein und gleich einer ehernen Mauer unser schönes Vaterland schützen vor dem Eindringen äußerer Feinde, sowie wir, gleich einem feurigen Schwerte, diejenigen vernichten werden, welche unsere Erinnerungen, unsere Rechte, unsere Freiheit beschimpfen möchten.

Als Zeichen Eures ernsten Willens stimmt mit mir ein in den begeisterten Ruf: Es lebe der Reichsverweser!"

In Preußen und anderen Königreichen war man bestrebt gewesen, die Feier des 6. August offiziell zu unterdrücken. Der preußische Kriegsminister v. Schreckenstein hatte ein Rundschreiben an die General-Kommandanten ergehen lassen, worin die Verordnung der Centralgewalt über die Annahme der deutschen Kokarde in höchst eigenthümlicher Weise interpretirt worden war. Während sich hierin der Widerwille gegen die Frankfurter Bestrebungen bereits im vollsten Maaße ausdrückte, vermied es Friedrich Wilhelm IV. wenige Tage später nicht, mit dem Reichsverweser bei dem Dombaufest in Köln zusammenzutreffen. Für die Eingeweihten und insbesondere für militairische Kreise war es aber kein Geheimniß, daß zwischen Berlin und Frankfurt a. M. seit dem 6. August die Brücke abgebrochen war. In Wahrheit war der König gegen alle von den Unitariern aufgestellten Programme auf

das Entschiedenste eingenommen und ich war damals bereits sowohl von König Leopold (Belgien) als auch von meinem Bruder (Prinz Albert), die gewiß gute Nachrichten hatten, versichert, daß er weder für die Gründung von Reichsländern, in Folge von Mediatisirungen, noch auch für ein Aufgehen Preußens in Deutschland zu gewinnen sei, sondern höchstens dem von seinem Ministerium damals auf die Bahn gebrachten Projekte einer siebenstimmigen Staatenvertretung der deutschen Fürsten in einem Bundesrathe einige Unterstützung vorläufig zu Theil werden lassen wollte. Aber auch dieses Zugeständniß machte er nur mit halbem Herzen und das wirklich Bezeichnende dürfte ohne Zweifel bleiben, was ich am 11. August 1848 an König Leopold schrieb: . . . König, Armee, Ministerium und Volk ziehen nach verschiedenen Seiten und keine jener Größen hat Ansehen und Entschlossenheit genug, um einen Schlag von irgend einer Bedeutung zu führen. Dahin rechne ich auch die preußischen Vorschläge wegen der Vertretung bei der Centralgewalt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Deutschland neben der Centralgewalt in der Nationalversammlung ein Organ der einzelnen Staatsregierungen bedarf und daß selbst die provisorische Konstituirung des Reiches eine solche vermittelnde und die Sonderinteressen beschwichtigende Behörde nicht wohl entbehren kann.

Nun schloß Preußen Anfang September 1848 zu Malmö einen Waffenstillstand mit Dänemark, ohne die Nationalversammlung zu fragen. Es entstand ein Sturm daselbst über diesen Gegenstand, welcher die traurigsten Ereignisse herbeiführte. Es wurde eine Sistirung des Rückzugs der Reichstruppen aus Schleswig-Holstein beschlossen. Das Reichsministerium in seiner Gesammtheit reichte seine Demission ein. Dahlmann, dessen kritischem Geiste es gelungen war, die Verwerfung des Waffenstillstandes zu bewirken, hatte den Muth, die ganze Verantwortung und Bürde dieser Ereignisse auf sich zu laden, ohne die Bildung eines neuen Kabinets bewirken zu können. England, Frankreich und Rußland sandten drohende Noten, indem sie von der Reichsregierung unbedingt forderten, daß man sich den Bedingungen des Malmöer Waffenstillstandes füge.

Bekanntlich trat Leiningen, trotzdem daß nachher von der Nationalversammlung der Malmöer Waffenstillstand ratificirt worden ist, aus dem Amte und Herr v. Schmerling übernahm das Ministerpräsidium. Meine Eindrücke habe ich in einem Briefe an meinen Bruder Albert niedergelegt:

. . . Der Zweck meiner Reise war, mich mit den Ministern und einzelnen Deputirten, besonders den unsrigen, über Gegenstände zu besprechen, welche allein unsere sächsischen Interessen betreffen. Der Sturz des Ministeriums Leiningen und die furchtbar verhängvolle Krise änderten natürlich vieles; folgende Bilder will ich Dir aber doch entwerfen.

1. Ministerium. Mangel an aller Lebensfähigkeit und darum baldiger Sturz. Leiningen (Karl) ist neben Peucker der einzige, der als Persönlichkeit jetzt genügte. Die übrigen sind beinahe alle zu Ministern in der jetzigen Lage unfähig. Lange Listen von Verkehrtheiten, die die Herren mit einem seltenen sang froid ausführten, liegen vor.

2. Nationalversammlung. Eine Gesellschaft von Menschen, die zum Theil weder begreifen, was ihre Aufgabe ist, noch zum andern Theil verstehen, wie man sich in einem Parlament benimmt. Im Einzelnen große Kapazitäten, die aber vereinzelt zu wirken glauben und eben weil sie nur allein glänzen wollen, sich gegenseitig verdunkeln und aufheben. Eine Rechte und eine Linke, aber keine geregelte Partei. Keine rechten Führer und ohne Parteitreue! Das Ministerium fiel besonders darum, weil einige Narren — wozu auch Dahlmann da gehört — um als Märtyrer sich bemitleiden zu lassen, in eine Minorität zu kommen wünschten und die Versammlung durch ihre Reden so hinrissen, daß sie eine Majorität erlangten und ihr eigenes Ministerium fallen machten. Jetzt stehen sie auf dessen Trümmern und können unmöglich ein Ministerium aus dieser Majorität herausbringen. Ganz Deutschland ist in ängstlicher Spannung. Ich habe furchtbaren Sitzungen beigewohnt und ich begreife, daß Stockmann um keinen Preis in dieses Ministerium will; mit solchen Leuten, wie wir sie hier haben, kann er nichts gemein haben wollen.

3. Reichsverweser. Man traut ihm nicht, ob mit Recht oder Unrecht, will ich nicht erwägen.

Von eigentlicher Politik, von der Art, wie man mit fremden Mächten umgehen muß, haben die Leute hier keine Ahnung. Die Haare stehen einem zu Berge, wenn man daran denkt, wohin wir kommen, wenn man hier so fortfährt. Vielen gehen nun zwar die Augen auf und sie erschrecken über sich selbst, viele sind aber blind vor Dünkel und Selbstinteresse.

Meine trübe Anschauung von den Dingen in Frankfurt a. M. sollte nach einigen Tagen eine über alle Erwartungen schreckliche Bekräftigung finden. Als am 16. September die in sich gegangene Majorität in der Paulskirche den Beschluß gefaßt hatte, die Vollziehung des Waffenstillstandes von Malmö nicht zu hindern, war dieselbe nicht mehr vor den Elementen sicher, welche die Linke in und außerhalb des Parlamentes verblümt und unverblümt wachgerufen hatte. Am 17. September war eine heftige Redebatte im Parlamentshause, in welcher sich schon die nackte Revolution klar zeigte. Die Argumente, welche in dem elfstündigen Redekampfe nicht mehr zu siegen vermocht hatten, sollten den konservativen und ehrlichen Männern dieser unglücklichen Versammlung nunmehr durch die Fäuste des Pöbels klar gemacht werden.

Am 17. September hatten die republikanischen Vereine in Frankfurt a. M. eine Petition an die Nationalversammlung beschlossen, in welcher sie forderten, daß der Beschluß in Bezug auf den Waffenstillstand zurückgenommen werde. Alle die, welche für denselben gestimmt hätten, hieß es darin, wären Landesverräther. Als nun am 18. September die Sitzung des Parlaments eröffnet wurde, drangen bewaffnete Volkshaufen in die Kirche, welche nur durch die Geistesgegenwart Gagerns zurückgescheucht wurden; draußen aber erhoben sich Barrikaden.

In der Nacht vom 17. auf den 18. waren hessische, preußische und österreichische Truppen aus Mainz herbeigezogen worden, welche am Vormittage noch ohne Blutvergießen Herren der Bewegung zu werden vermochten. Am Nachmittage aber begann der Kampf

ernster und allgemeiner sich zu gestalten. Von der Frankfurter Bürgergarde hatte sich nicht der zehnte Theil zum Schutz der Nationalversammlung eingefunden, dagegen sah man viele davon auf der Seite der Aufständischen, unter welchen selbst Mitglieder der Linken des Parlaments nicht fehlten.

So sehr man in jener Zeit an Scenen des Schreckens gewöhnt worden war, so war ich, da ich acht Tage zuvor so viele der bedrohten Menschen persönlich sah und sprach, von den Frankfurter Nachrichten doch auf das Tiefste erschüttert. Kaum hatte sich die erste Kunde von dem räuberischen Angriff auf die Nationalversammlung verbreitet, so folgte unmittelbar darauf auch schon die Mittheilung von dem Tode Auerswalds und des Fürsten Lichnowsky.

Ein gut unterrichteter und ruhiger Beobachter in Frankfurt a. M. berichtet mir aus Frankfurt aus unmittelbarer Anschauung darüber folgendermaßen:

Nach der Sitzung am 18. um 4 Uhr Nachmittags ist die Sache doch ernster geworden. Am Eingang der Hasengasse in die Zeil wurde eine Barrikade gebaut — das Heckerlied ertönte dahinter. Die österreichischen Sappeurs hieben sie nieder, und es sah prächtig aus, wie hierauf die Weißröcke darüber hinwegstürmten und die Rebellen dem Namen der Straße Ehre machen ließen. Noch war kein Schuß gefallen. Aber nicht lange und bei der katholischen Kirche an einer neuen Barrikade schoß man den Österreichern zwei Mann todt. Ein Pelotonfeuer war die Antwort. Das Resultat derselben ist noch unbekannt.

Ich ging von dort in den „Römischen Kaiser," um mit dem Obermarschall Wangenheim zu diniren. Etwa 150 Schritte von hier, wo die Zeil in zwei kleine Straßen ausläuft, wurden zwei Barrikaden, größer als die bisherigen, gebaut. Eine preußische Abtheilung stellte sich unter dem „Römischen Kaiser" auf. Sie wurde von der Barrikade aus verhöhnt, aber rührte sich nicht. Man schoß einige der Ihrigen aus den Häusern mit Büchsen unter meinen Augen todt, sie rührte sich nicht. Endlich durfte sie schießen,

Einige Pelotonfeuer stäubten die Insurgenten auseinander; aber hinter den Barrikaden weg und aus den Fenstern über denselben verwundete man ihnen mit Büchsenkugeln auf entfernte Distance noch mehrere Mann. Ohne Kanonen und ohne Sappeurs konnten die Preußen nichts ausrichten Um unnöthige Verlüste zu verhüten, zogen sie sich an den Seiten der Straße zurück Die armen Blessirten, die unten liegen, finden allgemeines Bedauern. Heute Abend werden gegen 10 000 Mann hier sein, württembergische Artillerie, Nassauer, großherzoglich hessische Truppen und Zuzug aus Mainz. Morgen früh also wird wohl der Aufstand gedämpft. Er kann aber die Folge haben, daß die Nationalversammlung nach Nürnberg verlegt wird, wovon schon Viele sprechen. . . .

Frankfurt a. M., den 19. September. . . . Es ist eine traurige Pflicht, welche ich erfüllen zu müssen glaube, wenn ich das unglückliche Schicksal des Fürsten Lichnowsky hierdurch anzeige. Derselbe ist gestern Abend schmählicher Weise tödtlich verwundet worden und wird die Nacht schwerlich überlebt haben. Verwegen genug, mit dem General Auerswald der württembergischen Artillerie entgegenzureiten, fällt er vor dem Eschenheimer Thore einer Demokratenbande in die Hände, welche beide Reiter sogleich mit Schüssen verfolgt und Lichnowsky, ihren geschworenen Feind, verwundet. In die Enge getrieben, springen sie von den Pferden und flüchten in ein Haus. Hier aber werden sie, unbewaffnet wie sie waren, ergriffen, der alte Auerswald mit Knitteln todt geschlagen und Lichnowsky — es ist empörend — von zweien dieser Meuchelmörder gehalten und von einem dritten auf zwei Schritte durch den Leib geschossen.

Mit dieser tödtlichen Wunde, dazu mit zerhacktem Arme und noch einer Kopfwunde hat man ihn — ich weiß nicht, wie es gekommen — zu Bethmanns getragen, wo er die ganze Scene noch selbst erzählt haben soll. Mich haben sie todt geschossen, sollen dabei seine Worte gewesen sein, aber den armen Auerswald — das mag ich garnicht erzählen. Gestern Abend sollte er besinnungs-

und hoffnungslos im Hospital liegen. Es ist so empörend, daß die Begebenheiten in der Stadt davor fast in den Hintergrund treten.

Unterdessen langten Truppen von allen Seiten, auch Darmstädter und Württemberger Artillerie sowie Kavallerie an. Nichtsdestoweniger verlangten die frechen Insurgenten Zurückziehung der Truppen aus der Stadt. „Sie haben hier gar keine Bedingungen zu machen," soll der General Nobili, der Kommandirende, den Barrikaden-Abgeordneten geantwortet und sie ohne weiteres zurückgeschickt haben. Alles Blut, was vergossen werden würde, ist dabei natürlich auf ihn gewälzt worden.

Nach Ablauf der Unterhandlungsfrist zerschmetterte man mit wenigen Kanonenschüssen die Barrikaden am Eingang der Zeil, wie ich vom Balkon des „Römischen Kaisers" wieder mit ansehen konnte, und nahm sie mit preußischer und darmstädtischer Infanterie im Sturm. Das Feuern in den Straßen der entfernteren Stadttheile dauerte noch bis gegen 11 Uhr Abends, dann wurde es ruhig. Frankfurt ist vom Reichsministerium in Belagerungszustand erklärt und das Standrecht verkündet worden. Im „Englischen Hofe" hörte ich dies unter großem Jubel verlesen. Es war aber auch nöthig. Lieut. v. Griesheim aus Mainz, den ich Abends im Englischen Hofe gesprochen, hat gestern mit 50 Mann einen Streifzug nach Hanau gemacht, dort die Eisenbahn abgebrochen, um neuen Zuzug aus diesem Raubnest zu verhindern, und auf dem Rückwege in einem Dorfe, in welchem man auf seine Leute schoß, ein kleines wirkliches Räubernest ausgenommen; einen Polen haben seine Leute gespießt und sechs Rädelsführer, darunter einen Frankfurter Bürgerschützen in Uniform, der mitgeschossen, gefangen genommen. Auch Abgeordnete von der äußersten Linken will man unter den Insurgenten erblickt haben. Ebenso haben die Preußen im „Römischen Kaiser" einen Fremden arretirt, der dort die Frechheit gehabt hat, aus dem Fenster zu schießen.

Heute Morgen scheint alles ruhig zu sein. Die preußischen Deputirten halten Konferenz und die Nationalversammlung — wird in den Grundrechten fortfahren. gez. v. Meyern.

Heckscher, der sich am 18. ds. in Soden aufgehalten hatte, wurde in Höchst aus dem Waggon gezogen und mißhandelt. Es wurden ihm die Kleider vom Leibe gerissen und nur mit eigener Lebensgefahr soll ihn die dortige Schutzwache haben retten und nach Mainz schaffen können; bei der Überrumpelung der Paulskirche hatten 18 Mitglieder der Rechten, darunter von Gagern selbst, auf der Proskriptionsliste gestanden.

Fürst Lichnowsky schrieb noch am Tage vor seinem Tode einen längeren Brief an den Herzog Ernst:

Frankfurt a. M., 17. September, Abends. Über den gestrigen so hochwichtigen Tag und seine zwölfstündige Sitzung wird Herr von Meyern berichtet haben. Es war der mühsam errungene Sieg der gesunden Vernunft und der Ordnung über Wahnsinn und Umsturz. Wie lange das halten wird, steht in den Sternen geschrieben. Die Kombinationen Dahlmann und Herrmann waren bereits in der Zeugung erstickt worden, ein Replatrage des vorigen Kabinets hat sich durch den gestrigen Tag unmöglich bewiesen. Es bleibt somit nur ein entschieden preußisches Kabinet möglich, da der gestrige Tag vor allem sich als Sieg der preußischen Hegemonie gezeigt hat, zu dem die beiden Deputirten Ew. Hoheit Landestheile das Ihre redlich beigetragen haben. Das scheint auch Gagern einzusehen, denn ihm ist meine Abreise fatal und auf sein Zureden hat der Erzherzog heute Morgen den Grafen Schwerin zu sich beschieden. Dennoch werde ich mich nicht abhalten lassen und gehe morgen früh nach Potsdam und von da nach Schlesien. In 10 bis 12 Tagen gedenke ich zurückzukehren und will dann, wenn die Ereignisse mir nicht über den Kopf wachsen, Ew. Hoheit in Gotha meine Aufwartung machen. Dies ist alles, was ich heute zu sagen vermag. Gestern hatten wir Krawall, heute soll eine verbesserte Auflage davon aufgeführt werden. Indem ich bitte, mich Ihrer Hoheit der Frau Herzogin ehrfurchtsvoll zu Füßen legen zu wollen, verharre ich mit wahrer Anhänglichkeit Ew. Hoheit gehorsamster Verehrer.

gez. F. Lichnowsky.

In Berlin und Potsdam sieht es schlecht aus, Exzesse haben

nun auch bei den Gardekürassiren stattgefunden. Hier spricht man von einem Interims-Kabinet und dann von einem Ministerium Gagern. Nous verrons.

Frankfurt, den 17. September 1848, Abends.

Es war eine wunderbare Zeit; während die Untauglichkeit der Fürsten fast von jeder Stelle aus gepredigt und demonstrirt wurde, hatten die augenblicklichen Machthaber doch kein Verständniß dafür, daß nur etwas geschaffen werden konnte, wenn die legitime und historische Regententhätigkeit mit der Gründung neuer Gewalten und neuer Institutionen Hand in Hand ging.

Nachdem man im Oktober und November in Wien und in Berlin sich ermannt und der Revolution ein Ende bereitet hatte, überzeugte sich auch in Frankfurt die Majorität der Versammlung, daß der Fortgang des Verfassungswerkes nur in Verbindung mit den legitimen Mächten möglich sein werde. Indem man aber ernstlicher ans Werk ging, die Verfassung unter Dach und Fach zu bringen, entzweite sich die österreichische und preußische Partei immer mehr. Schmerling mußte dem Ministerium Heinrich von Gagern weichen und dieser begann jetzt seinen Kampf gegen die Demokraten und Republikaner für das preußische Erbkaiserthum.

Die Zustände in Frankfurt a. M. wurden in den letzten Wochen des Jahres 1848 auf das Trostloseste geschildert und als Gagerns Ministerium alsbald wieder ins Schwanken kam, wurde es fraglich, ob sich überhaupt noch ein Ministerium finden würde. Herr v. Stein meinte, als Lockspeise sei den Ministern monatlich 2000 fl. votirt, doch wäre es redlicher, sie auf Wochenlohn zu setzen.

In den ersten sechs Wochen des neuen Jahres arbeitete die Partei Gagerns ausdauernd und nicht ohne parlamentarische Geschicklichkeit daran, die Verfassung selbst gegen die stärksten Minoritäten unter Dach und Fach zu bringen. Eine lang entbehrte strengere Disziplin hatte in der Noth dieser Tage in den nationalgesinnten Fraktionen des Parlaments endlich doch Platz gegriffen. Konnte auch nicht gehindert werden, daß eine Reihe von Bestimmungen in das Verfassungswerk aufgenommen wurde, die selbst einen

persönlich liberaleren Fürsten als Friedrich Wilhelm IV. nicht annehmbar erschienen wären, so war am Ende das erbliche Kaiserthum mit einer freilich minimalen Majorität, sowie die Wahl des Königs von Preußen doch zu Stande gekommen.

Ich (Herzog Ernst) hatte meinerseits dies Resultat nicht abgewartet, um, was an mir war, den König in die Richtung zu drängen, welche als das einzige Heilmittel für Deutschland gelten mußte. Sobald ich sicher war, daß nur erst der Verfassungsausschuß in Bezug auf die Kaiserfrage sich entschieden hatte, richtete ich an König Friedrich Wilhelm IV. das folgende Schreiben:

Gotha, den 14. Januar 1849.

Durchlauchtigster, Großmächtigster König!
Hochgeehrtester Herr Vetter!

Der Verfassungs-Ausschuß der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. hat sich in seiner Mehrzahl dafür entschieden, daß an die Spitze des deutschen Reiches ein Kaiser gestellt werde.

Nur auf diese Weise kann Deutschland zu größerer Einheit gelangen, durch welche, seine Erhebung zu höherer politischer Bedeutung nach außen und das Gedeihen wahrer Freiheit im Innern bedingt ist.

Ich hoffe daher, daß der künftige Beschluß der Nationalversammlung jener Entscheidung sich anschließen, das Geschick Deutschlands aber in die Hand eines Fürsten gelegt werden wird, der Willen und Kraft genug besitzt, den hohen Beruf vollständig zu erfüllen.

Ew. Majestät sind hiernach von der göttlichen Vorsehung bestimmt, das deutsche Vaterland einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Deshalb werden Ew. Majestät keinen Anstand nehmen, dem Ruf zu der erhabenen Stelle zu folgen, sobald derselbe an Hochdieselben gelangt sein wird.

Ich spreche damit einen Wunsch aus, von dem gewiß die Mehrheit der Fürsten Deutschlands gleichmäßig beseelt ist, und säume nicht, Ew. Majestät noch besonders die Erklärung zu Füßen zu legen, daß ich Hochdieselben mit Freuden an der Spitze Deutschlands sehen werde. Genehmigen Ew. Majestät die Ver-

ſicherung der ausgezeichnetſten Hochachtung und Ergebenheit, womit ich bin Ew. Majeſtät dienſtwilligſter Freund, Vetter und Diener.

v. Stein.

Ernſt, Herzog zu Sachſen-Coburg und Gotha.

Man hatte in Berlin ſtets den größten Werth darauf gelegt, daß die deutſche Kaiſerwahl durch eine Übereinſtimmung der Fürſten zu Stande kommen ſollte; mein entgegenkommender Brief hätte wenigſtens als ein Symptom aufgefaßt zu werden verdient, daß ſich wirklich Fürſten in Deutſchland fänden, welche mit mir den angedeuteten Weg zu betreten entſchloſſen waren; aber an ſolchen Äußerungen war man in Berlin vorübergegangen oder würdigte ſie höchſtens einer ablehnenden Antwort, deren Gründe ſtets die gleichen waren und welche in zahlreich bekannt gewordenen Schreiben Friedrich Wilhelms über die Kaiſerfrage ausgedrückt vorliegen. Das einzig richtige Mittel der Berufung eines Fürſtenkongreſſes wurde dabei nicht in Erwägung gezogen.

Während in Frankfurt der parlamentariſche Kampf um die Verfaſſung und das Erbkaiſerthum alles andere zurückdrängte, machte ſich in Berlin das Spiel der Parteien auf diplomatiſchem Boden in immer leidenſchaftlicherer Weiſe geltend. Es war, als ob um die Seele des unſchlüſſigen Königs zwiſchen Himmel und Hölle geſtritten werden ſollte. Während auf der einen Seite die Reichstreuen, eine Art von idealiſtiſchen Diplomaten, Gagern, Stockmar, Bunſen, Dahlmann, die eifrigſten Anſtrengungen machten, um Friedrich Wilhelm IV. in das deutſche Fahrwaſſer hinüberzuziehen, verbanden ſich drei Elemente, um den König aus der Umgarnung deſſen, was man bereits kurzweg die Revolution nannte, zu befreien: die auswärtige Diplomatie, eine deutſch-öſterreichiſche Hochkoalition und der preußiſche Partikularismus.

Um dieſem dreifachen Angriffe nicht zu unterliegen, ſuchte Camphauſen in Frankfurt a. M. noch vor der zweiten Leſung des Entwurfs der Reichsverfaſſung die Bevollmächtigten aller einzelnen Regierungen für eine beſtimmte Haltung und Stellungnahme zu gewinnen. Gagern und die Verfaſſungspartei ſchoben die Berathung

und Beschlußfassung im Parlament so lange hinaus, bis die nöthigen Instruktionen der Bevollmächtigten der einzelnen Staaten angelangt sein konnten. Die letzteren bemühten sich auf jede Weise, die ihnen aufgetragene Verständigung zu erreichen.

In den ersten zwei Wochen des Februar fanden unter Vorsitz von Camphausen im Rath der Bundesgesandten Konferenzen über den Verfassungsentwurf statt. Leider konnte aber eine Reihe von Bevollmächtigten in Frankfurt a. M. zu diesen freien Verhandlungen nicht beigezogen werden. So Welcker und Wydenbrugk für Baden und Weimar, weil sie unter allen Umständen preußenfeindlich waren, so der altenburgische Republikaner Kruziger, und was den sächsischen Gesandten Kohlschütter betraf, so mußte er sich im Auftrage seiner Regierung fern halten.

Österreich verhandelte direkt mit Hannover, um das Verfassungswerk im Keime zu ersticken, und Herr v. Schmerling, welcher seit dem Rücktritt vom Ministerium als österreichischer Bevollmächtigter fungirte, brachte ein Projekt auf die Bahn, nach welchem der Eintritt der deutschen Provinzen Österreichs in einen engeren Bundesstaat zugestanden werden sollte, wenn man sich dagegen bereit erklärte, ein Direktorium von sechs Stimmen und zwar die des Kaisers und der fünf Könige zuzugestehen. Dafür versprach man möglichst vollständige Annahme der Grundrechte und nach einiger Zeit den Eintritt in den Zollverein.

Selbstverständlich waren diese österreichischen Vorschläge nur darauf berechnet, Baiern, Hannover und Sachsen um so sicherer von der Idee der preußischen Spitze zurückzubringen, und demgemäß hatte man auch in den Mittelstaaten alles gethan, um den Gegensatz gegen Preußen zu schüren. Das Stärkste wurde hierin in Baiern geleistet, wo die Ultramontanen ihr Haupt mit prophetischem Blick in die Zukunft der nächsten Jahre erhoben. Aber auch in Sachsen zog man vor, das republikanische Unkraut wachsen und gedeihen zu lassen, weil man darin ein Mittel gegen die angebliche Absicht Preußens erblickte.

In Wahrheit bestand in Berlin aber nur die Absicht, die

Revolution zu beseitigen und hoffte und wünschte man nichts anderes, als daß die Nationalversammlung ihre Rolle bald ausgespielt haben möchte.

Ähnlich war es mit Österreich und sah der Erzherzog Johann, als Reichsverweser, mit fast bewundernswürdiger Resignation das Werk, welches mit seinem guten Namen nun doch einmal verknüpft war, bis in den Grund und Boden hinein verderben und schließlich selbst der Lächerlichkeit anheimfallen.

Aber auch der König von Preußen sollte nicht ungestraft sein Doppelspiel mit dem Frankfurter Kaisertraum getrieben haben. Eine harte Beschämung lag ohne Zweifel für ihn in der kläglichen Art, wie seine Wahl in Frankfurt a. M. mühselig von seiner Partei zu Stande gebracht wurde und in der wahrhaft peinlichen Situation, in welcher er sich genöthigt sah, eine dargebotene Krone von imaginärer Art noch mit dem Anschein, als ob er sich geschmeichelt fühle, ablehnen zu müssen.

Ich weiß wohl, daß die herkömmliche Art, diese Dinge aufzufassen und darzustellen, eine andere ist; Eitelkeit und Rechthaberei haben die Thatsache, daß das Kaiserthum in der Nationalversammlung mit einer Majorität von vier Stimmen schließlich angenommen wurde, im Andenken der Geschichte fast ganz verdunkelt. Das Resultat der ganzen Aktion konnte kein anderes sein als die Ablehnung des Kaiserthums von Seiten Friedrich Wilhelms IV.

Mein Bruder (Prinz Albert von England), dem es an dem nöthigen Ernst in Sachen der deutschen Frage, welcher er so oft sein Nachdenken gewidmet hatte, wahrlich nicht fehlte, konnte sich doch der scherzhaften Bemerkung nicht enthalten: „Was soll nun aus der armen Nation werden, da der König von Preußen, der sich eben auf die Beine stellen wollte, den Kaiser der Deutschen ins Wasser geworfen hat?“

Als der letzte Akt der Frankfurter Kaisertragödie zu Ende März abgespielt wurde und am 3. April die Ablehnung der deutschen Krone erfolgt war, befand ich (Herzog Ernst) mich in

Schleswig-Holstein und hatte meinen Wunsch, aus dem Jammer der Politik heraus ins Feld ziehen zu können, erreicht.

Als der im vorigen Jahre abgeschlossene Waffenstillstand von Malmoe abgelaufen war und die Verhandlungen und Vorschläge fast aller Großmächte vergeblich waren, um Dänemark zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, sah sich die deutsche Reichsgewalt genöthigt, im Verein mit Preußen zu einem neuen Feldzug zu schreiten.

XXXIV.

Die politischen Ereignisse im Jahre 1848. II.

Die Dinge in Berlin entwickelten sich schon vom Anfang des Jahres 1848 an recht ungünstig und der König Friedrich Wilhelm IV. that in den kritischen Momenten eine Reihe von höchst bedauerlichen Fehlgriffen. Zunächst blieb der König der herannahenden Gefahr gegenüber zu lange unthätig. Schon im Januar bemerkten die scharfsichtigeren Politiker, daß der Thron in Frankreich nicht mehr fest stand, und schlossen, daß bei einer Revolution die Wellen auch nach Deutschland herüberschlagen dürften. Aber Friedrich Wilhelm IV. hegte diese Befürchtung nicht. Da traf die Nachricht ein vom Sturze Louis Philipps und bald darauf kamen Berichte über Krawalle in Aachen, Düsseldorf und Köln. Zugleich wurde es in Berlin mehr und mehr lebendig, überall wurde über die politischen Verhältnisse diskutirt und vor den „Zelten" im Thiergarten sammelten sich allabendlich große Menschenmassen, die von den Volksrednern „das Neueste" hören wollten. In Folge dessen entstand bald ein allgemeines Gefühl großer Unsicherheit, die Kurse fielen sehr bedeutend und alle Geschäfte stockten. Der König fürchtete jetzt, es könne ein Krieg mit Frankreich ausbrechen und befahl, daß ein Korps zur Verstärkung nach dem Rhein gehe. Besonders ver-

langte das Volk, daß der Vereinigte Landtag wieder zusammentreten möge, worauf der König am 14. März denselben auf den 27. April einberief. Allein das war für die erregte Zeit ein allzulanger Termin; man wollte früher zu einem Resultate kommen. Die Unruhe wuchs, das Militair gerieth wiederholt mit großen Menschenmassen in Konflikt, da und dort kam es sogar zu heftigen Kämpfen, bei denen Bürger verwundet und getödtet wurden und unversehens erhoben sich am Spittelmarkt, in der Breiten- und Brüderstraße Barrikaden. Zugleich wurde der König mit Adressen und Deputationen bestürmt und gebeten, alles Mögliche zu gewähren.

Darauf entschloß sich der König am 18. März zu einem Erlaß, in welchem er den Vereinigten Landtag schon zum 2. April einberief, die Preßfreiheit gewährte und für die Umgestaltung Deutschlands ein ganzes Programm entwickelte. Wir finden uns bewogen, sagte er, nicht nur vor Preußen, sondern vor Deutschlands — so es Gottes Wille ist — dem bald innigst vereinigten Volke laut und unumwunden auszusprechen, welches die Vorschläge sind, die wir unsern deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben. Vor allem verlangen wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dieses eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Vereine der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine konstitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig erheischt, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen.

Dieser Erlaß rief einen namenlosen Jubel hervor. Noch am 6. März bei der Verabschiedung der Ausschüsse des Vereinigten Landtages hatte sich der König jeder Konzession abgeneigt gezeigt und nun bot er auf einmal alles an, was man wünschte. Unwillkürlich entwickelte sich eine allgemeine Wanderung nach dem Schlosse. Vielleicht zeigte sich der König einmal und man konnte ihm durch

ein Lebehoch den allgemeinen Dank darbringen. Es entstand auf dem Schloßhof ein Gedränge einer großen Menschenmenge, der König trat vor und versuchte zu reden, was mißlang. Darauf bemerkte die Menge, daß die Schloßhöfe vollständig mit Soldaten angefüllt waren. Das erschreckte viele dermaßen, daß sie unwillkürlich riefen: Militair zurück! Schon nach wenigen Minuten hallte der ganze weite Schloßhof von diesem Rufe wieder. Bestürzt gewahrte man im Schlosse diesen plötzlichen Umschlag der Stimmung. Minister v. Bodelschwingh eilte hinab und rief den Herandrängenden zu, der König habe ja alles gewährt, man solle ihm vertrauen, ihm Ruhe gönnen und den Platz räumen, allein er wurde bei dem allgemeinen Rufen und Schreien nicht gehört. Er befahl dann dem Generallieutenant v. Prittwitz, den Schloßplatz durch Kavallerie säubern zu lassen. Darauf rückte die Schwadron Dragoner vor und drängte das Volk vorwärts. Ein wüstes Geschrei entstand, wiederholt geriethen die Dragoner mitten in ein Menschenknäuel und waren rathlos. Da ließ der Major v. Falkenstein die erste und zweite Kompagnie des Kaiser Franz-Regiments vor das Schloßportal treten und suchte dem General v. Prittwitz zu Hülfe zu kommen. Es gelang, die erregte Menge mehr und mehr vom Platze herunter zu treiben. Indeß die Aufregung dauerte trotzdem fort, eine Verständigung war nicht mehr möglich und es erhoben sich in allen Straßen Barrikaden.

Man war im Schlosse der Ansicht, daß es die militairische Ehre erfordere, den Widerstand des Volkes mit Waffengewalt zu brechen. Schon bald nach 3 Uhr erfolgte der erste Angriff und zwar auf die an der Werderschen und Oberwallstraßen-Ecke errichtete Barrikade. Das leicht zusammengeworfene Gerümpel wurde von den Truppen schnell genommen. Auf diesen leichten Sieg folgten jedoch alsbald sehr schwere und sehr blutige Kämpfe. Das Volk hatte die Waffenläden geplündert und zum Bau der Barrikaden in der Königstraße, der Breitenstraße, am kölnischen Rathhause, am Alexanderplatz und noch an verschiedenen andern Orten das Pflaster und die Platten des Trottoirs aufgerissen, förmliche Verschanzungen

aufgeworfen und diese dann noch durch Balken, Eisenplatten und Sandsäcke erhöht. Gegen solche Verrammelungen ging das Militär mit schwerem Geschütz vor; bald hallte der Donner der Kanonen durch die ganze Stadt und erfüllte alles mit Entsetzen.

Nur unter großem Blutvergießen wurden die Barrikaden in der Königsstraße genommen, zehn Rebellen verloren dabei ihr Leben. Der Angriff auf die Barrikade in der Breitestraße mußte mehrmals wiederholt werden, obgleich zwei Sechspfünder und zwei siebenpfündige Haubitzen thätig waren. Die Kugeln flogen dabei bis auf den Schloßplatz und selbst bis in das Schloß hinein. Bei der Einnahme der Barrikade am Kölnischen Rathhause hatte auch das Militair große Verluste, 6 Todte und 56 Verwundete. Von den Aufständischen wurden etwa 70 getödtet und verwundet.

Die ganze Nacht hindurch bis gegen 5 Uhr Morgens dauerte der Kampf. Da kam der Befehl, nicht weiter angriffsweise vorzugehen. Die Truppen hatten sich so ziemlich in den Besitz der ganzen Stadt gesetzt. Nur die Barrikade am Alexanderplatz war noch nicht genommen worden.

Friedrich Wilhelm IV. hatte eine überaus schmerzvolle Nacht verbracht. Das Herz hatte sich ihm bei dem Kampfgetöse zusammengeschnürt, er konnte nicht glauben, daß die Bürger von Berlin sich so ihm gegenüberstellten. Nur eine Rotte von fremden Bösewichtern, von Polen und Franzosen, konnten das Volk zu solchem Vorgehen aufgehetzt und aufgewiegelt haben. Er entwarf daher eine Proklamation, die mit den Worten: „An meine lieben Berliner" begann und zunächst darlegte, auf welche Weise der Tumult vor dem Schlosse entstanden sei. Aufrührerische Ruhestörer, meist Fremde, sagte der König, drangen ins Portal des Schlosses, was arge Absichten befürchten ließ. Dann aber mahnte er zum Frieden und versprach, falls man sich ruhig verhalte, die sofortige Zurückziehung der Truppen. Hört die Stimme Eures Königs, schloß er, Bewohner Meines schönen und treuen Berlins, und vergeßt das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen

Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Die Proklamation machte jedoch gar keinen Eindruck; sie entsprach durchaus nicht der Stimmung, die draußen in den Straßen herrschte. Die durch die Kämpfe aufs Höchste gesteigerte Erbitterung konnte nicht so schnell hinweggewischt werden. Alles fieberte noch. Nur eine strenge Wiedereinführung der Ordnung wäre hier das einzig Richtige gewesen. Allein der König ging sogar noch weiter. Durch verschiedene Deputationen ließ er sich bewegen, die Truppen schon jetzt, ehe auch nur eine der Barrikaden weggeräumt war, zurückzuziehen. Vergebens bemühte sich der Prinz von Preußen, der die Gefahr, die hierin lag, sofort erkannte, die Ausführung dieses Befehls zu verhindern. Und in der That beging wohl der König mit dieser Zurückziehung der Truppen den schlimmsten Fehler. Obwohl sich das Militair vollständig zum Herrn der Situation gemacht hatte, mußte jetzt in der ganzen Stadt die Ansicht Platz greifen, daß das Volk gesiegt habe, und diese Ansicht mußte sich noch verstärken, als durch Anschläge bekannt gemacht wurde, daß die bisherigen Minister entlassen und ein neues Ministerium gebildet worden sei. Die hauptsächlichsten Mitglieder dieses Ministeriums waren Graf Arnim, General-Landschaftsrath v. Auerswald und Graf Schwerin. Der letztere hatte bisher in der Opposition gestanden.

Durch die ganze Stadt schallte jetzt lauter Jubel, aus den Häusern wurden schwarz-roth-goldene Fahnen herausgesteckt und auf den Straßen die Barrikaden beseitigt. Wo sich ein Barrikadenkämpfer sehen ließ, wurde er mit Triumphgeschrei begrüßt, denn er und seine Mitstreiter waren es ja gewesen, die den Sieg erfochten hatten. Die Leichen der Gefallenen aber, die fast alle die Nacht übes im Freien liegen geblieben waren, wurden auf Bahren gelegt und durch die Straßen getragen. Da ertönte plötzlich der Ruf: „Nach dem Schlosse!" und sofort wendeten sich verschiedene Leichenzüge dorthin. Auf dem Schloßplatze sowohl wie in den Höfen des Schlosses war es mittlerweile schon wieder sehr lebhaft ge-

worden. Große Menschenmengen drängten sich und besprachen, daß die Gefangenen der vergangenen Nacht freizugeben seien und die Volksbewaffnung gewährt werden müsse.

In diese erregte Menge traten jetzt die Züge mit den Leichen der Gefallenen und nun spielte sich sehr bald eine entsetzliche Scene ab. Es erschien ein Zug mit vier Leichen, die grauenhaft verstümmelt und deren Wunden noch obendrein entblößt waren. Die Bahren hatte man mit Grün und Blumen besteckt Der Anblick versetzte die Menge in wilde Wuth und als die Bahren den Schloßhof passirten, schrie alles nach dem König.

Vergebens suchten die Grafen Arnim und Schwerin das Volk zu beruhigen. Endlich trat der König, die Königin am Arme auf den Balkon hinaus. Als er die blutigen entstellten Leichen sah, so berichtet Streckfuß, zeigte er sich schmerzlich bewegt, die Königin bebte erschreckt vor dem entsetzlichen Anblick zurück. Da erschallt aus der Menge der Ruf: „Hut ab!" Der König zuckt beleidigt zusammen, aber er entblößt das Haupt und versucht zur Menge zu sprechen. Allein der Lärm ist zu groß, er tritt grüßend zurück, tief erschüttert, tief erschöpft. Die Leichen werden fortgetragen und das Volk stimmt den Choral „Jesus meine Zuversicht" an.

Es wird nun auch die Bürgerbewaffnung gewährt, die Gefangenen der vergangenen Nacht werden frei gegeben. Der Regierung sind alle Zügel entglitten. Der einzige aber, der noch ein klares Auge für die Situation besitzt, der Prinz von Preußen, wird, weil ihn das Volk seines energischen Auftretens wegen haßt, gezwungen, Berlin zu verlassen. Er geht nach England.

Die ganze Stadt schwebt jetzt in der größten Gefahr; alle Behörden haben ihre Thätigkeit eingestellt, doch kommt es zu keinen nennenswerthen Ausschreitungen; der Kulminationspunkt der Erregung ist überschritten. Wohl braust noch einmal eine Freudenwelle auf, als der König am 21. März, geschmückt mit der schwarz-roth-goldenen Armbinde, einen seltsamen Ritt durch die Straßen unternimmt und dann eine Proklamation erläßt, in der er verkündet, daß er sich und sein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt

und daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe; auch der Schmerz durchwühlt noch einmal die Herzen, als am 23. März in 183 Särgen die Gefallenen feierlich bestattet werden, dann aber glätten sich die stürmischen Wogen mehr und mehr. Die Kraft des Königs ist jedoch für immer gebrochen, die tiefe Wunde, die ihm die Revolution geschlagen, schmerzt ihn fort und fort sein ganzes ferneres Leben hindurch. Alle seine Ideale liegen zertrümmert. Über seinen genialen Geist legt sich ein Schleier, der in wenigen Jahren dichter und dichter wird. Er starb am 2. Januar 1861 in Sanssouci nach vielen körperlichen und geistigen Leiden.

Im übrigen Deutschland hatte man die Vorgänge in Berlin mit lebhafter Antheilnahme und großer Sorge beobachtet. Das Blutbad des 18. März hatte mit Entsetzen erfüllt, noch weit größere Aufregung hatte aber die Nachricht von der Zurückziehung der Truppen und der großen Schwäche hervorgerufen, die Friedrich Wilhelm IV. nun fortwährend zeigte. Man empfand — so berichtet K. Klüpfel — die Proklamation des Königs vom 21. März, in welcher sich dieser nunmehr zum Führer Deutschlands aufwarf, als eine Anmaßung Man sagte, ein Herrscher, der in der Stunde der Gefahr so den Kopf verliert, hat nicht das Recht, jetzt nach der Rolle eines Erretters aus äußerer und innerer Gefahr zu greifen.

Auch an den deutschen Höfen, wo man anfangs vielleicht nicht abgeneigt gewesen war, dem Könige von Preußen für die Zeit der Bewegung und Gefahr die Leitung der deutschen Angelegenheit zu überlassen, war das Vertrauen, daß man an Friedrich Wilhelm IV. einen sicheren Halt finden werde, sehr geschwächt. Selbst in denjenigen Kreisen, in denen das Dogma, daß Preußen die oberste Leitung der deutschen Dinge in die Hand nehmen müsse, durchaus feststand, zweifelte man, daß die Verwirklichung dieses Wunsches schon in absehbarer Zeit eintreten könne. Man fand es zum mindesten unklug, daß jetzt, nachdem das Volk und seine Vertretung die Berathung über die künftige Gestaltung Deutschlands in die Hand genommen, der König von Preußen sich als Führer vordränge. Die Rolle, die er anspreche, wolle gehandelt und nicht gesprochen

sein. Und die einflußreiche „Deutsche Zeitung," die Gervinus in Heidelberg herausgab, sprach in einem Leitartikel sogar die Befürchtung aus, daß durch die Vorgänge vom 18. und 21. März die Hoffnung auf das Verhältniß Preußens zu Deutschland so gut wie zerstört worden sei.

Eine verhängnißvolle Wendung war also in Deutschland eingetreten, die auch auf die Berathungen, welche nun in Frankfurt a. M. am 30. März begannen, den größten Einfluß ausüben sollten. Da das Vertrauen zu Preußen erschüttert worden war, hielt es jetzt außerordentlich schwer, das bestimmte Ziel allen klar vor die Augen zu rücken. Die Bestrebungen erhielten vielfach einen unbestimmten, verschwommenen Charakter. Der große Zug der Bewegung wurde schwer beeinträchtigt.

Es hatten sich auf den Ruf des Heidelberger Sieben-Ausschusses etwa 500 bis 600 Männer in Frankfurt eingefunden. Die meisten, 141, waren aus Preußen gekommen, Österreich war zunächst so gut wie garnicht vertreten. Schon bei den ersten Berathungen dieser Versammlung — man nannte sie das Vorparlament — zeigten sich große Meinungsverschiedenheiten; von den Badensern Hecker und Struve wurde sogar die Errichtung einer Föderativ-Republik verlangt, doch billigte die größte Mehrzahl den Programmentwurf, welchen Max von Gagern vorlegte und der auch bereits die Zustimmung verschiedener Regierungen und der Bundesversammlung erhalten hatte. Es wurde in diesem Programm vorgeschlagen: die Ernennung eines Bundesoberhauptes mit verantwortlichen Ministern, die Errichtung eines Senates der Einzelstaaten, d. h. eines Fürstenhauses, die Errichtung eines Volkshauses, die Herstellung eines einheitlichen Heerwesens, einer einheitlichen Münze, einheitlichen Civil- und Strafgesetzgebung und endlich die Berufung einer konstituirenden Nationalversammlung, welche von Seiten des Bundestages erfolgen sollte.

Nachdem sich die Versammlung über diesen Programmentwurf verständigt hatte, wählte sie einen Ausschuß von 50 Mitgliedern und schloß dann am 4. April die Sitzungen. Jeder eilte jetzt in

die Heimath, um dort die bereits ausgeschriebenen Wahlen zum Parlamente zu betreiben. Hecker und Struve jedoch suchten ihre republikanischen Ideen zu verwirklichen; sie entfachten im südlichen Baden einen Aufstand und proklamirten in Konstanz die Republik. Darauf marschirten aber bairische, württembergische und hessen-darmstädtische Truppen ein, die am 19. April bei dem Städtchen Kandern und am 27. April bei dem Dorfe Dossenbach die Aufständischen mit leichter Mühe schlugen und auseinandersprengten.

Unterdessen vollzogen sich im übrigen Deutschland die Wahlen zur Nationalversammlung. Wie tief das gesammte Volk von dem Wunsche, Deutschland zu einem Einheitsstaate umzugestalten, ergriffen war, zeigte sich dabei überall. Mit Eifer und Begeisterung wurde allerwärts gewählt, nur in dem tschechischen Böhmen und in einigen Strichen Mährens erhob sich das Volk nicht aus seiner Dumpfheit. Doch konnte die Eröffnung des Parlaments nicht schon am 1. Mai, wie ursprünglich bestimmt war, sondern erst am 18. in Frankfurt a. M. stattfinden. Die Abgeordneten versammelten sich an diesem Tage nachmittags 3 Uhr im Römer und begaben sich dann, unter dem Geläute aller Glocken und unter Kanonendonner in festlichem Zuge zur Paulskirche, die zu einem Sitzungssaal umgeschaffen worden war.

Zunächst waren nur 320 Abgeordnete anwesend, bald stieg aber die Zahl auf 400, die Gesammtzahl betrug 586. Überall hatte man sich bestrebt, Männer zu wählen, die zu den Zierden des deutschen Volkes gehörten, so Ernst Moritz Arndt, Ludwig Uhland, Jahn, Jakob Grimm, Dahlmann, Anastasius Grün, Gervinus, Raumer, Droysen, Rob. Mohl, Karl Welcker, Duncker, Stenzel (der bei meinem Vater während des Germanistenfestes 1846 wohnte), Waiz und andere. Dadurch war es aber auch gekommen, daß nun die Versammlung zum großen Theil aus Gelehrten und Schriftstellern bestand, die Männer des praktischen Lebens dagegen nur wenig vertreten waren. Es mußte dies um so mehr bedauert werden, als die Aufgaben, welche das Parlament nun lösen sollte, sehr schwere waren. Zudem hatte der Fünfziger-

Ausschuß, der den Übergang vom Vorparlament zur eigentlichen Nationalversammlung erleichtern und dieser die Wege ebnen sollte, nur Schwierigkeiten geschaffen. Der Ausschuß hatte sich als eine Art provisorische Regierung Deutschlands gebärdet und sich mit Dingen wie z. B. mit der Frage einer etwaigen Wiederherstellung Polens befaßt, von denen er sich hätte durchaus fernhalten sollen. Dagegen hatte es der Ausschuß versäumt, eine Vertretung des Bundestages in der Nationalversammlung herbeizuführen. Die 17 Vertrauensmänner des Bundestages waren mit entsprechenden Vorschlägen an den Ausschuß herangetreten, allein dieser hatte in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit solche „Beeinträchtigung der Volkssouveränität" zurückgewiesen. Infolgedessen fehlte nun der Nationalversammlung die direkte Verbindung mit den Regierungen, was sich für die Zukunft als sehr bedauerlich erweisen sollte.

Doch ging die Nationalversammlung rasch und hochgestimmt an die Arbeit, wählte am 19. Mai ihren Präsidenten und zwar in Heinrich von Gagern. Dieser hessische Politiker verfügte über glänzende Geistesgaben und reiche Erfahrungen im politischen Leben, dazu besaß er eine imponirende Gestalt und klangvolle Stimme. Gleich in seiner Antrittsrede suchte er die Stellung, welche die Nationalversammlung einzunehmen und zu vertreten habe, zu bezeichnen. Als oberste Pflicht stellte er die Schaffung einer Verfassung hin, wobei die Einzelstaaten und Regierungen sich dieser Verfassung unterordnen müßten.

Zuerst hielt man es für nöthig, eine provisorische Centralgewalt zu schaffen. Der Bundestag wurde nicht für voll angesehen. Als am 19. Juni diese Angelegenheit zur Verhandlung gestellt wurde, meldeten sich sofort 121 Redner, später meldeten sich noch mehr, so daß die Zahl auf 189 stieg. Sechs Tage waren schon vergangen und noch immer zeigte sich kein Ergebniß. Da warf von Gagern die Frage über den Haufen, beseitigte die Hinneigung zu einem dreiheitlichen Direktorium und sprach sich für einen Reichsverweser aus. Zugleich deutete er auf den Erzherzog Johann hin, der am 29. Juni mit 436 gegen 110 Stimmen gewählt

wurde. Der Erzherzog von Österreich nahm auch sofort an und zog bereits am 11. Juli unter Glockengeläute, Kanonendonner und Jubel der Bevölkerung in Frankfurt a. M. ein.

Die ersten Amtshandlungen des Erzherzogs Johann förderten die deutschen Angelegenheiten wesentlich. Der Erzherzog löste sofort den Bundestag auf, wobei er die verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen der Versammlung auf die provisorische Centralgewalt übertragen ließ, und bildete dann ein Ministerium. Seinen Landsmann, den früheren österreichischen Bundestagsgesandten von Schmerling, ernannte er zum Minister des Innern, den Hamburger Advokaten Heckscher zum Justizminister, den preußischen General von Peucker zum Kriegsminister und den rheinischen Fabrikanten Beckerrath zum Finanzminister; aber es war weder ein Heer, noch ein Staatsschatz vorhanden und als der Reichskriegsminister befahl, daß die Truppen der deutschen Staaten am 6. August eine festliche Parade abhalten und dem Reichsverweser huldigen sollten, da zeigte sich, daß das ganze Ministerium nur wenig Macht hatte. In den kleineren Staaten fand diese Huldigung zwar statt, aber in den beiden Hauptstaaten Österreich und Preußen brachte man Ausflüchte vor und unterließ sie.

Dieser ersten moralischen Niederlage folgte schnell die zweite und stellte das Unvermögen und die Machtlosigkeit der Nationalversammlung in ein noch grelleres Licht. Es handelte sich hierbei um die Lösung der sogenannten schleswig-holsteinischen Frage. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit beschäftigte die deutsche Nation schon seit mehreren Jahren. Bei dem großen Länderhandel auf dem Wiener Kongreß war ein arger Schnitzer gemacht worden. Es war dort Schleswig zu Dänemark geschlagen und Holstein für einen Theil des deutschen Bundes erklärt worden, obgleich beide Länder von Alters her zu einer staatsrechtlichen Einheit verbunden waren. So lange nun der König von Dänemark, dem beide Länder unterstanden, alles bei den alten Verhältnissen ließ, kam das Mißliche der Wiener Bestimmungen nicht weiter zum Ausdruck, allein seit 1846 regte sich in Dänemark das Bestreben, einen fest gefügten

Gesammtstaat zu schaffen und auch in allen Theilen des Gesammtstaates dänisches Recht und dänische Sprache einzuführen. Denn in absehbarer Zeit starb das Holstein-Gottorpische Regentenhaus, das über Dänemark herrschte, aus, und nach altem Erbrecht mußte dann Schleswig-Holstein dem Herzog Friedrich von Augustenburg zufallen, was aber vermieden werden sollte. In Folge dessen wendete sich Holstein um Hülfe an den deutschen Bund und Schleswig, das nicht von Holstein getrennt werden wollte, bat ebenfalls, in den deutschen Bund aufgenommen zu werden. Darauf machte man in Kopenhagen Miene, die Herzogthümer vollständig in Dänemark einzuverleiben, was aber nicht nur in Schleswig-Holstein, sondern in ganz Deutschland große Aufregung hervorrief. Natürlich spitzten sich nun die Gegensätze immer mehr zu; die dänische Regierung wollte eine Gesammtverfassung mit Gewalt einführen, worauf die deutsche Partei der Herzogthümer am 24. März 1848 mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung antwortete, zu der sich auch das Militair bekannte. Nun marschirten die Dänen in Schleswig ein und es kam bei Bau zu einer blutigen Schlacht, in der die Schleswig-Holsteiner unterlagen.

Da ging ein Schrei des Entsetzens durch ganz Deutschland; es bildete sich ein Freikorps, das unter der Führung des Majors v. d. Tann den bedrängten Brüdern zu Hülfe eilte, und der Bundestag übertrug Preußen, die deutschen Rechte mit den Waffen zu schützen. Hierauf rückte der General Wrangel mit größerer Heeresmacht in Schleswig-Holstein ein und schlug die Dänen allerwärts; dafür erklärten aber die Dänen den langen deutschen Küstenstrich der Ostsee in Blockadezustand und schädigten den deutschen Handel in der empfindlichsten Weise. Da Preußen kein einziges Kriegsschiff besaß, war es nach dieser Seite hin vollständig wehrlos. Das berührte den König Friedrich Wilhelm IV. sehr unangenehm und er meinte, der Krieg sei der ungleiche Kampf einer Dogge mit einem Fisch, und als nun England, vor allem aber Kaiser Nikolaus von Rußland, dem die „Rebellion" der Herzogthümer sehr unsympathisch war, gegen eine weitere Schwächung Dänemarks protestirte,

da gab der König dem General Wrangel den Befehl zum Rückzug aus Jütland.

Nun aber befahl der Reichsverweser am 1. August, daß 36'00 Mann süddeutscher Truppen nach dem Norden aufbrechen sollten, was allgemeinen Beifall fand. Allein Friedrich Wilhelm IV. kümmerte sich um diese patriotischen Wallungen nicht weiter, sondern schloß unter Vermittelung Schwedens am 26. August den erwähnten Waffenstillstand zu Malmö auf sieben Monate, worauf der Blockadezustand aufgehoben wurde und die preußischen Truppen die Herzogthümer räumten. Die 40 Millionen Deutschen wichen also dem kleinen Inselvolke.

In ganz Deutschland empfand man diese Schwäche als eine Schmach und die Nationalversammlung verweigerte die Zustimmung zu diesem Vertrage. Doch was sollte sie nun thun? Ohne Preußen konnte der Krieg nicht weiter geführt werden, zudem erschien ein Bruch mit Preußen äußerst bedenklich. Der Nationalversammlung überkam auf einmal das ganze Gefühl ihrer Ohnmacht; sie bequemte sich am 16. September dem Waffenstillstand zuzustimmen und es drängte sich ihr außerdem noch die Überzeugung auf, daß ohne Preußen in der ganzen deutschen Sache nichts zu machen sei. Jedenfalls war dieser Beschluß unter den obwaltenden kläglichen Verhältnissen das einzig Richtige, aber draußen im Volke konnte man das nicht einsehen, dort war man, besonders in Frankfurt a. M., aufgehetzt durch die demokratisch-revolutionäre Partei von Hecker und Struve, überhaupt schon seit Monaten nicht mehr mit der Entwickelung der Dinge zufrieden; jetzt erhitzte man sich in Volksversammlungen rasch noch mehr und faßte sogar den wahnwitzigen Beschluß, die Nationalversammlung zu sprengen und die Republik zu proklamiren.

Am Vormittag des 18. September rotteten sich in Frankfurt a. M. Pöbelhaufen zusammen, es entspannen sich Straßenkämpfe mit dem vom Frankfurter Senat requirirten Militair und zugleich erhoben sich Barrikaden. Nun wurden auch Truppen aus

Mainz und Darmstadt herbeigerufen, welche die Barrikaden zusammenschossen und die Ordnung wiederherstellten.

Die Nationalversammlung war jetzt allerdings gerettet, trotzdem wurde ihre Situation beständig mißlicher, besonders auch durch den Verlauf, den die Dinge in Österreich nahmen und bei dem das Interesse für die deutschen Angelegenheiten fast ganz vor demjenigen für die österreichischen und ungarischen zusammenschrumpfte.

Auf den Jubel in März folgte in Österreich alsbald bei der außerordentlichen Unreife, in der das Volk und die Regierung den neuen Zeitbestrebungen gegenüberstanden, ein heilloser Wirrwarr. Führer von staatsmännischer Begabung waren weder auf der einen noch auf der andern Seite vorhanden, im Volke hatten unwissende Schreier das große Wort, in den Regierungskreisen gab es nur Rathlose. Am rathlosesten war wohl der gute Kaiser Ferdinand. Er that, was er nur konnte, um das Volk zufrieden zu stellen. Zunächst ließ er sich angelegen sein, ihm eine Verfassung zu geben, denn nach der Verfassung schrie ja sogar fast jeder Schulbube. Allein woher eine Verfassung nehmen? Man mußte doch erst eine haben, wenn man eine geben wollte. Die Noth war groß und in der Verlegenheit ließ man sich die von Belgien schicken. Sie war allerdings von 1831 und paßte eigentlich nur auf belgische Verhältnisse, aber die Noth war groß. Man übersetzte also die belgische Verfassung schnell ins Österreichische und gewährte nun mit ihr alles, was gewünscht wurde: Glaubens-, Gewissens- und persönliche Freiheit, einen Reichstag, Ministerverantwortlichkeit und noch vieles mehr.

Bereits am 25. April konnte diese Verfassung proklamirt werde, allein die Volksmänner waren mit ihr keineswegs zufrieden, auch noch manches Andere war nicht nach ihrem Sinn, so z. B., daß der Kriegsminister Zanini seine Entlassung genommen und der Graf Latour zum Kriegsminister ernannt worden war. Ja, es mußte noch vieles anders werden. Zu diesem Zwecke wurden zunächst verschiedene Katzenmusiken gebracht, dem Erzbischof, dem Ministerpräsidenten Figuelmont und schließlich bildete sich am

13. Mai ein politisches Centralkomité, das nun endlich einmal Recht und Ordnung in ganz Österreich herstellen wollte. Und dieses Centralkomité erzwingt sogar vom Ministerium die Anerkennung und endlich auch eine Änderung des Wahlgesetzes, die Beseitigung des Senates. Auch der Kaiser Ferdinand giebt zu allem seine Zustimmung. Nun aber wird dem guten Kaiser der Skandal doch zu arg; ganz heimlich, selbst ohne Vorwissen der Minister fährt er am 17. Mai nach der Stadt Innsbruck, wo er mit lauter Freude empfangen wird.

Als die Flucht des Kaisers bekannt wurde, bemächtigte sich aller eine große Bestürzung. Alle Zeitungen brachten Lobreden auf den Monarchen und erklärten, das Centralkomité habe den guten Kaiser aus der Stadt getrieben. Es mußte sich auflösen. Zugleich kam ein neues Ministerium, von dem man etwas mehr Geschick erwartete und nun ereiferte man sich wieder nach einer anderen Seite hin; man strebte der Eröffnung des konstituirenden Reichstages zu, die dann auch schließlich am 22. Juni erfolgen konnte. Es war zwar eine höchst wunderliche Gesellschaft, die diesen Reichstag bildete, da viele der Abgeordneten gar kein deutsch verstanden, noch viel weniger eine Ahnung von dem hatten, was sie sollten, aber ganz Wien hatte zu dem hohen Hause das größte Vertrauen; jetzt müsse Friede und Freiheit in Hütte und Palast einkehren, und daher kam auch Kaiser Ferdinand am 12. August nach Wien zurück.

Nun aber brach ein blutiger Revolutionskrieg in Ungarn aus und zog auch Österreich mit in seinen Strudel. Der Kriegsminister Latour wollte den ungarischen Aufstand mit österreichischen Truppen bekämpfen, allein die Wiener Volksführer und ihr Anhang sympathisirten mit den Magyaren, die immer Verfechter der Freiheit gewesen wären, während die Soldaten sich sehr abgeneigt zeigten nach Ungarn zu gehen. Als am 6. Oktober ein Grenadierbataillon mit der Eisenbahn nach Ungarn geschickt werden sollte, kam es zu einer offenen Meuterei. Der General Bredy, welcher mit Gewalt vorgehen wollte, wurde erschossen, darauf entwickelte sich ein vollständiger Aufruhr, die Sturmglocken wurden gezogen und johlend

kam das Volk mit den Soldaten zurück. Hier wandte sich nun die allgemeine Wuth gegen den Kriegsminister Latour. Die Menge zog vor das Hofkriegsrathsgebäude, drang in dasselbe ein und forderte von dem Kriegsminister Rechenschaft. Und als Latour erschien, fiel das rohe Gesindel über ihn her und stieß ihn nieder; dann schleppte es ihn zum nächsten Laternenpfahl und hing dort die aus vielen Wunden blutende Leiche auf. Hierauf wälzte sich die Menge zum Zeughause beim Schottenthor, schoß es in Brand und raubte es aus.

Diese Gewaltthaten erschreckten den Kaiser so, daß er noch in derselben Nacht mit dem ganzen Hofe von Schönbrunn nach Olmütz flüchtete. Zugleich verließen Tausende der besseren Familien Wien, wo nun die vollständige Anarchie zum Ausbruch kam. Ein ganz unfähiger Mann, Wenzel Messenhauer, übernahm das Kommando über die Nationalgarde und ein Dutzend kleiner Tyrannen griff nach den Zügeln der Regierung.

Unterdessen übertrug der Kaiser dem energischen Fürsten Windischgrätz den Oberbefehl über sämmtliche österreichischen Truppen und dieser zog nun mit starker Heeresmacht von Norden aus gegen die Hauptstadt; in der Nähe derselben harrten Graf Auersberg, der bisherige Kommandant von Wien, und Ban Jellachich mit größeren Heeresmassen, um sich dem Fürsten Windischgrätz anzuschließen. Jetzt schauten sich auch die Gewaltigen von Wien nach Verstärkung um; sie blickten nach Ungarn und der ungarische Reichstag sandte ihnen eine Adresse, in der er in tönenden Worten den Heldenmuth Wiens feierte; sie blickten nach der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., allein die Mehrheit des Parlaments erklärte sich gegen diesen grauenvollen und sinnlosen Aufstand und nur die demokratische Linke sandte zwei Abgeordnete, Julius Fröbel und Robert Blum, nach Wien, um dem Centralkomité ihre Bewunderung auszudrücken.

Mittlerweile schloß sich der militairische Ring, welchen der Fürst Windischgrätz mit großer Umständlichkeit um Wien gelegt hatte, immer fester zusammen. Am 20. Oktober verhängte der

Fürst den Belagerungszustand und das Standrecht über Wien, am 26. Oktober ging er zum Angriff über, nahm nach und nach die Vorstädte und am 31. Oktober die innere Stadt. Dann ließ er die Thore schließen, die ganze Stadt durchsuchen und gegen 1000 Personen verhaften, auch Fröbel und Blum. Darauf begann ein scharfes Gericht, 120 Personen wurden mit Kerkerstrafen belegt, 24, unter denen sich auch Fröbel und Blum befanden, zum Tode verurtheilt. Fröbel gelang es aber noch, den Feldmarschall umzustimmen, indem er sich auf eine Schrift berief, die er zu Gunsten Österreichs verfaßt habe, Blum dagegen ward am 9. November, ohne daß der Nationalversammlung auch nur eine Anzeige gemacht wurde, in der Brigittenau erschossen. Da er das Haupt der sächsischen Demokraten gewesen war und sich durch seine feurige Beredsamkeit unter seinen Anhängern einer großen Beliebtheit erfreut hatte, so erregte seine Erschießung in weiten Kreisen eine große Entrüstung. In Liedern und Broschüren wurde er noch lange als der vornehmste Märtyrer der Revolution gefeiert.

Dieser sinnlose Aufstand zog verschiedene sehr weitgehende Folgen nach sich. An die Spitze der Regierung trat Fürst Felix Schwarzenberg, ein hochkonservativer Herr, der mit allen Mitteln, die zum Ziele führen konnten, ganz Österreich fest zusammenzufassen und eine kräftige Centralgewalt herauszubilden suchte. Und die Kaiserkrone, die dem Kaiser Ferdinand bisher nichts als Sorge und Enttäuschung gebracht, ging am 2. Dezember auf dessen Neffen, den 18jährigen Franz Joseph I. über.

Bei dieser vollständigen Neugestaltung der Verhältnisse schwand dann auch in den österreichischen Hof- und Regierungskreisen schnell die Sympathie für die deutsche Bewegung. Sie war, so meinte man, im Grunde an all den Unruhen schuld, zudem hatte die Nationalversammlung bei ihren Berathungen über die deutsche Verfassung einen Beschluß gefaßt, dem gegenüber man gerade jetzt in Wien eine vollständig ablehnende Haltung glaubte annehmen zu müssen. Dieser Beschluß lautete: Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate

vereinigt sein. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ordnen. Das österreichische Reich war aber nicht im geringsten gesonnen, der deutschen Einheitsbestrebungen wegen das Kaiserreich in seine nationalen Bestandtheile aufzulösen, hatte es doch eben erst den großen Vortheil eines fest zusammengeschweißten Gesammtheeres kennen gelernt. Das erkannten auch sehr bald die scharfsichtigeren Mitglieder der Nationalversammlung und Dahlmann erklärte daher ganz offen, daß, wenn Österreich in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung als ein Ganzes zusammenbliebe, Deutschland dann auf den Eintritt Österreichs in den Bundesstaat verzichten müsse.

Unter diesen Umständen richteten sich die Augen der Nationalversammlung wieder auf Preußen. Hier war seit den schlimmen Märztagen von allen Seiten her mehr und mehr das Bestreben zu Tage getreten, feste Formen zu finden, in denen sich ein gesundes Staatsleben entwickeln könne. Zunächst kam es aber leider nur zu allerlei Experimenten, und welche Grundsätze dann den Sieg davontragen würden, ließ sich lange Zeit hindurch noch nicht sagen.

Der staatliche Ausbau rückte denn auch nicht in der Weise, wie man gehofft hatte, vorwärts und in Folge dessen kräftigte sich mehr und mehr eine Partei, die bisher grollend im Winkel gestanden hatte, nun aber den liberalen Bestrebungen immer offener entgegentrat. Es war dies die kleine, aber mächtige Partei des Junkerthums. Ihre Hauptvertreter befanden sich in der unmittelbaren Nähe des Königs, es waren der General Leopold v. Gerlach, Generaladjutant v. Rauch, Hausminister v. Massow, Hofmarschall Graf Koller, Stahl und Kleist-Retzow, zu denen von auswärts her noch sehr oft Ludwig v. Gerlach, Ober-Landesgerichts-Präsident in Magdeburg, und Heinrich Leo, Professor in Halle, traten. Um nachhaltiger wirken zu können, gründete diese Partei bereits Mitte Juni 1848 ein eigenes Organ „Die Kreuzzeitung" und übertrug die Leitung derselben Hermann Wagener, der nun in sehr geschickter

Weise, aber auch oft mit sehr verwerflichen Mitteln die Interessen seiner Partei verfolgte.

Der König Friedrich Wilhelm IV. wurde von dieser Partei bald mehr und mehr umklammert. Anfangs wehrte er sich dagegen und suchte Rath bei dem geistreichen Josias v. Bunsen, dem er freundschaftlich zugethan war, oder dem General v. Radowitz, dessen Denken und Empfinden sich dem seinigen näherte, und dann ließ er auch wohl einmal in seiner ungenirten Weise eine kräftig abwehrende Bemerkung fallen. So notirt denn auch Leopold v. Gerlach unter dem 19. November 1848 in seinem Tagebuch: „Im Vergleich mit Radowitz und Bunsen hält uns der König für Rindvieh; ich sagte das Rauch, der meinte, was ihn beträfe, wolle er es sich gefallen lassen." Aber bei seiner Haltlosigkeit und Unentschlossenheit in entscheidenden Momenten erlangten auf die Dauer doch diejenigen den durchschlagenden Einfluß, die bei ihm das letzte Wort hatten, und das waren immer die Gerlach, Rauch, Massow, Stahl ꝛc.

Doch nicht nur den König, auch den Prinzen von Preußen suchte die reaktionäre Partei für sich zu gewinnen. In ihrem Sinne schrieb sie ihm ihre Ansichten und Wünsche. Allein darauf zeigte sich der gerade Sinn des Prinzen im glänzendsten Lichte. Umgehend antwortete er: „Wie meine Stellung zu diesem neuen Preußen sein wird, ist noch nicht abzusehen, ihm zu widerstreben, ihm meine Dienste nicht zu weihen, scheint unmöglich; unter welchen Bedingungen ich es thun kann, muß die Zeit lehren. Wenn die Konstitution wie die Konstituante gemacht und der König beschränkt ist, wie kann ich da zurückbleiben, wenn ich überhaupt je in das Vaterland zurückkehren will! Es ist eine sonderbare Lage, in der ich mich befinde, aber ich sehe keinen Ausweg, wenn Gott nicht ganz besondere Ereignisse sendet. Meine Verbannung, wenn man sie so nennen will, trage ich mit allem Muthe und aller Kraft meines reinen Gewissens. Daß man mich verfolgt als den Träger des alten Preußens und der alten Armee rechne ich mir zur Ehre an, denn ich kannte und träumte nur ein selbstständiges Preußen, eine Großmacht des europäischen Staatensystems und für das

Preußen paßt keine andere Konstitution; für das neue in Deutschland aufgehende Preußen ist eine Konstitution sogar nöthig."

Gerlach und die Seinen waren entrüstet, doch der Prinz ging unbekümmert seinen Weg weiter. Auch fürderhin blieb er allen Versuchungen gegenüber der charakterfeste Ehrenmann. Auf seiner Rückreise von London nach Berlin schrieb er in Brüssel unter dem 30. Mai an seinen Bruder, den König, daß er „der Entwickelung der freien Institutionen, zu deren festerer Begründung der König jetzt die Vertreter des Volks berufen habe, mit Zuversicht und Treue alle seine Kräfte widmen werde," und in Wesel erklärte er am 4. Juni bei seinem Empfang, daß er als erster Unterthan des Königs sich „mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen anschließe." Einige Tage später ging er sogar noch weiter und erschien als Abgeordneter von Wirsitz in der preußischen Nationalversammlung und Gerlach gerieth außer sich und schrieb unter dem 6. Juni in sein Tagebuch: „Dieses Stadium der Blamage ist nun schon gewiß, welche Dinge sind aber noch möglich."

Inzwischen setzte sich die konservativ-reaktionäre Partei immer fester und die Konflikte mit der preußischen Nationalversammlung mehrten sich. Schließlich mußte auch das letzte liberale Ministerium seine Entlassung nehmen und nun erschien am 1. November Graf Brandenburg, der mit dem Freiherrn v. Manteuffel, Generalmajor v. Strotha, Ladenberg, Kühne, Kisker und August v. d. Heydt wieder das erste konservative Ministerium seit den Märztagen bildete. Die Nationalversammlung erhob gegen dasselbe zwar Protest, der aber wirkungslos blieb, dagegen wurde schon am 8. November die Nationalversammlung bis zum 27. vertagt und dabei bestimmt, daß künftig die Versammlung in Brandenburg tagen sollte. Die Nationalversammlung war darüber auf das Höchste betroffen; sie machte den Versuch, die Berathungen in Berlin fortzusetzen, beschloß sogar eine Aufforderung an das Volk, dem Ministerium Brandenburg die Steuern zu verweigern, allein General Wrangel hatte Berlin mit ansehnlicher Truppenmacht besetzt, zudem wurde die Bürgerwehr aufgelöst und die Hauptstadt

in Belagerungszustand erklärt; es blieb den Abgeordneten daher nichts anderes übrig, als nach Brandenburg zu gehen, wo nun aber am 5. Dezember die Versammlung durch königlichen Erlaß aufgelöst wurde. Der vollständige Bruch mit der Revolution war damit vollzogen.

Hierauf verlieh der König dem Lande eine sogenannte oktroyirte Verfassung, die ungefähr dem Entwurfe entsprach, welchen die Verfassungskommission der preußischen Nationalversammlung ausgearbeitet hatte. Dies Aktenstück wurde gleichzeitig mit dem Erlaß, betreffend die Auflösung der Nationalversammlung, veröffentlicht.

Im ganzen Lande und auch im übrigen Deutschland machte die Verleihung der Verfassung den günstigsten Eindruck und da die Regierungsblätter meldeten, der König habe sie aus freier Entschließung verliehen, so wuchs dieses Geschenk noch mit der Güte des Königs, so daß Friedrich Wilhelm IV. laut gepriesen wurde.

Schon sehr bald, nachdem die deutsche Frage in Fluß gekommen war, trat die Kaiserfrage an Friedrich Wilhelm IV. heran. Der König war mit dem Prinzen von Preußen entgegengesetzter Ansicht. Letzterer behauptete, wenn der König die Kaiserkrone Österreich überließe, so würde Preußen mediatisirt; aber bei dem König stand es unerschütterlich fest, daß er die Kaiserkrone, wenn sie ihm angeboten würde, ablehnen würde.

Das Parlament in Frankfurt a. M. ging inzwischen Schritt für Schritt seinem Ziele entgegen. Es erklärte sich zunächst für ein einziges Reichsoberhaupt und stimmte dann am 19. Januar dafür, daß dieses Oberhaupt den Titel „Kaiser der Deutschen" führen sollte. Mittlerweile eröffnete der Großherzog Leopold von Baden der Versammlung, daß er bereit sei, sich einem erblichen Reichsoberhaupte zu unterwerfen, worauf sich ihm in kurzem 27 andere deutsche Fürsten anschlossen. In Folge dessen stimmte das Parlament auch für die Erblichkeit des Kaiserthums und nahm dann am 28. März die Kaiserwahl vor. Hierbei stimmten 290 Abgeordnete für Friedrich Wilhelm IV., 248 hatten sich der Wahl enthalten.

Da sich unter diesen 248 Abgeordneten ungefähr 100 österreichische befanden, die, weil Österreich nunmehr aus dem deutschen Reiche ausgeschieden werden sollte, garnicht in Betracht kommen konnten, so war das Stimmenverhältniß für den König von Preußen sehr günstig und die große Mehrzahl der Abgeordneten stimmte laut jubelnd in das Hoch ein, das jetzt der Vorsitzende auf den neu erwählten Kaiser ausbrachte. Bald darauf begannen die Glocken ein festliches Geläute und ein frohbewegtes Leben entwickelte sich auf den Straßen. Endlich sollte sich Deutschland wieder zu Macht und Ansehen erheben und ein neuer Geist sollte wieder neue Lebensfreudigkeit bringen.

Aber dieser schöne Traum, wie bald sollte er zerrinnen!

Unmittelbar nach der Wahl begab sich eine Deputation der Nationalversammlung mit dem Präsidenten Simson an der Spitze nach Berlin, um dem Könige seine Erwählung zum Kaiser der Deutschen amtlich mitzutheilen und ihn um Annahme dieses höchsten Amtes zu bitten. Am 2. April langte die Deputation in Berlin an und am 3. wurde sie feierlich im Rittersaale empfangen. Der König erschien, umgeben von den Prinzen des königlichen Hauses, den Ministern und dem Hofstaate.

Kurz vorher waren noch Versuche gemacht worden, ihn für die Annahme geneigt zu machen; Bunsen war für dieselbe eingetreten und der Prinz von Preußen hatte ihm mitgetheilt, daß das englische Kabinet und der Prinzgemahl Albert durchaus einem Deutschland unter Preußens Führung sympathisch gegenüberständen. Zugleich hatte aber auch der österreichische Hof von Olmütz aus auf den König eingewirkt und ihm nahegelegt, daß er ein Unrecht an Österreich begehe, wenn er dem Wunsch der Nationalversammlung entspreche, und endlich hatte der Zar Nikolaus sehr unzweideutig erklärt, daß der Schwager sich seine allerhöchste Unzufriedenheit zuziehen würde, wenn er sich in dergleichen Phantastereien einlasse und Österreich schädige.

Da war denn nach einigem Schwanken beim Könige die Ansicht bald wieder befestigt, daß er diese Krone aus der Hand der

Revolution nicht annehme. Doch rieth Gerlach angesichts der Stimmung im Volke zur Vorsicht in der Form der Ablehnung und schlug dem Könige sogar vor, seine Bereitwilligkeit zu zeigen, sich an die Spitze zu stellen, so weit es ohne Trennung von Österreich möglich sei; mit einer bestimmten Erklärung möge er zurückhalten. Es wurde daher am Morgen des 3. April in einem Ministerrathe die vom König zu gebende Antwort sorgfältig berathen und darauf erklärte Friedrich Wilhelm IV. der Deputation, nachdem er für das Vertrauen, das ihm die Nationalversammlung dargebracht, gedankt hatte:

„Ich würde aber Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich, mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entschiedensten Folgen haben muß. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung den Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen."

Die Deputirten empfanden sofort, daß die ganze lange Rede des Königs nur eine Ablehnung bedeutete. Der König stellte sich auf einen ganz anderen Rechtsboden; er drückte die Nationalversammlung, die sich mit der Zustimmung der deutschen Regierungen als souverän angesehen hatte, einfach zu einer berathenden Versammlung herab. Und die Reichskrone wollte er garnicht von der Nationalversammlung „aus der Hand der Revolution," sondern aus der Hand der Fürsten, womöglich aus der Hand der ehemaligen Kurfürsten. Das, was die Nationalversammlung ihm anbot, war

ihm überhaupt, wie er sich schon einmal gegen Bunsen geäußert hatte, nur ein imaginaires Reich, aus Dreck und Letten gebacken.

Schmerzlich enttäuscht und tief erschüttert verließ die Deputation den Saal; bei verschiedenen der Deputirten rannen die Thränen über die Wangen.

Daß nunmehr die deutschen Fürsten dem Könige die Kaiserkrone darbringen würden, war ja nicht zu erwarten, man brauchte sich ja nur der Haltung Österreichs, des Königs von Hannover und des Königs von Württemberg zu erinnern.

Wie Triumphatoren waren die Abgesandten ausgezogen und wie versprengte Flüchtlinge kehrten sie zurück.

Die preußische Regierung ließ unterdessen, um die Episode ordnungsmäßig zum Abschluß zu bringen, den deutschen Regierungen erklären, daß der König bereit sei, an die Spitze eines deutschen Bundestags zu treten, aber nur dann, wenn die Vereinbarung ohne Zwang zu Stande kommen könne. Das war natürlich nicht der Fall. Österreich protestirte gegen eine Unterredung, während Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover garnicht auf die preußische Note antworteten. Darauf ließ Friedrich Wilhelm IV. am 28. April in Frankfurt a. M. seine unbedingte Ablehnung anzeigen.

Ein heftiger Unwille erfaßte ganz Deutschland, als dieser Bescheid des Königs von Preußen bekannt wurde. Es ist mit den Fürsten nichts vorwärts zu bringen, hieß es. Ein großer Theil von denjenigen, die bisher zur Kaiserpartei gehalten hatten, ging zur demokratisch-radikalen über, die nun mehr und mehr die Oberhand erhielt. Allerwärts entstanden Volksvereine, die sich gegen die Regierungen auflehnten unter dem Vorgeben, die Reichsverfassung zur Geltung bringen zu wollen. In der Pfalz bildete sich eine provisorische Regierung und in Dresden, wo der König Friedrich August die Kammer aufgelöst hatte, ein konservatives Ministerium eingesetzt und eine Parade der Bürgerwehr zu Ehren der Reichsverfassung verboten hatte, kam es am 4. Mai zu einem blutigen Aufstande. Der König floh auf den Königstein und nur

mit Hülfe mehrerer preußischer Bataillone gelang es am 9. Mai die Revolution niederzuschlagen. Auch in anderen Städten brachen Aufstände aus. Besonders im westlichen Deutschland, in Köln, Düsseldorf, Elberfeld, Iserlohn und in Baden entwickelte sich ein vollständiger Volkskrieg.

Die Nationalversammlung stand diesen Bewegungen machtlos und rathlos gegenüber; v. Gagern nahm am 10. Mai seine Entlassung, worauf ein Dr. Gräwell an die Spitze des Reichsministeriums trat. Aber auch der vermochte nicht zu helfen. Zudem schwand die Versammlung zusehends dahin. Österreich hatte seine Abgeordneten bereits am 5. April abberufen, Preußen forderte jetzt die Rückkehr am 14. Mai, Sachsen am 21. und Hannover am 23. Zugleich trat die ganze erbkaiserliche Partei, 90 Mitglieder umfassend, aus dem Parlamente aus. Der Rest der ganzen Versammlung, etwas über 100 Mitglieder, fühlte sich aber, da die Revolution von Baden her immer näher kam, in Frankfurt a. M. nicht mehr sicher und verlegte anfangs Juni seine Sitzungen nach Stuttgart. Hier tagte dieses sogenannte Rumpfparlament noch einige Zeit unter dem Vorsitze Dr. Wilhelm Löwes im Ständehause und als ihm dies entzogen wurde, suchte es am 18. Juni noch ein letztes Unterkommen in einem Reithause. Allein Truppen verwehrten ihm den Eintritt, ein Trommelwirbel übertönte den Protest des Präsidenten. Das Parlament konnte nicht mehr zusammentreten.

Alle Hoffnungen auf die Neugestaltung Deutschlands waren dahin, alles Ringen nach dem Einheitsstaate war vergebens gewesen. Es hatte an einem Mann gefehlt, der die Führung der Nation zu übernehmen vermocht hätte.

Dieser mächtige Mann zeigte sich etwa 15 Jahre später, nachdem mancher Rückschritt im deutschen Vaterlande eingetreten war, es war der Fürst Bismarck, der mit seinem eisernen Willen und großen Verstande, mit Thatkraft verbunden, ein einiges deutsches Reich aufrichtete, wie es noch jetzt besteht und hoffentlich auch noch für spätere Zeiten bestehen wird.

Leider sollte dem Trauerspiel des Aufhörens der deutschen

Nationalversammlung noch ein klägliches Nachspiel folgen. Kaum war durch das energische Einschreiten des Militairs in Baden durch ein preußisches Korps unter dem Prinzen von Preußen die Ordnung wieder allerwärts hergestellt, so trat Friedrich Wilhelm IV. mit dem Projekte hervor, eine deutsche Verfassung nach Art der in Frankfurt a. M. berathenen zu schaffen, einen Reichstag mit zwei Kammern, ein Bundesgericht und dergleichen einzurichten und sich selbst an die Spitze dieses neuen Deutschlands zu stellen. Er gründete denn auch alsbald mit Sachsen und Hannover ein sogenanntes Dreikönigsbündniß, dem darauf eine Anzahl kleinerer Staaten beitrat, und hoffte, daß sich die größeren süddeutschen Fürsten, auch der Kaiser von Österreich, diesem Bündnisse demnächst anschließen würden.

Hierzu zeigte aber natürlich Österreich nicht die geringste Lust; es hatte sie nie besessen und es war schier unbegreiflich, daß Friedrich Wilhelm IV. solche Erwartungen hegen konnte. Auch Bayern und Württemberg fühlten sich durchaus nicht bewogen dem Bündnisse beizutreten und schließlich ergab sich aus all den Verhandlungen ein höchst lächerliches sogenanntes Interim; es wurden zwei preußische und zwei österreichische Kommissäre nach Frankfurt geschickt, in deren Hände der Reichsverweser Erzherzog Johann am 20. Dezember 1849 seine Gewalt niederlegte und die nun die deutsche Verfassungsangelegenheit ihrer Erledigung zuführen sollten.

Darauf traten Sachsen und Hannover von dem Dreikönigsbündniß zurück, und das erstere näherte sich Württemberg, dessen König erklärte, daß der deutsche Einheitsstaat ein Traumbild sei und zwar das gefährlichste aller Traumbilder.

Aber noch immer sah Friedrich Wilhelm IV. das Aussichtslose seines Projektes nicht ein. Er wollte durchaus eine deutsche Union zusammenbringen, berief daher einen Unionsreichstag nach Erfurt und ließ denselben am 20. März 1850 durch den General von Radowitz eröffnen. Darauf arbeitete das Unionsparlament mit Hochdruck und hatte schon nach wenigen Wochen die Unionsverfassung durchberathen und genehmigt. Dabei blieb es aber, denn

schon am 29. April ließ der König das Parlament vertagen, worauf es für immer verschwand.

Unterdessen hatte Fürst Schwarzenberg alles darangesetzt, Österreich seinen früheren Platz in Deutschland wieder zu erobern, fast alle Fürsten der bedeutenderen Staaten hatte er zu sich herübergezogen und nun lud er plötzlich alle deutschen Regierungen auf den 10. Mai 1850 zu einer außerordentlichen Plenarversammlung nach Frankfurt a. M., um dort eine Revision der Bundesverfassung zu berathen. Preußen antwortete hierauf zwar mit einem Kongreß der Unionsfürsten in Berlin, derselbe fiel aber nur kläglich aus. Mittlerweile ging ein Fürst nach dem andern ins österreichische Lager über und am 2. September 1850 konnte Fürst Schwarzenberg bereits erklären lassen, daß der alte Bundestag unter österreichischem Vorsitz wieder zu Recht bestehe; 1848 sei er nur einstweilen unter dem Drucke der Verhältnisse suspendirt worden. Gleich darauf bot sich dem neu erstandenen Bundestage auch schon Gelegenheit, sein Amt wieder zu üben.

Der gewaltthätige Kurfürst von Hessen hatte die Wendung in den deutschen Verhältnissen schnell benutzt, die freiheitlichen Institutionen, die er dem Lande hatte gewähren müssen, wieder zu beseitigen. Er hatte das liberale Ministerium Eberhard-Wupermann fortgeschickt, den reaktionären Hassenpflug an die Spitze der Regierung gestellt und mit diesem zunächst eine heillose Finanzwirthschaft begonnen. Die Ständeversammlung war dem gegenübergetreten, aber Hassenpflug hatte darauf die Versammlung einfach aufgelöst, die direkten und indirekten Abgaben jedoch weiter fortzuerheben versucht. In Folge dessen war eine allgemeine Steuerverweigerung eingetreten und die Gerichte hatten den Steuerverweigerern Recht gegeben. Endlich hatte Hassenpflug den Belagerungszustand über das ganze Land verhängt und war mit dem Kurfürsten heimlich nach Frankfurt a. M. geflohen, um den Bundestag um Hülfe anzuflehen.

Dieser ergriff sehr gern die Gelegenheit, seinen Einfluß und seine Macht wieder geltend zu machen; er war sofort bereit, alles zu thun, um die ernstlich bedrohte landesherrliche Autorität im

Kurfürstenthum sicher zu stellen. Demgegenüber protestirte aber Preußen im Namen der Union, zu der Hessen-Kassel noch gehörte, und der seit dem 27. September 1850 als Minister des Auswärtigen funktionirende General v. Radowitz suchte diesem Einspruch, da auch Preußen die Wiederaufrichtung des alten Bundestages noch garnicht zu Recht erkannt hatte, möglichst Nachdruck zu geben. Vor allem ließ er die dem Königreiche Preußen vertragsmäßig in Kurhessen zustehenden Etappenstraßen besetzen.

Allein Fürst Schwarzenberg ließ sich dadurch nicht einschüchtern. Es fand vom 10. bis 14. Oktober zu Bregenz eine Berathung von Vertretern Österreichs, Bayerns und Württembergs statt, an der auch der junge Kaiser von Österreich und die Könige von Bayern und Württemberg theilnahmen, und in dieser wurde beschlossen, mit einem 200 000 Mann starken österreichisch-bayrischen Heere in Kurhessen einzumarschiren. Zugleich ließ Fürst Schwarzenberg Truppen in Böhmen und Mähren zusammenziehen.

Der Krieg zwischen Österreich und Preußen mußte also jeden Augenblick ausbrechen; allein da trat ein Mann zwischen die Erbitterten, der damals für den mächtigsten in Europa galt: der Zar Nikolaus von Rußland. Seit lange schon war er aufgebracht über den romantischen Schwager, der sich in den Sumpf der Revolution hatte hineinziehen lassen und der sich nun gar dazu hergab, die rebellischen Hessen, die er hätte zusammenhauen lassen sollen, in Schutz zu nehmen. Der Schwager habe sich überhaupt eine höchst beklagenswerthe Verletzung der heiligen Allianz zu Schulden kommen lassen. Um daher zu vermitteln, veranstaltete er am 26. Oktober eine Zusammenkunft in Warschau, zu der der Kaiser Franz Joseph und Fürst Schwarzenberg erschienen. Der Zar hatte auch Friedrich Wilhelm IV. nach Warschau beschieden, allein dieser war nicht erschienen, sondern hatte den Grafen Brandenburg geschickt. Das machte den Kaiser noch aufgebrachter gegen den Schwager; er äußerte sich in den heftigsten Ausdrücken gegen die preußische Politik und den König, so daß der Graf Brandenburg einmal in höchster Erregung aufsprang und rief: „Ich darf solche Worte nicht

hören!" Der Graf konnte auch weder das Recht Rußlands, Preußen zu bevormunden, anerkennen, noch in die Unterwerfung Preußens unter Österreich einwilligen. Tief erschüttert und des höchsten empört über das tyrannische Auftreten des Zaren kehrte er nach Berlin zurück; schon unterwegs befiel ihn ein Nervenfieber, in seinen Fieberphantasien rief er wiederholt nach seinem Degen, unter den Klagerufen: „Es ist zu spät!" verschied er schon nach wenigen Tagen.

Fürst Schwarzenberg ließ jetzt am 1. November seine Truppen in Hessen einrücken und der preußische General v. d. Gröben ging auf Fulda vor. Aber was geschah nun weiter? Man war in Berlin unschlüssig! Radowitz verlangte energisches Vorgehen, auch der Prinz von Preußen; der Minister des Innern, Otto von Manteuffel, schlug vor, eine Politik der Versöhnung einzuschlagen. Und der König? Er that endlich, was zu thun im Grunde sein Wunsch gewesen war. Er stimmte Manteuffel zu, worauf Radowitz zurücktrat und nun Manteuffel das Ministerium übernahm, um dann die Versöhnung einzuleiten.

Die Truppen waren sich mittlerweile in einer Ebene bei Fulda, bei dem Dorfe Bronzell, ganz nahe gekommen und hatten auch einige Schüsse gewechselt. Es war aber nur der Schimmel eines preußischen Trompeters, der später so viel verspottete „Schimmel von Bronzell" verwundet worden. Jetzt erhielt der General von der Gröben Befehl zum Rückzug. „Wir sind in Gala geohrfeigt worden," rief Graf Pourtales grimmig. Das kümmerte aber Manteuffel nicht; schon hatte er sich an den Fürsten Schwarzenberg gewendet und ihn um eine Unterredung in Olmütz gebeten. Noch ehe der Fürst geantwortet hatte, reiste er dorthin ab. Hier bewilligte er alles, was Schwarzenberg nur verlangte, die Aufhebung der Union, die Räumung Badens und Hessens, die Aufhebung von Militairkonventionen, die mit Baden, Anhalt, Mecklenburg und Braunschweig geschlossen waren, und die Wiederherstellung der alten Bundesverfassung, die jedoch erst etwas revidirt werden sollte, was aber schließlich unterblieb. Endlich ordnete er auch mit dem Fürsten die schleswig-holsteinische Frage.

Dänemark hatte, da der Waffenstillstand von Malmö bisher ohne Aussicht auf ersprießliche Friedensverhandlungen verlaufen war, die Feindseligkeit am 26. Februar 1849 wieder aufgenommen, darauf hatten besonders die Schleswig-Holsteiner sich wiederholt ruhmvoll geschlagen, sogar am 5. April ein dänisches Linienschiff „Christian VIII." in die Luft gesprengt und mit den Bayern und Sachsen die Düppeler Schanzen genommen. Preußen war jedoch nicht fähig gewesen, den Konflikt der Würde Deutschlands gemäß zu lösen; erst hatte es einen neuen Waffenstillstand und am 2. Juli 1850 einen Frieden mit Dänemark geschlossen, in welchem die Herzogthümer dem Feinde in schmachvoller Weise preisgegeben worden waren. Darauf hatten sich auch noch die Großmächte in die Sache gemischt und in London ein Protokoll unterzeichnet, in welchem sie erklärten, daß der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg von der Thronfolge ausgeschlossen sei und der König von Dänemark die fraglichen Länder als Gesammtbesitz behalten solle. Diesem aller Gerechtigkeit Hohn sprechenden Protokolle hatte dann auch Österreich zugestimmt und jetzt erklärte sich auch Manteuffel am 29. November 1850 zu Olmütz damit einverstanden. Mit Recht nennt man daher diese Olmützer Punktationen eine Blamage für Preußen, die Reaktionspartei aber jubelte, denn sie hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Berichte der Hamburger Börsenhalle.

In Paris herrschte schon vor 1848 große Unzufriedenheit mit der Regierung, im Innern des Landes ebenfalls. Man setzte vielerwärts Versammlungen an; so wurde auch in Paris Mitte Februar ein großes Volksbankett projektirt, das aber von der Deputirtenkammer bekämpft wurde. Die Versammlung der Oppositionsdeputirten fand am 13. Februar unter Odilon Barrot statt. Das

Ergebniß der Berathungen über das fernerhin einzuhaltende Benehmen wurde sämmtlichen Oppositionsblättern in einer gleichlautenden Note mitgetheilt. Die Opposition wird danach auf ihrem Posten bleiben, um ununterbrochen die kontra-revolutionäre Politik, deren Tollkühnheit das ganze Land beunruhigt, zu überwachen und zu bekämpfen. Sie wird also nicht in Masse abdanken. Man hat ferner beschlossen, das vom Ministerium willkürlich verletzte, jeder freien Konstitution von selbst innewohnende Recht der Vereinigung der Bürger aufrecht zu erhalten durch alle gesetzlichen und erlaubten Mittel und hat deshalb eine Kommission ernannt, die sich mit den Wählern von Paris zu verständigen und mit ihnen über die Theilnahme der Deputirten an dem als Protestation gegen die Anmaßungen der Willkür angeordneten Bankett zu verabreden hat.

In diesem Komité wurde gleich am folgenden Tage beschlossen, daß das große Reformbankett auf dem Grundeigenthum des Generals Thiard neben den Champs Elysées abgehalten werden solle. Das Bankett wird aus Theilnehmern und Beistimmenden (souscripteurs et adherens) bestehen. Unter den Letzteren zählt man bis jetzt 25 000 Mitglieder der Nationalgarde. Die Nationalgarden werden in Civilkleidung die Deputirten, die Magistrate und die Komitémitglieder des Banketts geleiten. Indeß schon sind Spaltungen eingetreten. Die Herren Billant, Dufaure und Ferd. Barrot haben erklärt, daß sie nicht am Bankett theilnehmen werden; sie wollen sich nämlich nicht unmöglich machen für den Fall einer Auflösung des Ministeriums.

Das Bankett findet am Dienstag 22. Februar statt. Lamartine wird an demselben theilnehmen. Dupin hat eine lange Zusammenkunft mit dem König gehabt. Der Karousselplatz, die Tuilerien, die Rue Rivoli werden am Dienstag abgesperrt, man befürchtet Unruhen, die Nord- und Orleanseisenbahn haben Befehl erhalten, Wagen und Lokomotiven zum Truppentransport bereit zu halten, Munition ist in die Kasernen geschafft und Plakate gegen Zusammenrottungen werden auf den öffentlichen Plätzen angeschlagen.

Dann kamen Gerüchte, daß das Ministerium seinen Entschluß

geändert habe und gegen das Bankett einschreiten werde. Die Aufregung und Bewegung nahm am 22. Februar einen immer bedenklicheren Charakter an, nachdem mehrere Waffenläden geplündert waren. Bei allen Waffenschmieden fand man die Feuerwaffen unbrauchbar gemacht, so daß man sich mit blanken Waffen begnügen mußte. Die Volksmassen wurden immer dichter und aufgeregter und in der Rue Transnonain wurde eine Barrikade vom Volk mit Säbeln und Flinten vertheidigt. Da sah die Regierung ein, daß das Volk von Paris nicht den Kampf mit 50 000 Mann der Pariser Garnison und 12 000 Mann Reserve fürchte; sie ließ die Nationalgarde, die sich indeß nicht sehr zahlreich einstellte, zusammentrommeln und stellte sie auf dem Place des Victoires, de la Concorde und den Champs Elysées auf. Der König, begleitet von den Herzogen von Nemours und Montpensier, begab sich in ihre Reihen und sprach einige aufmunternde Worte, allein kein Zuruf antwortete ihm und die Zusammenkunft war sehr traurig.

Auch in anderen Theilen von Paris ging es unruhig zu. Bei dem Thore Batignolles, das verbrannt worden war, wurde ein Linienposten aufgehoben und entwaffnet; in verschiedenen anderen Straßen schlug man sich tapfer, doch hatte das Volk wenig Waffen und Munition. In der Nacht bivouakirten Truppen und auch Nationalgarden auf mehreren öffentlichen Plätzen. Am andern Morgen fanden neue Zusammenrottungen statt, viele enge Straßen in St. Martin und St. Denys waren stark verbarrikadirt und wurden gut vertheidigt; Kürassieren, reitenden Jägern und Husaren war der Dienst des Tages übertragen. Von der Madelaine bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle waren die Boulevards frei, doch die Boulevards St. Denys, St. Martin und des Temple waren unaufhörlich von Truppen und angegriffenen und fortgedrängten Volksgruppen angefüllt.

In der Deputirtenkammer geht es lebhaft her. Das Ministerium hat abgedankt, Graf Mole ist zum König berufen, um ein neues Kabinet zu bilden. Mr. Guizot ist unbeliebt und oft hört man die Rufe „à bas Guizot!“ Gegen Abend schien sich die Auf-

regung etwas zu legen trotz der vielen Barrikaden. Inzwischen wurde in der Deputirtenkammer lebhaft verhandelt und vom Minister des Innern das auf heute angesetzte Reformbankett allerdings aufgeschoben, was aber einem Verbot gleich zu stellen ist.

Als sich am 21. Februar Nachmittags die Nachricht verbreitete, daß die Regierung zu außerordentlichen Maaßregeln ihre Zuflucht nehme, daß eine Polizei-Ordonnanz alle Zusammenrottungen auf öffentlichen Plätzen untersage, daß der Nationalgarde untersagt sei, an der Vereinigung Theil zu nehmen, daß Bugeaud den Oberbefehl der in und um Paris versammelten Truppen erhalten solle und daß die Hauptstadt im Nothfall in Belagerungszustand erklärt werden solle, da füllte sich plötzlich die verlassene Deputirtenkammer und Odilon Barrot richtete eine heftige Anrede an die Minister mit den stärksten Vorwürfen, die mit den Worten schloß: „Ihr habt das letzte Bankett durch Eure Polizei verbieten lassen; als wir gegen diese ungerechte Aufhebung eines zum Schutze des Landes gegebenen Gesetzes in den Kammern Vorstellungen machten, habt Ihr uns herausgefordert, die Gerichte entscheiden zu lassen, ob Ihr im Rechte wäret oder nicht. Um Eure Herausforderung anzunehmen, mußten wir auch die Einladung zu dem Bankett des 12. Arrondissements annehmen. Die Bevölkerung von Paris konnte bei dieser Manifestation nicht gleichgültig bleiben und man wußte, daß der Zudrang der Bevölkerung ungeheuer sein würde. Ihr wagt jetzt, ganz Paris den Greueln eines blutigen Konfliktes auszusetzen, wir aber wollen die Verantwortung nicht übernehmen. Ihr habt die Ordnung mit und durch die Freiheit nicht gewollt, Ihr werdet den Krieg durch die Unterdrückung hervorrufen." Die Entgegnung der Minister durch Duchatel läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Das Ministerium wiedersetzt sich nicht der Abhaltung des beabsichtigten Banketts, es wird aber dieselbe als ein Vergehen gegen die Gesetze betrachten und sie vor Gericht bringen. Aber wir wollen keine Zusammenrottungen auf den Straßen dulden, nicht dulden, daß ein selbst gebildetes Komité von Leuten, deren Namen man nicht kennt, es über sich nimmt, die Nationalgarde, die

Studenten und das Volk in offener Nichtachtung der Gesetze zusammenzurufen; wenn solche Dinge vorgehen, muß die Regierung auftreten und ihr Ansehen behaupten.

Der 23. Februar ging im Ganzen ziemlich ruhig vorüber und man glaubte, daß alles vorbei sei, da die Nachricht von der Entlassung Guizots allgemein bekannt wurde und allen Truppen Befehl gegeben war, sich zurückzuziehen. Abends 8 Uhr erleuchteten einige Häuser ihre Fenster und man zwang gewissermaßen die andern dasselbe zu thun, so daß bald ganz Paris erleuchtet war. Um 9 Uhr verbreitete sich aber das Gerücht, das Ministerium sei nicht zurückgetreten, man habe das Volk nur genarrt, als man die Bildung eines neuen Kabinets verkündete. Sofort zogen die Massen vor das Hotel Guizot, das mit einem Detachement des 14. Infanterieregiments umgeben war, und schrien: „Nieder mit Guizot! Es lebe die Reform!" Viele Neugierige waren schon vorher dort und bildeten nun die Vorderreihen der Massen. Diese fingen an Steine nach dem Hotel zu werfen, worauf die Truppen ohne vorherige Warnung zwei Ladungen nacheinander gaben, wobei vierzig Menschen, die meisten todt, dahin sanken.

Von diesem Augenblick an kann man die Revolution datiren.

Die Wuth des Volkes stieg aufs Höchste und wäre es bewaffnet gewesen, es hätte das Hotel niedergerissen. Eine schnell herbeigezogene Schwadron Dragoner säuberte bald den Platz und sperrte einen Theil des Boulevards und alle zum Hotel des Ministers abführenden Straßen ab. Um die Gefallenen kümmerte sich die öffentliche Gewalt nicht, das Volk brachte sie in nahegelegene Apotheken und Häuser und führte die Todten auf einspännigen Karren unter wüthendem Rachegeschrei fort.

Die Nachricht von diesem Vorfall verbreitete sich wie ein Lauffeuer und um Mitternacht war von der Rue Montmartre bis zur Rue Antoine eine fortlaufende Reihe von Barrikaden errichtet. Das Volk drang mit Gewalt in alle Häuser und verlangte die Gewehre der Nationalgarde, welche niemand ihm zu verweigern wagte. Nach 12 Uhr Nachts ward Generalmarsch geschlagen und

die Truppen, die kaum von den Strapazen des Tages ausgeruht hatten, mußten wieder hinaus in den Kampf. Von 1 Uhr Nachts bis 9 Uhr Morgens schlug man sich fast ununterbrochen; es war der 24. Februar; Todte und Verwundete zählte man nach Hunderten. Heute um 9½ Uhr erschienen mehrere Adjutanten an verschiedenen Punkten des Kampfes, schwangen ein weißes Tuch und verlangten vom Volke Gehör. Ich bin, sagte Jeder, Adjutant des Marschalls Bugeaud, der zum Statthalter von Paris und Befehlshaber der Nationalgarde ernannt ist. Der Marschall mag aber den Antritt seines Amtes nicht mit Blut bezeichnen, er hat daher den Truppen Befehl gegeben sich zurückzuziehen und fordert das Volk auf ein Gleiches zu thun. An einigen Orten wurde diese Meldung mit dem Rufe: „Es lebe die Linie, es lebe die Nationalgarde!" aufgenommen, an andern Stellen aber nicht.

Die Truppen hatten sich inzwischen zurückgezogen, der Kampf hörte auf und die Sache nahm ungefähr die Gestalt von gestern Abend 5 Uhr an, mit dem wesentlichen Unterschiede jedoch, daß die Linie und die Nationalgarde die Straßen durchziehen, begleitet vom bewaffneten Volke, unter dem neuen Losungsworte: „Nieder mit Louis Philipp! Nieder mit den Ministern!" Um 11½ Uhr Vormittags zog dieser drohende Zug vom Boulevard St. Antoine herab, um sich nach den Tuilerien zu begeben. Es war bereits aus diesem eine Proklamation erlassen, die ungefähr so lautete: „Der König hat Befehl gegeben, das Feuer einzustellen und die Unterzeichneten zu Ministern ernannt. General Lamoriciere ist zum General der Nationalgarde ernannt. Möge sich das Volk beruhigen. Unterzeichnet: Thiers, Odilon Barrot, Duvergier, d'Hauranne, Lamoriciere."

Von 1 bis 2½ Uhr. In dieser kurzen Zeit begann der Kampf von Neuem, das Palais Royal ward gestürmt und in Brand gesteckt. Louis Philipp dankte ab zu Gunsten des Grafen von Paris unter der Regentschaft der Herzogin von Orleans. Dieser Akt, der um 2 Uhr bekannt ward, besänftigte das Volk nicht; es drang in die Tuilerien, nachdem die königliche Familie sich bereits geflüchtet hatte. Die Linie verweigerte abermals sich zu schlagen,

die Nationalgarde schloß sich dem Volke an, das bereits in die Tuilerien gedrungen war und aus Muthwillen aus den Fenstern schoß. Alle Wagen des Königs wurden verbrannt, die Büste Louis Philipps in den Koth geschleift, die Intendanz geplündert und deren Papiere zum Fenster hinausgeworfen.

Um 12½ Uhr verließ der König die Tuilerien und hinterließ in den Händen seiner Schwiegertochter, der Herzogin von Orleans, seine Abdankung. Diese begab sich zu Fuß mit ihren beiden Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, geleitet von Ordonnanzoffizieren, einfachen Nationalgardisten und mehreren Oppositionsdeputirten, unter denen man Dupin und Lacrosse bemerkte, nach der Deputirtenkammer. Lacrosse begab sich zu Pferde in den Hof des Palais Bourbon und rief laut: „Benachrichtigen Sie den Präsidenten, es ist keine Zeit zu verlieren!"

Die Herzogin von Orleans trat nun, begleitet von ihren beiden Söhnen, in den Sitzungssaal, wo an 300 Mitglieder gegenwärtig waren, und setzte sich auf einen Lehnsessel, den man ihr unten an der Tribüne hingestellt hatte. Herr Dupin bestieg die Tribüne hinter ihr und zeigte der Kammer an, daß König Louis Philipp I. abgedankt und seine Macht an den Grafen von Paris und dessen Mutter, die Herzogin von Orleans, in der Eigenschaft einer Regentin übertrage. 300 Deputirte riefen: „Es lebe Louis Philipp! Es lebe die Regentin!" Einige Deputirte der Linken jedoch sowie die Legitimisten de Larochejacquelin und de Genoude riefen: „Sie haben dazu nicht das Recht!" Mehrere Stimmen von der Tribüne erschollen: Es ist zu spät! Herr Cremieux bestieg die Tribüne, um die Einsetzung einer provisorischen Regierung zu verlangen. Herr Odilon Barrot, der in diesem Augenblick eintrat, bestieg die Tribüne, um zu sagen, daß gegenwärtig nur die Regierung der Herzogin von Orleans und des Grafen von Paris dem Blutvergießen Einhalt thun könne. Diesen Worten klatschten alle Deputirten Beifall, aber im nämlichen Augenblick steckten Frauen aus dem Volke auf der Tribüne die dreifarbige Fahne auf. Der ganze Halbkreis füllte sich plötzlich mit Männern in Blousen,

die mit Säbeln und Flinten bewaffnet waren. Unter dem Schutze dieser Männer aus dem Volke und unter ihrer Eskorte betrat Herr Ledru Rollin die Tribüne und begehrte die Einsetzung einer provisorischen Regierung unter lautem Geschrei der Tribünen. Lamartine bestieg ebenfalls die Tribüne und stellte einen Antrag in ähnlichem Sinne, als die mit Flinten bewaffneten Männer auf die Volksvertreter anschlugen. Da verließ Herr Lanzet den Präsidentenstuhl, wo er sofort von Herr Dupont ersetzt wurde. Die Regentschaft der Herzogin von Orleans wurde verworfen, ebenso diejenige des Herzogs von Nemours, die Deputirtenkammer erklärte ihre Sitzungen für permanent, der Graf von Paris ward von seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, und dem Herzog von Nemours fortgeführt, da sie vom Volke, das inzwischen ins Innere der Kammer gedrungen war, nicht angenommen wurden und eine provisorische Regierung, bestehend aus Lamartine, Ledru Rollin, A. Marast (Herausgeber des National), Odilon Barrot, Marie, Arago, Garnier Pages, Louis Blanc, Sekretär, ward von der Kammer angenommen und im Stadthause um 4 Uhr eingesetzt.

Die Tuilerien wurden inzwischen am Vormittag vom Volke gestürmt und um 2 Uhr waren sie in den Händen der Nationalgarde und des Volkes. Die Mobilien, die in dem Tuileriengarten und auf dem Karousselplatze verbrannt wurden, warfen sie zu den Fenstern hinaus. Der Thron wurde in Besitz genommen und in großer Prozession von einem Menschenhaufen, der die Marseillaise anstimmte, durch die Straßen getragen. Die Truppen und die Nationalgarde verbrüderten sich mit dem Volke und das entschied den Kampf.

Die Börse war den ganzen Tag geschlossen. Um 4 Uhr, als die provisorische Regierung proklamirt wurde, hörte das Schießen auf. Das Volk hatte die Weinkeller der Tuilerien erbrochen und theilte den Wein aus. Es war ein Versuch gemacht worden, das Hotel des Finanzministers zu stürmen, derselbe war aber fehlgeschlagen. Die Zahl der bei dem Angriff auf die Tuilerien und das Palais Royal Gefallenen soll mehr als 500 betragen.

Louis Philipp soll am 25. Februar Abends in Folkestone in England gelandet sein.

Der 25. Februar war auch an der Börse ein fieberhafter Tag; die Konsols, die am Morgen 88½ eröffneten, hatten freilich den ganzen Tag Neigung zum Sinken, fielen aber auf die Nachricht von der Abdankung und der Flucht des Königs plötzlich auf 85 und schlossen zu 85¾ bis 86.

Um 4 Uhr, als die Tuilerien vom Volke genommen wurden, waren Louis Philipp, die Königin und ihre Kinder noch dort. Sie mußten also den Palast verlassen. Der König nahm den Arm der Königin, die Kinder folgten, sie gingen sämmtlich zu Fuße durch den Tuileriengarten. Auf dem Place de la Concorde angelangt, wollte der König einen Augenblick bei dem Obelisk de Luxor stehen bleiben, um die Blicke auf die Menge zu richten, welche den Platz bedeckte. Hier war sein Leben in Gefahr; ein Mitglied der Kammer, Herr Delebeque, beschützte dasselbe. Man konnte einen Fiaker herbeifahren lassen, in welchen die königliche Familie einstieg. Von einer zugleich schützenden und drohenden Menge umgeben, fuhr sie nach Neuilly. Von hier gelangte sie über Trianon nach Eu, dann kam direkt von England und auch über Belgien die Nachricht, daß der König in England eingetroffen sei.

Im Laufe des 25. Februar konsolidirten sich die Verhältnisse und die Ruhe der Stadt wurde wiederhergestellt. Die Läden öffneten sich und der Verkehr in den Straßen begann wieder, ohne daß jedoch eine Barrikade zerstört wurde.

Man sieht aus der Liste der provisorischen Regierung, daß die genannten Sekretäre vorläufig den erwählten Deputirten beigegeben sind. Es ist interessant, eine Charakteristik der schließlich bestimmten provisorischen Regierung kennen zu lernen.

Der Greis Dupont, der Senior der Deputirtenkammer, ist bekannt durch die Reinheit und Festigkeit seines politischen Charakters, er war gleich nach der Julirevolution Minister. Auch der berühmte Astronom Arago steht in einem vorgerückten Alter, sein Verdienst um die Wissenschaft kennt Europa, sein öffentlicher Charakter ist

fleckenlos. Er wird der Marine sehr gut vorstehen können, sicher besser als der Herzog von Montebello. Diese beiden mit Marie, dem Batonnier des Advokatenstandes, G. Pages und Ledru Rollin, gleichfalls ein Advokat, bildeten die äußerste Linke und die republikanische Partei in der Kammer. Ledru Rollin ist ein etwas hohler Deklamator, allein er steht jedenfalls höher als Cremieux, in welchem der advokatische Rabulist weit mehr vorherrscht und der sich überdies durch seine prahlerische Reise nach Damaskus etwas lächerlich gemacht hat. Die letzten Listen nennen ihn übrigens auch nicht als Mitglied der Regierung, sondern als Justizminister. Alphons de Lamartine, Mitglied der Regierung und Minister des Auswärtigen, ist einer der reinsten und edelsten Geister der Gegenwart; seine jetzige hohe Stellung ist eine schöne, rührende Anerkennung seines dichterischen Genius und der prophetischen Begeisterung, mit welcher er in seinen jüngsten Manifesten und Reden die Sonne der neuen Zukunft schon begrüßte, als sie noch unter dem Horizonte stand; dennoch will uns der Sänger der Meditation und des Jocelin ein etwas zu phantasiereicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten bedünken, war gleich auch Chateaubriand Minister des Auswärtigen und waren Canning und Martinez de la Rosa auch Dichter. Er ist der einzige Adelige in der neuen Regierung.

Von den Sekretären ist Armand Marrast ein durch scharfen Verstand, große Energie und Charakterfestigkeit ausgezeichneter Mann. Louis Blanc, der bekannte Verfasser der Geschichte der letzten zehn Jahre, die durch die beißende Schärfe ihrer Verdächtigungen oder Anklagen viel zur Untergrabung der Dynastie Orleans beigetragen, hat bekanntlich in seiner Geschichte der französischen Revolution eine große Verworrenheit seiner französischen philosophischen Ideen gezeigt; er hat eine allerdings von Fourier abweichende sozialistische Richtung, während Armand Marrast sich gegen allen Sozialismus ausgesprochen und Lamartine sich energisch gegen den Kommunismus erklärt hat. Der Finanzminister Goudchaud wird als ein geachteter Banquier bezeichnet. Der Arbeiter Albert wird in den Listen des „National" nicht mehr genannt.

Das erste aus der Revolution hervorgegangene Aktenstück ist folgendes:

Im Namen des souveränen Volkes!

Bürger, eine provisorische Regierung ist eingesetzt worden, sie ist im Namen des Volkes aus den Bürgern Arago, Louis Blanc, Marie, Lamartine, Flocon, Ledru Rollin, Recuſt, Marraſt, Albert zusammengesetzt worden. Um über die Vollziehung der Maßregeln zu wachen, welche diese Regierung ergreifen wird, hat der Wille des Volkes noch Caussidiere und Sobrier zu Abgeordneten im Polizei-Departement gewählt. Derselbe souveräne Volkswille hat den Bürger Arago für die Generaldirektion der Posten erwählt.

Als erste Vollziehung der durch die provisorische Regierung erlassenen Befehle wird allen Bäckern und Lebensmittellieferanten anbefohlen, ihre Magazine für alle diejenigen, welche ihrer nöthig haben, geöffnet zu halten. Es wird dem Volke ausdrücklich empfohlen, seine Waffen, seine Stellungen und seine revolutionäre Stellung nicht aufzugeben. Es ist nur zu oft durch den Verrath betrogen worden; es liegt daran, die Möglichkeit so schrecklicher und strafwürdiger Attentate nicht mehr übrig zu lassen.

Um dem allgemeinen Wunsch des souveränen Volkes zu genügen, hat die provisorische Regierung die Freilassung aller unserer wegen politischer Vergehen eingekerkerten Brüder beschlossen und mit Hülfe der Nationalgarde bewerkstelligt; aber zugleich hat diese Regierung unter dem ehrenhaftesten Beistand der Nationalgarde alle diejenigen im Gefängniß belassen, welche wegen Verbrechen oder wegen Vergehen gegen Personen und Eigenthum eingesperrt sind. Die Familien der bei der Vertheidigung der Rechte des souveränen Volkes getödteten oder verwundeten Bürger werden eingeladen, sobald wie möglich den Abgeordneten im Polizei-Amt die Namen der Opfer ihrer Hingebung an die öffentliche Sache anzuzeigen, damit für die dringendsten Bedürfnisse Fürsorge getroffen werden kann.

Geschehen zu Paris im Hotel der Polizei-Präfektur am 24. Februar 1848.

Die Abgeordneten im Polizei-Departement.
Caussidiere und Sobrier.

Dann ein anderes Aktenstück:

Proklamation der provisorischen Regierung.
An das französische Volk!

Eine retrogade und oligarchische Regierung ist soeben durch den Heldenmuth des Volkes von Paris gestürzt. Diese Regierung ist geflohen, indem sie eine Blutspur hinter sich zurückließ, welche es ihr auf immer verbietet wiederzukehren. Das Blut des Volkes ist geflossen wie im Juli, aber dieses Mal wird dieses edle Blut nicht betrogen werden. Es hat eine nationale und populäre Regierung erobert, die mit den Rechten, den Fortschritten und dem Willen dieses großen, hochherzigen Volkes übereinstimmt. Eine provisorische Regierung, hervorgegangen durch Akklamation und den Drang des Augenblicks aus dem Willen des Volkes und der Deputirten des Departements in der Sitzung am 24. Februar, ist augenblicklich beauftragt mit der Sorge, den Sieg des Volkes zu organisiren und zu sichern. Diese Regierung ist zusammengesetzt aus den Herren: (wie oben bereits genannt). Diese Bürger haben keinen Augenblick angestanden, die patriotische Mission anzunehmen, welche ihnen durch den Drang des Augenblicks auferlegt war. Wenn das Blut fließt, wenn die Hauptstadt von Frankreich in Flammen steht, so liegt das Mandat der provisorischen Regierung in der Gefahr und in der öffentlichen Wohlfahrt. Ganz Frankreich wird auf sie hören und sie mit seinem Patriotismus unterstützen. Unter der populären Regierung, welche die provisorische Regierung proklamirt, ist jeder Bürger Magistrat.

Franzosen, gebet der Welt das Beispiel, welches Paris für Frankreich gegeben hat, bereitet Euch durch Ordnung und Selbstvertrauen auf die kräftigen Institutionen vor, die Ihr Euch zu geben berufen werdet. Die provisorische Regierung will die

Republik unter dem Vorbehalt der Ratifikationen des französischen Volkes, welches sogleich befragt werden wird.

Weder das Volk von Paris noch die provisorische Regierung macht Anspruch darauf, ihre Meinung an die Stelle der Meinung der Bürger zu setzen über die definitive Form der Regierung, welche die Volkssouveränität proklamiren wird.

Die Einheit der Nation, von jetzt an durch alle Klassen gebildet, aus welchen sie besteht, die Regierung der Nation durch sie selbst, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als Grundsätze, das Volk als Devise und Losungswort, das ist die demokratische Regierung, welche Frankreich sich selbst schuldig ist und welche unsere Anstrengungen ihm werden zu sichern wissen.

Als die Herzogin von Orleans am 24. Februar in die Deputirtenkammer kam und um die Regentschaft für ihre beiden Kinder, den Grafen von Paris und den Herzog von Chartres, bat und sie den wilden Äußerungen des Volkes und heftigen Reden der Deputirten ausgesetzt war, da sprach Herr von Lamartine: Auch ich bin schmerzlich ergriffen von dem traurigsten Schauspiel, eine Fürstin mit ihrem Kinde den Palast verlassen und sich in den Schutz der Nation begeben zu sehen. Aber ich bewundere auch das Volk, welches sich zwei Tage lang gegen ein treuloses Gouvernement schlägt, um die Ordnung und Freiheit wiederherzustellen. Täuschen wir uns nicht. Es fordert jetzt andere definitive Garantien. Wo sie finden? Im Volke selbst, indem es die Geheimnisse des Rechts der Völker prüft. Hier gilt es nicht sich rühren zu lassen. Es muß eine provisorische Regierung gebildet werden, um dem Bürgerkrieg Einhalt zu thun.

Am 25. Februar hat der Minister des Innern, Herr Ledru Rollin, an die Präfekten der Departements folgendes Cirkulär erlassen: Herr Präfekt, die republikanische Regierung ist konstituirt. Die Nation soll berufen werden, derselben ihre Sanktion zu geben. Sie werden sofort alle erforderlichen Maßregeln treffen, der neuen

Regierung die Mitwirkung des Volkes zu sichern, um die Ruhe zu erhalten. Setzen Sie mich baldmöglichst in Kenntniß von der öffentlichen Stimmung und unterrichten Sie mich baldmöglichst von allen Vorkehrungen, die Sie getroffen haben.

Die Bank von Paris hat ihre Zahlungen am 25. Februar wieder aufgenommen. Um 12 Uhr waren bereits mehr als 6 Millionen Frcs. gegen Anweisungen bezahlt und eine ansehnliche Menge von Bankbillets eingelöst. Diskonto 3½ %.

Der interimistische Kommandant von Vincennes hat die Festung der provisorischen Regierung überliefert. Es sind Befehle gegeben, alle dort befindlichen Waffen und Munition nach Paris zu bringen, um die Bevölkerung von Paris bewaffnen zu können.

Die Herzogin von Orleans ist nach mehreren Fährlichkeiten (sie war mehrere Stunden von ihrem zweiten Kinde, dem Herzoge von Chartres, getrennt) nach Neuilly zur königlichen Familie gekommen, mit der sie sodann von dort nach Eu abgereist ist. Der Herzog von Nemours legte noch in der Kammer seine Uniform ab und entkam, mit dem Paletot und Hute eines Deputirten bekleidet, glücklich durch die Menge. Der König Louis Philipp soll nach englischen Nachrichten aus Dover am 25. Februar morgens 4½ Uhr in Ryde angekommen sein.

Wichtige Aktenstücke sind folgende: Der Moniteur berichtet in seinem offiziellen Theile vom 25. Februar:

Im Namen des französischen Volkes!

Die provisorische Regierung beschließt: Die Deputirtenkammer ist aufgelöst. Der Pairskammer ist untersagt, sich zu versammeln. Eine Nationalversammlung wird sofort berufen werden, wenn die provisorische Regierung, die in Bezug auf Ordnung und Polizei nöthigen Maßregeln für das Votum aller Bürger getroffen haben wird. Lamartine, Ledru Rollin ꝛc.

Ferner hat die provisorische Regierung am 25. Februar folgende Proklamation anschlagen lassen: Vierundzwanzig Bataillone der mobilen Nationalgarde werden unverzüglich in der Stadt Paris rekrutirt werden. Die Eintragung in den Listen wird von heute

Mittag ab in den zwölf Mairien beginnen, der der Einzutragende sein Domizil aufzugeben hat. Diese Nationalgardisten erhalten einen Sold von 1 Frcs. 50 Cent. täglich und werden gekleidet und bewaffnet auf Kosten des Vaterlandes. Der Kriegsminister ist beauftragt, sich mit dem General-Kommandanten der Nationalgarde wegen der sofortigen Instruktion und Bewaffnung der genannten Bataillone zu benehmen. Garnier Pagés, Maire von Paris. Lamartine.

Ferner: Das souveräne Volk erklärt, daß die Regierung, nachdem sie ihr Mandat verwirkt hat, faktisch und von Rechtswegen aufgelöst ist. Demzufolge tritt das Volk in die volle Ausübung seiner Souveränität zurück und dekretirt wie folgt: Die Pairskammer, welche nur die Interessen der Aristokratie vertritt, ist aufgehoben. Die Deputirtenkammer, welche der Ausdruck des Privilegiums, des Monopols und der Bestechung ist und deren Majorität sich dem unverzeihlichen Verbrechen einer Regierung angeschlossen hat, welche die Bürger hat niederkartätschen lassen, ist und bleibt aufgelöst. Die Nation konstituirt sich von jetzt an als Republik. Alle Bürger müssen bewaffnet bleiben und ihre Barrikaden vertheidigen, bis sie den Genuß aller ihrer Rechte als Bürger und Arbeiter erlangt haben. Jeder großjährige Bürger ist Nationalgardist. Jeder Bürger ist Wähler. Absolute Freiheit des Gedankens und der Presse; Rechte der politischen und individuellen Association für alle. Da die Regierung der Zukunft nur der Ausdruck der Wünsche und der Interessen aller sein kann, so müssen alle Franzosen sich um ihre respektiven Gemeinden in berathenden Versammlungen gruppiren, um neue und wahre Mandatarien des Landes zu wählen. Bis dahin, daß sich das Land förmlich über diesen Gegenstand ausgesprochen hat, muß jeder Versuch einer Wiederherstellung der alten Gewalten als Usurpation betrachtet werden und die Pflicht jedes Bürgers ist es, sich derselben gewaltsam zu widersetzen. Brüder! halten wir uns würdig und ruhig wie das Recht, wie die Gewalt, im Namen der Freiheit, der Gleichheit und der menschlichen Fraternität!

Im Namen des französischen Volkes:

An die Nationalgarde!

Bürger! Eure Haltung in diesen letzten und großen Tagen war so, wie man es von seit lange in den Kämpfen der Freiheit geübten Männern erwarten mußte. Dank Eurer brüderlichen Vereinigung mit dem Volke und mit den Schulen ist die Revolution vollbracht! Das Volk wird Euch dankbar dafür sein. Heute bilden alle Bürger einen Theil der Nationalgarde, alle müssen im Verein mit der provisorischen Regierung thätig zum geregelten Triumphe der öffentlichen Freiheiten mitwirken. Die provisorische Regierung rechnet auf Euren Eifer, auf Eure Hingebung für die Unterstützung ihrer Anstrengungen bei dem schwierigen Auftrage, welchen das Volk ihr anvertraut hat.

Die Mitglieder der provisorischen Regierung.

(Folgen die Unterschriften.)

Die provisorische Regierung hat ein offizielles Journal (scheinbar die Patrie in anderer Gestalt) erscheinen lassen, in welchem Folgendes steht: Gegen Mitternacht (vom Donnerstag den 24. März zum Freitag den 25. März) hatte sich das Gerücht verbreitet, daß im Louvre Feuer ausgebrochen sei. Es ist nichts daran; die von den Siegern des 24. Februar mit den Trümmern der Möbeln aus dem Palast des Exkönigs angezündeten Freudenfeuer erloschen allmählich, um 1 Uhr waren es nur Bivouaks. Heute Morgen sind alle Herzen voll Vertrauen, die Straßen sind voller Spaziergänger, die sich einander nähern, Gruppen bilden, sich umarmen, die Hände drücken, glücklich sind, sich nach diesen Ereignissen wiederzusehen, deren Ruhm so vielen Brüdern das Leben gekostet hat, welche für den Triumph der Rechte der Menschheit starben. Die Nacht ist bewunderungswürdig vorübergegangen. Wir haben Paris um 2 bis 4 Uhr Morgens durchwandert vom Faubourg Poissonnière bis zum Stadthause. Überall haben wir den Dienst der Barrikaden durch die Bürger und die Nationalgardisten staunenswerth wahrgenommen sehen, die Wachen wachsam, die Parolen überall gegeben und gefordert.

Ein Pariser Brief, wahrscheinlich aus der Feder des braven Venedey, sagt treffend: Ludwig Philipp ist nicht gestern besiegt worden, sondern hat selbst durch seine List einen Stein nach dem andern von dem starken Fundamente, auf dem er 1830 stand, weggerissen, bis er zuletzt durch den ersten zufälligen Anstoß fallen mußte. Nach dem unglücklichen Ereigniß vom 24. Februar, durch das 20 bis 30 Leute vor dem Hotel des Ministeriums des Auswärtigen fielen, ging es von Mund zu Mund: on nous trahit; man hatte so gethan, als ob man nachgeben wolle, um uns in einen Hinterhalt zu locken und uns niedermachen zu lassen. Und die unendliche Mehrzahl des Volkes von Paris glaubte diese unglaubliche Beschuldigung. Und sie glaubte es, weil sie gesehen hatte, wie der kluge und feine Politiker Louis Philipp alle Welt, von Lafitte und Lafayette, herab betrogen hatte, bis endlich selbst das kluge, feine England gefoppt war. In diesem Glauben liegt die Ursache dieser vollkommenen und schmachvollen Niederlage der Orleans. Der Ruf: „On nous trahit!“ wiederholte sich Schritt für Schritt In der Nacht waren Thiers und Odillon Barrot Minister geworden, Morgens verkündete der Moniteur nur die Ernennung des Herrn Bugeaud zum Kommandanten der Nationalgarde. Und das Volk sagte: „Seht Ihr, man belügt uns, man will uns narren!“ Indeß man beruhigte sich; da kam eine Kolonne Nationalgarde mit Truppen, die der General Bedeau führte, zu derselben Zeit auf dem Place de la Concorde an. Hier ist ein Wachthaus der Munizipalgarde. Das Volk, welches diese Soldaten ihrer bewiesenen Brutalität wegen sehr haßt, schrie ihnen zu sich zu ergeben. Sie aber antworteten mit Schüssen, welche Nationalgarde, Soldaten und Volk zugleich verwundeten. Augenblicklich verbreitete sich der Ruf: „On nous trahit!“ der dann von Mund zu Mund über die Boulevards zurückgeht, jetzt von dem weiteren Rufe: „Aux Tuileries“ begleitet. Rasch bildeten sich jetzt Kolonnen, die eine Stunde später auf die Tuilerien zu rückten und sie fast ohne Schwertstreich einnahmen. Der Ruf: „Aux Tuileries“ war so wenig ein verabredeter, daß man im Hauptquartier der Republikaner

glaubte, um 3 Uhr die Hauptzahl der Nationalgarde um die Deputirtenkammer versammeln zu können, um hier außer der Wahl und Parlamentsreform noch eine ganz andere Staatsform durchsetzen zu können.

Am 27. Februar erfreute sich Paris der größten Ruhe, die Boulevards waren frei, die Barrikaden verschwanden, Damen gingen ohne Furcht umher, die Theater waren geöffnet, die provisorische Regierung funktionirte inmitten der lebhaftesten Sympathien der Bevölkerung, die an die Stelle der Munizipalgarde trat, die Bürgergarde war gebildet, und binnen Kurzem wird Paris wieder sein ganz gewöhnliches Ansehen haben. Im Ministerium des Auswärtigen in Brüssel traf eine Depesche der provisorischen Regierung ein, worin sie erklärt, die Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens anzuerkennen und zu achten.

Aus dem größten Theile Frankreichs, aus Nord- und Westfrankreich bis Rouen, der belgischen Grenze, Dijon und Straßburg, ebenso aus Bordeaux hat man Nachricht von der Anerkennung der Republik; von allen Seiten strömen der provisorischen Regierung die neue Ordnung der Dinge anerkennende und billigende Erklärungen zu, allein die Kommissarien der Regierung erwidern immer, daß die Frage über die Regierungsform von der ganzen Nation entschieden werden solle. Die neue Regierung entwickelt eine ungeheure Thätigkeit und eine bewunderungswürdige organisirende Energie, wovon ihre zahlreichen Dekrete (an 60) den Beweis abgeben. Besonders soll Lamartine eine unerwartete außerordentliche Kraft und Geschäftsthätigkeit bewähren. Am 26. Februar 4 Uhr erklärte er im Namen der auf dem Stadthause in Permanenz versammelten Regierung vom Balkon des Stadthauses unter Jubelruf der auf dem Platze versammelten Menge, daß die Todesstrafe bei politischen Verurtheilungen abgeschafft sei. Damit sind die Befürchtungen vor einer neuen Schreckenszeit abgeschnitten. Am 25. Februar 4½ Uhr ward eine Proklamation in allen Straßen angeschlagen, worin die provisorische Regierung verkündete, daß sie sich für die Republik

entschieden habe und dieselbe der Nation zur Ratifikation unterbreiten werde. Alle seitdem erlassenen Dekrete sind auch im Namen der französischen Republik erlassen. Das Vertrauen zu der Regierung nimmt mit jeder Stunde zu und das bewaffnete Volk, von dem ein großer Theil mehr Schrecken einflößte als Sicherheit gewährte, wird jetzt in 24 Bataillonen mobiler Nationalgarde organisirt und soll die Munizipalgarde ersetzen.

Die Nachrichten aus Paris vom 1. März besagen, daß der Verkehr in der Hauptstadt sich immer entschiedener in das gewöhnliche Gleis zurückwendet und daß den Maßregeln der Regierung schleuniger Erfolg gewiß ist. Die provisorische Regierung war von der Absicht des englischen Kabinets, freundschaftlichen Verkehr mit der Republik zu hegen, unterrichtet; die Gesandten der europäischen Kontinentalmächte beharrten in ihrer zurückhaltenden Stellung und beobachten den Lauf der Ereignisse.

Mehr und mehr kehrt die Ruhe im Verkehr zurück. Im Weichbilde der Stadt haben verschiedene Werkmeister, welche 200 bis 300 Arbeiter beschäftigen, freiwillig ihre Arbeiten wieder angefangen, oder vielmehr sie hatten ihre Arbeiter aufgefordert, ihre Arbeiten wieder zu beginnen. Diese hatten ihnen geantwortet, daß sie vor allem neue Garantien wünschten und für die Organisation der Arbeit einen gerechteren Lohn, besser geregelte und mehr beschränkte Arbeitsstunden verlangten. Was ist darauf erfolgt? Daß die Eigenthümer der Werkstätten, die augenblicklich von der Fabrikation keinen Vortheil haben und vorziehen einige Wochen zu feiern, rund abgeschlagen haben, diesen Forderungen sich zu fügen.

Anfang März begann es auch in Deutschland unruhiger zu werden und in einzelnen Städten fanden Volksaufläufe statt, so in Köln, Marburg, Hanau ꝛc.

Dagegen verkennt niemand in Belgien, daß gerade in diesem Augenblick ein liberales Ministerium am Ruder ist; selbst seine Feinde geben dies gern zu und schließen sich ihm in dem Augenblick, wo das Vaterland in Gefahr ist, gerne und aufrichtig

an. In allen Parteien herrscht nur das eine Gefühl, daß die Selbstständigkeit Belgiens erhalten werden müsse, denn die Republik sei ihr Tod. Aber wäre die Unabhängigkeit des Landes auch nicht bedroht, die Republik kann doch keine große Verlockung üben, wo man jede vernünftige Freiheit besitzt und die Regierung den besten Willen hat, überall den Fortschritt selbst zu fördern, wo er mit dem Bestehen des Staates verträglich ist. Das macht die Kraft der Regierung aus und darum schaart sich alles um den König, der jetzt in Brüssel überall, wo er sich zeigt, mit einer Begeisterung begrüßt wird, wie sonst nie. Man erzählt, er habe neulich den Ministern gesagt: „Sie haben mich gerufen, meine Herren, und ich bin gekommen, weil ich geglaubt habe zum Heil des Landes beitragen zu können; die Krone ist eine Last, keine Freude, glauben Sie, daß die Nation ohne mich glücklicher sein kann, so bin ich bereit in die Zurückgezogenheit zu treten, die ich liebe." Diese Worte sind bekannt geworden und haben einen tiefen Eindruck gemacht. Man fühlt jetzt das Bedürfniß, dem Könige überall zu zeigen, welchen Werth man auf die Institutionen legt, deren Spitze die Krone bildet, und es herrscht daher ein nie gesehener Enthusiasmus für den König. Das ist der wahre Segen einer Verfassung, die überall den Bedürfnissen einer Nation zu genügen weiß.

Am 17. März wurde in Lübeck der vielbesprochene Entwurf der neuen Verfassung, die lang ersehnte Frucht jahrelanger Arbeiten, publizirt und bereits am 22. von der Kommission dem Senat und der Bürgerschaft zur verfassungsmäßigen Beschlußnahme darüber mitgetheilt. Der Entwurf der Verfassungsurkunde der freien und Hansestadt Lübeck hilft, wie der erste Blick überzeugend darthut, nicht nur dem schreiendsten Übelstande unserer bisherigen politischen Zustände durch Einführung des Repräsentationssystems in den Organismus der Bürgerschaft ab, sondern enthält auch andere nicht unbedeutende Fortschritte auf dem Wege zeitgemäßer politischer Reform. Es ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß gerade die beobachtete vorsichtige Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse, die

sorgfältige Abwägung der verschiedenen Standesinteressen eine baldige und unumwundene Annahme des Entwurfes abseiten des Senats und der Bürgerschaft zu Wege bringen wird.

Schreiben des Königs von Preußen an den Herzog von Augustenburg.

Berlin, den 24. März 1848.

Durchlauchtigster Herzog!

Auf Ew. Durchlaucht Schreiben vom heutigen Tage in Betreff des bedrohlichen Zustandes in den Herzogthümern Schleswig-Holstein eröffne ich Ihnen hiermit Folgendes: Ich habe mich der Wahrung der deutschen Sache für die Tage der Gefahr unterzogen, nicht um die Rechte Anderer zu usurpiren, sondern um das Bestehende nach Außen und im Innern nach besten Kräften zu erhalten. Zu diesem bestehenden Rechte rechne ich dasjenige der Herzogthümer Schleswig-Holstein, in denen die Rechte des Königreichs Dänemark in keiner Weise verletzende Sätze ausgesprochen sind:

1) daß die Herzogthümer selbstständige Staaten sind,

2) daß sie fest miteinander verbundene Staaten sind,

3) daß der Mannesstamm in den Herzogthümern herrscht.

In diesem Sinne habe ich mich bereits beim Bundestage erklärt und bei diesem bestehenden Rechtsverhältnisse bin ich bereit, in Betracht des Bundesbeschlusses vom 17. September 1846 die Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen etwaige Übergriffe und Angriffe mit den geeignetsten Mitteln zu schützen.

Ich hoffe übrigens, daß der Nationalität der Herzogthümer keine Gefahr droht, und bin entgegengesetzten Falls der festen Zuversicht, daß meine deutschen Bundesgenossen gleich mir zum Schutze derselben herbeieilen werden. Mit aufrichtiger Freundschaft verbleibe ich Ew. Durchlaucht freundwilliger Vetter

Friedrich Wilhelm.

Thronentsagung des Königs Ludwig von Bayern.

München, 21. März 1848.

Se. Majestät der König hat zu Gunsten des Kronprinzen königl. Hoheit der Krone entsagt. Die Abdankung König Ludwigs ist gestern Abend 6 Uhr erfolgt und soll — so wird von mehreren Seiten gesagt — eine ganz freiwillige gewesen sein. Nur wenige Bewohner der Stadt haben noch gestern Abend von diesem hochwichtigen Schritt Kenntniß erhalten, die es aber erfuhren, waren auf das Äußerste bestürzt. Es zeigte sich dies deutlich vor dem Rathhause, wo sich Nachts 11 Uhr einige Gruppen gebildet hatten, sowie auf dem Rathhaussaale, wo eine kleine Abtheilung Landwehr auf der Wache stand. Auf dem Rathhaussaale erschien gestern Nacht 10 Uhr der Bürgermeister unter den Landwehrmännern und theilte mit, daß in diesem Augenblick noch keine offizielle Mittheilung erfolgt sei, daß aber, so viel er wisse, König Ludwig sich den ganzen Abend in sehr heiterer Stimmung befinde; man möge abwarten, was der Morgen Bestimmtes bringe. Der Magistrat wird sich dann sogleich zu Sr. Majestät dem König Ludwig begeben, um sich zu überzeugen, ob die Abdankung eine freiwillige gewesen sei. Das Militair ist diesen Morgen 7 Uhr ausgerückt, um den Eid der Treue zu leisten. Zu gleichem Zweck wird soeben die Landwehr einberufen. Der neue König hat den verfassungsmäßigen Eid nach § 1 Tit. X. der Verfassungsurkunde diesen Morgen 8 Uhr im versammelten Staatsrath und in Gegenwart einer Deputation der Stände des Reichs geleistet. Um 11 Uhr ist der Reichsherold in den Straßen umhergeritten, um König Maximilian II. auszurufen.

Königliche Worte an die Bayern.

Bayern! Eine neue Richtung hat begonnen, eine andere als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun an 23 Jahre geherrscht habe. Ich lege die Krone nieder zu Gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich, dem Wohle des Landes war mein Leben geweiht, als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen wäre, so

gewissenhaft ging ich mit dem Staatsgute und mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen. Und nun meinen tiefgefühlten Dank allen, die mir anhingen. Auch vom Thron herabgestiegen schlägt glühend mein Herz für Bayern und für Deutschland.

München, den 20. März 1848. Ludwig.

Bayern! Mein vielgeliebter Vater und König hat geruht, Mir die Krone zu übertragen. Tief ergriffen, fühle ich das ganze Gewicht der Verpflichtungen, das er mir auferlegt. In einer Zeit besteige ich den Thron, die mit ihren Anforderungen das In- und Ausland mächtig bewegt. Auf Gottes allmächtigen Schutz vertraue ich und auf meinen redlichen Willen, dieser Zeit Gebot zu verstehen und zu vollbringen. Wahrheit will ich in Allem, Recht und gesetzmäßige Freiheit im Gebiete der Kirche und des Staates. Auf der Bayern Treue hoffe ich, auf die seit Jahrhunderten bewährte Liebe zu ihrem Fürsten. Bayern, steht mir bei in meinem festen Vorhaben, Euch auf die Stufe zu erheben, zu der Ihr als freies Volk berufen seid, ein Achtung gebietender Staat im einigen deutschen Vaterlande.

München, den 20. März 1848. Maximilian.

Die schleswig-holsteinische Deputation ist am 26. März um 7 Uhr Morgens wieder in Kiel eingetroffen und zwar auf dem Dampfboote „Skirner," welches von dem doppeltbemannten Kriegsdampfschiffe „Hecla" begleitet war. Ans Land gekommen, ersuchten die Deputirten sogleich, dem Kriegsdampfschiffe mit den Böten nicht zu nahe zu kommen, um großes Unglück zu verhüten. Auf dem Markte in Kiel angelangt, verlasen sie sogleich die folgende Antwort, die ihnen in Kopenhagen geworden:

Auf Ihr Ansuchen haben wir Ihnen zu eröffnen, daß wir gesonnen sind, Unserm Herzogthum Holstein als einem selbstständigen deutschen Bundesstaate eine auf der Grundlage eines ausgedehnten Wahlrechts gebaute, in Wahrheit freie Verfassung zu gewähren,

worin namentlich Volksbewaffnung, Preßfreiheit und Vereinsrecht ihre Geltung finden werden; daß als Folge dessen unser Herzogthum Holstein, neben einer eigenen Regierung und Militairbewaffnung auch getrennte Finanzen erhalten wird, sobald die gegenseitige Auseinandersetzung neben den andern Bedingungen einer Union mit Dänemark und Schleswig festgestellt ist; daß Wir Uns daneben den Bestrebungen für Errichtung eines kräftigen und volksthümlichen deutschen Parlaments offen anschließen werden; daß Wir Unser Herzogthum Schleswig dem deutschen Bunde einzuverleiben weder das Recht noch die Macht, noch den Willen haben, dagegen die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen wollen, daneben aber Schleswigs Selbstständigkeit durch ausgedehnte provinzielle Institutionen, namentlich einen eigenen Landtag und besondere Verwaltung kräftig zu schirmen entschlossen sind. Daneben wollen wir Ihnen bedeuten, daß es unser ernster Wunsch ist, im aufrichtigen Einverständnisse mit unseren lieben und getreuen Unterthanen Frieden und Freiheit in Unserm Lande zu gründen; daß wir daneben es als die heiligste Pflicht des legitimen Fürsten erkennen, die Herrschaft des Gesetzes und die Aufrechterhaltung des Landfriedens mit aller Macht zu schützen.

Kopenhagen, den 24. März 1848.

gez. A. W. Moltke, Conseilspräsident.

Nach der Aussage eines mit dem „Skirner" eingetroffenen Kopenhagener Reisenden beherrscht die ultra-dänische Partei gänzlich den König und die öffentliche Meinung. Die schleswig-holsteinische Deputation wurde auf einem Umwege auf das Schiff gebracht und auf ihrem Hingange zum Schlosse konnten die Studenten sie nur mit Mühe schützen.

Hoffnungen für Mecklenburg, aber nur Hoffnungen.

Schwerin, den 26. März 1848. Der Großherzog hat durch das offizielle Wochenblatt vom 18. März Preßfreiheit und

freies Tabakrauchen auf den Straßen der Städte gewährt und eine demnächstige Zusammenberufung des Landtags in Aussicht gestellt, nachdem er vorher durch das nämliche amtliche Blatt erklärt hatte, daß er nicht gewilligt sei, weiter persönliche Deputationen entgegenzunehmen.

An Petitionen und Deputationen hat es bisher nicht gefehlt. Die wirkliche Reform muß aber damit beginnen: der Landtag muß schnell zusammenberufen werden und dasselbe erklären, wie am 26. März 1848 41 ehrenwerthe Mitglieder der Ritterschaft (darunter einer vom Adel), daß Ritter und Landschaft auf ihre Vorrechte zum Besten des Landes verzichten. Die Regierung muß dann zu einem neuen freisinnigen Wahlgesetz schreiten, wonach alle Staatsbürger Wähler und wählbar sind. Die dann gewählten Abgeordneten des Volkes müssen eine Verfassung entwerfen, berathen und beschließen. Ein gedruckter Aufruf geht jetzt von Hand zu Hand, der klarer und bestimmter als alle bisherigen Petitionen seine Forderungen stellt. Wenn sie auch nicht alle durchführbar sind, so bezeichnen sie doch die allgemeine Richtung und Wünsche der deutschen Völker, die mehr oder minder die gleichen Ansichten und Erwartungen haben. Der erwähnte Aufruf lautet:

Die 20 Forderungen des mecklenburgischen Volkes.

1. Der Landtag wird fortan eine Vertretung des ganzen Volkes bilden, hervorgegangen aus den freien Wahlen aller Staatsbürger. Die Sitzungen sind öffentlich.
2. Jeder Mecklenburger, der das 25. Jahr erreicht hat, ist Wähler und wählbar zum Abgeordneten.
3. Die Wahlen finden statt nach den bisherigen Präposituren. Jede Präpositur bis zu 10 000 Seelen wählt einen Abgeordneten, jede von 10 bis 20 000 zwei Abgeordnete, jede von 20 000 und darüber drei Abgeordnete.
4. Jeder Mecklenburger ist gleich vor dem Gesetz. Jeder eximirte Gerichtsstand hört auf.
5. Trennung der Rechtspflege und Verwaltung.

6. Einführung eines deutschen Gesetzbuches ohne alle lateinischen Wörter und Sätze, gegründet auf Öffentlichkeit und Mündlichkeit nebst Schwurgerichten in peinlichen und politischen Dingen.
7. Unbedingte Preßfreiheit, nebst einer Tagespresse ohne Zeitungsstempel, ohne willkürlichen Postaufschlag, ohne Regierungsprivilegien.
8. Unbeschränktes Vereinigungs- und Versammlungsrecht.
9. Verwaltung sämmtlicher Domanialgüter von Seiten der Stände.
10. Festsetzung einer Civilliste aus den Domanialeinkünften.
11. Verwandlung aller Zeitpachtbauern in Erbpächter. Gewissenhafte Verwendung der Kaufsummen zum Besten des Landes.
12. Abschaffung aller Vorrechte, Aufhebung aller Majorate, aller Fideikommisse, aller Minorate.
13. Veräußerung der drei Landesklöster zum Besten des Landes.
14. Einführung einer auf neuer Schätzung beruhenden Grundsteuer und einer durch die Stände zu bestimmenden Vermögens- und Einkommensteuer.
15. Verminderung des stehenden Heeres bis mindestens auf die Hälfte.
16. Regelung aller Beamten- und Militairgehalte.
17. Beeidigung aller Beamten und Militairpersonen.
18. Verantwortlichkeit der Minister.
19. Gründliche Verbesserung aller Schulen.
20. Sofortige Änderung der bestehenden Heimathsgesetze.

Der deutsche Bund will nach seinem Beschlusse vom 1. März, daß jeder Deutsche, dem das Wohl Deutschlands am Herzen liegt, mitwirke zur einheitlichen Entwickelung und zum gesetzlichen Fortschritte Deutschlands.

Durch ein großherzogliches Reskript vom 24. März ist ein außerordentlicher Landtag zum 26. April nach Schwerin berufen, um wegen der Umgestaltung der landständischen Verfassung in eine Repräsentativverfassung in Berathung zu treten.

Der Krieg zwischen Italien und Österreich ist beschlossene Thatsache und der italienische König Karl Albert hat am 27. März in Alessandria den Oberbefehl über das in die Lombardei einrückende Heer übernommen, das sich in zwei Corps theilt unter den Generalen Brava und Sonnaz. Zu seinem Stellvertreter zur Führung der Regierungsgeschäfte während seiner Abwesenheit hat der König seinen Vetter, den Prinzen Eugen von Savoyne-Carignan, ernannt. Bei Lodi und Cremona steht General Radetzky mit einer bedeutenden Heeresmacht (25 000 Mann).

Die mit so großem Pomp angekündigte Chartisten-Versammlung auf Kennington Common zum 11. April in London, deren Theilnehmer im voraus auf 200 000 berechnet worden sind, hat gestern in sehr verkleinertem Maßstabe stattgefunden und ist in Folge der von den Behörden getroffenen Vorsichtsmaßregeln ohne alle Ruhestörung abgelaufen. Die Prozession der Chartisten zog gegen 10 Uhr von dem Sammelplatz in John-Street ab und bewegte sich durch Tottenham Court Road, Farringdon-Street, Blackfriars-Bridge, London Road nach Kennington. Den Schluß der Prozession machten zwei große vierspännige Wagen, auf deren ersterem sich O'Connor, M'Grath, Jones und andere Delegirte des chartistischen sogenannten National-Convents befanden, während sich auf dem zweiten Wagen die National-Petition an das Parlament wegen Bewilligung der Volkscharte mit angeblich 5 106 847 Unterschriften befand. Die Prozession langte ungestört auf ihrem Bestimmungsorte an und die Verhandlungen begannen darauf unter dem Vorsitze des Herrn Doyle; sie boten nichts Bemerkenswerthes dar. Am Schlusse zerstreute sich die Menge friedlich nach allen Richtungen hin.

Die Lage der Dinge im Großherzogthum Posen. Berlin, den 13. April. Die Posensche Frage wird vor lauter Adressen immer unklarer. Die Sache steht einfach so: die bedeutenderen polnischen Familien, die ihre Intelligenz aus dem Deutschthum rekrutirt haben, wollen sich von Preußen lossagen, die polnischen

Bauern aber wollen preußisch bleiben und nur den Lügen der Priester, wie z. B., daß der König nicht mehr existire, daß Posen von Preußen aufgegeben sei, ist es gelungen, einen Theil von ihnen zu bewaffnen. Preußens Aufgabe aber ist, die Seinigen zu schützen, die polnischen Bauern nicht von sich zu stoßen und den polnischen Adel sich im nationalen Sinne reorganisiren zu lassen. Es hat alles drei gethan und das Letzte so aufrichtig, daß die Deutschen in dem General v. Willisen, dem Leiter der Reorganisation, einen Verräther sehen. Der General ist durch schlesische Landwehrleute zur Flucht gezwungen worden. Man wirft der Regierung Unentschiedenheit vor, die Wahrheit ist, daß sie für den Augenblick den russischen Krieg vermeiden will.

Lübeck, den 14. April. Nachdem unser bisheriger Bundestagsgesandter Syndikus Dr. Curtius in Folge des bekannten Mißtrauensvotums des Frankfurter Vorparlaments um Entlassung von seinen bisherigen Funktionen am Bundestag förmlich nachgesucht hat, ist dieselbe ihm am 12. d. Mts. vom Senate bewilligt worden und an seine Stelle unser jüngst erwählter Senator Dr. Hermann v. d. Hude zum Lübeckischen Bundestagsgesandten ernannt und zu möglichst baldiger Abreise nach Frankfurt aufgefordert worden. Es bietet letztere Ernennung insofern einen interessanten Beleg von dem wundersamen Umschwung der Dinge und Ansichten in der letzten Zeit, als Senator von der Hude gerade der Theilnahme an dem Frankfurter Attentat beschuldigt, mehrere Jahre auf der Wartburg in Untersuchung und Haft gewesen ist. Eine Gesinnung, die früher als Hochverrath in den Kerker führte, qualifizirt jetzt zu den höchsten Ehrenstellen der Nation.

Kopenhagen, den 23. April 1848. Ein uns mitgetheilter Privatbrief enthält Folgendes: Ich will als das geeignetste Mittel, Euren Besorgnissen über die Behandlung der Kriegsgefangenen zu begegnen, einen meiner Besuche auf dem Linienschiffe „Dronning Maria" beschreiben. Die Gefängnisse „Dronning Maria," auf

welchem 200 Freiwillige, und „Waldemar," worauf ca. 600 Soldaten gehalten werden, liegen auf ihrem gewöhnlichen Platze im Kriegshafen, von wo aus die schönste Aussicht auf den Kriegshafen, die Rhede und Küste und der zugleich so ziemlich vor Wind geschützt ist. An der „Dronning Maria" liegen ein paar Böte, die auf einen Wink gleich herankommen, um den Besuch an Bord zu bringen. Nachdem ich eine ziemlich unbequeme Leiter heraufgeklettert war, kam ich im oberen Kanonenraum (Etage) an, wo ein Unteroffizier mich empfing und mich zum Kommandanten des Schiffes, Major Kefemodel, führte. Ich sagte, wer ich sei, bat um Erlaubniß, L. und ein paar andere zu sprechen, und übergab ihm ein paar Briefe, die ich zur Besorgung erhalten hatte. Er gewährte mir meine Bitte und ersuchte mich nur zu entschuldigen, daß er sich während der Unterhaltung in unserer Nähe aufhalte, was ich seinetwegen bedauerte, da ihn unser Gespräch sicher nicht interessiren würde. Die ihm überlieferten Briefe öffnete er nicht einmal, da er sah, daß sie unversiegelt waren. Der Major ging darauf mit mir aus seiner Kajüte im oberen Kanonenraum zur Treppe, die in den mittleren Raum führt, und ließ L. rufen. Endlich kam dieser und das Gespräch, an dem der Major einige Mal theilnahm, überzeugte mich noch mehr von dem von jeder militairischen oder Gefängniß-Disziplin entfernten gemüthlichen Tonart, der zwischen dem Kommandanten und den Gefangenen herrschte. Der erstere ist auch so zufrieden mit den letzteren, von denen ja auch die Mehrzahl der gebildeten Klasse angehört, daß bis jetzt auch nicht einmal ein unangenehmes Wort irgend Jemandem gesagt worden ist. Im oberen Raum ist das Zimmer des Kommandanten, des wachthabenden Offiziers, der Raum der Soldaten (ca. 20), die Marketenderei und das Lazareth. Im mittleren Raume halten die Gefangenen sich meistens am Tage auf, sie bilden Sektionen mit Sektionsführern und gruppiren sich darnach um ihre Tische auf Bänken in den verschiedenen Theilen des großen Raumes. Die Kanonenpforten sind verschlossen und Fensterscheiben in die Pforten gesetzt, so daß es hell und zugfrei ist. Im unteren Raume, der eigent-

lichen Matrosenwohnung, schlafen sie. Jeder hat eine Matraze, Kopfkissen und wollene Decken. Als ich ankam, hielten einige der Sektionen Mittag und dies gab viel Leben auf dem Schiffe. Die Herren holten ihr Essen und lebten lustig untereinander. Das Essen ist rein, warm und gut, ich habe es selbst geschmeckt, täglich Suppe mit Fleisch und Gemüse, Schwarzbrod und Salz à discretion. Außerdem erhält Jeder 8 Schilling vom Staate und 10 Schilling von seinem eigenen Gelde, wofür er Kaffee, Thee, Weißbrod, Butter, Käse, Wurst, Bier ꝛc. zu den billigsten Preisen nach Belieben erhält. Es haben ferner Alle Schreibmaterialien und requirirte Bücher nach Belieben. Diejenigen, welche keine speziellen Bekannte haben, haben sich an die beikommende Fakultät gewandt und gleich sind ihnen Bücher ihres Faches geschickt worden. Schach und Karten wird den ganzen Tag gespielt. Es hat sich jetzt eine Liedertafel unter ihnen gebildet. Was aber die Hauptsache ist, sie sehen wohl aus und sind es; es herrscht der beste Ton unter ihnen. Daß sie lieber heute als morgen nach Hause gingen, ist begreiflich, aber sie erkennen — und das fast Jeder, der die Geschichte kennt und der Sinn für etwas Höheres, als auf die „dummen Dänen" zu schimpfen — daß sicher nie Kriegsgefangene, am wenigsten die, welche als Insurgenten angesehen werden und die in solcher Masse ankamen, besser von ihren Feinden behandelt worden sind. Leider hat ihr Kommandant, der Major Kesemodel, gestern ein Bataillon bekommen, mit dem er in den Krieg soll, denn einen humaneren und liebenswürdigeren Vorgesetzten bekommen sie nicht wieder.

Erklärung der dänischen Regierung (in vier Sprachen abgefaßt). Kopenhagen, den 29. April 1848.

Wir Frederik der Siebente von Gottes Gnaden ꝛc. thun kund hiermit, daß Wir in Folge der zwischen Uns und Sr. Majestät dem Könige von Hannover, Sr. Majestät dem Könige von Preußen, J. J. K. H. den Großherzögen von Oldenburg und Mecklenburg, sowie den freien Städten von Lübeck, Hamburg und Bremen eingetretenen Feindseligkeiten Uns veranlaßt gesehen haben, die Häfen,

Küstenstrecken und Flußmündungen dieser Staaten, sowie die Häfen in Unseren eigenen Landen, welche von ihnen besetzt sind, in Blockadezustand zu erklären. Wir haben unseren Kriegsschiffen den Befehl ertheilt, diese Maßregel auszuführen und sowohl den eigenen als den Schiffen alliirter, freundschaftlicher und neutraler Mächte nicht zu gestatten, in die gedachten von Unseren Kriegsschiffen blockirten Häfen und Örter einzulaufen. Dieses zur Nachricht und Gelebung aller Beikommenden. Urkundlich unter Unserem königlichen Handzeichen und beigedrucktem Insiegel. Gegeben in unserer königlichen Residenzstadt Kopenhagen, den 29. April 1848.

Frederik Rex.

Italien. Der Contemporaneo schreibt unter diesem Datum: Der Fürst von Colobrano, Gaetano-Carafo ist am 18. (aus Neapel) in Rom mit dem Auftrage angekommen, die Einberufung einer föderativen Tagsatzung in Rom zu beschleunigen. Dieselbe muß aus den volksvertretenden Kammern des gesammten Italiens hervorgehen, damit sie den wahren Willen der Nation ausdrücke. Es wird ihr obliegen, entschieden und ohne Appell die Fürsten- und die Gebietsfrage zu erledigen, mit einem Worte, ein neues Grundgesetz für Italien festzustellen.

Die offizielle Zeitung von Neapel kündigt an, daß der sardinische Gesandte, Graf Rignon, drei Audienzen beim König von Neapel gehabt und daß dieser ihm zugesichert habe, ein Geschwader nach dem adriatischen Meere abzusenden. Vier Dampffregatten mit 4000 Mann königlicher Truppen unter dem Befehl des Generals Wilhelm Pepe sollen unverzüglich abfahren, um Venedig zu schützen. Diese Nachricht ist vom 17. April.

Neapel, den 20. April. Gegen den Absetzungsakt des sizilianischen Parlaments ist eine feierliche Protestation des Königs erschienen; dabei wird es aber für den Augenblick sein Bewenden haben; eine Kriegserklärung gegen die Insel wurde im Ministerrath verhandelt, aber für unausführbar erklärt in einem Zeitpunkt, wo die Kräfte des Heeres und der Flotte zum größten Theil nach

einer ganz entgegengesetzten Richtung in Anspruch genommen und nicht verweigert werden können. Einstweilen wird auch den Verbindungen zwischen Festland und Insel von hier aus noch kein Hinderniß in den Weg gelegt. Das nach dem adriatischen Meere bestimmte Dampfschiffsgeschwader ist noch nicht abgegangen.

Genua, den 20. April. Admiral Baudin ist heute auf dem Dreidecker „Friedland" in Begleitung von zwei anderen Kriegsschiffen ersten Ranges und zwei Dampffregatten im Golf von Spezzia eingelaufen, weitere Schiffe werden binnen Kurzem erwartet.

Auszug aus einem Briefe aus Triest vom 28. April. Man hofft hier, daß die italienischen Verhältnisse sich für Österreich günstiger gestalten werden. In Udine waren alle Gassen durch Barrikaden gesperrt, Steine auf die Dächer und in die Fenster getragen, schwere Bohlen und Bretter mit Nägeln bereit, um sie auf die Truppen herunterzuwerfen, auch sind 5 bis 6000 Kreuzfahrer in der Stadt, lauter Lumpengesindel aus Piemont, der Schweiz und dem Römischen. Die Regierung zeigt große Milde und läßt alle Gefangenen nach Hause gehen und so glaubt man, daß die Städte Treviso und Vicenza keinen Widerstand leisten werden, was sich in wenigen Tagen zeigen wird. In Venedig befiehlt Jeder und die Leute gehen da herum mit großen Federhüten, Reiterstiefeln und langen Stoßdegen, wahre Karrikaturen. Drei Fregatten, zwei Korvetten, fünf Briggs, ein Kriegsdampfboot und 29 kleinere Kriegsschiffe sind von Österreich geblieben und die Blockade Venedigs hat begonnen. Daß die Provinz Friaul mit Udine sich ergeben werden, wissen Sie. Die Festung Palma nuova mit 1200 Mann Besatzung ist eingeschlossen und kann sich nicht lange halten.

Rendsburg, den 5. Mai 1848. General Wrangel hat der provisorischen Regierung der Herzogthümer Schleswig und Holstein folgenden Bericht übersandt: Einer hohen Regierung theile ich hierdurch ergebenst mit, daß gestern, am Jahrestage der Schlacht von

Groß-Görschen, die deutschen Truppen unter meinem Befehle die jütische Grenze bei Kolding überschritten und noch am Abend desselben Tages die Festung Fredericia besetzt haben, diesen wichtigsten Brückenkopf Dänemarks auf dem Festlande. Der Feind hatte auch die Grenzen der dänischen Provinzen und die starke Stellung bei Kolding ohne Widerstand verlassen und vor einer Patrouille des die Avantgarde kommandirenden Generals v. Bonin öffnete Fredericia seine Thore. Alle dänischen Truppen hatte man nach Fühnen übergeschifft, das Kriegsmaterial war zum größten Theil mitgenommen, nur sieben Geschützrohre, welche vergraben worden, ziemlich bedeutende Munitionsvorräthe, Getreide und Mehl sind in unsere Hände gefallen. Der Feind scheint bis zuletzt die Absicht gehabt zu haben, sich im Seefort zu halten, denn der Graben desselben war neuerdings palliſadirt worden. Ich habe bereits die nöthigen Befehle zur Zerstörung dieser Forts gegeben. Heute um 3 Uhr Nachmittags wurde die deutsche Flagge am Flaggenstabe des Seeforts aufgezogen und mit 101 Kanonenschüssen salutirt. So lange die Fahne dort weht, wird kein Zoll von den Schiffen, die den kleinen Belt passiren, erhoben werden. Der Muth und die Ausdauer, mit welcher das Heer unter meinen Befehlen die Gefahren überwunden und die anstrengenden Märsche ertragen hat, welche zur Erreichung eines so glorreichen Resultats erforderlich waren, kann ich nicht genug anerkennen.

Fredericia, den 3. Mai 1848.

Der Oberbefehlshaber der Armee.

gez. Wrangel.

Paris, den 19. Mai 1848. Der Moniteur bringt heute das Dekret über den Ankauf der Eisenbahnen durch den Staat. Die zu expropriirenden Eisenbahnen sind: die von St. Germain, von Versailles (beide Seineufer), Basel, Rouen, Orleans, Havre, Montereau, Nordbahn, Centralbahn, von Bordeaux, Avignon, Marseille, Boulogne, Lyon, Straßburg, Nantes und Dieppe. Ausgenommen sind nur die nicht als Hauptwege, sondern als Privatspekulation zu

betrachtenden Nebenlinien. Der Minister schlägt der Nationalversammlung für den Ankauf vor:

1. den Kours der letzten Februarliquidation,
2. den Kours vom 4. April und
3. den Mittelkours der letzten sechs Monate vor der letzten Februarrevolution, sowohl für die Aktien als für die Renten.

Der erste ergiebt 517 Millionen, der zweite 477 640 000 Frcs. und der dritte 518 052 690 Frcs. Die Regierung schlägt die dritte Art des Ankaufs vor.

Wien, den 18. Mai. Über die Flucht des Kaisers Ferdinand und der Kaiserin erfährt man aus sicherer Quelle, daß Ihre Majestäten Abends 8 Uhr nach Schönbrunn fuhren und erst dort in einen bereit gehaltenen Reisewagen stiegen. Erzherzog Franz Carl verließ schon Nachmittags mit seiner Familie die Burg, die Kaiserin-Mutter aber entfernte sich Abends 9 Uhr, begleitet von einer Kammerfrau, zu Fuß aus der Burg bis zur Mariahilfer Linie, allwo sie in einen Fiaker stieg und in Purkersdorf erst ihren Reisewagen traf. Von der ganzen kaiserlichen Familie ist die kranke Erzherzogin Maria Anna, Schwester des Kaisers, die heute nach Baden gebracht wurde, zurückgeblieben. Die Proklamation des Ministerrathes zeigt deutlich, daß die Flucht so heimlich geschah, daß er es ebensowenig als die Dienerschaft in der Burg ahnen konnte.

Frankfurt, den 18. Mai. Eröffnung der ersten deutschen Nationalversammlung.

Schlag 4 Uhr verlassen die Deputirten den Kaisersaal; unter dem Geläute der Glocken und Kanonendonner ziehen sie über den Römerberg, Neuekräme und den Paulsplatz zum Haupteingang der Paulskirche; die Stadtwehr und die Festordner bilden eine Hecke von der Kaisertreppe des Römers bis an die Paulskirche. Die Abgeordneten treten in die Kirche; Lang aus Verden als Alterspräsident nimmt den Vorsitz ein und eröffnet die Sitzung mit einer

kurzen Rede. Dann wird beantragt, daß sich die Versammlung für eine konstituirende erkläre. Der Präsident stellt die Frage und die ganze Versammlung erhebt sich einmüthig mit emporgehaltenen Fingern zum Eidschwur. Der Präsident verliest ein kurzes Schreiben der Bundesversammlung an die Nationalversammlung, worin jene sagt: die deutschen Regierungen und ihr Organ, die Bundesversammlung, aufrichtig huldigend dem neuen Geist der Zeit, reichen der Nationalversammlung die Hand und wünschen ihr Heil und Segen. Darauf wird gesprochen, ohne einen Beschluß zu fassen. Der Alterspräsident Lang aus Verden weiß sich nicht zu rathen noch zu helfen, will bald den einen, bald den andern Antrag zur Abstimmung bringen. Endlich wird ein Antrag v. Reden aus Berlin angenommen, vorläufig den von einigen Abgeordneten, Schwarzenberg, Mohl und Murschel, vorgelegten Entwurf einer Geschäftsordnung und sofortige Ernennung einer Kommission von 15 Mitgliedern dazu anzunehmen, was dann angenommen wird. Dann wird angenommen, daß am folgenden Tage ein provisorischer Präsident erwählt werden soll. Bischof Münter aus Münster: Es sei ein wahres Wort aus der Bibel, wenn der Herr nicht mitbaut, bauen die Werkleute vergebens. Er beantragt daher einen Gottesdienst zur Eröffnungsfeier, je nach den verschiedenen Konfessionen in den verschiedenen Gotteshäusern. Dagegen Hentges: Die Sache, die uns versammelt, ist eine; der Gottesdienst muß gemeinsam sein. Venedey bemerkt, der Gottesdienst habe ja schon am Sonntag stattgefunden. Übrigens würde Jeder, der Gott im Herzen trage, ihn mit hierher bringen auch ohne offizielle Anordnung. Raveaux: Die schönen Reden müssen endlich aufhören, wir haben heute nichts gethan. Ich will auch ein Sprüchwort anführen: Hilf Dir selber und Gott wird Dir helfen.

Die nächste Sitzung wird auf morgen früh 10 Uhr bestimmt. Schluß der heutigen Sitzung Abends 7 Uhr. Zweite Sitzung. Viele Eingänge, Schott bittet um Verlesung der Marburger Adresse. Eisenmann: Zuerst die Präsidentenwahl! Keine Langweiligkeiten! Jordan aus Berlin will über die Wahl sprechen. Eisenmann: Nein,

wir brauchen keine Instruktion! Es wird zur Wahl geschritten. Das Namensverzeichniß der anwesenden Mitglieder wird vertheilt, es weist 384 Personen auf, an der Abstimmung nahmen jedoch 397 Theil. Die Kandidaten der beiden Parteien sind Soiron und der Minister Heinrich von Gagern.

Wie die Zählung der Abstimmungszettel beginnen soll, zeigt sich eine neue Schwierigkeit. Einige Zettel lauten auf den Namen Gagern, während es in der Versammlung zwei Gagern giebt, den Minister Heinrich und seinen Bruder, den nassauischen Regierungsrath Max. Verschiedene Meinungen machen sich geltend. Die Ansicht von Venedey dringt durch, sie wird angenommen. Auf die in Folge dessen ergehende Aufforderung, wer mit dem Namen Gagern für Max v. Gagern habe stimmen wollen möge sich erheben, bleibt alles sitzen. Nun ergiebt die Zählung für Heinrich von Gagern 305 Stimmen, für Soiron 85, für Robert Blum drei und vier vereinzelte Stimmen; von Gagern ist also gewählt und nimmt mit folgenden Worten den Präsidentenstuhl ein: Überwältigt von dem Eindruck Ihrer Abstimmung, bin ich nur im Stande, wenige Worte an Sie zu richten. Zwar bin ich nur vorübergehend zu diesem Amte berufen, nur wenige Tage, doch hoffe ich, werde ich dem Vertrauen zu entsprechen haben, das die Mehrheit Ihrer Versammlung in mich gesetzt hat. Aber auch auf diese kurze Dauer bin ich genöthigt, Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Indem ich dieses Amt übernehme, gelobe ich feierlich vor dem deutschen Volke, dessen Vertreter Sie sind, daß seine Interessen mir über alles gehen, daß ich dieselben wahren will, so lange noch ein Blutstropfen in meinen Adern rollt. Ich gelobe als Ihr Organ die höchste Unparteilichkeit zu üben. Wir haben das größte Werk vor uns, das jemals einer Versammlung oblag: dem deutschen Volke eine Verfassung zu schaffen. Der Beruf und die Vollmacht dazu liegt in der Souveränität unserer Nation. Auf anderem kann das Werk unmöglich zu Stande kommen. Deutschland will eins sein. Ein Reich, regiert von dem Willen des Volkes unter Mitwirkung der Stände und Regierungen der einzelnen Staaten. Wenn noch

über Manches Zweifel obwalten können, darüber können sie nicht sein, daß das Volk die Einheit will, sie erringen und behaupten gegen alle Schwierigkeiten, mögen sie von innen oder von außen sich zeigen. Indem ich nun die schweren Pflichten dieser Stelle übernehme, bitte ich wiederholt um Ihre Unterstützung und Nachsicht, auf wie kurze Zeit ich sie auch bekleide. Wäre es auf längere Zeit, so würde ich verpflichtet sein, Ihnen eine andere Art anzukündigen, die dann nicht lange ausbleiben könnte, denn das Amt, das ich in meinem Staate bekleide, würde sich mit der Würde und Unabhängigkeit dieser Stellung nicht vertragen. Ich habe jetzt meinen Pflichten gemäß die Wahl des Stellvertreters (Vicepräsidenten) vornehmen zu lassen. (Abstimmung.) Von 392 Anwesenden erhält Soiron, der jetzt der einzige Kandidat ist, 341 Stimmen; 26 republikanisirende Stimmen fallen auf Robert Blum, 10 auf Dahlmann. Die zwei jüngsten Mitglieder, Strehmeier und Rühl, werden als provisorische Schriftführer bestätigt. Gagern bringt dem Alterspräsidenten den üblichen Dank. Hierauf werden 15 Abtheilungen von je 26 Mitgliedern durch das Loos gebildet, welche sodann die Kommissionen ernennen sollen. (Pause von 2 bis 4 Uhr.)

Der Antrag von Bassermann wird angenommen, daß für die angefochtenen Legitimationen der Deputirten endgültig von der Verwaltung nur dann entschieden werden solle, wenn ein Mitglied ausgeschlossen werde. Venedey: Heute Morgen bestieg ein Mann die Rednerbühne und mußte sie verlassen, ohne zum Worte zu kommen, denn sie kannten ihn nicht. Es war Arndt! Viele Stimmen: Bravo! Arndt auf die Tribüne! Arndt: Was der Einzelne vermag, ist nichts gegen das, was die Kraft eines Volkes, was das Streben von Millionen ins Werk setzt. Daß ich hier stehe, ein Greis jenseits der Grenze, wo man noch wirken kann, daß ich erscheinen durfte unter so trefflichen Männern und Jünglingen als ein Mann, der an der Zukunft Deutschlands mitarbeiten soll, das verdanke ich Ihnen, dem ganzen Volke! Ein Mitglied stellt den ungeschickten Antrag, für Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ ihm den Dank der Nation zu votiren. Soiron: Nein,

nicht für das Lied, für sein ganzes Wirken! Alles erhebt sich beistimmend von den Sitzen. Jahn: Da wir nicht mehr fragen: Was ist des Deutschen Vaterland? da diese Frage entschieden ist, so soll jetzt Arndt noch eine Strophe hinzudichten. (Bravo!) Die letzte Strophe des Liedes heißt jetzt: Das ganze Deutschland soll es sein, o Gott im Himmel sieh darein und gieb uns echten deutschen Muth, daß wir es lieben treu und gut! Das soll es sein, das soll es sein, das ganze Deutschland soll es sein.

Schwerin, den 28. Mai. Nach einem gestern aus Waren von zuverlässiger Hand hier eingegangenen Schreiben war die Bande, welche in dortiger Gegend ihr Wesen trieb, auf 2000 bis 3000 Mann angewachsen. Das Kommando über die zur Steuerung dieses Unwesens konzentrirten Truppen führt der Oberst-Lieutenant von Nußbaum, auch soll die Regierung ein Manifest an die Aufrührer erlassen haben. Der zu Torgelow angerichtete Schaden wird auf 100 000 ℛ angeschlagen. (Ich sah selbst einige Tage darauf die Ruinen des niedergebrannten Schlosses, denen man noch die Zeichen der Zerstörungswuth ansah. Die Herrschaften waren über den an den Garten stoßenden See mit Noth auf einem Kahn entkommen. Und dieser Herr von Behr und Familie behandelten ihre Leute gut und milde und hatten sie alle ihr Brot und Existenz.) Nicht allein, daß das prachtvolle, erst vor wenigen Jahren neu erbaute Herrenhaus bis auf den Grund abgebrannt ist, es wurden auch alle Mobilien, Betten ꝛc. auf die muthwilligste Weise vernichtet; allein an baarem Gelde und Staatspapieren sind für 13 000 ℛ entwendet worden. Im Weinkeller wurden unter dem Schutte vier Leichen gefunden. Einem anderen Gutsbesitzer legte die Bande eine Kontribution von 1900 ℛ auf, indem er jedem der Aufrührer 4 ℛ bezahlen mußte. Ein dritter wurde in seinem eigenen Hause festgesetzt und wo auf den Gütern Inspektoren waren, wurden sie gezwungen den Aufrührern zu folgen. Die Hartherzigkeit einiger Gutsbesitzer soll aber auch Veranlassung zu einzelnen Ausschreitungen gegeben haben. Viele Besitzer sollen ihre

Güter in diesen Gegenden verlassen haben. Zu Güstrow sollte am 28. Mai im Landarbeitshause ein Aufstand losbrechen. Es war ein Komplott der dort Detinirten verrathen worden, nach welchem die Offizianten ermordet, das Schloß in Brand gesteckt und die Stadt, soweit es gehen wollte, geplündert werden sollte. Um diesen Plan zu vereiteln, besetzte am Freitag Nachmittag die etwa 700 Mann starke Bürgerwehr die beiden Ausgänge des zur Detentionsanstalt eingerichteten Schlosses. Eine Kompagnie begab sich in das Innere desselben und verhaftete gemeinschaftlich mit dem Militair 20 der Rädelsführer, welche einstweilen im Stadtgefängniß untergebracht wurden. Zur Verstärkung der Garnison zu Güstrow ist eine Kompagnie Musketiere aus Wismar sowie zur Verstärkung derjenigen zu Bützow eine Kompagnie des strelitzschen Halbbataillons aus Rostock abgeordnet worden.

Paris, den 16. Juni. Louis Napoleon nimmt die auf ihn gefallene Wahl in die Nationalversammlung nicht an und kommt vorläufig nicht nach Paris. Niemand konnte nach dem Lärm, den diese Wahl in ganz Frankreich gemacht, nach der Aufregung, welche seine erwartete Ankunft in Paris verbreitet, nach der Niederlage, welche die Regierung bei ihrem unklugen Widerstande gegen die Zulassung dieses Prätendenten in der Nationalversammlung erlitten, endlich bei den sehr großen Geldsummen, welche Louis Napoleon sicher zur Betreibung seiner Wahl und der ganzen Agitation durch Agenten, Flugschriften und Zeitungen hat aufwenden müssen, ein solches Resultat erwarten. Bei einem in seinem Handeln so übereilten und zusammenhanglosen, meist immer schlecht berathenen, in den Händen der gewöhnlichsten Abenteurer befindlichen Mann wie Louis Napoleon kann man freilich am leichtesten irren, wenn man sein Verfahren vernünftig zu motiviren versucht. Den schlechten Eindruck, den sein gestriger Brief an die Nationalversammlung gemacht hat, konnte er noch nicht wissen; sollen wir also eine Vermuthung über die Gründe, welche Louis Napoleon veranlaßt haben, seinen Sitz in der Nationalversammlung nicht einzunehmen und

nicht nach Paris zu kommen, wagen, so möchten wir den Grund seines Entschlusses in der Verhaftung seiner sämmtlichen Anhänger in Paris suchen, welche dem Prinzen die Befürchtung einflößte, daß die Regierung zu viel Beweise gegen ihn über seine neuesten Umtriebe in die Hände bekommen habe. Möglich, daß er daran denkt, auf eine ganz andere Weise in Frankreich einzuziehen, wenn seine Agenten das Terrain noch mehr bearbeitet haben und die Verwirrung größer geworden ist. Die Thatsache, daß Louis Napoleon nicht nach Paris und in die Nationalversammlung kommt, wurde erst heute in der Nationalversammlung bekannt, wo der Präsident Senard folgenden Brief verlas: „London, den 15. Juni 1848. Herr Präsident! Ich war stolz, in Paris und drei anderen Departements als Volksvertreter gewählt worden zu sein. Es war dies in meinen Augen eine reichliche Entschädigung für 30 Jahre Verbannung (exil) und 6 Jahre Gefangenschaft. Aber der beleidigende Verdacht (soupcons injurieux), den meine Wahl hervorruft, die Ruhestörungen, denen sie zum Vorwand diente, die Feindseligkeit der Vollziehungsgewalt legen mir die Pflicht auf, eine Ehre zu verweigern, von welcher man glauben könnte, daß ich sie durch Intriguen errungen. Ich wünsche die Ordnung und Aufrechterhaltung einer weisen, großen und einsichtsvollen Republik; da aber mein Name ohne meinen Willen (involontairement) die Unordnung begünstigt, lege ich ohne Bedauern (sans regret) meine Demission in Ihre Hände nieder. (Erstaunen und Aufregung im Saale.) Bald, hoffe ich, wird die Ruhe wiederhergestellt sein und mir erlauben nach Frankreich zurückzukehren als der einfachste (le plus simple citoyen) und auch der Ruhe und dem Wohlstande seines Landes ergebenste Bürger. Empfangen Sie, Herr Präsident, u. s. w. gez. Louis Napoleon." Präsident Senard: Die Wahl war noch nicht anerkannt, sie war noch der Prüfung der Ältern und des Nationalbürgerrechts untergeordnet. Nichtsdestoweniger schlage ich vor, dies Dokument dem Minister des Innern zu überweisen. (Allgemeine Beistimmung.) Eine Pause besonderer Aufregung folgte der Verlesung dieses Briefes. Die Überweisung desselben an den

Minister des Innern ist genehmigt, damit er zur sofortigen Anordnung neuer Wahlen schreite. Wir erfahren, daß der Prätendent obigen Brief dem bekannten Schriftsteller Frederic Brissault zur Besorgung anvertraute, der sich einige Zeit in London aufhielt und dasselbe erst gestern Abend 8 Uhr verlassen hat. Somit fiel der Versammlung ein schwerer Stein vom Herzen und sie schritt zur Tagesordnung.

Gestern hatte Louis Napoleon einen anderen Brief an die Nationalversammlung gerichtet, der durch seine abgeschmackte Anmaßung einen furchtbaren Sturm des Zorns und des Unwillens erregte. In diesem Briefe, in welchem er die in seinem Namen gemachten Umtriebe desavouirt und sich zu jedem Opfer bereit erklärt, um das Vaterland vor neuen Unruhen zu bewahren, hieß es nämlich: „Ich habe nicht die Ehre Repräsentant zu sein gesucht, weil ich den beleidigenden Argwohn, dessen Gegenstand ich bin, kenne. Ich würde noch weniger nach der Macht streben. Wenn das Volk mir Pflichten auferlegte, würde ich sie zu erfüllen wissen." General Cavaignac, der Kriegsminister, sprach zuerst seine tiefe Indignation aus und bemerkte, daß das Wort Republik in dem Briefe fehle; auch Herr Jules Favre, der vor einigen Tagen hauptsächlich die Zulassung Louis Napoleons durchgesetzt, sprach seinen Zorn über diesen Brief aus und äußerte, daß dieser Brief eine Untersuchung gegen Louis Napoleon wegen Theilnahme an den Unruhen rechtfertige. Herr Duclerc, der Finanzminister, erklärte, daß die Regierung die Napoleonischen Umtriebe gekannt hätte, allein er ersuchte die Versammlung, nicht unter dem Eindruck dieses Briefes einen Entschluß zu fassen; die Regierung habe alle Vorsichtsmaßregeln getroffen. Unter dem Rufe: Es lebe die Republik! ging die Versammlung, ohne einen Beschluß zu fassen, auseinander.

Der Aufstand in Prag durch die Tschechen.

. . . Nach der Beschießung der Straßen und Barrikaden am 15. Juni, mit welcher Fürst Windischgrätz seinen Zweck nicht erreichen und die Aufrührerischen nicht zur Kapitulation bringen

konnte, erließ er eine Proklamation, worin er alle, welche die Stadt verlassen wollten, aufforderte, das zu thun; er wolle die Truppen im unnützen Straßenkampf nicht aufopfern und jetzt zum äußersten Mittel schreiten, daher würde er die Soldaten vor die Stadt und auf die Kleinseite legen und von da Prag mit größter Strenge des Krieges beschießen. Am 16. Juni 6 Uhr Abends beginne das Bombardement. Die Truppen zogen aus. Viele Einwohner strömten nach den Thoren, um den Schrecknissen der Stadt zu entfliehen. Allein es heißt, das Volk habe nur alte Leute, Frauen und Kinder herausgelassen, alle kräftigen Männer aber zurückgehalten und sie gezwungen, Waffen zu nehmen und Barrikaden aufzuwerfen, um mit ihnen die Stadt gemeinschaftlich zu vertheidigen; dabei sollen entsetzliche Gräuel verübt worden sein. So viel ist gewiß, daß die große Mehrzahl der aus Prag Geflohenen aus Frauen besteht. Die Flucht aus der Stadt muß also trotz der Proklamation des Fürsten Windischgrätz mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden sein. Am 16. Juni Nachmittags begann die Beschießung der Stadt von Wischehgrad, dem St. Lorenzberge und von der Kleinseite über die Moldau, namentlich gegen das Clementinum, das Carolinum und die umliegenden Straßen gerichtet, die Häuser stürzen zusammen und eine Brandrakete wurde geworfen, die Jesuitengasse steht dadurch in Flammen. Die Kanonade dauerte bis 10 Uhr. Es giebt wenige große Städte, die so gelegen sind wie Prag, um von denen, welche die Höhen inne haben, in Grund und Boden geschossen zu werden. So kann denn der Trotz der Tschechen, die sicher auf die Hülfe der Bauern aus weiter Umgegend rechneten (die auszubleiben scheint), die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandeln. Fürst Windischgrätz ist aus Wien selbst der Befehl zugefertigt worden, mit der größten Energie zu verfahren. In der inneren Stadt bekümmerte man sich um den Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer nicht, da nur die an der Moldau stehenden Häuser, namentlich das Brückenthor, welches von einer durch einen Polen befehligten Schaar vertheidigt ward, durch die Schüsse beschädigt wurden. Der Kanonendonner dauerte während der Mittags-

zeit fort und hörte dann auf; es war eine Deputation von Seiten der Studirenden und der Nationalgarde mit der weißen Fahne zu dem Kommandirenden auf die Kleinseite gegangen. Es war 4 Uhr. Sogleich schwiegen die Kanonen, die Verhandlungen begannen und das Resultat derselben war: der Kommandirende Fürst Windischgrätz legt sein Kommando in die Hände des Grafen Mensdorff nieder und das Militair soll, sobald alle Barrikaden weggeräumt sind, mit den Studenten und der übrigen Bürgerbewaffnung alle Wachen gemeinschaftlich beziehen. General Mensdorf und zwei Herren von dem Landesgubernium gingen dann gegen 6 Uhr mit der Deputation nach der Altstadt. Gegen 9 Uhr wurde es ruhig, die genannten Bedingungen wurden proklamirt und alles beruhigte sich. Jetzt um 8 Uhr früh ist noch alles ruhig.

Folgen der Prager Revolution.

Ein Opfer derselben ist die Fürstin Windischgrätz, sie ist von dem Techniker Muhr erschossen worden. Der Sohn des Fürsten erhielt zwei Schüsse im Carolinum (Universitätsgebäude), wohin er von seinem Vater als Parlamentär gesandt worden war. Feldmarschall-Lieutenant v. Köck wurde von einem Frauenzimmer erschossen. Der Obristlieutenant von Hohenegg, Infanterie, dessen Adjutant nebst mehreren anderen Offizieren sind geblieben Der Verlust, welchen das Civil erlitten hat, läßt sich nicht ermitteln, denn die Todten und Verwundeten wurden sogleich verschleppt. Durch die Beschießung der Stadt vom Laurenziberge aus haben am meisten das Clementinum, das Kreuzherrenkloster, die Mühlen und einige Thürme gelitten. Graf Deym, Graf Bonquoi, Baron Villano sind am 19. Juni verhaftet nebst einer großen Anzahl der Mitglieder der Svarnost wie der Studentenschaft. Aus den vorgefundenen Papieren ergiebt sich, daß der lange vorbereitete Aufstand erst am 15. Juni losbrechen sollte. Auf dem Lande ist es ruhig, obwohl die Emissäre alles aufbieten, um den Sturm von neuem heraufzubeschwören. In vielen böhmischen Ortschaften werden vom Landvolke Kugeln gegossen. Sämmtliche böhmischen Kreishaupt-

leute sind angewiesen, bei weiteren Ruhestörungen das Standrecht zu publiziren. Fürst Windischgrätz erließ eine beruhigende Proklamation, daß man ja nicht glaube, daß die Konstitution oder gar die Freiheit durch diese Ereignisse oder gar durch seine Person geschmälert werde; beide sind ihm, als Diener des Kaisers, heilig, wenn er jetzt strenge Maßregeln ergriffen habe, so wäre es zur Unterdrückung der muthwillig hervorgerufenen Anarchie geschehen, die er jederzeit niederhalten werde. Das Standrecht ist über unsere Stadt verkündet worden, gegen 30 000 Mann der verschiedensten Waffengattungen sollen um Prag zusammengezogen sein. Welch' ein Unheil haben tschechische Empörer über Prag gebracht und welch' größeres Unheil wäre über uns verhängt, wenn sie Sieger geblieben wären! Eine sicilianische Vesper war über uns von den Leitern des Aufstandes verhängt, der größte Theil des Adels und eine Unmasse Deutscher waren proskribirt und dem Tode geweiht. Dazu hatten sie die Absicht, Arbeiter und Bauernhorden in die Stadt zu rufen, da wäre es bei den Proskribirten nicht geblieben und allgemeines Rauben und Morden wäre begonnen.

Eine Rede des Herrn von Vincke bei der Debatte über die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser.

v. Vincke: Mein Standpunkt ist nicht der der Revolution, sondern der des Rechtsbodens. Es gab eine Zeit, wo dieser Rechtsboden von oben durchlöchert wurde, damals habe ich mit vielen Freunden dagegen angekämpft. Ich hoffe, daß dieser Rechtsboden der Fels sein wird, an dem der Eisberg der Revolution zerschellt. Auch gelten noch etwas Redlichkeit und Treue. Ich bin hierher gesandt, die Rechte des Volks, aber auch die der Fürsten zu vertheidigen. Ich huldige dem Prinzip der Volkssouveränität nicht; es wird mit solchen Ausdrücken viel zu viel gespielt. Es hat Jemand beantragt, es solle eine Marinesteuer von sechs Kreuzern auferlegt werden, jedesmal zu entrichten, wenn die Worte Reaktion und Volkssouveränität hier vorkommen, um dafür die deutsche Flotte zu bauen. Ich bin dagegen, denn ich würde manche inter-

essante Belehrung über diese Gegenstände entbehrt haben; ich würde nicht gelernt haben, daß Jeder als Souverain auf die Welt komme. Ich habe auf diese Weise gelernt, daß, wenn der Vater den Sohn belehren will, dieser antworten kann: Still, ich bin auch Souverain! Man spricht soviel von der Allmacht des Volkes; ja, die physische existirt. Ich möchte das Mitglied für Leipzig freundlich warnen, nicht zu viel diese Allmacht hervorzuheben. Und wenn dasselbe den Rechtsboden eine trügerische Eisdecke nennt, so könnte es ihm wohl geschehen, daß auf dem Rechtsboden, den dies Mitglied zimmern will, er eines Morgens aufwachte und fände, daß sein Boden inzwischen auch eine solche Eisdecke war, unter dem der Strom der Revolution sich fortrollt. Ich bin hier auf Grund meines Mandats, eine Verfassung zu vereinbaren. Wir lieben unsere Fürsten. (Zischen auf der Galerie.)

Vorsitzender: Wenn dies Zischen nicht aufhört, so werde ich die Galerie räumen lassen. (Stimmen von oben: Dann schmeißt man den Präsidenten hinaus! Viele Stimmen: Hinaus mit dem Unverschämten!)

Vincke fährt fort: Wir lieben sie, weil wir seit Jahrhunderten zu ihnen gehörten, wir sind stolz darauf, daß der große Kurfürst und Friedrich II. uns zu einem großen Volk gemacht. (Unterbrechung.) Wir lieben die Monarchie, weil die Krone über niederem Ehrgeiz steht, weil wir in den Fürsten die Träger des Rechts sehen, wir lieben sie wie der Engländer, der sein God save the Queen singt. Wir wollen darum die konstitutionelle Monarchie. Es muß eine Vereinbarung zwischen Volk und Fürsten stattfinden in Betreff der Verfassung. Aber die Centralgewalt muß von dem Fürsten ausgehen, sonst giebt es keine konstitutionelle Monarchie mehr. Deshalb bin ich gegen den Antrag des Ausschusses, der im Wesentlichen nur die Ernennung durch die Nationalversammlung will. Die Abstimmung ohne Diskussion ist einer solchen Versammlung unwürdig. Die Ausführung eines solchen Systems würde unbedingt zur Republik führen. Die republikanische Spitze wäre ein Prinzip, welches das konstitutionelle Prinzip vernichten würde.

Es würde dies wahrscheinlich den Wühlern willkommene Gelegenheit bieten, diese republikanische Spitze nachzuahmen. Man spricht den Wunsch aus, die Nationalversammlung möge das Recht der Steuerverweigerung besitzen, nun, schaffen Sie Ihre republikanische Spitze und es wird für dieselbe kein Thaler Steuer aus den meisten Theilen Deutschlands gezahlt werden.

Der Redner widerlegt dann einzelne Äußerungen Robert Blums in seiner gestrigen Rede (Ruf links: Zur Sache!) Er erwähnt Frankreichs jetzigen Zustände und Nordamerika, dessen von der unsern so vollkommen verschiedene Lage und Verhältnisse er hervorhebt; dort sei vor allem der gesetzliche Sinn, der hier in Deutschland, wenn man sich nur der Angriffe gegen das Eigenthum erinnere, fehle. Man spreche von den Füßen einer Tänzerin; Helden der französischen Revolution hätten auch mit Theaterpersonen zu thun gehabt. Wir sind zwar Jeder als Souverain geboren, allein obschon ich mich hier in einer Gesellschaft von Souverainen befinde, so möchte ich mir dennoch die Warnung erlauben, daß wir in einem Augenblick, wo wir in der größten Gefahr sind, ja, wo die Augen von ganz Europa auf uns gerichtet sind, wie man sagt, nicht die Schwächen des Vaterlandes aufdecken dürfen. Ich hörte hier viel von verklebten Vulkanen, Erdbeben, Lawinen reden, ich meinte, ich befände mich im Theater. (Großer Lärm links. Vorsitzender: Wenn der Redner dies persönlich nimmt, so rufe ich ihn zur Ordnung.) Nun gut, so will ich, weil das betreffende Mitglied aus Berlin ist, ihm nur dies antworten: bange machen gilt nicht! Der Redner bekämpft nun besonders die Rede von Heckscher, er hält die Einheit der Spitze jedenfalls für besser, das Eine Haupt wird sich auf seiner Spitze vereinsamt finden. Nun, so nehme es sich Stützen unter sich, wie es bei einer guten Spitze sein soll, und fühlt es sich auch dann vereinsamt wie Robinson, was hülfe es, wenn wir ihm auch 100 Donnerstage an die Seite gäben? (Große Heiterkeit.) Der Redner ist dann dafür, einem Fürsten die Centralgewalt zu geben. Er erklärt, daß er gegen den Beschluß über Triest gestimmt habe, weil dieser die Kompetenz der Versammlung überschreite und

es mit Worten nicht gethan sei. Der Redner schlägt vor, bis zur definitiven Konstituirung Deutschlands einen Bundesdirektor von den Fürsten ernennen zu lassen. Er ist jedoch keineswegs gewillt, die Wahl auf Preußen zu lenken; Preußen werde, obschon er, der Redner, nicht in die Geheimnisse der Regierung eingeweiht sei, nichts dagegen haben, wenn die Wahl auf einen österreichischen Prinzen falle. Er deutet dabei auf den Erzherzog Johann. (Es ist nicht möglich bei dem äußerst raschen, sprudelnden Vortrag des geistreichen Redners eine nur einigermaßen genügende Skizze zu geben. Man muß den hervorragenden Redner anerkennen, wenn man auch einer anderen Fahne folgt.)

Paris, den 26. Juli. Der Kampf oder vielmehr der entsetzliche Bürgerkrieg — es ist kein Kampf, es ist ein Krieg, ein erbarmungsloser, fürchterlicher Krieg, der seit drei Tagen geführt wird, so ruft der heutige Siecle — scheint nach dem erwähnten, in der Nationalversammlung heute Nachmittag angekommenen amtlichen Berichte Cavaignacs nun endlich wirklich beendet, obgleich noch immer nicht wahrscheinliche Gerüchte gingen, die Insurgenten zögen sich nach der Vorstadt St. Antoine, nach Charonne und Menilmontant zurück und dort erneuere sich der Kampf. Die Frage nach den Anstiftern des Aufstandes wird wahrscheinlich bald beantwortet werden können und die Behörden sind nach den in der Nationalversammlung abgegebenen Erklärungen sicher, bald alle Fäden der Verschwörung in Händen zu haben.

In der Sitzung vom 25. Juli um 5 Uhr liest Präsident Senard eine Depesche Marrasts aus dem Stadthause vor, welche die verschiedenen Vortheile erzählt, die gegen die Insurgenten des 8. und 9. Bezirks errungen sind. Um vielseitige Irrthümer zu bekämpfen, habe er (der Präsident) mit dem General Cavaignac eine Proklamation zur Beruhigung der Bevölkerung entworfen. Diese Proklamation, fuhr der Präsident nach großen Beifallsbezeugungen fort, ist in zahlreichen Massen gedruckt und hinter die Barrikaden geschleudert worden. Ihr Erfolg sei unzweifelhaft.

In diesem Augenblick kommandirt General Lamoricière im Faubourg du Temple das Feuer. Die Sitzung wird suspendirt. Um 9 Uhr nimmt sie Senard wieder auf. Er hält eine lange Rede an die Versammlung, voll Schmerz über den Verlust mehrerer der Glieder der Versammlung, welche den Märtyrertod gefunden hätten u. s. w. Er nennt den General Negrier, Helden von Constantine, und Charbonnel, Rittmeister aus dem Ober-Loire-Departement, die beide als Opfer ihres gemäßigten und vermittelnden Republikanismus neuerdings vor den Barrikaden fielen.

Sitzung vom 26. Juni, die permanent ist seit 8½ Uhr Morgens. Viele Depeschen und Berichte über den Verlauf der Straßenkämpfe laufen ein, bis um 2 Uhr die Nachricht kommt, daß die Faubourg St. Antoine übergeben sei. E. Girardin ist verhaftet auf einen Befehl des Generals Cavaignac, welcher zugleich die „Presse" unterdrückt. In dem Briefe, in welchem General Cavaignac anzeigt, daß, dank der Haltung der Nationalversammlung, der Tapferkeit der Bürgerwehr und des Heeres, kein Kampf mehr in Paris sei, erklärt er zugleich, daß, sobald er seine Pflicht erfüllt habe und die von der Nationalversammlung zum Heil des Staates nothwendigen Maßregeln getroffen seien, er seine außerordentlichen Vollmachten niederlege. Die festgehaltenen Deputirten sind freigegeben, die Einwohner in der Vorstadt St. Antoine arbeiten selbst am Niederreißen der Barrikaden.

General Cavaignac ist bis zur schließlichen Feststellung der französischen Verfassung durch die konstituirende Nationalversammlung mit der Vollziehungsgewalt betraut, mit dem Rechte, sich seine Minister zu ernennen. Das Ministerium besteht am 28. Juni aus General Cavaignac, Haupt der vollziehenden Macht, Präsident, Goudchaud, Minister der Finanzen, Recurt, Minister der öffentlichen Arbeiten, Senard, Präsident der Nationalversammlung, Minister des Innern, General Lamoricière, Minister des Krieges, Bastide, Minister des Äußern, Bethmont, Minister der Justiz, Vernhac, Minister der Marine, und General Changarnier, General der Nationalgarde.

Die Todten des viertägigen Kampfes werden auf 10 bis 12 000 geschätzt, allein 1500 Leichen liegen im Garten des Temple. Nur die Generale Lamoricière, Lebreton und Cavaignac sind nicht verwundet.

Die ganze Vorstadt St. Antoine, die gleich dem Faubourg St. Jacques furchtbar aussieht, ist noch immer stark besetzt und wird ganz entwaffnet.

Frankfurt a. M. Verhandlungen des deutschen Reichstages am 29. Juni, Mittags 12 Uhr. 27. Sitzung. Vorsitzender von Gagern: Es ist die Stunde gekommen, wo seit Jahrhunderten zum ersten Male das deutsche Volk berufen ist, sich eine Regierung und ein Haupt zu setzen. Die Einheit Deutschlands, die bisher nur in unserm Bewußtsein lag, tritt hierdurch als Thatsache hinaus in die Welt. Wir üben unser Recht aus und diese Ausübung unseres Rechtes wird von allen auswärtigen Nationen anerkannt werden. Nun folgen die Wahlverhandlungen.

Vorsitzender von Gagern: Wer auch immer aus dieser Wahl hervorgehe, lassen Sie uns den festen Entschluß fassen, daß wir ihn unterstützen wollen in seiner schweren Aufgabe mit all den Kräften, die uns zu Gebote stehen. (Allgemeine Zustimmung.)

Wahlhandlung. Es sind 546 Mitglieder anwesend. Es stimmen für:

Erzherzog Johann	436	Mitglieder,
Heinrich v. Gagern	52	"
H. v. Itzstein	32	"
Erzherzog Stephan	1	"
Garnicht stimmen	25	"

Der Vorsitzende von Gagern: So verkündige ich als gesetzlich erwählten Reichsverweser den Erzherzog Johann von Österreich. (Ungeheurer Jubel.) Er bewähre die erprobte Liebe zum Vaterlande, er sei der Bewahrer unserer Volksfreiheit, der Gründer unserer Einheit, der Wiederhersteller von Ordnung und Ruhe.

In diesem Augenblick verkündigt Geläute aller Glocken und Kanonendonner nah und fern die Ernennung des Reichsverwesers.

Bald darauf reiste eine Deputation des Reichstags nach Wien und Erzherzog Johann nahm die Wahl an.

Das siegreiche Fortschreiten des sardinischen Königs Carl Albert ist durch den Verlust der Schlacht von Custozza, welche der Feldmarschall Radetzky gewann, in das Gegentheil verwandelt. Am 7. August fand in Wien eine große militairische Feier und ein Tedeum für die letzten glänzenden Siege statt, welche die österreichische Armee in Italien erfochten hat. Es soll sich im Hauptquartier des Feldmarschalls eine Deputation aus Mailand eingefunden haben, um mit ihm zu unterhandeln. Radetzky will aber jedenfalls Carl Albert zur Unterhandlung zwingen.

Inzwischen soll der Feldmarschall Radetzky ohne Hinderniß bis Lodi vorgerückt sein. Es waren wieder mehrere Parlamentäre von dem König Albert, der bei Pavia einige Verstärkungen erwartet hatte, im Hauptquartier Formagara bei Crema eingetroffen. In Mailand herrscht Verwirrung und Anarchie. Einem ausgeschriebenen Zwangsdarlehn der Regierung leistet niemand Folge. Unterdessen bewaffnen sich die Fanatiker, halten die Nobili zurück und drohen mit Widerstand. Am 6. August Nachmittags 2 Uhr zog die österreichische Armee in Mailand ein.

Paris, den 26. September. Louis Napoleon, der mit einer Anzahl von über 100 000 Stimmen zum Volksvertreter gewählt ist, hat Cavaignac und der Republik den guten, sich selbst aber den schlechten Dienst erwiesen, seinen Platz in der Nationalversammlung einzunehmen und mit einer Rede von demselben Besitz zu ergreifen. Das Auffallendste ist, daß der Prinz diese Rede von einem Blatte ablesen mußte, daß er also selbst diese abgebrochenen Phrasen nicht auswendig hersagen konnte und er in seiner Umgebung niemand hat, der ihm eine bessere Rede machen konnte. Hält er noch einige

solcher Reden, so wird er bald aufhören gefährlich zu sein. Er erschien heute Mittag nach eröffneter Sitzung und setzte sich ziemlich nach der äußersten Linken.

Marrast: So proklamire ich hiermit den Bürger Louis Napoleon Bonaparte zum Volksvertreter des Yonne-Departements.

Louis Bonaparte verläßt seine Bank und liest von einem Blatte folgende Rede ab. „Es ist mir unmöglich, daß ich zu allen den Verleumdungen schweige, deren Gegenstand ich bin. Nach 33jähriger Verbannung sehe ich meine Heimath wieder! Die Republik hat mir diese Möglichkeit verschafft; ich bezeuge ihr meine Anerkennung. Wenn ich mein Vaterland wiedersehe, in Ihrer Mitte leben darf, will ich alle meine Kräfte aufbieten, um mit Ihnen für die Befestigung der Republik zu arbeiten. (Bewegung.) Ich kann Ihnen nur die Früchte meiner einsamen Betrachtungen, meinen guten Willen beibringen. Doch Niemand in Ihrer Mitte, theure Kollegen, ist geneigter Ihre Aufklärungen zu benutzen als ich. (Eine Stimme ruft: Es lebe die Republik! Man lacht.) Es ist mir nicht erlaubt Stillschweigen zu beobachten, nach allen den Verleumdungen, die gegen mich gerichtet wurden, fühle ich das Bedürfniß, die wahren Gefühle zu verlautbaren, die mich belebten und stets beleben werden. Die Republik ist proklamirt worden und nach 33jähriger Verbannung gewährt sie mir das Glück, die Verbannung aufgehoben zu sehen, die mich von meinem Lande, von meinen Mitbürgern entfernt hielt. Möge sie durch meine Gefühle und meine vollkommenste Anerkennung den Dank dafür hinnehmen. Ich danke denjenigen Mitbürgern, welche mich gewählt haben, und mögen sie überzeugt sein, daß ich für Aufrechterhaltung der republikanischen Staatsformen, die Frankreich verlangt und die es mit Recht verlangt, arbeiten werde. Da ich leider weit entfernt von hier leben mußte, kann ich freilich nur die Früchte meines Nachdenkens und meines Exils bieten. Ich danke Ihnen, daß Sie mich in Ihrem Schooße zugelassen haben. Heute ist mir die Bahn geöffnet, auf der auch Sie wandeln. Jetzt kann ich im Interesse meines Landes arbeiten. Mein Benehmen wird zeigen, namentlich

wenn es Leidenschaften begegnet, daß keiner von uns entschlossener ist als ich, sein Mandat als Vertreter des Volks zum Heil und zur Aufrechterhaltung der republikanischen Form zu erfüllen."

Aus der Baseler Zeitung. Mailand, den 7. August 1848. Radetzky ist gestern Mittag mit 50 000 Mann und vieler Artillerie hier eingezogen. Sein Erstes war der Erlaß einer Proklamation, wonach er einstweilen das Civil- und Militairgouvernement der hiesigen Provinz übernommen hat. Mailand ist in Belagerungszustand erklärt, Fürst Schwarzenberg ist Militairgouverneur der Stadt. Alle Läden sind geschlossen und man kann sich vorstellen, wie die Bevölkerung, von der man niemand auf der Straße sieht, niedergeschlagen ist. Unsere jungen Leute sind meistens noch fort und wir, wir kommen, um die Vorsehung zu bitten, daß uns kein größeres Unheil widerfahre. Von Samstag Mittag an wurde die Lage der Stadt immer bedenklicher und die Ungewißheit, ob man sich auf die Piemontesen verlassen könne, immer größer. Carl Albert nahm mit seinen beiden Söhnen Quartier in der Casa Grepi und sobald das Volk dies wußte, wurde dieser Palast umringt, alle Bagagewagen auf die Straße geführt und umgestürzt, um dem Könige das Entweichen unmöglich zu machen. Unterdessen wurde die Verwirrung immer allgemeiner und der Haß und der Argwohn gegen die Piemontesen nahm zu; mehrere aus dem Volke hielten Reden an Carl Albert, aus welchen Haß und tiefe Verzweiflung sprach; sie redeten ihn an: Vaterlandsverräther! Siehe, was Du für Unheil gestiftet hast, unsere Kinder sind Waisen, zahlreiche Dörfer abgebrannt und das Land ins Unglück gestürzt! Ein Priester sagte dem Könige ins Gesicht: Im Namen des ganzen Volkes, im Namen der vaterlosen Kinder verfluche ich Dich in die unterste Hölle! Diese Reden habe ich alle gehört, da ich nahe dabei stand. Carl Albert, ein Mann von 62 bis 65 Jahren, sah sehr leidend aus und deshalb sprach sein älterer Sohn, der Herzog von Savoyen, zum Volke: Im Namen des Königs verspreche ich Euch, daß wir Mailand bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen

werden, und wenn es nöthig ist, werden wir uns unter den Mauern Mailands begraben! Abends wollte derselbe Herzog ausgehen, sobald er aber auf der Straße erschien, fielen zwei Schüsse auf ihn und drei Kugeln flogen ins Zimmer des Königs. Dieser verließ zu Fuß seine Wohnung, begab sich zu seinen Truppen und machte sich nach Mitternacht davon.

Der König von Sardinien muß der mit Radetzky abgeschlossenen Konvention gemäß bis zum 7. Abends den Ticino passirt haben, sich also ganz außerhalb des bisherigen österreichischen Gebietes in Italien befinden. Der Einmarsch der Österreicher in Mailand ist übrigens noch durch zwei Schreiben des Podesta der Stadt und Rossi beschleunigt worden, welcher dringend die Hülfe des österreichischen Generals in Anspruch nahm, um den plündernden Pöbel zu zähmen.

Frankfurt a. M. Was die letzten Berichte befürchten ließen, ist leider in einer sehr beklagenswerthen Weise in Erfüllung gegangen. Die anarchische Partei, welche schon länger auf eine Gelegenheit wartete, dem gesetzmäßigen Zustande der Dinge in Frankfurt a. M. ein Ende zu machen, hat von der Genehmigung des mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstandes den Vorwand genommen, an die Massen zu appelliren und einen Versuch zur Sprengung der Reichsversammlung zu unternehmen. Dieser Versuch ist zwar mißlungen, aber der Sieg über die Anarchie erst nach mehrstündigem, blutigem Kampfe gewonnen worden und der nächste Erfolg jenes Attentates die, wenn auch nur temporäre Einführung der Kriegsgesetzes gewesen, an einem Orte, wo deutsche Freiheit und deutsches Recht ihre sicherste Gewähr für Alle finden sollten.

Daß die Entwickelung der Einheit und Freiheit Deutschlands an einem Wendepunkt angelangt ist, läßt sich nicht verkennen. Möchte sich bald die Hand finden, welche sowohl die Kraft als den rücksichtslosen Willen besitzt, anarchische und reaktionäre Gelüste mit gleichem Nachdruck niederzuhalten und durch Entschluß einen die Rechte und Interessen aller schirmenden Rechtszustand herbei-

zuführen, der auf dem bisherigen Wege endloser Verhandlungen über die Grundrechte nun und nimmermehr zu erreichen ist.

Nachstehend folgen die eingegangenen Berichte über die Frankfurter Ereignisse am 18. und 19. September.

Frankfurt, den 18. September. Abends 10 Uhr. Ein schrecklicher Tag! Barrikaden, Gewehrfeuer, Geschütz, viel Blutvergießen und jetzt alles still in Ruhe! Von der heutigen Sitzung der Reichsversammlung berichte ich weiter unten, nur von dem Antrage Riehls will ich reden, der den Zweck des Tages enthält: Unwürdigkeitserklärung der Majorität und Sprengung des Parlaments. Übrigens berieth das Parlament ganz ruhig über die Grundrechte. Die Rede von Simon von Trier am 16. d. Mts. konnte schon einigermaßen auf das Kommende vorbereiten. Am Abend dieses Tages war von der demokratischen Vereinigung zu Frankfurt a. M. eine Volksversammlung auf Sonntag Mittag anberaumt, um eine Zustimmungsadresse an die Minderheit der Reichsversammlung zu erlassen. Bei der Volksversammlung jedoch fand diese Adresse keinen Anklang. Nach Reden von Simon aus Trier, Zix, Schlöffel, Wesendonk (der ruhig sprach) war auf Vorschlag des bekannten Metternich aus Mainz beschlossen, die Majorität für Volksverräther zu erklären und dies dem Parlament durch eine Deputation ins Gesicht zu sagen. Zugleich ermahnte Metternich die zahlreichen Zuzügler aus den Nachbarstädten, sich ruhig zu verhalten, aber jedenfalls die Nacht hier zu bleiben, um den Beschlüssen des Volkes den gehörigen Nachdruck zu geben.

In der Nacht kamen nun Österreicher und Preußen aus Mainz an, nachdem der Senat dem Reichverweser erklärt hatte, er könne den Schutz der Reichsversammlung nicht gewährleisten. Im Laufe des Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr entstand plötzlich vor der Paulskirche ein tobender Lärm. Wie man hörte, wollte die Deputation eindringen, wurde aber noch zeitig vom heranziehenden Militair verdrängt. Unmittelbar darauf wurden zwei Barrikaden errichtet, Leute in Turnerkleidung, das rothe Band im Knopfloch, Handwerksgesellen, auch einige Bürger halfen dabei,

Bretter, Steine, Stangen und Eisen aufeinander zu häufen. Darauf kam eine zahlreiche Abtheilung Österreicher, die vergeblich versuchte, die Barrikade zu stürmen. Neue Barrikaden wurden gebaut, von blutrothen Fahnen überweht. Nicht lange, so hörte man Geschrei und Schießen, es waren Hessen-Darmstädter angelangt, welche 4 oder 6 Barrikaden in der Fahrgasse stürmten. Bald schwieg das Feuer, bald begann es aufs neue, manches Mal wohl eine Viertelstunde nacheinander anhaltend. Endlich folgen Kanonenschüsse, sie gelten den Barrikaden auf der Allerheiligengasse. Man sieht Todte und Verwundete vorübertragen, wohl dreißig an der Zahl, fast alle Insurgenten, ein Junge mit einer weißen Fahne geht voran. Ein Abgeordneter geht vorüber, er berichtet, die Abgeordneten General Auerswald und Fürst Lichnowsky, die sich auf der Straße gezeigt hätten, seien ermordet. Die Details sind schrecklich. Abends 9 Uhr sind aber alle Barrikaden genommen oder von den Insurgenten verlassen. Überall lagern Soldaten auf den Straßen, die Häuser haben beleuchtet werden müssen und Bürger bringen Brod und Getränke herbei. Am Ostende der Allerheiligengasse sind die Darmstädter mit Geschützen, weiter aufwärts die Preußen. Auf dieser einen Straße sah ich die Trümmer von fünf Barrikaden, wo blutig gekämpft ward. Und warum ist dies viele Blut vergossen? Wollte man die Republik ausrufen? Wollte man die Minorität zum allein legitimen Parlament erklären? Es wird sich zeigen, was man will.

Um die Mitte des Tages war der Straßenkampf sehr lebendig. Mehrere österreichische Soldaten sind gefallen, trotzdem rücken die Truppen muthig vor. Von den Barrikaden wurde ein sehr gutes Feuer unterhalten und die österreichischen Soldaten zogen sich mit ihren Todten durch ein Haus zurück. Die große Barrikade in der Döngesgasse ist um 4 Uhr noch nicht genommen. Das österreichische Militair hat den Liebfrauenberg inne, die Preußen stehen mit den Österreichern auf der Zeil und an der Hauptwache, die Bürgerwehr an der Paulskirche. Es ist eine Deputation bei dem Kriegsminister gewesen, um ihn zu vermögen, die Truppen aus der Stadt zurück-

zurückzuziehen, derselbe hat indeß solche Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollen. Das Feuern auf der Zeil dauert fort, die preußischen Truppen stehen dem Russischen Hofe gegenüber. Von den Barrikaden vor der Stelzengasse, Allerheiligengasse und Fahrgasse wird über die Zeil hin ein tüchtiges Gewehrfeuer unterhalten. Hier und dort schießt man aus den Fenstern. Um 5 Uhr gehen Parlamentaire mit weißen Tüchern zu den Aufständischen. Ein Offizier führt dieselben zu den Barrikaden; bevor sie diese aber erreicht haben, trägt man schon einen dieser Parlamentaire durch den Oberschenkel getroffen zurück. Die übrigen vermitteln eine Waffenruhe von einer Stunde. Bei einer Barrikade zählte man seitens des Volkes 7 bis 8 Todte. Um 7 Uhr begann der Kampf aufs Neue; man hört Pelotonfeuer und Kanonendonner, die Sachsenhäuser Brücke ist auch verbarrikadirt, so wie ganz Sachsenhausen. Endlich nach 9 Uhr wird es ruhig. Das Militair hat gesiegt. Viele Todte und Verwundete hat man zu bedauern. Es sind ungefähr 10 000 Mann fremder Truppen in der Stadt, die alle auf der Straße liegen oder patrouilliren. Um 10 Uhr ist die vollkommene Ruhe hergestellt. Die meisten Mitglieder der Rechten haben die Stadt verlassen. Die Barrikaden werden hinweggeräumt.

Im Parlamenthause ging es am 18. September verhältnißmäßig ruhig her. Um 9¼ Uhr versammeln sich allmählich die Abgeordneten. Die Galerien sind seit 8¼ Uhr gedrängt voll. In der Stadt ist es noch ruhig. Auf der Tagesordnung steht die Berathung der Grundrechte. Man erwartet einen Protest und eine Demonstration der Linken. Die Sitzung beginnt um 9½ Uhr mit Verlesung des Protokolls. Schaffrath reklamirt dagegen. Als auf die Äußerung des Präsidenten am Sonnabend: Lassen Sie sich von Ihrer Leidenschaft nicht so hinreißen, er dem Präsidenten das Recht der Mitdebatte bestritten, habe dieser gesagt: Ich lasse mir das Recht zu debattiren, wie mein Urtheil nicht nehmen. Schaffrath beantragt die Aufnahme dieser Worte ins Protokoll; der Präsident hat nichts dagegen.

Der Präsident droht, wenn die Galerien nicht ruhig würden, sie sogleich räumen zu lassen. Wigand vom Platze: Das ist gegen die Geschäftsordnung. Präsident: Herr Wigand, Sie haben mich nicht auf die Geschäftsordnung aufmerksam zu machen.

Es werden jetzt verschiedene Anträge von der Linken in stürmischer Weise eingebracht, die meistens abgelehnt werden.

Während der Abgeordnete Arntz spricht, entsteht großes Getümmel in der Versammlung und auf der oberen Galerie. Es wird draußen mit Stöcken gegen die dem Thurme gegenüberliegende Thür geklopft, mehrere Abgeordnete stürzen dorthin. Die Ruhe ist indeß nach kurzem Aufenthalt wieder hergestellt. Arntz spricht weiter. Einige Fremde unten lüften die Vorhänge der Fenster, um hinauszusehen. Robert Blum ruft: Keine Komödie hier! Draußen hört man rufen und lärmen. Die Verhandlung geht noch immer ruhig weiter. Man hört draußen Trommeln wirbeln.

Der Präsident theilt eine Eingabe der Volksversammlung zu Frankfurt a. M. mit. Dieselbe lautet: Die Volksversammlung zu Frankfurt a. M. hat am 17. dies. unter Betheiligung von Tausenden von Menschen beschlossen: 1) Diejenigen 258 Mitglieder der Majorität, welche den schimpflichen Waffenstillstand mit Dänemark, gutgeheißen, als Vaterlandsverräther zu erklären; 2) diesen Beschluß der deutschen Nation schleunigst bekannt zu machen, zu gleichem Zwecke auch 3) eine Deputation an die Nationalversammlung zu senden.

Präsident: Diese Petition wird dem Petitionsausschusse zu überreichen sein. (Gelächter rechts.) Vicepräsident von Herrmann berichtet über weitere Urlaubsgesuche, welche genehmigt werden. Morgen früh 9 Uhr Fortsetzung der Berathung der Grundrechte. Schluß der Sitzung Nachmittags gegen 2 Uhr. Militair empfängt die Herauskommenden. Die Österreicher stehen in zwei Linien auf dem großen Kornmarkt aufgestellt.

Frankfurt a. M., den 19. September, Nachts 11 Uhr. Ich bin soeben durch viele Straßen gewandert. Überall halten die

Soldaten Beiwacht auf den Straßen. Lustige Lagerfeuer brennen, Patrouillen ziehen umher. Der Erzherzog und der jetzige Stadtkommandant Graf Nobili haben anerkennende Tagesbefehle an die Truppen erlassen. Auf der Zeil lagen Preußen, auf dem Roßmarkt Österreicher, auf der Allerheiligengasse Hessen und Württemberger, in Sachsenhausen Bayern, vor den Thoren hessische Chevauxlegers. Trotz des Belagerungszustandes ist die Kommunikation nicht gehemmt, das Zusammenstehen in Gruppen nirgends verboten. Die Häuser sind alle auf Befehl erleuchtet, kein Freudenzeichen, doch auch kein schmerzliches mehr. Eine große Anzahl Verhafteter ist nach Mainz gebracht. Die Zahl der Todten und Verwundeten ist nicht gering auf beiden Seiten. Bei manchen Arrestanten in Frankfurt wurden Namenslisten gefunden von Deputirten, welche dem Tode verfallen sein sollten, im Fall die Insurgenten gesiegt hätten.

Es haben leider in Lübeck am 9. Oktober einige Unruhen stattgefunden. Die sogenannten Einwohner sandten an die in der reformirten Kirche versammelte Bürgerschaft eine Deputation. Als dieselbe abgewiesen wurde, zogen sie in Masse vor die Kirche, die auch bedeutend spolirt sein soll und hielten die Bürgerschaft in derselben fest. Um 10½ Uhr mußte Generalmarsch geschlagen werden, es wurde scharf geschossen, wobei, wie es heißt, ein Matrose geblieben ist und erst gegen 3 Uhr Morgens gelang es dem Militair die Ruhe wiederherzustellen.

Wien, den 6. Oktober Nachmittags. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen von der Straße und unter den peinlichsten Eindrücken der Schreckensscenen, die wir heute hier erlebt haben.

Durch den Ausmarsch von zwei Bataillonen, welche gegen Ungarn detachirt werden sollten und deren Beförderung auf der Nordbahn man sich heute Morgen mit Gewalt widersetzte, kam es heute bereits zu einem heftigen Blutbad in der Nähe des Nordbahnhofes und in den Straßen der Stadt, sowohl zwischen Militair und Volk als zwischen den Nationalgarden unter einander. Das

Volk hatte schon heute früh die Nordbahn zerstört, um den Ausmarsch der Truppen gegen Ungarn zu verhindern, und als darauf Militair und Artillerie dahin ausrückte, um den Exzessen ein Ende zu machen, kam es zum Blutvergießen, in welchem von beiden Seiten viele getödtet wurden, worunter auch ein General und mehrere Offiziere. Die ganze Stadt ist seit 12 Uhr Mittags in größtem Alarm, das Pelotonfeuer dauert über eine Stunde, man kämpfte in den Straßen mit einer Erbitterung und Wuth, die bis jetzt in unserer Revolution ohne Beispiel war. Barrikaden werden gebaut, das Feuer hat nun (um 3½ Uhr) aufgehört und das Militair mußte sich zurückziehen. Der heutige Tag ist der entscheidende Wendepunkt unserer Revolution und ich fürchte die Folgen. Der Belagerungszustand Wiens ist kaum zu bezweifeln.

Aus einem andern Schreiben aus Wien vom 7. ersehen wir, daß schon um 6 Uhr Morgens am 6. einige Nationalgardisten und einzelne Legionairs bei dem Nordbahnhofe Schienen aufgebrochen hatten, um den Abzug der Truppen (von den Regimentern Hrabowski, Richter und Hefs) nach Preßburg, wohin diese Truppen trotz ihrer eigenen Weigerung geschafft werden sollten, zu verhindern. Die Offiziere wollten darauf die Truppen zu Fuß nach Gänsersdorf führen, die Nationalgarde verhinderte indeß auch diesen Versuch durch Errichtung einer Barrikade an der Taborbrücke. Die Truppen, lauter deutsche Grenadiere, gingen darauf zur Nationalgarde über und diese riß ein Joch aus der Brücke, um der Kavallerie, welche zur Eskortirung der Infanterie herbeigeholt worden war, das Herauskommen unmöglich zu machen. Nun wurde ein anderes Infanterie-Regiment (Nassau), später um 10 Uhr auch Geschütz herbeigeholt und es entspann sich ein lebhafter Kampf auf dem Eisenbahndamm, der mit der Vertreibung des Infanterie-Regiments Nassau endete. Der diese Truppen kommandirende General Bredy wurde erschossen. Von dem Regiment Nassau blieben 20, von der Nationalgarde 5 auf dem Platze. Um 3 Uhr rückten Pioniere mit Geschütz durch das Burgthor in die Stadt, wurden aber trotz des Kartätschenfeuers zurückgetrieben und verloren viele Gefangene.

Gegen 6 Uhr bemächtigte sich das Volk des Kriegsgebäudes und ermordete den in demselben vorgefundenen Kriegsminister Latour trotz der Abwehr einiger Deputirten und Nationalgardisten.

Um 6½ Uhr Abends entspann sich ein heftiger Kampf um das Zeughaus, das von Soldaten und einer Anzahl der reaktionairen Partei angehörender Nationalgardisten besetzt war. Der Kampf von Seiten des Volkes, mit Hülfe von Geschütz geführt, dauerte die ganze Nacht hindurch, da die Besatzung sich auf keine Kapitulation einlassen wollte. Letztere erfolgte erst am 7. um 7½ Uhr Morgens unter der Bedingung, daß das Zeughaus von der akademischen Legion und der Nationalgarde besetzt werde, was auch geschah. Die Zahl der in diesem Kampfe Gefallenen ist noch nicht bekannt. Die Nationalgardisten, aus denen theilweise die Besatzung des Zeughauses bestand, sind durch einen unterirdischen Gang entkommen. Die Reichsversammlung blieb am 6. und 7. unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten Smolka (da der Präsident Strohbach die Berufung der Versammlung verweigert hatte) permanent und ernannte am 6. und 7. Abends eine meist aus Mitgliedern der Linken bestehende Exekutiv-Kommission. Auf den Antrag Löhners wurde eine Adresse an den Kaiser beschlossen wegen Änderung des Ministeriums (nur Dobbelhof und Hornbostel sollten bleiben), Entsetzung Jellachichs und Zurücknahme der bekannten Manifeste, sowie Erlasses einer Amnestie. Der Abgeordnete Scherzer wurde zum Oberkommandanten der Nationalgarde ernannt, die um 8 Uhr beschloß, die akademische Legion mit frischer Munition zu versehen. Um 11½ Uhr kam die Deputation vom Kaiser zurück mit dem Bescheide, daß das Gesuch vorläufig bewilligt sei und ein neues Ministerium ernannt werden solle. Der Reichstag erließ inzwischen vergebliche Aufforderungen, den Kampf am Zeughause einzustellen. Am 7. Morgens 10 Uhr wurde dem Reichstage gemeldet, daß der Kaiser Schönbrunn verlassen habe. Man erfuhr später, daß eine kaiserliche Proklamation zurückgeblieben sei, in welcher der Kaiser erklärte, daß er Wien wegen seines Hanges zum Aufruhr mit einem geeigneteren Ort vertausche. Der Reichstag beschloß darauf, die

konstituirende und exekutive Gewalt zu übernehmen und dies durch Erlaß den Provinzen anzuzeigen. Beim Schluß dieses Berichtes war ganz Wien bewaffnet und, eine übrig gebliebene Aufregung abgerechnet, ruhig.

Den 8. Oktober. Nach verläßlichen Nachrichten hat der Kaiser und die kaiserliche Familie gestern Morgen 7 Uhr Schönbrunn in Begleitung des Hofes und unter der Bedeckung von 2000 Mann Truppen verlassen; 4000 Mann anderer Truppen deckten das kaiserliche Schloß und die Reiseroute. Die ganze Umgegend wimmelt von bewaffnetem und unbewaffnetem Landvolk. Die Zahl der vorgestern Gefallenen läßt sich noch nicht bestimmen; im allgemeinen Krankenhause allein lagen gestern Morgen 90 Todte und zwar 86 Nationalgardisten und Civilisten, 3 Frauen und ein Geistlicher. Beim Zeughause fielen außerdem 30 bis 40 Civilisten und Militairs, an der Taborbrücke 5 Studenten und etwa 25 Soldaten. In den Vorstädten ist die Zahl der Gefallenen jedenfalls bis jetzt sehr gering.

Paris, den 7. Oktober. Das Prinzip ist gestern in Bezug auf die Präsidentenwahl entschieden. Trotz des Widerstrebens des Berges und aller Anhänger der rothen Republik erhält Frankreich einen Präsidenten. Endlich hat die Nationalversammlung mit der großen Majorität von 602 gegen 211 Stimmen, also mit Dreiviertel gegen Einviertel ihrer Mitglieder sich gegen die Ernennung des Präsidenten durch die gesetzgebende Versammlung entschieden. Zu dieser Entscheidung hat Lamartines Rede und der Beschluß des Abgeordnetenklubs im Institut viel beigetragen. Es ist nun noch zu entscheiden, ob das Volk zu neuer Wahl berufen wird, oder ob die Nationalversammlung unter den mit relativen Majoritäten Erwählten entscheiden soll.

Pest, den 6. Oktober. Kossuth, der erste Volksmann in Europa, schafft noch immer furchtbare Heere des Landsturms. 50 000 Mann hat er bei Szegedin zusammengezogen, um den

Raizischen Aufstand mit einem Schlage zu vernichten. Auch die Weiber sind von heiligem Enthusiasmus ergriffen, sie schlagen die Männer, wenn sie nicht die Waffen ergreifen wollen. 5000 Bauern, welche aus dem Lager gestern hier durchmarschirten, riefen: „Eljen Kossuth es à szabadsag!“ (Es lebe Kossuth und die Freiheit!) Sie wollen nicht früher auseinandergehen, bis sie aus Kossuths Munde selbst die Weisung erhalten. Von allen Seiten treffen Rekruten ein, welche sich freiwillig bei den Behörden stellen. Am 5. dies. hat Moritz Perzel, Volksrepräsentant der äußersten Linken und Oberbefehlshaber gegen die österreichische Armee, diese angreifen lassen und sie geschlagen.

Wien, den 17. Oktober. Die ungarische Armee marschirt nach Wien, man erwartete dort ihre Ankunft schon am 14. dies, doch hat sie die Grenze noch nicht überschritten. Die Ursachen sind wohl, weil erstlich die Ungarn nur mit einer zum siegreichen Angriffe hinreichend starken Armee kommen wollen und weil zweitens unter den Offizieren einzelner Regimenter viele offen erklärt haben sollen, daß sie es mit ihrem Eide unverträglich finden, die österreichische Grenze zu überschreiten. Auch muß man wohl bedenken, daß die Ungarn von allen Seiten noch von Gefahren bedroht sind, in den Nordkomitaten, im Trentschiner, Kauschauer und Arvader Komitat durch den Aufstand der Slavonischen Bevölkerung, welche noch keineswegs völlig gedämpft ist, in der Zips durch die schwierige Stimmung der Bergstädte, im Osten durch die fortdauernden Einfälle der Serben und Raizen und im Süden durch den rechten Flügel der Armee von Jellachich, welcher jenseits des Plattensees noch immer eine drohende Stellung einnimmt. Unter solchen Umständen auch nur 40 bis 50 000 Mann für Wien disponibel zu machen, ist eine nicht so leichte Aufgabe, als es die meisten Wiener zu glauben scheinen.

Von der Schweizergrenze vom 29. April 1848. Gleich im Beginn des Gefechts bei Dossenbach verschwand Herwegh, der

vor Schreck fast ohnmächtig geworden und ward feldflüchtig. Die Entschlossenheit seiner Frau allein rettete ihn in einem Wägelein, dessen Spritzleder sein Versteck ward, so oft die Flucht mitten durch Züge von Reitern ging, denen nicht in den Sinn kam, ein fahrendes Weib anzuhalten, und so entkam er über die Brücke bei Rheinfelden. Die Reste der Freischaar, die noch vereint den Rückzug nach Rheinfelden fortsetzten, hatten den Nachmittag bei Schwörstätten noch ein unbedeutendes Gefecht, in welchem sie völlig zersprengt wurden, zu bestehen. Gegen 400 Gefangene fielen den Truppen bei Dossenbach und Schwörstätten in die Hände. Ein Zug von 95 kam gestern nach Lörrach in Gewahrsam, darunter aber 20 Franzosen vom liederlichsten Gesindel.

Die Berliner Nachrichten theilen folgendes Schreiben des Herrn Cobden an den Dr. Maercker mit. Berlin, 23. Oktbr. 1848. Werther Herr! Sie wünschen von mir mit wenigen Worten zu hören, wie weit wir den Begriff des Freihandels in England ausdehnen. Wir verstehen darunter einfach und allein die Abschaffung aller Schutzzölle, wir sind nicht der Meinung, daß alle Eingangszölle beseitigt werden sollen. Wir behaupten aber, daß Zollstätten nur den Zweck haben, ein Einkommen für den Staat zusammenzubringen und daß es ein Mißbrauch ist, sie in Anstalten zu verwandeln, um einzelne Klassen auf Kosten der Gesammheit zu schützen. Fragen Sie mich nun, welches die Norm ist, nach welcher man zu unterscheiden habe, wann ein Zoll dem Staatseinkommen und wann er dem Schutze dient, so erwidere ich, daß ein Finanzzoll so billig angesetzt sein muß, daß er das Schmuggeln hindert und zu dem größtmöglichsten Betrag der Einfuhr ermuntert. Dagegen sind Schutzzölle zugeständlich darauf gerichtet, die Einfuhr so viel als möglich zu verhindern und unabweislich befördern sie den Contrebandehandel. Nach meiner Meinung sind 10 Proz. ein guter Finanzzoll für die meisten Artikel und dies scheint auch die Ansicht Ihrer erleuchteten Staatsmänner in Preußen im Jahre 1818 gewesen zu sein. Aufrichtig Ihr ꝛc. Cobden.

Über die Belagerung und Einnahme Wiens am 28. bis 30. Okt., 1848. Wien, den 30. Okt., 5 Uhr Ab. Wien hat sich unbedingt ergeben, das Militair ist ruhig eingerückt. Am 28. war der hauptsächlichste Kampf auf der südlichsten und östlichen Seite, während auf der westlichen Seite die Batterien nur mit Unterbrechung gehört wurden. Am Abend hatte der Ban Jellachich die Vorstädte Landstraße und Erdberg vollständig genommen und stand am Eingang der Leopoldstadt, so daß er diese beherrschte und seine Batterien die ganze Jägerzeile bestrichen; auch hatte er das neue Mauthgebäude besetzt, welches nach früheren Voraussetzungen General Bem zu einem hauptsächlichsten Vertheidigungspunkte bestimmt hatte, so daß man für die zahlreichen darin aufgehäuften Güter sehr besorgt gewesen war. Der Gloggnitzer Bahnhof war sehr lebhaft vertheidigt, aber noch im Laufe des 28. Oktober von den Truppen genommen, besonders soll sich das Regiment Nassau ausgezeichnet haben. In den Vorstädten Landstraße und Lerchenfeld sollen die Truppen von den Einwohnern selbst begünstigt und von Frauen mit Blumen empfangen sein. Bomben waren allem Anscheine nach nur sehr wenige in die Stadt geworfen, hauptsächlich gegen die Aula als Vorspiel des Angriffs. Dagegen hatten einige Granaten und Raketen, namentlich in der Vorstadt Wieden gezündet. Am Morgen des 29. hatte man eine Deputation von Parlamentairen nach dem Hauptquartier kommen sehen. Indeß es führte zu Nichts. Die Stadt hatte eine neue Bedenkzeit des Fürsten Windischgrätz verfließen lassen und so sah sich dieser in die traurige Nothwendigkeit versetzt, das furchtbare Feuer zu eröffnen. Nun wüthete es von 10 Uhr Morgens an auf die Stadt. Die Vorstädte hielten sich außerordentlich tapfer, aber der Muth des Militairs gab ihnen nichts nach. Die Truppen erstürmten die Linien auf verschiedenen Punkten. Besonders zeichneten sich die des Ban Jellachich aus, welche in drei Stunden gegen 30 Barrikaden erstürmten. Abends 7 Uhr brannte es wieder an vier Stellen der Vorstädte, namentlich in der Wiedener und in der Landstraße, wo 30 bis 40 Häuser in Flammen aufgingen. Dabei dauerte unausgesetzt das Schießen mit

Kanonen und Gewehren fort und sah man nun das siegende Vorrücken der Truppen in den Straßen. Die Bewohner der eigentlichen oder inneren Stadt hatten bereits die weißen Friedensfahnen aufgesteckt, aber die Arbeiter rissen sie wieder herab. Jetzt bestand Fürst Windischgrätz auf unbedingte Unterwerfung. In Folge dessen versammelte sich am 29. Abends der Gemeinderath und berief den Oberkommandanten, sowie alle Bezirksvorsteher der Nationalgarde, um zu berathen, ob eine längere Vertheidigung der Stadt möglich und gerathen sei. Herr Messenhauer, der Militairchef, soll erklärt haben, daß er zwar zur Fortsetzung des Kampfes bereit sei, wenn der Gemeinderath es befehle, daß aber bei der jetzigen Stellung der kaiserlichen Truppen an eine wirksame Vertheidigung der Stadt nicht zu denken sei; darauf soll die Unterwerfung mit Dreiviertel gegen Einviertel beschlossen worden sein. Noch in der Nacht ging die Deputation an den Fürsten, um die unbedingte Unterwerfung anzukündigen und zu bitten, daß die kaiserlichen Truppen der städtischen Behörde bei der Entwaffnung hülfreiche Hand leisten möchten. Die Unterwerfung des Gemeinderaths lautet: Mitbürger! Nachdem der Herr Oberkommandant soeben dem Gemeinderath die Nachricht überbracht hat, daß die stabile und mobile Nationalgarde, sowie die akademische Legion sich entschlossen haben, die Waffen niederzulegen und in die vom Herrn Fürsten Windischgrätz gestellten Bedingungen sich zu fügen, ist sogleich eine aus Gemeinderäthen und Mitgliedern der gesammten Volkswehr bestehende Deputation zum Herrn Fürsten abgegangen, um ihm die betreffende Mittheilung zu machen. Wien, den 28. Oktober 1848. Der Gemeinderath der Stadt Wien. In Folge dessen hat der Feldmarschall die Feindseligkeiten gegen die Stadt nicht wieder eröffnet und die Truppen haben am 30. ohne Widerstand die Glacis besetzt. An demselben Tage hatten die Vorstädte schon größtentheils die Waffen niedergelegt; schon am 29. sollten 27 Kompagnien Nationalgarden in der Vorstadt Wieden die Waffen gestreckt haben. Aus der Stadt erfuhr man noch, daß die Nationalgarde mit Erfolg Angriffe von Arbeitern auf die Burg abgewiesen hatte und daß General Bem verwundet im Gasthofe Stadt London liege.

Schwerin, den 31. Oktober 1848. Die feierliche Eröffnung des Landtags fand heute Vormittag im großherzoglichen Schlosse statt. Um 11 Uhr erschien der Großherzog unter Vorausstritt des Hofmarschalls von Bülow und des Schloßhauptmanns von Lützow und in Begleitung der Hofbeamten. Er stellte sich auf den vor den Stufen des Altars errichteten Thronsessel und verlas von dort die folgende Rede: „Meine Herren Abgeordneten! Es ist die wichtige Stunde gekommen, wo Mecklenburgs Fürsten und die Abgeordneten des mecklenburgischen Volkes gemeinsam die neue Verfassung festzustellen haben. Sie, meine Herren, erscheinen hier durch das Vertrauen Ihrer Mitbürger berufen, in Kraft des auf verfassungsmäßigem Wege erlassenen Wahlgesetzes. Von Ihnen erwartet das Land, daß Sie sorglich erforschen, was unserm engeren Vaterlande frommt, daß Sie gewissenhaft prüfen, was das Gesammtwohl erheischt, daß Sie nach reiflicher Erwägung sich entscheiden für das, was den mecklenburgischen Zuständen eine freie Entwickelung in fest geregelten, auf Dauer berechneten Formen sichert. An Bedeutung und Wichtigkeit gewinnt die zu lösende Aufgabe durch den Hinblick auf das gesammte deutsche Vaterland. Die großartige Neugestaltung desselben ist im Werden begriffen. Seine Einigung und Kräftigung lassen nur durch eine einige Verbindung der einzelnen Theile sich erstreben und nie wolle Mecklenburgs Volksstamm es vergessen, daß Mecklenburg einen Theil Deutschlands bildet. Zu Ihnen, meine Herren, trete ich hin mit demselben Vertrauen, welches Ihre Mitbürger Ihnen gezeigt haben, mit denselben Erwartungen, wie das Land sie von Ihnen hegt, um jetzt zu lösen, was ich meinem Volke verheißen habe. Ich stehe da, bereit, mit Ihnen eine volksthümliche Verfassung zu vereinbaren, die Mecklenburg in die Reihe der konstitutionellen Staaten führt. Es thut uns Noth eine Verfassung, die begründet ist auf staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit, welche die Volksentwickelung und den Gemeinsinn fördert und unter den Gliedern der neuen Gesammtheit das für ein einheitliches Staatswesen erforderliche innere Gleichgewicht erzeugt, eine Verfassung, die dem Rechte seinen unverkümmerten Lauf ge-

währt, welche die einer freien Bewegung im Staatsleben nachtheiligen Hemmnisse beseitigt, die da sichert, daß Ordnung im Staate herrsche, daß sie von den eingesetzten Gewalten im Vereine mit dem Wirken der Staatsbürger kräftig und fest gehandhabt werde. Um zu einem solchen Bau zu gelangen, habe ich in Übereinstimmung mit dem Großherzoge von Mecklenburg-Strelitz den Entwurf einer Verfassung, wie wir sie als für Mecklenburg geeignet erkannten, ausarbeiten lassen. Er wird Ihnen nebst den übrigen darauf Bezug habenden Vorlagen durch die von uns ernannten Kommissarien mitgetheilt und, wo er es bedarf, näher erläutert werden. Unser gemeinsames Streben wird es sein müssen, den Abschluß der Verfassung so entschieden und rasch zu fördern, als es nur irgend mit einer gründlichen und gewissenhaften Prüfung sich vereinigen läßt. Erst wenn dieses geschehen ist, wird unter der regsten, lebendigsten Theilnahme des Volkes und unter Anstrengung aller geistigen Kräfte des ganzen Landes eine weitere Entwickelung alles dessen statt haben, was unser gemeinsames deutsches Vaterland in dem durch seine Vertreter jetzt berathenen Grundgesetze als die Grundrechte des deutschen Volkes uns bietet, was sonst noch die mecklenburgische Verfassung besondes feststellen wird. Daß aber jene Entwickelung mit ruhiger Besonnenheit und Beharrlichkeit vorwärts schreite, ist für Mecklenburg um so mehr Bedürfniß, als es gilt, vorhandene, nach allen Seiten mit dem Leben verwachsene Zustände in neue hinüberzuführen, als dies vermittelt werden soll durch Behörden, die ebenfalls alle neu gebildet, in veränderten Formen und Verhältnissen sich zu bewegen haben. Mit Aufrichtigkeit und Wahrheit lassen Sie uns schreiten zu dem neuen Bau, verbannt seien Verdächtigungen und Mißtrauen; eine offene Verständigung wird zur Überzeugung führen und fest und kräftig wird das Verfassungswerk wurzeln, wenn es deutsche Redlichkeit und Treue zu seinen Grundpfeilern hat. Aber, meine Herren, eins thut uns und denen, die nach uns kommen, vor Allem Noth und daran mahnt uns die Stätte, an der wir stehen: Es ist der Beistand und Segen Gottes! Nur mit diesem wird das Werk, welches wir vor-

haben, gedeihen und bestehen. Lassen Sie uns mit Gottes Hülfe zu dem schreiten, was unseres Amtes ist, und somit erkläre ich die Verhandlungen der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Abgeordneten-Versammlung für eröffnet."

Nachdem der Großherzog, sichtbar ergriffen, die Schlußrede gesprochen, verlas der mecklenburg-strelitzsche Landtags-Kommissarius Justizrath Buchka eine ähnliche Anrede Namens des Großherzogs von Strelitz und die Abgeordneten begaben sich darauf in das für ihre Versammlungen bestimmte Lokal, woselbst die Sitzung sofort unter dem Alterspräsidium des Geh. Ministerialraths Störzel eröffnet wurde.

Die erste Verhandlung betraf die Geschäftsordnung und es wurde auf Antrag des Abgeordneten Pohle mit 51 gegen 31 Stimmen beschlossen, eine Kommission von 5 Mitgliedern zur Ausarbeitung eines Geschäftsreglements niederzusetzen. In diese Kommission wurden gewählt: Pohle, Wilbrandt, Türk, Petermann und Marcus.

Die Wiener Zeitung vom 10. November enthält in ihrem amtlichen Theil Folgendes: Mittelst standrechtlichen Urtheils vom 8. ds. Mts. ist Robert Blum, Buchhändler aus Leipzig, überwiesen durch sein eigenes Geständniß wegen aufrührerischer Reden und bewaffneten Widerstandes gegen die kaiserlichen Truppen in Folge der von Sr. Durchlaucht dem k. k. Herrn Feldmarschall Fürsten zu Windischgrätz unterm 20. und 23. Oktober erlassenen Proklamation zum Tode verurtheilt und das Urtheil unter dem 9. November 1848 Morgens um halb 8 Uhr in der Brigittenau mit Pulver und Blei vollzogen worden.

Dann bestätigt die Breslauer Zeitung die Hinrichtung von Messenhauer und die Freisprechung von Fuster und Fröbel.

Über den Verlust des Militairs vor und in Wien erhalten wir verläßliche Nachrichten aus dem Hauptquartier zu Schönbrunn vom 10. November. Offiziere: Todte 17, Verwundete 42, Mannschaft: Todte 348, Verwundete 800, Vermißte 118.

Paris, den 17. November. Man sieht in ganz Paris keine Drehorgeln mehr; Louis Napoleon hat nämlich alle Drehorgelmänner gemiethet (man nennt die Zahl von 500) und sie mit Lobgesängen auf seine Thaten und seinen Charakter in die Departements geschickt.

Paris, den 1. Dezember 1848. Inmitten der Budgetdebatte erscheint Cavaignac und steigt auf die Tribüne: Bürger-Repräsentanten! Die Regierung hat soeben folgende Depesche erhalten: Marseille, den 28. November 6 Uhr. Aus Civita Vechia vom 24. November 3 Uhr Nachts. Der französische Konsul an den Minister des Auswärtigen in Paris. Der Papst ist plötzlich am 24. November, 5 Uhr Abends, von Rom abgereist. Er hat sich auf dem „Tenare" eingeschifft und begiebt sich nach Frankreich. Rom ist ruhig und indifferent. Vivien, Staatsbautenminister, zeigt im Namen des Ministeriums an, daß Bürger Freslon, Unterrichts- und Kultusminister, nach Marseille abgeschickt worden, um Pius IX., der von Rom sich nach Gaëta (auf neapolitanischem Gebiet) geflüchtet und die Absicht zu erkennen gegeben habe nach Frankreich zu kommen, zu empfangen. Der „Tenare" habe ihn dort aufgenommen und nach Marseille gebracht. Später und vorläufig blieb der Papst in Gaëta.

Wien, den 3. Dezember. Ein weltgeschichtliches Ereigniß geht heute von Mund zu Munde und erfüllt die ganze Stadt. Der Kaiser Ferdinand hat gestern in Olmütz, ohne daß man hier das Mindeste geahnt hätte, dem Throne zu Gunsten seines Neffen, des Erzherzogs Franz Joseph, ältesten Sohnes des Erzherzogs Franz Carl, entsagt und der Erzherzog Franz Joseph als Kaiser Franz Joseph I. den Thron bestiegen. Heute früh erhielt man bereits aus Olmütz die darauf Bezug habenden zwei Manifeste, von denen das eine die Thronentsagung des Kaisers Ferdinand I. und das andere die Thronbesteigung des jungen Kaisers Franz Joseph I. verkündet.

Einem Briefe aus Prag vom 3. ds. Mts. zufolge war der Kaiser nebst der Kaiserin und Gefolge in der vorhergehenden Nacht dort angekommen und in der kaiserlichen Hofburg abgestiegen.

Nach neueren Nachrichten aus Rom und Neapel befindet sich der Papst noch in Gaëta, wo am 2. Dezember ein geheimes Konsistorium stattfinden sollte, in welchem wahrscheinlich die Mittel und Wege berathen werden sollen, durch welche die Römer zur Ordnung zurückzuführen sind.

Mailand. Am 12. Dezember war große Feierlichkeit zu Ehren des neuen Kaisers. Im Dom ertönte das Tedeum, der Erzbischof fungirte, alle Behörde waren anwesend und in allen Hauptstraßen war Militair aufgestellt. Abends war das Theater erleuchtet; Radetzky theilte 15 Marien-Theresienkreuze aus. An diesem Tage schallten die Glocken wieder, was die Mailänder Zeitung als ein Zeichen, daß der Belagerungszustand aufgehört habe, freudig hervorhebt und zugleich anzeigt, daß Radetzky an diesem Tage 10 Individuen, die dem Militairgericht verfallen waren, in Freiheit gesetzt habe.

An Se. Excellenz den k. k. Herrn Geheimrath Feldmarschall-Lieutenant und Gouverneur von Wien Freiherrn von Wilden. Preßburg, 18. Dezember 1848. Ich beeile mich, Ew. Excellenz bekannt zu geben, daß ich soeben, Nachmittags 3 Uhr, mit dem zweiten Armeekorps über Stampfen in Preßburg eingerückt bin, nachdem diese Stadt gestern vollständig vom Feinde geräumt und die Schiffbrücke abgefahren worden war. Nähere Details behalte ich mir vor. Mein Hauptquartier übertrage ich heute nach Carlburg. Alfred Fürst zu Windischgrätz.

Ebenso wurde gestern am 18. Dezember Wieselburg nach einem heftigen mehrstündigen Gefechte vom ersten Armeekorps unter Befehl Sr. Excellenz des Banus genommen und besetzt.

Paris, den 20. Dezember. Bereits heute Nachmittag ist plötzlich und ganz unerwartet Louis Napoleon in der Nationalversammlung zum Präsidenten der Republik proklamirt worden. Man meint, daß die Entdeckung einer für den Tag der Proklamation vorbereiteten Meuterei diese Beschleunigung der Proklamirung herbeigeführt hatte. Das Geheimniß, daß schon heute Nachmittag der neue Präsident ausgerufen würde, ist so gut bewahrt worden, daß kein Blatt und keine Korrespondenz heute Mittag noch etwas ahnte, sondern alle so ziemlich übereinstimmend Montag oder frühestens Sonnabend die Ausrufung Ludwig Napoleons zum Präsidenten von Frankreich erwarteten. Große militairische Vorsichtsmaßregeln decken die Zugänge. Einige Bataillone der Mobilgarde und Linie halten sich im Tuileriengarten schlagfertig und vor der Brücke stellt sich das Dragonerregiment vom Quai d'Orsay auf. Das Sitzungsgebäude selbst ist mit andern Truppen und Artillerie angefüllt. Mehrere unbedeutende Anträge wurden verschoben. Kurz vor 4 Uhr tritt der Quästor Lebreton in Generalsuniform in den Saal. Ihm folgt bald Louis Napoleon Bonaparte in schwarzem Leibrock. Er setzt sich neben Odilon Barrot. Waldeck-Rousseau beginnt seinen Bericht über die Präsidentenwahl. Offiziell sind bisher 7 326 345 Wähler konstituirt, von denen 5 434 000 für Napoleon, 1 448 000 für Cavaignac stimmten. Im Ganzen stellt sich die Wahl von Louis Napoleon Bonaparte als vollkommen regelmäßig heraus. Waldeck-Rousseau schließt seinen Bericht: Bürgervertreter! Vor neun Monaten proklamirtet Ihr von der Haupttreppe dieses Gebäudes herab die Republik, heute schlägt Euch die Kommission vor, den Bürger Charles Louis Napoleon Bonaparte als Präsidenten der Republik zu proklamiren. (Große Bewegung im Saale.) Louis Napoleon Bonaparte steigt auf die Tribüne. Seine rechte Hand ist bloß (ohne Handschuh). Ein Ordensstern strahlt auf seiner Brust. Marrast liest ihm den Schwur vor. Bonaparte spricht ihn nach. Man hört deutlich die Worte: Ich schwöre es! (Sensation.) Marrast: Die Proklamation soll in allen Gemeinden der Republik öffentlich angeheftet werden.

Präsident Louis Napoleon Bonaparte hat das Wort. Bonaparte (allgemeine Stille): Bürgervertreter! Das Stimmrecht der Nation ruft mich zur Präsidentschaft, legt mir aber auch Pflichten auf. Ich werde den Eid halten, den ich soeben geleistet habe, wie dies einem Manne von Ehre geziemt. Ich werde als Feind des Vaterlandes Jedermann betrachten, der es versuchen wollte, die öffentliche Ruhe der Republik zu stören und das zu ändern, was Frankreich gegründet hat Zwischen Ihnen und mir, Bürgervertreter, können keine wahren Mißstimmungen stattfinden. Ich will wie Sie die Republik begründen, die Gesellschaft aufrecht erhalten und sichern und unsere Volkssitten durch demokratische Einrichtungen bessern. Mit Ordnung und Frieden werden wir die irregeleiteten Bürger zurückführen, die Leidenschaften besänftigen und die unglücklichen Völkerschaften unterstützen können. Ich habe um mich honette, obgleich den Meinungen nach verschiedene Männer berufen. Sie werden mit uns zur Vervollkommnung der Gesetze, zum Ruhme der Republik beitragen. Die neu eintretende Verwaltung schuldet der abtretenden Dank. Das Benehmen des Generals Cavaignac war der Loyalität seines Charakters würdig. Ich danke Ihnen öffentlich für die großen Dienste, die Sie Frankreich erwiesen. Eine große Aufgabe bleibt uns zu erfüllen übrig, nämlich eine vernünftige und rechtliche Republik zu gründen (de fonder une république sage et honnête). Von der Liebe zum Vaterlande belebt, werden wir stets der Bahn des Fortschrittes folgen, ohne Reaktionäre und Utopisten zu sein. Wir wollen nichts Gutes thun, wenn wir nichts Großes vermögen. (Beifall.) Viele Stimmen: „Es lebe die Republik!" Beim Herabsteigen drückt Bonaparte dem General Cavaignac die Hand. (Beifall.) Marrast: Ich gab Befehl, daß die nöthigen Truppen den Bürgerpräsidenten in die für ihn bestimmte Wohnung begleiten. Der Präsident geht ab. Die Truppen gehen mit gespanntem Hahn zur Begleitung mit ihm. Die Sitzung wird um 5½ Uhr aufgehoben. Paris genießt der vollkommensten Ruhe.

XXXVI.

Briefe der Angehörigen über politische und Familienereignisse im Jahre 1848.

Für unsere Familie und unser Geschäft nahm der Anfang des Jahres 1848 seinen gewöhnlichen gleichmäßigen Lauf. Ich ging Ende Januar auf meine Geschäftsreise nach Mecklenburg und wirkte in gewohnter Weise. Da, als ich gerade in Rostock war, hörte ich die gewaltigen Revolutionsnachrichten aus Paris, Verjagen des Königs Louis Philipp und der Errichtung der Barrikaden ꝛc., was mich in große Aufregung versetzte. Ich fuhr von Rostock zu einem Gutsbesitzer von Thimen auf Tellow, einem alten würdigen Mann, dem ich in großer Lebendigkeit die Thatsachen erzählte. Man nahm ungläubig lächelnd meinen Bericht entgegen und der alte Herr erzählte nachher seinen Nachbaren, der junge Mann habe sich interessant machen wollen.

Bald darauf erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 1. März 1848.

Lieber Heinrich! . . . Was sagst Du zu den Pariser Unthaten? Ist es nicht unerhört, eine Königsfamilie wie diese so schimpflich zu behandeln, wenngleich der König zu sehr für seine Dynastie sorgte. Daß uns alle, und namentlich Vater, diese Ereignisse außerordentlich aufgeregt haben, kannst Du wohl denken, doch die Ansicht der Gescheuteren hier bei uns ist, daß die Republik nicht lange währt, sie ist auf zu schmutzigem Grunde gebaut. Aber sage, welch' ein unerhörtes Ereigniß, wer hätte je erwartet, daß Louis Philipp noch seinen Thron verlassen müßte, dieser gescheute, erfahrene Mann! Mit Spannung erwartet man weitere Nachrichten. Wie leicht kann Krieg entstehen! Wenn die Franzosen z. B. den

Ober-Italienern Beistand leisten wollen, dann ist Krieg mit Deutschland nicht zu vermeiden. Hamburg-Berliner Eisenbahnaktien sanken von 91 auf 78, mecklenburger Eisenbahn bis auf 38. . . . Aus Schweden kamen manche trübe Nachrichten. O. Winberg in Österssund ist am 12. Februar total abgebrannt, hat sehr wenig versichert, also wird er konkurs und die Dividende sehr gering sein; wir haben 2400 ℔ bei ihm zu fordern, was recht bedeutend ist. Letzteres Unglück kam aber von oben und haben wir uns darüber keine Vorwürfe zu machen. Åvalds Masse in Sundsvall wird wohl kaum 40 % liefern (erstes Geschäft) wir haben 2000 ℔. Andrerseits sendet Münchenschreiber 70 Oxhoft Aufträge aus Sundsvall, eben so viel wie früher, eher mehr; wir erhielten 4300 ℔ Rimessen, dann hat er in Sundsvall 480 Bout. seine Weine und in Hernösand 1000 Bout. verkauft, namentlich Cabarrus St. Julien, was sehr angenehm ist. In acht Tagen gehen alle Risse der Lübeck-Büchener Eisenbahn nach Kopenhagen zur Revision. Wir leben wie gewöhnlich und machen zwei Mal in der Woche eine Partie Boston. Morgen ist bei Hörner in der Glashalle des Tivoli eine große Maskerade der ersten Klassen. Zuschauer gehen sehr viele hin, aber ob viele Masken, namentlich Damen, hingehen, ist die Frage; es ist doch ein kostbares Vergnügen für so wenige Stunden. Ich gehe als Zuschauer hin und werde Mutter und Elise R. begleiten. Vater spöttelt etwas über die Neugierde, alles ansehen zu müssen. Neulich gab man dort eine Maskerade für den Mittelstand, wo auch unsere jungen Doktoren waren. Jeder hat sich ausgezeichnet amüsirt und die schöne Demoiselle R. hat als Regimentstochter Furore gemacht, aber durch vieles Tanzen mit den Doktoren ihre gewöhnlichen Kourmacher heftig erzürnt. Fräulein Br., Putzmacherin, ist als Lola Montez dagewesen, man soll sich immer nach ihrem Ludwig erkundigt haben. Ich wünsche Dir von Herzen einen glücklichen Fortgang der Reise und gute Gesundheit. Vater und Mutter grüßen bestens.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 9. März 1848.

Lieber Heinrich! Mein letzter Brief war vom 1. dies. nach Neubrandenburg. Seit der Zeit haben sich die politischen Ereignisse rasch gedrängt und noch fortwährend sieht es bunt aus. Wir hier wünschen täglich, daß Du die Zeitungen regelmäßig erhalten mögest, damit Du au fait aller Begebenheiten bleibst. Louis Philipp ist auf der einen Seite zu beklagen, aber andererseits stellt sich doch mehr und mehr heraus, wie egoistisch er seine Zwecke verfolgte und so wenig an die Rechte seines Volkes dachte. Er hat sich selbst sein Schicksal bereitet und ist es wieder ein recht anschaulicher, klarer Beweis, wie doch nur Gradheit und Rechtschaffenheit Bestand haben und die sogenannte Klugheit, Feinheit und Intriguen auch der allergescheutesten Leute stets erkannt werden und auf sie selbst zurückfallen. Vater interessirt sich außerordentlich für die politischen Ereignisse und verspricht sich im Gegensatz zu vielen andern Hiesigen, wie Dr. Steche, Heinr. Behrens, Wilh. Ganslandt, für den Fortschritt unseres Deutschlands großen Nutzen. Und dies wird gewiß auch der Fall sein. Diese genannten und viele andere ängstlichen Leute sehen nur Anarchie, Bürgerkrieg und Blutvergießen daraus entspringen; aber mögen auch Unordnungen daraus entstehen, die deutsche Nation gewinnt jedenfalls dadurch, sie wird einig und die Fürsten können die Völker nicht willkürlich behandeln wie bisher. Wie schnell haben die Fürsten ihren Völkern die Zugeständnisse der Preßfreiheit, Volksbewaffnung und Schwurgerichte gemacht, selbst hier in Lübeck erhalten wir das neue Preßfreiheitsgesetz; es ist bereits in Druck und wird morgen publizirt. Denke Dir, selbst in unserm ruhigen Lübeck! In Preußen ist man mit seinem König sehr unzufrieden und fürchtet dort Unruhen. Der König muß am Ende doch nachgeben. In Frankreich ist es ja augenblicklich ruhig, aber wie will die Regierung alle gemachten Versprechungen halten, es werden Parteien auftauchen und um im Innern Ruhe zu haben wird doch am Ende Krieg nach außen angefangen, sei es um Oberitalien zu unterstützen oder anderweitig.

Es heißt ja, Sardinien habe Österreich den Krieg erklärt und die Lombardei werde nächstens aufstehen. Jedenfalls hält jeder Kaufmann und Financier seine Fonds zusammen, an Einkäufe und Umsätze wird wenig gedacht, daher werden die Preise von Getreide und anderen Artikeln wohl noch mehr weichen; spanische Fonds sind von 22 auf 8½ gefallen, Berlin-Hamburger Eisenbahnaktien von 98 auf 64, mecklenburger Eisenbahnaktien sind nicht zu 30 Proz. in Hamburg anzubringen, alles deutet darauf hin, daß man wenig Vertrauen zum Frieden hat. Was uns betrifft, so halten wir uns ruhig, lassen uns nicht auf unnöthige Einkäufe ein und warten die Dinge ab. Gut wirds aber sein, seine Debitoren im Auge zu haben und die Kredite bei Einzelnen einzuschränken. Beobachte in Mecklenburg die nöthige Vorsicht. Übrigens wird die Sache am Ende nicht so schlimm, aber schon diese Stagnation im Geschäft bringt viele Verlüste. Preußische oder andere Zettel schicke nur garnicht mehr, sondern möglichst viel Gold oder harte preußische Thaler, denn Zettel (große oder kleine) sind hier garnicht mehr anzubringen und in Hamburg nur mit 5 Proz. Verlust; der Schrecken ist in alle Leute gefahren. Gold ist dagegen sehr gefragt. Du hast uns doch manche ganz nette Ordre eingesandt, wovon schon Verschiedenes expedirt ist, wie denn die jetzige stille Zeit zur Absendung Deiner Aufträge benutzt wird. Advokat M. in N. hat uns bei der M.'schen Forderung sehr geschnitten, wäre es nicht möglich, sich mit ihm zu arrangiren, daß er unsere Forderung zu 70 Proz. übernähme; die Sache trainirt sich gewaltig lange hin und wenn er stürbe? Von Winberg in Österſund erhalten wir 40 Proz. Akkord. Doktor Bencke sen. in Hamburg ist gestorben, Bruder von Fritz B. C. G. & Bl. haben das Schiff „Alma," Capt. Wulff (Lübecker Schiff), für uns à 21 ℔ engagirt und senden wohl bald Faktura; unsere Beziehungen in diesem Frühjahr betragen zusammen ca. 85 000 ℔ Cour. (100 000 Reichsmark). Wir haben zwei Mal in der Woche eine Partie Boston mit von Cossel, von Broken, Vetter Behncke, Pfeiffer, P. Rodde, Leyding und Weltner. Kürzlich war die große Maskerade im Tivoli, wohin Mutter und

Elise nicht gegangen sind. Ich ging also allein und traf Pfeiffer, Harms und manche Andere unmaskirt. Es war übrigens nur leer, ca. 100 Masken, sehr schöne Anzüge, aber die Akteurs selbst ohne Leben, eine steife Geschichte. Von Brocken, Bruhns und ich aßen zu Abend à la carte und gingen gegen 1 Uhr fort. Das Lokal war übrigens sehr hübsch und die Zuschauer unzählig. Mit Vaters Befinden geht es gottlob wieder gut, er ist durch die Weltereignisse sehr belebt, sieht wohl aus, ist wieder rüstig und arbeitet täglich am Komptoir mit.

Dein treuer Bruder H. W. Behncke.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 11. März 1848.

Lieber Heinrich! . . . Die politischen Neuigkeiten siehst Du aus der Zeitung; in Preußen sieht es sehr unruhig aus und der König sollte sich vorsehen. Wie herrlich ist es in Hessen-Darmstadt, Baden und Württemberg gegangen und auch Hessen-Kassel und Bayern sind nachgefolgt. Ebenso hat Bremen sich tüchtig benommen und vom Senat alles bewilligt erhalten. Unser Onkel Senator Cäsar wird wohl sehr aufgeregt und betrübt gewesen sein. — In Böhmen und Ungarn gährt es ja auch gewaltig. Nun hat der Fürst Metternich, nachdem er die Karre in den Dreck schob, auch abgedankt, und in Oberitalien kann es jeden Augenblick zum Ausbruch kommen. Selbst in unserm kleinen Lübeck stehen uns heute Abend Unruhen bevor, man will einigen Rathsherren zu Kleide; und so wird mehreres angeführt. Seit mehreren Tagen wurde der heutige Sonnabendabend 7 oder 8 Uhr dazu bestimmt, gut, daß es so offen vorhergesagt wird; man hat seine Maßregeln dagegen genommen. Übrigens kann es wohl nichts Abgeschmackteres geben als solche Revolutionsnachäfferei; es ist erniedrigend und kein ordentlicher Mensch wird sich dazu hergeben. Wir haben jetzt gewiß keine Ursache zu Unruhen; man hat hier jetzt guten Willen, die Proposition unserer neuen Verfassung

ist schon im Druck und wird Anfang nächster Woche ausgegeben, dann kommt sie gleich in die Bürgerschaft und unsere neue Verfassung wird wahrscheinlich noch dieses Jahr ins Leben treten. Die See-Assekuranzen sind außerordentlich hoch. Man fordert von Cette incl. Kriegsgefahr 4 Proz.; wir haben es riskirt und ohne Versicherung gegen Krieg zu 2 Proz. genommen. Hamburg-Berliner Aktien sind gestern mit 63 Proz. bezahlt, Mecklenburger mit 30 Proz.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 17. März 1848.

Lieber Heinrich! . . . Der Zweck meines Heutigen ist hauptsächlich, Dir die Anzeige von der glücklichen Ankunft des „Cäsar Godefroy" am 22. Januar in Bahia zu machen. So wäre denn unser lieber Fritz für dieses Mal wieder in Sicherheit. Briefe von ihm sind nicht eingegangen. Wir haben die Nachricht aus der Börsenhalle.

Wäre der Postengang in Mecklenburg nicht so unregelmäßig und wäre es nicht immer so ungewiß, wo unsere Briefe Dich träfen, so würde ich in dieser welthistorischen Zeit manches Mal Veranlassung gehabt haben Dir zu schreiben. So aber dachte ich, wo Du auch bist, findest Du Zeitungen, die auch hier mit Gier verschlungen und mit einer Spannung erwartet werden, wovon Du Dir kaum einen Begriff machen kannst. Für den Augenblick sind die Nachrichten aus Berlin vom 16. und die aus Wien vom 13. am interessantesten. In beiden Hauptstädten, besonders in Wien, nimmt der Aufruhr einen sehr ernsthaften Charakter an. Man spricht von 12 Todten und 100 Verwundeten Metternich hat abgedankt, alles Übrige wirst Du wissen.

Von Paul, der sich zu etabliren gedenkt, hatte ich gestern einen Brief vom 13. ds. Mts. Er denkt an seine Abreise, wird einstweilen seinen früheren Plan verfolgen und hofft mit Dir zum 24. April in der Rostocker Gegend zusammenzutreffen. Er scheint seiner Zukunft wegen sehr besorgt und aufgeregt; ich habe ihn

indeß in etwas getröstet. In dieser verhängnißvollen Zeit kann er es als ein Glück ansehen, daß er noch nichts unternommen hat. Güter, Pachtungen und Kornpreise — alles wird heruntergehen, die letzteren fangen damit schon an und Gott mag wissen, wie es binnen Kurzem in unserm Vaterlande aussehen mag. Hätte sich Preußen doch gleich an die Spitze der Bewegung gestellt! Welche Zukunft hätte es sich selbst bereitet und wie ruhig und geordnet wäre dann die jetzige Revolution an uns vorübergegangen! Mit welcher Ruhe hätten wir dann dem etwaigen Kampf mit Frankreich oder Rußland entgegensehen können! Wie es jetzt wird, mag Gott wissen, ich hoffe indeß, das Ende wird gut werden und der Preis ist schon der Opfer an Menschenleben und Eigenthum werth. Wir Deutschen waren wirklich schon zum Gespött des Auslandes geworden. Die Angelegenheit unserer Eisenbahn ruht jetzt in Kopenhagen, wohin die Pläne abgegangen sind. Die Kopenhagener Regierung hat jetzt zu entscheiden, welche Richtung die Bahn nehmen soll. Wenn diese Entscheidung aber binnen Kurzem eintrifft, was thun wir dann? Woher nehmen wir in dieser Zeit das Geld? Ich muß sagen, jetzt weiß ich das nicht. Diese für uns sonst so wichtige Angelegenheit tritt in der That für den Augenblick ganz in den Hintergrund . . . Ich grüße Dich von Herzen!

Dein W. L. Behncke.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 30. März 1848.

Lieber Heinrich! . . . Daß Du in gegenwärtiger Krisis doppelt vorsichtig im Kreditgeben bist, kann ich nur loben, nur gar zu ängstlich wollen wir auch nicht sein. Allerdings ist es sehr rathsam, solche Leute, welche in neuer Zeit hoch gepachtet oder gekauft haben, genau zu bewachen und darauf zu sehen, daß die Summen nicht zu sehr anwachsen. Die Augen offen zu halten, aber unsern Gang ruhig fort zu gehen, scheint mir die beste Politik. Es ist ordentlich merkwürdig, wie viele Leute, vor deren Verstand und Urtheilskraft man doch sonst Respekt haben muß, beinahe den Kopf verloren

hatten und nichts wie Unheil und Elend sahen, wo ich die neue Zeit mit Begeisterung begrüßte. Nicht, daß ich die Möglichkeit eines blutigen Krieges ganz in Abrede stellte, allein ebenso zuversichtlich sehe ich aus allen diesen Wirren eine herrliche Zukunft für unser deutsches Vaterland voraus. Für das, was wir jetzt in Aussicht haben und was England bereits besitzt, hat dieses letztere volle 200 Jahre gekämpft. Ein so großes Gut kann Opfer kosten an Gut und Blut, ist aber schon derselben werth. Daß der Adel, das Junkerthum und der preußische Militairstolz einen starken, sehr starken Riß bekommen hat und nun von nichts anderem als Pöbelregiment spricht und, wenn sie könnten, eine Reaktion herbeizuführen versuchen würden, ist klar und begreiflich, denn man denke sich nur in ihre Gefühle und Ansichten, mit denen sie groß gezogen sind, hinein und wie schwer es den Leuten werden muß, sich nun mit einem Male davon loszusagen. Sei demnach äußerst vorsichtig in Deinen Äußerungen, schone sie und lasse sie sich erst besinnen und an die neue Zeit gewöhnen. Zur Bundesberathung in Frankfurt sind auch von hier vorgestern der Aktuar Dr. Behn und Herr Suckau erwählt und abgereist. Ob sie gerade die geeigneten Männer dazu sind, weiß ich nicht. Da indeß noch nichts zu beschließen, sondern nur zu berathen ist, so glaube ich, daß sie nicht viel versehen können und wir erfahren doch, was passirt. Von Bremen sind Bürgermeister Smidt und zwei Kaufleute sowie ein Rechtsgelehrter abgegangen. Man fürchtet allerdings für unsere kommerzielle Freiheit. In politischer Beziehung können wir nur gewinnen. Unsere Verfassungsfrage kommt diese Woche zur Entscheidung und wird vor der Hand von allen Kollegien wohl pure angenommen werden. Herr Dr. Crome hatte sich an die Spitze einer Oppositionspartei gestellt, zwei zahlreiche Versammlungen veranlaßt, um Unterschriften zu einer Petition an den Senat zusammenzubringen, in welcher um Abänderung des Wahlgesetzes gebeten wird, doch hat er sich veranlaßt gesehen, dieselbe gestern Abend auf dem Schützenhofe zurückzunehmen. Es sind dort lebhafte Debatten geführt, als Redeübung ganz passend. Wilhelm war

dabei, hat aber nicht gesprochen. Unsere jungen Leute: Minlos, Heitmann ꝛc., werden nächstens jeden Morgen von 6 bis 7 Uhr Exerzierübungen vornehmen . . . Von unserm Paul erhielt ich neulich einen Brief aus Jena, den er kurz vor seiner Abreise von dort geschrieben hatte . . . Er kann sich gratuliren, daß er noch nichts entrirt hat. Aber gerade in dieser Zeit der Muthlosigkeit wäre es gut aufzupassen und bitte ich Dich darum. Bei Deiner Rückkehr sprechen wir weiter davon. Ich vermuthe, daß Paul zuerst nach Quaden-Schönfeld geht, weiß aber nicht, wie lange er dort bleiben wird. Soeben bringt Wilhelm von der Börse die Nachricht durch August Siemssen, welcher über Kopenhagen von Gothenburg zurückgekommen ist, daß 18000 Mann Dänen im Begriff standen in Schleswig einzurücken und natürlich furchtbar erbittert gegen die Schleswig-Holsteiner sind. Also wäre es doch möglich, daß sie handgemein würden, obgleich die Erklärung Preußens bereits in ihren Händen sein muß. Das erste Zusammentreffen, fürchte ich, wird nachtheilig für die Schleswig-Holsteiner ausfallen. Ferner heißt es, daß Rußland ihnen Hülfe angeboten haben soll, welche sie ausgeschlagen hätten, dagegen sich solche von England ausgebeten haben. Möge dies nun der Fall sein oder nicht, so glaube ich, daß wir jedenfalls bald eine englische Flotte in der Ostsee sehen werden, theils um ihren Handel zu beschützen, theils auch um Rußland zu imponiren. Die gute Aufnahme, welche die emigrirten dänischen Beamten und Militairs bei ihrer Durchreise hier gefunden haben, haben sie in Kopenhagen sehr gerühmt und man schien gegen uns sehr gut gesinnt.

Dr. Hermann von der Hude ist Senator geworden. Sämmtliche Mitglieder des Komitees der Büchener Eisenbahn haben ihn ersucht, das Präsidium zu behalten und wird er unsern Wunsch wohl erfüllen. Ich bin für die Zeit der Abwesenheit von Suckau in den Ausschuß getreten . . . In ganz Frankreich ist ungeheurer Geldmangel. Wechsel, von Stieglitz auf Rothschild gezogen und von Salomon Heine indossirt, sind mit Protest zurückgekommen. Von Gaden & Klipsch in Bordeaux haben wir noch kein Konosse-

ment und Faktura über die Weine per „Alma," erwarten solche aber alsbald. In Stettin sind mehrere Falliten; sechs bis sieben werden noch erwartet. Hier ist bis jetzt alles ruhig, ebenso in Hamburg. Man fürchtet für einige Häuser, die mit Frankreich arbeiten.

Innigst

Dein Vater.

Von meiner Mutter.

Lübeck, den 27. März 1848.

Mein bester Heinrich, ich kann nicht unterlassen, Dir in dieser aufgeregten Zeit noch einige Worte zu sagen. Jeder Tag, jede Stunde bringt so neue und unglaubliche Dinge, daß man es kaum zu fassen weiß. Gott weiß, was noch alles kommen kann und wie schmerzliche Opfer man noch bringen muß, aber alles kämpft doch für eine gute Sache und da wird der liebe Gott helfen. Ängstlich bin ich nicht, obwohl man viel von bangen Sorgen hört, doch eine ernste Sache wird es werden. Heute ist hier alles besonders aufgeregt, da es mit Schleswig-Holstein Ernst wird und alles sich zum Kriege rüstet, der uns so nahe tritt. Gestern Abend und diesen Morgen sind mit der Diligence alle dänischen Offiziere mit Familie, die nicht für Schleswig-Holstein fechten wollen, angekommen, um sich hier nach Dänemark einzuschiffen, so auch die Zollkontrolleure. Diesen Morgen um 10 Uhr war die Wahl von zwei Herren, die nach Frankfurt a. M. gehen sollen: Aktuar Dr. Behn und Herr Suckau. Dann folgte eine Senatorwahl; es wurde Dr. von der Hude gewählt. Er soll sehr erregt darüber sein und ist ganz früh nach Travemünde gegangen. Alle Gratulanten kamen zurück, die Frau war ganz aufgelöst in Thränen. Wie wenig Ehre und Freude ist jetzt auch dabei und dann nur 3500 ℔ Cour. Gehalt! Es ist einerseits traurig, aber wie wenige fähige Leute giebt es jetzt! . . . Ich freue mich, wenn Paul erst wieder von Jena zurückkommt. Was Fritz wohl sagen wird, wenn er erst wiederkommt. Vater ist vergnügt und verjüngt sich wirklich und freut sich immer, daß er dies noch alles erlebt. Unsere neue

Verfassung ist fertig und wird bald eingeführt. Die Zeitungen werden Dir wohl alle Politika mittheilen. Bei Rose ist alles wohl. Lebe wohl und komme bald wieder.

Deine Mutter.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 27. März 1848.

Lieber Heinrich! . . . Die politischen Ereignisse folgen sich Schlag auf Schlag. Ganz Holstein und Schleswig rüstet sich aufs Eifrigste und Freiwillige strömen in Menge herbei. Dänemark hat zwar bis auf die Unterthänigkeit Schleswigs alles bewilligt, aber dies gerade ist der Zwiespalt. Da Preußen erklärt hat, daß es sich Schleswig-Holsteins annähme, so sollten doch vernunftgemäß die Dänen keinen Krieg anfangen, aber die Wuth des dänischen Volkes läßt sich nicht zähmen und fürchtet man, daß der Krieg ehestens losbricht. Alle unsere Hotels sind voll von dänischen Offizieren und ihren Familien, welche aus Altona ꝛc. kommen, um nach Kopenhagen zu flüchten, wahrscheinlich per Segelschiff, da der Dampfer „Malmoe" noch nicht geht. Ferner hatten die hiesigen Schleswig-Holsteiner heute Abend Versammlung im Rathsweinkeller und ziehen morgen alle über Hamburg nach Kiel. In Kiel ist man gerüstet und aufs Äußerste gefaßt. Die Holsteiner Abgesandten sind von einer dänischen Kriegsdampffregatte nach Kiel zurück eskortirt; diese ist aber dort noch liegen geblieben, wohl um für alle Fälle parat zu sein. Die hier anwesenden dänischen Offiziere scheinen etwas geschlagen und muthlos. Ob nun wohl Rußland den Dänen zu Hülfe kommt? Wir glauben und hoffen es nicht, dann wäre Krieg mit Deutschland unvermeidlich und wir meinen, Rußland wird mit Polen und im eigenen Lande genug zu thun bekommen. Der allgemeinen Ansicht nach, und gewiß mit Recht, will Preußens Volk die polnischen Provinzen freigeben, was thut Rußland? Gutwillig thut es dies gewiß nicht! Noch schweben wir alle in Ungewißheit, ob Europa Frieden behält oder nicht; in Frankreich hat man doch Vertrauen zur Republik und glaubt auch

nicht, daß das Volk losbricht, zumal wenn Preußen die polnischen Provinzen freigiebt und den Durchzug der 6000 Polen von Paris nach Polen erlaubt . . . Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von meinem Bruder Paul.

Lübeck, den 26. März 1848.

. . . Ich habe hier alles wohl vorgefunden. (Er kam von Jena nach Hause.) Vater freut sich sehr, daß er diese Zeiten noch miterlebt. Alles exerzirt hier, ich trete Sonnabend gleichfalls ein, sowohl hierbei als bei den Schießübungen. Von Holstein sind noch keine näheren Nachrichten eingetroffen, es wird doch wohl noch Ernst werden. Wilhelm hat große Lust alsdann mitzuziehen, wenn es etwas allgemeiner wird. Dein Paul.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 18. April 1848.

Lieber Heinrich! . . . Heute Morgen kam ein Brief von Fritz aus Bahia, wonach das Schiff erst Mitte März wieder abgehen kann, also vor Mitte oder Ende Mai können wir ihn nicht erwarten. Es geht ihm gut, er schreibt nichts Wesentliches, nur daß er keine Aussicht habe, bald Steuermann auf diesem Schiffe zu werden, und daher nicht wieder mitgehen und sich selbst eine Stelle als Obersteuermann suchen wolle, was Vater etwas verdroß, da er ihn gerne in der Godefroyschen Rhederei behielte. Nun, wenn Fritz kommt, findet sich das. Ich kann mir aber wohl denken, daß er gern bald Obersteuermann werden will. Ad. Nölting, der Seemann, will Soldat gegen Dänemark werden, ich kann es noch nicht glauben. (Er wurde später Linienschiffskapitain in österreichischen Diensten.) . . . In Hamburg ist die schrecklichste Geldnoth und müssen wir uns auch vorsehen. Die sichersten Wechsel sind in Hamburg nicht zu diskontiren, viele Häuser sind schon gefallen und man fürchtet noch für viele und bedeutende. Es herrscht allgemeines Mißtrauen und Besserung ist noch nicht abzusehen. Wir halten unsere Gelder möglichst an, um nicht in Verlegenheit

zu kommen. . . . Hier bei uns rüstet sich jetzt alles. Die meisten jungen Leute schießen und exerziren, auch Heitmann und Minlos. Ich mit ca. 20 andern, wie Priefs, Dr. Krüger, Plessing, Unruh, Dugge und von Borries schießen unter von Bültzingslöwen mit der Büchse drei Mal die Woche und nehmen es ganz ernsthaft. Außerdem exerzire ich alle Abend mit den jungen Bürgern. Wenn Du zurückkommst, kannst Du theilnehmen. Wegen Schleswig-Holsteins hofft man auf friedliche Ausgleichung durch Vermittelung von England. Preußen will aber ernstlich marschiren und nur weil die Truppen noch nicht beisammen waren, hat man bisher gezögert.

Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 12. April 1848.

Lieber Heinrich! . . . Der merkantile und politische Horizont wird immer schwärzer und in Hamburg purzeln die Häuser schrecklich, heute wieder zwei; sie sind uns nicht bekannt. Stahl räth uns, über disponible Fonds zu verfügen, in Frankreich sei der Bürgerkrieg unvermeidlich . . . Daß die armen Holsteiner bei Flensburg geschlagen sind, hast Du wohl gehört; sie haben viel mehr gelitten, als die Zeitungen berichten, namentlich das Studentenkorps ist fast ganz aufgerieben. Es ist schrecklich! Wie es heißt, werden die Preußen nun gegen die Dänen marschiren. Die Dänen haben Schleswig genommen. Es sieht bunt in der Welt aus und zum Krieg kommt es wohl jedenfalls, aber wo, das wissen die Götter!

Dein Wilhelm.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 11. April 1848.

. . . Wenn Du Paul siehst, wird er Dir einen Brief mittheilen, den ich ihm gestern schrieb und ihm darin die Gründe auseinandersetzte, warum ich es gerathen fände, sich den Schleswig-Holsteinern nicht anzuschließen und sich lieber im Schießen mit der Büchse zu üben, wenn er dazu Gelegenheit fände. Heute erhalten

wir nun leider die Nachricht von dem ersten Zusammentreffen der Dänen mit den Holsteinern, wobei, wie zu erwarten war, letztere eine starke Schlappe bekommen haben und sechs Meilen zurückgedrängt worden sind. Nähere Details fehlen noch. Bestätigt sich die Nachricht, daß die Preußen bis Schleswig vorgerückt sind, dann rückt auch das 10. Armeekorps nach und die Dänen sind bald aus dem Lande wieder hinausgejagt. In Schweden soll stark gerüstet werden. Man spricht viel vom skandinavischen Bund — aber man spricht eben viel!

Es ist jetzt eine Zeit, wie die Weltgeschichte sie noch nie sah! Wird aber das Große, die Einigkeit von 45 Millionen Deutschen, erreicht, dann laß es Opfer kosten Noch geht alles soweit gut. Hammer & Schmidt in Leipzig (damals unsere Bankiers) sind bankerott, in Hamburg fünf Häuser mit nicht sehr bekannten Namen. Dies wird wohl noch eine Zeitlang fortgehen. Wo die ganze Welt leidet, wäre es ein Wunder, wenn wir selbst frei ausgingen. Umsicht und Besonnenheit thut doppelt Noth.

W. L. Behncke.

Von meiner Schwester.

Lübeck, den 30. März 1848.

Mein lieber Heinrich! Es war schon mehrmals meine Absicht Dir zu schreiben, allein da ich nur des Abends dazu kommen kann (am Tage lassen mir die Kinder keine Ruhe dazu) und ich auch dann oftmals Verhinderung habe, so wurde es noch bis jetzt verschoben. Wäre ich nur der Stimme meines Herzens gefolgt, so hättest Du schon lange einen Brief, denn recht oft, mein lieber Heinrich, habe ich Deiner gedacht und besonders mit der Erinnerung der Dankbarkeit, denn gottlob und unverrufen ist es mir bis jetzt recht gut ergangen, ich habe doch Ruhe des Gemüths; Vater ist freundlich und herzlich gegen mich, ich thue für ihn, was ich kann, besuche ihn fast wöchentlich ein Mal, gehe auch wohl des Nachmittags mit meinem kleinen Wilhelm zu den Eltern; was sich sonst in meinen Verhältnissen nicht ändern läßt, muß ich mit Geduld

ertragen. Ich kann manches mit dem besten Willen nicht ändern und das Grübeln und Quälen hilft auch zu nichts. Die Hauptsache bleibt doch, daß man nach Kräften seine Pflicht thut, um sich den Frieden seines Gemüths zu erhalten; was darüber hinausgeht, steht oft nicht in unserer Macht und wir müssen da einer gütigen Vorsehung vertrauen. Da die Politik fast alle Gemüther so sehr beschäftigt, fehlt es uns nicht an Stoff zur Unterhaltung und meistens stimmen auch mein Mann und Vater in ihren Ansichten überein. Wir haben in dieser Zeit recht oft an Dich gedacht, lieber Heinrich, und Dich bedauert, daß Du nicht täglich und dann nicht einmal gute Zeitungen zu lesen bekommst. Wir lesen sie jetzt mit wahrer Leidenschaft, unter zweien täglich thun wir es nicht, und die Unterhaltung, auch unter Frauenzimmern, dreht sich fast täglich ausschließlich um Politik und das will doch etwas sagen. Der Haß der Dänen auf die Deutschen soll grenzenlos sein; der König ist sehr beliebt, die Regierung und Zeitungsschreiber thun das Mögliche, den Haß noch mehr anzufachen, alle Nachrichten aus Schleswig-Holstein werden übertrieben und entstellt, so daß das erste Zusammentreffen ein recht mörderisches sein wird. Gott weiß, was uns in der nächsten Zukunft bevorsteht, ein langer Krieg könnte für uns, besonders für unsern Handel, recht schlimm werden. Aber wer weiß, vielleicht wendet sich noch alles zum Guten. In unserer Umgegend sieht es recht kriegerisch aus, überall werden die jungen Männer eingerufen, auch die aus der Reserve, überall üben sich die jungen Leute in den Waffen, auch hier exerziren manche morgens 5 Uhr unter Leitung von Hauptmann Ahrens und Unteroffizieren. Es sollen sich auch schon manche als Freiwillige gemeldet haben . . . Gestern hat unser Senat die deutsche Kokarde angelegt, nun werden wohl alle andern Männer nachfolgen, bis jetzt trugen sie nur Schüler, Handwerksgesellen u. s. w. Auch die Damen fangen an Gürtel und Kragenbänder in „schwarz-roth-gold" zu tragen, das Band ist aber theuer, eine Elle kostet zwei Mk. Cour. und war gleich wieder vergriffen. Mutter und ich haben noch nicht angefangen . . . Eben lese ich meinen Brief wieder durch und sehe,

daß ich garnichts von meinen Kindern geschrieben habe. Über die Politik habe ich auch sie sogar vergessen. Quelle mère de corbeau! Es geht ihnen aber gottlob sehr wohl, sie genießen die herrliche Luft beinahe den ganzen Tag, entweder vor der Thüre oder spazieren gehend. Der Kleine ist jetzt recht niedlich, er fängt an zu laufen und des kleinen Wilhelm Wahlspruch ist noch immer: Fidel ist die Hauptsache! Hurrah! Dr. Reuter und Dr. Boldemann wollen als Militairärzte den Schleswig-Holsteinern beistehen, sie sind schon abgereist. — 4. April. Der beigehende Brief, mein lieber Heinrich, ist in verschiedenen Absätzen seit dem 30. März von mir verfaßt. Da ich nur des Abends schreiben kann, so hat mich zuweilen die Müdigkeit dabei übermannt, denn das Spazierengehen bei diesem warmen herrlichen Frühlingswetter ist recht ermüdend und es ist doch Pflicht und wäre jammerschade, wollte man die herrliche Natur nicht genießen. Wir waren am Sonntagmorgen einige Stunden mit den Kindern nach dem Garten; es war herrlich dort, wir saßen unterm Zelt und nahmen Hüte und Mantille ab; es war beinahe zu warm, wir kamen alle etwas kupferfarbig zu Tische. Du genießest das schöne Wetter gewiß auch recht in Deinem netten Wagen und wenn er jetzt gar zurückgeschlagen ist, muß das Reisen ein wahres Vergnügen sein. Der Garten ist überhaupt jetzt sehr gut in Ordnung. Gärtner Sievers scheint sich recht gut anzulassen, nur mit Frau Rocken, der Haushälterin, steht er sich nicht besonders, das scheint mir aber kein großer Schade zu sein. (Später hat er sie aber doch geheirathet.) Sonntag Mittag aß Dr. von Lengerke aus Bremen, der hier sein Examen macht, bei den Eltern. Er ist ein recht netter junger Mann mit freisinnigen Ansichten. Nachmittags ging er mit Vater und Wilhelm nach dem Garten und Abends ins Theater, wo „Der lange Israel" von Benedix gegeben wurde mit einigen eingelegten, theils neuen, theils älteren Freiheitsliedern. Ein recht trauriger Todesfall ist der von Röttger Ganslandt, der Sonntag Mittag 2 Uhr erfolgte. (Er war Chef der Firma Ganslandt & Vermehren, Porzellangeschäft, unser Nachbar und meines Bruders Wilhelm und mein

guter Freund.) Er ist nur 34 Jahre alt geworden und das Scheiden vom Leben soll ihm sehr schwer geworden sein. Auch der alte Dr. Lembke, Stahl von der Krämerkompagnie und der alte Mann (Korngeschäft) sind gestorben. Vater reiste heute Nachmittag mit wichtigen Depeschen, die ihm heute Morgen ein Däne überbrachte, nach Hamburg. Sie sollen noch diese Nacht ans Dampfschiff, ich glaube nach England. Nun aber, lieber Heinrich, endlich, endlich ein herzliches Lebewohl; umfangreich genug scheint mir dieser Brief geworden zu sein, ob der Inhalt auch gefallen wird, darauf muß ich es ankommen lassen. Grüße Franz und den thatendurstigen Paul. Ich hoffe, wir sehen ihn und auch Dich recht bald hier; ich freue mich sehr darauf. Adolf läßt Dich herzlich grüßen. Mit treuer Liebe

Deine Schwester Elise.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 6. April 1848.

. . Vorgestern brachte uns Professor Dr. Ursin eine Depesche von Sir Wynn, dem englischen Gesandten in Kopenhagen, für Lord Palmerston; er sagte, sie sei von äußerster Wichtigkeit und empfahl die sicherste Besorgung. Vater entschloß sich selbst zur Überbringung nach Hamburg und fuhr vorgestern Nachmittag hin. Heute schreibt er mir, daß die politische und merkantile Stimmung in Hamburg höchst niedergeschlagen sei, Aufträge aus dem Innern würden größentheils nicht ausgeführt, da man nicht Lust hat, sechsmonatlichen Kredit zu bewilligen. Dann ist unser Freund Elliot in Berlin total bankerott, wobei Blohm in Stockelsdorf 70 bis 80000 ℳ zu fordern hat. Auch Hermann Rückert in Hamburg hat gestoppt, doch sollen die Sachen nicht schlecht stehen. In Berlin haben drei Häuser fallirt: Veit, Cohn und Busse. Es sieht überall schwül aus. In der Frankfurter Versammlung geht es stürmisch her, doch sind die Republikaner in der Minderzahl. Nach der „Weserzeitung" hat der Kaiser Nikolaus von Rußland friedliche Gesinnungen geäußert; ich glaube, Rußland hat genug mit sich selbst zu thun. Überhaupt scheint zum Kriegführen wenig

Neigung zu sein, und am Ende wird noch alles friedlich abgemacht, doch wer kann in die Zukunft sehen! Laß uns auch nicht zu ängstlich sein. Einige Finnenhändler sollen ihren Reisenden geschrieben haben, gar keine Ordres aufzunehmen, wir haben unserm Reisenden, Herrn Münchenschreiber, gesagt, er solle tüchtig einkassiren, seine Reise beeilen, bei Aufträgen doppelt vorsichtig sein und unter der Bedingung verkaufen, daß die politischen Verhältnisse die Absendung erlauben. Dein Glückwunsch an Schwester Elise ist bestellt, sie ist jetzt 26 Jahre alt. Morgen bringen wir unsern Freund Gansslandt zu Grabe; es ist recht traurig, besonders für die junge Frau. Wir tragen jetzt alle Kokarden an den Hüten, es ist auch ein Üben im Büchsenschießen verabredet, doch fürchte ich, es kommt nicht viel darnach, viele Doktoren sind dabei.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Den 8. April. Endlich kann ich Dir heute die frohe Nachricht geben, daß diesen Morgen die „Agnes," Kapitain Björkmann, von Cette anlangte, worin wir die meisten Weine haben. Heute kam auch Faktura von Ichon in Bordeaux per „Alma," Kapitain Wulff; sie sollte am 2. April abgehen. Gestern Nachmittag schossen wir zuerst mit der Büchse, es machte Spaß und soll ordentlich und regelmäßig betrieben werden, ich habe Vaters Doppelbüchse.

Ders.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 24. April 1848.

. . . Das Neueste ist, daß die Dänen ca. 50 preußische Schiffe aufgebracht haben, uns aber für gute Freunde ansehen. Die „Thekla," Kapitain Hansen, langte heute an, „Alma" hat aber vom 15. auf dem Bordeauxer Revier gelegen, seitdem herrschten östliche Winde, sie kann noch nicht weit sein. Morgen oder übermorgen werden wir wohl Nachrichten vom ersten Zusammenstoß preußischer und dänischer Truppen haben. Ob die Dänen uns bei gesteigerter Wuth wohl noch schonen werden?

Heute schreibt Herr Dill (von Albrecht & Dill in Hamburg), der „Cäsar Godefroy" (auf welchem mein Bruder Fritz fuhr) ist bei Terschelling gesehen und kann täglich, stündlich in Hamburg eintreffen.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 29. April 1848.

. . . Paul theilte mir dieser Tage mit, daß Du wegen der „Alma" von Bordeaux sehr in Sorge gewesen seiest. Nun ja, auch ich wünschte, sie sei sicher bei uns angekommen, große Sorgen über ihr definitives Schicksal mache ich mir nicht. Sollte sie dennoch von den Dänen aufgebracht werden, so wird die Freigebung sämmtlicher Schiffe beim Friedensschluß die allererste Bedingung sein. Hätten wir gegen Kriegsgefahr versichert, so würde unsere Lage die nämliche sein. Die Assekuradeure hätten keinen Schilling bezahlt, so lange die Aussicht auf Freigebung vorhanden ist. Auch sagt mir Hudtwalker in Hamburg, daß, wenn alle Schiffe, worauf die Assekuradeure gegen jede Gefahr gezeichnet hätten, kondemnirt werden sollten, alle Kompagnien bankerott machen müßten. Das Nämliche hörte ich von anderen respektablen Leuten bestätigen und so waren Wilhelm und ich der Meinung, die Sache so gehen zu lassen. Bis jetzt sind Lübecker Schiffe in Kopenhagen und Helsingör nicht molestirt worden und erreicht die „Alma" bald den Sund, so ist noch Aussicht da, daß sie durchkommt.

Nach heutigen Nachrichten sind die Preußen schon in Hadersleben und im Begriff, die Insel Alsen zu besetzen. Jütland und Fühnen werden folgen, dann bleiben den Dänen nur noch Seeland und die kleineren Inseln nach, woraus sie ihre Ressourcen zur Fortführung des Krieges schöpfen sollen. England und Rußland so wenig wie Schweden wollen ihnen helfen, woher soll ihnen dann Hülfe kommen und ohne dieselbe müssen sie erliegen, denn auch die Marine zu unterhalten kostet Geld. Dies ist meine Ansicht von der jetzigen Lage der Sache und ich bin vollkommen

ruhig, möge kommen, was da wolle. Von Fritz hatten wir einen Brief aus Cuxhaven. Er schien munter und wohl und freut sich auf die Tage, welche er bei uns zubringen wird, bittet aber dringend um Briefe nach Stade, da er über die Weltbegebenheiten von den Lootsen allerlei erfahren hätte, was er nicht glauben könnte. Ich glaube es wohl; was wird der alte Junge sagen, wenn er in Stade meinen langen Brief erhält, den ich ihm dahin geschrieben habe und die Nummern des „Freihafens," worin er die wöchentlichen Zusammenstellungen des Vorgefallenen im Zusammenhange lesen kann. Paul exerzirt jetzt mit Minlos und Heitmann in einer Kompagnie. Er sowie Wilhelm treiben die Sache mit Eifer. Jette Nölting ist Braut von Collaborator Mantels. Herzlichen Gruß!

W. L. Behncke.

2. Mai 1848. Von Lübecker Schiffen sind bereits mehrere aufgebracht.

Mit der „Alma," die unsern Wein trug, ging es noch einigermaßen glücklich. Sie lief aus der Garonne aus; da aber die große Gefahr des Aufbringens vorlag, so lief sie in England ein und lag dort bis zum Waffenstillstand. Dann kam sie am 11. August in Travemünde ein und wurde am 12. August zur Stadt heraufbugsirt. Kapitain Wulff hoffte gut zu liefern; das werden wir in einigen Tagen sehen.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 4. August 1848.

. . . Am 1. dies. kam ein Brief vom 15. Juli aus Björneborg von Herrn Münchenschreiber mit Privateinlage an Vater. Er schreibt darin, sein Sohn liege in Helsingfors und könne keine vier Wochen mehr leben, derselbe wünsche sehr ihn zu sehen, Münchenschreiber werde daher gleich dahin abreisen. (Viele, viele Meilen weit!) Der Brief ist höchst kummervoll geschrieben. Das Unglück mit seiner Tochter hier (sie ist wahnsinnig geworden) darf er in

Finnland garnicht erfahren, ihn könnte der Schlag rühren. Sollte ihm nun etwas Schlimmes ankommen — die Cholera ist auch in Abo und man kann doch nicht wissen — wärest Du fertig für Finnland? Man könnte dann Minlos wohl nach Mecklenburg senden; nimm es wenigstens in Erwägung, wenngleich wir so etwas nicht hoffen wollen. Münchenschreiber fürchtet sich sehr vor der Cholera in Abo, welche bisher noch nicht stark auftreten soll, und wollte daher Abo nur im Fluge mitnehmen. Er sandte aus Björneborg gute Aufträge, 123 Oxhoft, mit vielen Flaschenweinen, aber wenig Geld. Er hat harte Schicksale zu erdulden, Unglück kommt doch nie allein! Heute erhielt Fritz einen Brief, er möge baldmöglichst an Bord kommen, und so reist er heute Nachmittag und läßt Dich vielmals grüßen. Ob sein Schiff, der „Steinwärder," noch vor der Blockade fort soll, Gott weiß! Mit Geld sind wir augenblicklich sehr knapp und wäre mir eine Sendung bis zum 10. dies. sehr erwünscht. Das schwedische und finnische Geschäft läßt sich ganz gut an; wir haben gute Aufträge erhalten, es kann noch ein ganz gutes Geschäft werden.

Lübeck, den 5. August 1848.

. . . Fritz schreibt: Der „Steinwärder" war bestimmt, am 25. dies. nach Australien abzugehen, nun wird durch die gestrige Nachricht alles verdorben und er weiß nicht, was er beginnen soll. Nächstens spricht er ja aber Vater. Adolf Nölting ist Midshipman auf dem Hamburger Kriegsschiff geworden mit 100 ℔ Gehalt per Monat. Ich halte es für einen verkehrten Plan.

Laut heutigem Brief von Kapitain Wulff ist „Alma" am 30. Juli von Cowes gesegelt. Diesen Augenblick muß er bei Skagen sein; Gott gebe, daß er durchkommt! Man meint es hier allgemein, Fehling auch. Gesegelt sind zu gleicher Zeit von Dover Kapitain Weltzien, Schiff „Caroline," von Falmouth Kapitain Lunau. Heute schreibt Herr Münchenschreiber aus Helsingfors vom 25. v. Mts. Er hat seinen Sohn getroffen und sagt: „Entschuldigen Sie meine Kürze, ich bin zu nichts aufgelegt, ich sitze

hier bei meinem armen kranken Jungen, der wohl schwerlich seine Heimath wiedersieht. Gott wird mich auch diese Prüfung überstehen lassen, obgleich meine größte Hoffnung mit seinem Tode in Trümmern liegt. Sie glauben garnicht, geehrter Herr Behncke, welche Freude es war, wie ich kam; er lag seit drei Wochen allein in einem Zimmer nach dem Hofe, verlassen von allen, jetzt ist er so vergnügt, wie er es in seinem Zustande sein kann." Sollte noch eine Möglichkeit der Besserung sein, so gehen beide mit dem Schiffe „Apparence" von Helsingfors auf hier. Kommt Herr Münchenschreiber nun nach Lübeck, so findet er seine geisteskranke Tochter. Was hilft es aber, er muß hindurch und die Tochter kann sich bessern . . . Münchenschreiber hat übrigens Abo, wenn auch nur flüchtig, mitgenommen, Aufträge freilich wenig erhalten, ca. 50 Orhoft, da die Cholera den Muth lähmte, aber an Geld doch ca. 8000 ℳ Banko, die mir sehr erwünscht kamen. Es ist doch eine schöne Sache, wenn man Reisende hat, die ordentlich auf ihre Sachen passen, auf die man sich verlassen kann und denen ihre Pflicht vor allem geht. Wir sind doch jetzt ganz anders berathen als damals, als Herr P. A. oder N. für uns reisten! Von Paul und Franz nichts Neues. Der Hund Blessie sucht unsern Fritz fortwährend. Diedrich Meyer-Bremen (Bruder von H. H. Meyer) sandte mir heute die Schrift von Senator Duckwitz in Bremen (Handelsminister) über Zollverhältnisse nebst einem höchst interessanten Brief dabei. Diese Schrift ist im Buchhandel noch nicht zu haben und unsere hiesigen Herren brauchen sie; ich erhielt daher eine sehr verbindliche Danksagung von Aktuar Dr. Behn, als ich ihm Schrift und Brief zur Durchsicht gab. Da das Haus H. H. Meyer & Co. eins der ersten in Bremen ist, Meyer mir von ihren verschiedenen Wallfischfängern und von ihren Auswanderungsschiffen darin schreibt, so scheinen die Herren Behn und Suckau etwas Respekt bekommen zu haben und können doch nicht so gleichgültig auf die Familie Behncke herabsehen, wie sie bei der großen Eigenliebe wohl möchten . . . Alle Deine Aufträge wurden heute gleich expedirt, die Versendungen gehen jetzt rasch, alle Tage gehen große Piepen

an Bord; Crollen Keller ist jetzt fast ganz leer und in allen Kellern können wir uns gut rühren. Die 1842er Cabarrus-Flaschenweine sind wirklich schön und werden es noch mehr. Ich glaube, wir thun aber gut, vorzugsweise andere Sorten zu versenden, die fertiger sind; was meinst Du? Die Leute sind alle sehr ordentlich, fleißig und zuvorkommend und wieder gut im Zuge, es ist nichts wieder vorgefallen. Mein Befinden ist jetzt gut, ich bin wieder recht zum Geschäft aufgelegt; so leicht sollen jetzt keine Versehen im Geschäft passiren; ich sehe möglichst genau nach. Wir machen noch ein ganz gutes Geschäft. Fritz läßt Dich noch vielmals grüßen. Antworte mir auf meine diversen Anfragen.

Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Paul.

Quaden-Schönfeld, den 19. August 1848.

Lieber Heinrich! Deinen Brief vom 8. dies. habe ich richtig erhalten und in Folge dessen mit Bruder Franz darüber Rücksprache genommen. Resultate kann ich Dir darüber noch nicht schreiben, wie Du sie auch wohl nicht erwartest, da nähere Umstände zum Urtheilen fehlen. Wenn die Stelle (beim Baron von Rodde über drei Güter Ziebühl, Dreetz und Petscher Hof) nicht zu umfangreich und großartig für Franz und seine Kräfte wäre, müßte ich auch Deiner Ansicht ganz beipflichten, daß er es doch einmal versucht, wenigstens jedenfalls es sich dort erst ansieht, denn daß Du dem Herrn von Rodde alles offen gesagt hast, macht vieles an einem etwaigen Mangel gut und wird er gewiß manches in der Hoffnung übersehen, daß er Franzens Lust und Liebe an seine Wirthschaft und Person fesselt. Letzteres muß ihm ja besonders angenehm sein, da, wie ich höre, er sehr viel zu Hause ist. Doch wirst Du mündlich die besten Aufschlüsse geben. Seine amerikanischen Ideen hat er, wenn auch vorläufig aufgegeben, so doch noch nicht als gänzlich verwerflich zurückgestellt, aber einstweilen aufgesteckt. Nach Jena hat er große Lust und geht gern hin, doch meint er, bescheiden genug, er hätte es noch nicht verdient. Was mich betrifft, so

bin ich hier von Herrn von Warburg ganz mit der alten Liebe empfangen, wenn nicht noch ausgezeichneter. (Auf Herrn von Warburgs Wunsch trat Paul in seine frühere Stellung wieder ein.) Er wollte mir durchaus Quaden-Schönfeld verpachten, ich hoffe aber, daß ich ihn von der unsinnigen Idee noch abbringe; bei seiner Beweglichkeit hält er das unthätige Leben garnicht aus. Er forderte 10000 Thaler Pacht; 8000 Thaler habe ich ihm gesagt, wäre das Höchste, was ich geben könnte; für 9000 Thaler hat er es mir lassen wollen. Für Inventar ꝛc. will er kein baares Geld haben, doch will er es bei Vater zinstragend stehen lassen und es mit dem abmachen. Das wäre ein großer Gewinn, es würden ca. 20000 Thaler und ich bin deshalb sehr im Vortheil gegen andere. Doch mündlich mehr. Bis dahin Dein treuer Bruder Paul.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 15. August 1848.

Wir empfingen Deinen Brief vom 13. dies. Vorigen Sonntag Mittag kam Vater mit der Schnellpost von Hamburg zurück, aber leider krank und sah sehr angegriffen aus. Er hat sich in Carlsbad sehr gut befunden, ist, wie aus seinen Reden hervorging, ganz munter und scherzhaft dort gewesen und hat einige Bekanntschaften dort gemacht. Darauf kommt am 8. dies. ein Brief von Fritz an Vater, worin dieser Abschied von ihm nimmt, da sie in einigen Tagen weggingen. Vater hält also seine Kur bis zum 10. nicht aus, setzt sich auf die Schnellpost, fährt ohne Aufenthalt (ich glaube selbst Nachts) über Braunschweig bis Hamburg, wo er Fritz allerdings trifft, aber so ermattet ist, daß er gar keinen Genuß davon hat, ihn nur einige Stunden sah und nun krank hier ankommt. Er leidet an Frösteln, ist matt und mißmuthig, sehr schweigsam und geht früh zu Bett. Das R.'sche Kapitel ist wieder auf dem Tapet, heute Morgen bekam ich meine Portion Vorwürfe, daß wir . . . ꝛc. Ich schiebe das auf Vaters Unwohlsein und will nur wünschen, daß es bald vorübergeht, denn sollte es so wie früher fortgehen, wäre es trübselig. Ich wollte eben (um 3 Uhr Nachmittags) Deine

Briefe von Vater unterschreiben lassen, er ist aber zu Bette gegangen, ich muß also unterzeichnen, doch ist Vater einverstanden. So etwas verstimmt, doch will ich hoffen, es giebt sich. In Karlsbad war Vater mit Verschiedenen zusammen, unter andern mit Herrn Wolff aus Berlin, getaufter Jude, wohlhabender Mann, sehr gefällig, und meint Vater, er könne Dir sehr nützlich werden. (Ich besuchte ihn später in Berlin.) Dann war er mit Herrn von Mecklenburg-Wieschendorf bei Dassow oft zusammen und ging dieser Herr nur mit Vater spazieren, machte sonst gar keine Bekanntschaft, bis zwei Tage vor der Abreise Herr von Schack von Retgendorf kam, dem Vater vorgestellt wurde. Es ist sein Rückfall sehr betrübend, doch wollen wir das Beste hoffen . . . Die „Caroline," Kapitain Weltzien, von Bordeaux liefert spottschlecht, 20 bis 30 Oxhoft sind schon leer. Herr Pflüg erhielt 180 Oxhoft seine 1842er Weine, wobei sehr viele Leckage war; es liegt aber größtentheils an schlechter Verküperung und alten Oxhoften. Nach unserer Alma war ich Sonntag Morgen nach Travemünde, sie hatte 500 Oxhoft, etwa ein Drittel, gelöscht, wobei 11 Oxhoft cant (an welchen etwas fehlt), aber keins leer; uns gehören davon 8 Oxhoft, an denen aber unbedeutend, 1 bis 2 Anker per Oxhoft, fehlten; wir wollen hoffen, daß das Übrige gleich gut ausfällt, dann haben wir die Leckage einer gewöhnlichen Reise. Man lobt die 1842er sehr; morgen löscht man unser erstes Boot. Fritz weiß noch nichts Bestimmtes über die Abreise; nach Australien und Ostindien geht es. Im Geschäft ist Vater mit allem zufrieden; wenn er nur wohl wäre. Wir könnten so zufrieden leben. Er läßt Dich grüßen. Viele Grüße von Mutter. Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 19. August 1848.

. . . Hierdurch wollte ich Dir hauptsächlich nur mittheilen, daß es mit Vater besser geht, sein Frösteln scheint sich verloren zu haben und bessert sich nun auch seine Gesichtsfarbe; er ist wieder

ziemlich munter. Er macht nur noch kurze Spaziergänge und war noch nicht auf dem Garten. Morgen Nachmittag (Sonntag) fahren wir nach Tisch per Boot hinaus. Mutter ist ganz in der Stadt. Ich hoffe doch noch, daß Vater Karlsbad gut thun wird, er ißt immer für sich allein und lebt sehr einfach. Heute wurden die ersten Weine per Alma aufgefahren; Vater nimmt die Placirung wahr, um die Versendungen kümmert er sich noch nicht. Die ersten Tage ging Vater am Tage mehrere Stunden zu Bette; dies ist vorbei und ist er doch munterer; warum ist er aber auch so sehr schnell gereist, er mußte doch berücksichtigen, daß es nicht mehr wie früher geht. Zu thun ist jetzt sehr viel, doch kommen wir schon durch. Von Herrn Münchenschreiber lauten die Nachrichten sehr schlecht; sein Sohn kann jeden Augenblick sterben, an Rettung ist garnicht zu denken, es wäre ein Glück, wenn die Qualen nun bald endigten. Deinen heutigen Brief aus Lübz vom 17. erhielten wir, doch hatte ich noch keine Zeit ihn genauer durchzugehen, es ist aber doch einigermaßen mit den Aufträgen . . . Alle hiesigen Weinhändler loben die 1847er. Bei Kaptain Weltzien sind 31 Oxhofte leer, viele cant, Herr Pflüg hat viel Leckage. Die Assekuradeure vergüten nichts, also ein bedeutender Schaden. Die canten Oxhofte müssen an Qualität sehr gelitten haben.

Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 25. August 1848.

. . . Wir haben diese letzten 14 Tage und auch für die nächsten 8 Tage sehr stark zu thun und ich bin von Morgens 5½ Uhr bis Abends 7 Uhr nicht aus dem Geschäft gewesen. Es macht aber viel Vergnügen, Vater läßt mir jetzt viel Freiheit und ist sehr nett gegen mich. Finnische Schiffe sind sehr viele hier und alle Tage geht bedeutend an Bord; es wird ein gutes Geschäft nach Finnland und wurde hier durch durchreisende Finnländer noch

ansehnlich bestellt. Bis für 70 000 ℔ muß bereits abgesandt sein. Zu gleicher Zeit löschte nun die „Alma," doch haben wir wegen vieler Absendungen einen Tag pausiren müssen; morgen wird wieder heraufgefahren. Aus dem Schiffe ist alles heraus und liegen an der Trave noch 450 Oxhoft; leer sind 5 Oxhoft und diverse cant, doch kommen wir mit 1½ höchstens 2 Proz. Leckage aus, können also zufrieden sein. Die weißen Weine sind außerordentlich hübsch und ebenso ist Vater mit den rothen sehr zufrieden. Sie sind durchaus reif, aber sehr vorwärts und bald zu brauchen. Der arme Fritz Münchenschreiber ist am 9. dies. in Helsingfors gestorben, vom Vater haben wir noch keine Briefe. Wir erwarten ihn per Segelschiff von Helsingfors. Unser Buchhalter Wurre geht am Sonntag nach Travemünde, wird ihn dort erwarten und ihn auf die Geisteskrankheit seiner Tochter vorbereiten. Wäre es nur erst überstanden! Vater geht es zwar besser, er ist aber noch gewaltig matt und geht noch wenig. Nach dem Garten war er noch nicht. Mitunter ist er verdrießlich, aber ich hoffe, daß er sich bei kleinem erholen wird. Es fehlt ihm nur hinreichende Beschäftigung, aber wie ist die zu erlangen? Er hat im Grunde eine sehr kräftige Natur und wenn er sich nur in Acht nimmt und ruhig lebt, so kann er sich noch lange Jahre wohl und gesund befinden, das ist meine Überzeugung. Angegriffen und blaß sieht er noch aus, doch das giebt sich wohl. Vater sagte mir kürzlich: Wenn meine drei jüngsten Söhne nur erst placirt sind, so läßt sich in Bezug auf uns manches anders einrichten.

Dein Wilhelm.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 4. September 1848.

Lieber Heinrich! Durch Wilhelm hast Du die Auswechselung der Ratifikationen des Waffenstillstandes hier in Lübeck am vorigen Freitag den 1. September erfahren und somit wären wir denn

endlich aus diesem langweiligen Zwischenzustand erlöst. Von den Bedingungen ist noch nichts bekannt geworden. Wir erwarten dieselben von Berlin oder von Kopenhagen. Glänzend für Deutschland werden sie wohl nicht lauten, indeß nicht schimpflich, wie ich glaube. Die Holsteiner werden freilich auf keinen Fall damit zufrieden sein, man wird sie aber zu beruhigen wissen. Was haben diese Herren für ihre eigene Sache gethan? Daß die gekaperten Schiffe zuerst herausgegeben werden müssen, versteht sich nun von selbst und somit wäre dasjenige eingetroffen, was ich immer behauptete. Die Herren, welche gegen Kriegsgefahr gezeichnet haben, stehen sich um nichts besser als wir, selbst dann nicht, wenn auch unsere „Alma" nach Kopenhagen gebracht worden wäre, wo Brandt (Brandt & Söhne) sein Schiff noch liegt. Ich habe die 1100 Oxhoft sämmtlich durchprobirt oder doch vor der Nase gehabt und freilich 10 bis 12 Oxhoft mehr oder weniger schimmelig ꝛc. befunden, doch werden sie bis auf zwei zu kleinen Weinen noch zu gebrauchen sein. Aber Zeit wurde es, daß sie in Ruhe kamen. Das Geschäft ist besonders nach Schweden und Finnland ganz gut gegangen. Besondere Verlüste sind uns auch nicht bekannt geworden. Die Einkassirungen hätten im Norden wohl besser gehen können. Ich bin übrigens froh, daß sämmtliche Weine jetzt in Ruhe sind. Münchenschreiber ist noch sehr aufgeregt; Sonntag ist die zweite Tochter nach Sachsenberg gebracht, die älteste ist auf dem Lande. Wenn nur erst alles in Ordnung ist und seine Frau von Schwerin wieder zurückkommt, so denke ich, wollen wir ihn schon wieder auf andere Gedanken bringen. Ein Jeder hat aber genug mit sich selbst zu thun. Nach heutiger Zeitung sieht es aber schlimm aus, ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich scheint dem Ausbruch nahe. Die Legitimisten rühren sich in Marseille, Montpellier, Avignon ꝛc. Sogar in Kiel wollen sie die Republik. Von Paul erhielt ich gestern einen Brief, wonach er die Quaden-Schönfelder Pachtung aufgegeben hat, oder vielmehr, daß Herr von Warburg die Sache aufgegeben hat. Du hast ihn seitdem wohl selbst gesprochen. Wie Du Beide gefunden hast,

schreibst Du mir wohl bald. Elise (wo inzwischen ein Knabe geboren wurde) ist sammt dem Kinde wohl, selbst gesprochen habe ich sie noch nicht. Sie will eine Amme nehmen, was uns aus mehreren Gründen garnicht lieb ist. Was mich selbst betrifft, so geht es jetzt schon wieder besser, aber langsam! . . . Ich grüße Dich herzlich!

W. L. Behncke.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 11. September 1848.

. . . Wegen unseres Bruders Franz ist Vater einverstanden, daß er die Stelle bei von Rodde annimmt und schreibt er ihm heute direkt. Vater urtheilt hauptsächlich darnach, daß Ihr alle drei es passend findet, ferner daß Franz Herrn von Rodde ja persönlich kennt, endlich, daß ja nicht viel dabei riskirt ist; auch Vater hält es besser, da Jena für Franz noch immer bleibt. Wegen Paul meint Vater ebenfalls, daß wir uns nicht übereilen.

Herr Münchenschreiber ist von Finnland zurück. Herr Wurre reiste ihm nach Travemünde entgegen, wo er mit dem Dampfer von St. Petersburg eintraf. Durch die Trauernachricht wurde er natürlich sehr aufgeregt, faßte sich aber, dankte, daß wir die Tochter nicht ohne Weiteres nach dem Sachsenberg sandten, hat seitdem auch die Tochter gesehen, sie wurde gestern vor acht Tagen mit seiner Bewilligung durch Herrn O. Bergh nach dem Sachsenberg gebracht; er hat sich jetzt über den Verlust des Sohnes, sowie über die Krankheit der Tochter einigermaßen getröstet, kommt wieder ans Komptoir, aber geschlagen und weniger froh und munter als sonst. Aber seine langen Erzählungen und Unterhaltungen mit dem Makler Brockmann gehen wie früher vor sich. Der Himmel sendet dem Menschen doch nie mehr, als er ertragen kann. Seine älteste Tochter ist bei einem Förster Ohrt bei Oldesloe, lernt dort die Wirthschaft gegen 50 ℛ Cour. p. a. Vergütung und ist gesund und vergnügt. Er hat sie dort besucht und ist mit unsern Maßregeln ganz zufrieden. Wir rathen nun sehr dazu, daß sie dort

bleibt, denn am Ende wird es noch erreicht, daß die Töchter sich ihr Brod selbst erwerben; wir alle arbeiten wenigstens darauf hin. Merkwürdig ist es, daß er sich so zufrieden fühlt; von seiner Frau ist er ganz erbaut; er ist ein herrlicher, guter Mensch, ich würde mich in so viel Unglück nicht sobald finden können. Vater läßt mir jetzt weit mehr freie Hand, was Einem ordentlich wieder Lust zum Geschäft giebt. Ich habe die ganze Geschichte, alle Leute im Keller und Komptoir, wieder ordentlich am Band, die Widerreden sind vorbei und ich kann über Keinen klagen. Übrigens gebe ich mir möglichst Mühe, bin von präzise 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends unausgesetzt im Geschäft und gehe nur eine Stunde zum Baden bei Kreidemann. Wir haben zwei Sonntage gearbeitet, nun wird es ruhiger. Daß der Waffenstillstand mit Dänemark ratificirt ist, aber in Frankfurt a. M. nicht genehmigt wurde, hast Du wohl gelesen. Vater war durch diese Nachricht mehrere Tage ordentlich herunter, weil das allergrößte Unglück dadurch für Deutschland entstehen kann. Der Professor Dahlmann mit aller seiner Gelehrsamkeit entbehrt doch des ruhigen Urtheils, folgt nur seiner Eitelkeit; um seine ausgesprochenen Ansichten durchzusetzen, handelt er leidenschaftlich, unbekümmert, was die Folgen sind. Gottlob haben wir die Hoffnung jetzt, daß der Waffenstillstand anerkannt wird, Dahlmann soll in großer Verlegenheit sein ein Ministerium zu finden. Würde die Nationalversammlung in Frankfurt a. M. ihren Beschluß aber widerrufen, so wäre es doch immerhin eine große Blamage und das Vertrauen zu ihr geschwächt. Wir glauben aber nach wie vor an die Nationalversammlung und daß wir zu einer Einigung Deutschlands gelangen werden. In Bezug auf Zollverhältnisse müssen wir uns aber jedenfalls auf Zölle gefaßt machen und wird es wohl nicht anders, als daß wir ein Entrepôtsystem erhalten. Freitag hat denn auch unser Senat in Folge des Verlangens der Einwohner, 40 Stimmen für sich zu erhalten, der Bürgerschaft proponirt, die ganze Verfassung mit Wahl nach Ständen umzustoßen und dagegen allgemeine Wahlen eintreten zu lassen. Danach hat Jeder, welcher dem Staat Abgaben zahlt, ohne

Unterschied, ob Bürger oder Einwohner, das Wahlrecht und es wird nach Quartieren gewählt. Heute Morgen kam es an den Bürgerausschuß, es ist zwar mit 16 gegen 12 Stimmen abgeschlagen, aber die Einführung leidet gar keinen Zweifel; nächstens hat die allgemeine Bürgerschaft darüber zu bestimmen und nimmt ohne Zweifel an. Wir glauben aber, daß im Wesentlichen in den Wahlen kein großer Unterschied stattfinden wird; die Einwohner wählen doch keine Arbeitsleute, sondern Leute, von denen sie verdienen, zu denen sie Zutrauen haben, also Kaufleute, Handwerker u. s. w. Vater geht es gottlob viel besser, er ist munter, am Tische ißt er noch nicht mit. Graf Carl Moltke, der frühere dänische Minister, welcher für Schleswig-Holstein als Regierungsmitglied bestimmt war, aber nicht angenommen ist, hielt sich hier mehrere Tage auf, ohne molestirt zu werden. In Travemünde verließ er uns dann auf einem dänischen Kriegsschiffe.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 4. Oktober 1848.

. . . Die Cholera nimmt hier zu, ca. 20 Personen seit gestern, wir halten uns ordentlich, alle Leute im Geschäft erhalten Wein; Biertrinken ist verboten. Vater ist wohl und munter. Elise R. hat sich erholt und geht wieder aus. Weine werden in Frankreich in diesem Jahre sehr billig.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 12. Oktober 1848.

Lieber Heinrich! Mutters Brief von vorgestern nach Güstrow wirst Du erhalten und daraus die schändliche Wirthschaft unserer Einwohner den Tumult in der reformirten Kirche, erfahren haben. Alle Gutgesinnten sind entrüstet. Freiwillige haben sich in großen Massen gestellt, werden aus dem Zeughaus bewaffnet, die „Schwarzen" (Pauls Corps) sind anerkannt und stehen unter Ganslandt. Gestern erhielten wir 200 Mann Oldenburger In-

fanterie aus Eutin. Morgen werden 500 Mann Truppen aus Schwerin erwartet, dann beginnt man mit Arretirungen; die Listen sind angefertigt und mit Strenge wird eingeschritten. Das Volk ist übrigens aufgereizt und von einem Zeitungsredakteur geleitet, von wem, sagen wir Dir mündlich. Unser Zimmergesell Witte (der bei uns in Arbeit stand) war ein Haupträdelsführer, er drang zuerst in die reformirte Kirche ein, auch Weinschröter Möller war dabei. Es hätte schlimm werden können. Viele Herren, wie v. D. und E. und andere, haben sich aber durch lange Reden unmöglich gemacht, und man war sehr auf sie erbittert. Unser Kontingent (d. h. unsere Lübecker Soldaten) wollte nicht gegen die Einwohner vorgehen. Unser Einquartierter, der Oldenburger Hauptmann von Weddich, ist ein netter Mann. Die Cholera ist hier stark, 30 Menschen pro Tag erkranken. Münchenschreiber ist gegenwärtig in Schwerin, wo seine Tochter vorgestern starb, ein schreckliches Schicksal! Die Geisteskrankheit hatte sich gegeben, dagegen war Schwindsucht eingetreten, der sie erlag. Leider hat der Vater sie nicht mehr lebend angetroffen und dies, fürchte ich, wird ihn am meisten schmerzen, da sie mit Sehnsucht seiner harrte.

Es ist wirklich eine trübe Zeit und man kann Gott nicht genug danken, wenn man leidlich durchkommt. Wie sieht es in Wien aus! Unserer Familie geht es bis jetzt noch gut, wir leben wie gewöhnlich und quälen uns nicht über das, was kommen kann. Vater und Mutter befinden sich gut, ebenso Tante Jette und ich. Über meine Erlebnisse wird Mutter Dir geschrieben haben, ich kam noch gut davon, die ganze Stadt hat mich für halb todt geschlagen gehalten und das Fragen nimmt kein Ende . . . Durch Herrn Münchenschreibers Abwesenheit u. s. w. giebt es jetzt viel zu thun und viel Schererei, ich schließe daher. Hardy (mein Jugendfreund, mit dem ich in meinen jüngeren Jahren viel verkehrte und der viel in unserm Hause aus- und einging) kam gestern (aus Rio de Janeiro) hier an, er ist unverändert und bleibt acht Tage hier, geht vielleicht zu Heuckendorfs und will Dich gerne sehen; ich

schreibe Dir, sobald ich weiß, daß er nach Mecklenburg geht. Die Cholera ist noch im Zunehmen, soeben höre ich, daß heute 40 Personen erkrankt sind.

Da Mutters Brief über die hiesigen Unruhen ausführlich ist, so ersucht Vater Dich, ihn mit erster Post an Paul zu senden und ihm zu sagen, daß Vater nächstens schriebe. Viele Grüße! Herzlich

Dein Wilhelm.

Da der eben erwähnte letzte Brief von mir gewissenhaft abgesandt sein wird, ich ihn jedenfalls nicht unter meinen Briefen gefunden habe, so füge ich aus meinem Gedächtniß die Erzählung der geschehenen Begebenheiten hinzu.

Es war in der reformirten Kirche in der Königstraße eine Bürgerschaftsversammlung anberaumt, in welcher das Wahlgesetz unserer neuen Verfassung berathen werden sollte. Dies geschah. Während der Sitzung drängte sich unter der Form einer Deputation ein Volkshaufe in den Sitzungssaal und forderte eine neue Verfassung. Ihr wurde bedeutet, daß man gerade jetzt mit der Berathung über dieselbe beschäftigt sei. Dies genügte ihr nicht, es entstand heftigerer Lärm mit Drohung und Geschrei, neue Volkshaufen drängten nach und schlossen den Sitzungssaal ein. Der Vorsitzende hob nach vergeblichen Verhandlungen die Sitzung auf. Als die Deputirten den Sitzungssaal verlassen wollten, ließ der Pöbel es nicht zu, tobte weiter unter Drohungen und Grobheiten. Inzwischen hatte sich der Senat versammelt und ließ unser Militair vorrücken. Als dieses angreifen sollte, behaupteten die Offiziere, ihre Soldaten würden weder angreifen noch schießen, und machten keinen Versuch dieses zu kommandiren. Darauf wurde die Bürgerwehr herbeigerufen, die jedoch nur in geringer Anzahl erschien. Inzwischen war der Unwille der Bessergesonnenen sehr gestiegen, mein Vater ging in den Sitzungssaal des Senats, erzählte die vorgefallenen Thatsachen und ersuchte um energisches Einschreiten. Mittlerweile hatten verschiedene Bürgerschaftsmitglieder den Versuch gemacht, die Kirche zu verlassen, waren aber zurückgewiesen worden.

Mein Bruder und Herr Joh. Fehling wandten Gewalt an; da wurden sie gemißhandelt, niedergeworfen, ihnen die Kleider theilweise vom Leibe gerissen, bei den Schultern und Beinen gefaßt und so in den Sitzungssaal zurückgetragen, wobei heftiger Tumult entstand. Nun fühlten sich die Deputirten nicht mehr sicher, ein Theil derselben kletterte über den Hausboden und die Dächer nach den Nachbarhäusern und erlangten so ihre Freiheit, die meisten blieben aber eingesperrt. Auf erneutes Ersuchen um Hülfe beim Senat und auch von meinem Vater wurde der Befehl zum scharfen Schießen ertheilt. Der tüchtige, entschlossene Hauptmann der Bürgergarde Grevesmühl ließ Feuer geben, ein Knabe wurde erschossen und mehrere Männer verwundet. Das wirkte und allmählich vertheilten sich die Volkshaufen, worauf dann gegen Abend nach ausgestandener großer Angst und Sorge die Abgeordneten in ihre Behausungen zurückgehen konnten. Einzelne wurden darnach heftig krank und der preußische Konsul Kulenkamp, der sich Mittags über die Nachbardächer rettete, starb bald darauf.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 27. Oktober 1848.

. . . Mit der Cholera ist es abwechselnd schwächer und stärker, gestern waren 7, heute 13 Fälle; gestorben sind Hörner, der Besitzer des Tivolitheaters, unser Nachbar, der alte Buchdrucker Schmidt, ferner die alte Frau Staunau, frühere Prinzipalin unseres Herrn Münchenschreiber. Letzterer ist für den Augenblick ruhig und getröstet über den Verlust seiner Kinder, aber er ist doch gedrückt und ich glaube, wenn er allein ist, kommen ihm trübe Gedanken; er kann mich recht dauern. Unserer Familie geht es sonst gottlob bisher gut und auch Vater ist munter, etwas Erkältung abgerechnet.

Die Untersuchungen in der Aufruhrangelegenheit gehen fort. Bisher wurden drei Leute arretirt, in ca. 8 Tagen sind die Vor-

untersuchungen zu Ende und dann beginnt man mit weiteren Arretirungen. Die oldenburger Truppen sind nach Eutin zurückgekehrt, aber das mecklenburgische Militair ist noch hier; es kostet den Einwohnern viel Geld; so zahlt Siemssen (von J. J. Wedel) für seinen Lieutenant und einen Gemeinen die Woche 55 ℔ an den Gastwirth v. Berken im Hotel du Nord. Alle Junggesellen, wie August Siemssen, Carl Müller jr. u. s. w. haben auch Einquartierung, die Lasten sind wirklich groß; es ist doch sehr gut, daß wir beide noch nicht Bürger sind und dadurch den Staatslasten entgehen . . . Die Weinpreise in Frankreich sind unglaublich billig, Vater hat diesen sich gewiß lange nicht wieder bietenden billigen Zeitpunkt doch nicht ungenutzt vorübergehen lassen wollen und bestellte im Ganzen 220 Oxhoft diverse Weine. Wegen des Geldes müssen wir sehen, wie wir es anschaffen, 100 Faß sind gleich 25 000 Frcs., also nicht so gewaltig bedeutend . . . Wir sind sehr gespannt, ob unsere Aufträge ausgeführt werden; verloren kann nichts darauf werden. In Bordeaux ist die Lese sehr reichlich und werden die Preise bei guter Qualität billig. Man kann in solchem Jahre doch unmöglich still sitzen, mehr als zwei reichliche und gute Lesen folgen doch selten aufeinander. Unsere 1847er, roth und weiß, entwickeln sich gut und werden uns gute Dienste leisten . . . Das finnische Geschäft hat sich für uns noch gut gemacht, wenigstens sind wir über 100 000 ℔ gegen 120 000 ℔ im vorigen Jahre. Du glaubst nicht, welches ungeheure Leben und Treiben seit ca. 3 bis 4 Wochen an der Trave ist; es werden ganz enorme Massen Waaren nach Schweden und Finnland verladen, ebenso geht viel nach Dänemark, mit einem Worte Lübeck macht ein brillantes Herbstgeschäft; bei diesen trüben Zeiten ist dies doppelt erwünscht. Wir verladen heute wohl die letzten Pipen nach Finnland. Vater, Franz und die Übrigen grüßen Dich herzlich.

Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 14. Oktober 1848.

. . . Hierdurch die Anzeige, daß Hardy am Mittwoch Nachmittag in Wismar eintrifft; kannst Du es einrichten, so trefft Euch dort, er bleibt dort nicht lange. (Leider verfehlten wir uns und ich sah ihn nie wieder, da er nach Rio zurückkehrte und dort nach einigen Jahren starb.) Mecklenburger Militair ist eingerückt und Untersuchungen und Arrestationen gehen fort. Franz ist bei Baron von Rodde engagirt und wird den Posten antreten, er wollte auf hier kommen, wir riethen ihm jedoch ab, der Cholera wegen. In Folge der Unruhen hier erkrankten Verschiedene, so auch Fr. Harms, Joh. Fehling; letzterer verlor zwei Kinder an der Cholera, sehr traurig! Herzlich

Dein Wilhelm.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 21. Oktober 1848.

Mein letzter Brief war vom 12. und 14. dieses nach Rostock und wollte ich Dir hauptsächlich hierdurch nur sagen, daß wir wohl und gesund sind und die Cholera bisher unser Haus verschonte. Leider hat aber Heitmann seine Schwester, Madame Hansen, daran verloren und heute begraben. Die Krankheit hat etwas abgenommen, ca. 16 Personen den Tag; Münchenschreiber führt Buch darüber. Wir leben wie gewöhnlich, Abends spielen wir Piquet, gehen um 9½ Uhr zu Bett, stehen um 6 Uhr auf, dann Konversation bis 7 Uhr mit Vater. Hardy hast Du vielleicht noch getroffen, er kam zu einer schlechten Zeit nach Lübeck, wir finden, er ist ganz so wie er war, aber auch etwas oberflächlich. Mir scheint, er hat in Rio etwas bequem und gedankenlos gelebt und gar keine rechten Zukunftsaussichten. Sein Etablissement, seine Aussichten und Hoffnungen sind alle sehr vage. Wegen der Unruhen nichts Neues, drei Leute sind eingezogen, es wird fortwährend untersucht; Redakteur Meyer führt im Volksblatte das große Wort.

Dein Wilhelm.

XXXVII.

Erlebnisse im Jahre 1848. — Betrachtungen. — Ausflug nach Holstein. — Herbstreise.

Ich fahre jetzt mit meinen Erlebnissen im Frühjahr 1848 fort. Im vergangenen Winter hatte ich, auch durch die wechselnde Witterung herbeigeführt, manche heitere, aber auch manche trübe Stunde. Dumpfe Stubenluft und unregelmäßiges Leben brachte oft schweres Blut, während der warme Frühling das Blut leichter macht und fröhlichen Sinn anregt. Es drängt mich, das Gute, welches mir der liebe Gott schenkte, mehr zu erkennen. Man vergißt immer so leicht, daß Sorgen und Mühen nöthig sind, um die wahren Freuden recht zu empfinden, und daß uns nie mehr Leiden auferlegt werden, als wir tragen können. Gott leitet unsere Lebensbahn stets so, wie es uns am besten ist, häufig gegen unsere kurzsichtigen eigenen Ansichten. Wie manchen heißen Wunsch der Jugend erkennt man im Alter oder in reiferen Jahren als thöricht!

So ging mit dem 5. Mai meine Geschäftsreise wieder zu Ende. Die letzte Zeit unterwegs war keine der angenehmsten. Aus Furcht vor Krieg bestellten viele weniger und ich selbst hatte auch kein rechtes Vertrauen, daher ging das Geschäft mäßiger als sonst. Am letzten gestrigen Abend ging ich bei Ratzeburg am See spazieren. Das frische Grün der Buchen, die Wiesen, die milde Luft, der volle Nachtigallschlag, die hübschen Blumen, alles lobte den Schöpfer unter dem hohen freien Himmelsdom und ich sah recht, welch' einen schönen Genuß uns die Natur bietet und wie man in derselben so zufrieden und glücklich sein kann. Dagegen strebt der Mensch rastlos darnach, sich Erdengüter zu erwerben, und übersieht dabei das Schönste in dieser Welt — die herrliche Natur. Mir wurde dabei so unbeschreiblich wehmüthig

und doch so wohl. Ein blinder Bettler, der mich vorher um eine Gabe gebeten hatte, ging wieder froh und singend an mir vorüber, ich fragte ihn, ob er immer so froh sei, er meinte: „Wozu nützt das Weinen, ich bin immer in guter Laune!“ Auch die Unglücklichen läßt der liebe Gott nicht verderben und sorgt freundlich für ihren Lebensgenuß, warum also sich immer quälen um viele Dinge, die man nicht ändern kann; Gott wendet doch immer alles zum Besten.

Ich trete nun wieder in eine andere Wirksamkeit und sehe mir alles an, was fehlt, um auch zu Hause dem Geschäft vorstehen zu können. Man wird auf Reisen durch das Amüsiren, viele Reden, oft über die gewöhnlichsten, gleichgültigsten Dinge und das Nichtsthun leicht oberflächlich und flüchtig; man kann wenig Gründliches betreiben, und komme ich dann nach Hause, so sehe ich den Abstand. Meine Mußezeit werde ich jetzt mehr zum Lesen und zur Bildung des Geistes und des Körpers verwenden, hoffentlich komme ich dann weiter darin. Die jetzigen Kriegsereignisse beunruhigen mich nicht, bleibt mir nur Ruhe in meinem Innern. Die kriegerischen Beschäftigungen nehmen uns auch oft in Anspruch. Paul ist jetzt hier, wir schießen viel mit der Büchse nach der Scheibe, worin ich mich schon etwas gebessert habe. Dann rudern wir eifrig, bald nach Schwartau oder nach der andern Seite der Stadt. Das Wetter ist herrlich, die Natur so schön, jedes Blatt, jeder Strauch erfreut des Menschen Herz, Einem wird so froh und wonnig zu Muthe und immer wieder überkommt mich der Gedanke: Gott hat alles so schön gemacht, er hat es gut mit uns im Sinn, warum sich quälen und sorgen?

Eines Abends brachte mein Vater den Baumeister Scheffer, der unsere Lübeck-Büchener Bahn bauen soll, zu uns. Er ist ein äußerst gescheuter und liebenswürdiger Herr, sehr bescheiden und freundlich; aus dem Umgang mit solchen Leuten kann man viel lernen.

Mein Bruder Fritz kam am 14. Mai von Hamburg, wo sein Schiff lag, zu uns. Er sah nicht so frisch und gesund aus wie

früher, das heiße Klima der Tropen greift doch die Gesundheit an, sonst ist er ein guter prächtiger Junge. Er brachte einen kleinen Brasilianer mit sich, der mit zum Garten ging. Wir hatten viel zu erzählen und zu fragen, waren alle recht froh und munter und ruderten viel am Abend.

Die Zeitungen lese ich jetzt mit Passion, denn es ist die Politik ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, lese auch sonst viel in guten Büchern, was ich mir früher oft als Ideal des Glückes gedacht hatte. In der Arbeit und der Pflicht als ehrenhafter Weltbürger dazustehen, darin liegt das wahre Glück des Lebens. Abends nach geschehenem Tagewerk und tüchtiger Arbeit ging ich hinaus in die freie Natur, die jetzt, besonders im Mai, so herrlich ihre Gaben entfaltete, sah dann alle diese Pracht, dieses Blüthenmeer, das in jedem Winde mir seinen Duft entgegenbrachte, und empfand wahre Freude und Glück. Ich kam zu der Überzeugung, daß Arbeit, angestrengte Arbeit den Tag über nöthig sei, daß ich dann erst, nach vollbrachtem Tagewerk, ein Anrecht habe auf die vielen Freuden, welche der liebe Gott durch seine Natur und seine sonstigen Gaben über uns ausgeschüttet hat. Daher sollen sie die Belohnung unserer Pflichterfüllung sein, nicht der Genuß der Zweck, nach welchem man streben soll.

So wurde ich ruhiger. Ich widmete mich Morgens und Nachmittags mehr dem Keller- und Komptoirgeschäft, suchte mich in beide Beschäftigungen wieder recht hineinzuarbeiten und erwartete in politischer Hinsicht ruhig, was der Himmel über uns verhängt. Kommt ein Krieg, der das Vaterland bedroht, so ergreife ich freudig und getrost die Waffen für dasselbe und werde meine Schuldigkeit thun, wenn nicht, so ist es um so viel besser, denn Krieg bringt viel Unheil in die Welt.

Mein Vater ist in diesen Tagen sehr unwohl, er geht hin und wieder schon um 4 Uhr zu Bett, ich ging deshalb eines Tages zu ihm hinauf, er sagte, er hätte nicht warm werden können und habe sich deshalb niedergelegt; er sah blaß und angegriffen

aus, schien recht niedergeschlagen. Er medizinirt jetzt viel. Der frühere kräftige Mann ist er nicht mehr.

Paul ist jetzt immer noch ohne Beschäftigung; er sucht sich zu etabliren durch Pachtung oder Besitzergreifung. Fritz schrieb aus Hamburg, daß er sowohl jetzt wie auch die ganze nächste Woche nicht nach Lübeck kommen könne, ohne hinreichende Gründe anzuführen. Die Antwort meines Vaters war, er möge nicht in Hamburg ohne Thätigkeit bleiben, sondern herüberkommen, um hier seine Zeit besser zu benutzen.

Wilhelm, Paul, Fritz und ich machten am Sonntag den 28. Mai eine sehr angenehme Tour nach Travemünde. (Bruder Fritz war also doch zufolge Vaters Brief gekommen.) Das Wetter war schön. In Travemünde wurde alles in Augenschein genommen, die neuen Schanzen mit den vier Kanonen, die Hafensperrung durch Ketten, alles neue Einrichtungen wegen der Blockade der Dänen, auch der Obstgarten und die Baumschulen des Herrn Behrens. Beim Frühstück, wo wir Abschied von unserm Bruder Fritz nahmen und manches Glas guten Weines tranken, setzten sich auch die alten Herren Wurre und Berner zu uns und wir waren so recht von Herzen vergnügt. Es kamen alte Geschichten zum Vorschein, die jene Herren in den Feldzügen von 1813 bis 1815 theils für sich, theils mit meinem Vater erlebt hatten, und schließlich machten wir noch einen Besuch in Gneversdorf und der daneben liegenden Bergkoppel, wo alte Erinnerungen unserer Jugend frisch ins Gedächtniß traten. Wir sahen die Plätze, wo wir als Knaben so manches Mal gesessen, die Laube, wo wir unsere Ferienarbeiten gemacht hatten, die Rasenplätze, wo wir gespielt, die Koppeln, wo wir mit den Bauern gepflügt hatten. Wir gingen von einem Platz zum andern und fuhren dann, da die Zeit drängte, wieder nach Hause. Mein Vater ging nicht zum Garten, ein Spanier Arneiz aus Valparaiso, mit dem mein Bruder dorthin geht, kam zu uns hinaus. Unter Rudern und Wandern verging der Abend. Es war ein recht schöner Tag gewesen!

Eine Hauptsache, die ich erreichen und nach der ich streben

muß, iſt Gründlichkeit. Erreiche ich dieſe nicht, ſo ſchaffe ich wenig Nutzen in der Welt. Das herumirrende Leben auf Reiſen, wo ich raſch vorwärts eile, um Geſchäfte zu machen, wenig Zeit habe, mich mit ernſtlichem Leſen und Arbeiten zu befaſſen und auch die unregelmäßige Lebensweiſe, welche oft die Kraft, den Willen und die Luſt mindert, ernſtlich an geiſtige und innere Fortſchritte zu denken, befördert die Oberflächlichkeit. Das Kämpfen dagegen iſt recht ſchwierig und nimmt meine ganze Kraft in Anſpruch; es iſt gut und nothwendig, daß ich gründlich darüber zum Nachdenken komme. Ich muß dahin ſtreben, alles, was ich leſe, ganz zu faſſen und zu begreifen, lieber weniger zu leſen, aber dieſes wenige zu behalten und zu wiſſen.

Vater iſt ſeit einiger Zeit recht melancholiſch und oft gereizt; er iſt krank und will es ſich nicht merken laſſen; er medizinirt und läßt ſich immer neue Medizin holen; er ſucht die Einſamkeit und meidet die Welt.

Mein Vater ſchlug uns Söhnen Anfangs Juni vor, wir möchten doch mit unſerm Wagen und Pferden eine kleine Reiſe ins Holſteiniſche machen; es wäre beſſer geweſen, wenn er mit uns gereiſt wäre. So fuhren Wilhelm, Paul, Fritz und ich beim ſchönſten Wetter mit unſerm Fuhrwerk durch Schwartau und den Rieſebuſch nach Eutin, beſahen den Schloßgarten und fuhren dann nach Sielbeck, wo wir im Ugleiſee badeten, ſangen und die Nacht blieben. Zeitig am andern Morgen ging es weiter, durch fruchtbare Felder von Hügel zu Hügel, von See zu See, durch buſchige Hecken nach Lütjenburg. Hier nahmen wir Extrapoſt, um unſere eigenen Pferde zu ſchonen, und kamen nach Neuhaus, einem großen Gute, das dem Grafen Hahn gehörte und wo man uns alles bereitwilligſt beſehen ließ. Es werden hier 350 Kühe gehalten, für welche der Holländer 7500 Thaler Pacht giebt. Das Schloß liegt am Selenter See, iſt gerade nicht beſonders großartig, doch iſt der Garten ſehr ſchön gehalten, mit großen Raſen und vielen ſchönen Ausſichtspunkten. Ganz beſonders intereſſirten uns die Wirthſchaftsangelegenheiten, wobei Paul manches lernte. Dann ging es durch ſchöne Holzungen

nach Panker. Auf einer ansehnlichen Anhöhe ist ein ca. 60 Fuß hoher runder Thurm erbaut, von welchem man eine der schönsten Aussichten in ganz Holstein hat. Man sieht die Ostsee vor sich mit einem weiten Horizont, dann Lütjenburg, Kiel, eine Menge Kirchdörfer und Güter ringsum, viele Seen, die schönsten Felder und alles bei sonniger klarer Beleuchtung. Es war der erste Pfingsttag, den die Kirchenglocken der umliegenden Kirchdörfer einläuteten. Die „Galathea," ein dänisches Kriegsschiff, das den Kieler Hafen blockirte, kreuzte und manöverirte vor uns und der Führer, welcher ein vortreffliches Fernrohr bei sich hatte, erklärte uns alles ganz genau, ob nah, ob fern. Ungern verließen wir die schöne Aussicht und den Thurm. Nun ging es durch die sauberen Gärten des Schlosses Panker über Neudorf durch neue schöne Holzungen und fruchtbare Gegenden nach Hasberg, wo sich wieder eine Anhöhe mit weitem Blick auf die See und die entfernten Küsten bot. Indeß man war verwöhnt durch den Thurm von Panker und der Eindruck war geringer. Vor Plön hielten wir und stiegen nach Langes Garten hinan, der auf einem großen Hügel liegt. Zwei große Landseen waren uns zur Seite und vor uns lag die freundliche Stadt Plön mit ihrem alten Schlosse und dem prachtvollen Schloßgarten voll schöner stattlicher Bäume. Wir trafen hier eine große Gesellschaft Lübecker, auch die Familie des Besitzers Lange, dessen schöne Tochter mit dem Hauptmann von Bültzingslöwen in Lübeck verheirathet ist. Nun ging es nach Plön; wir freuten uns über den waldigen Schloßgarten, wanderten durch die Anlagen und unter den schattigen Bäumen. Nach dem Abendessen saßen wir auf einer Terrasse, hoch über dem Ufer des Sees unter hohen schattigen Linden im herrlichsten Mondschein, der sich in prächtigen breiten silbernen Bahnen über den klaren ruhigen See legte. Da sangen wir dann unsere besten Lieder, so gut es ging und erst um Mitternacht gingen wir nach Hause.

An den Ufern des schönen Plöner Sees besprachen wir einen Plan, nach dem Gute Depenau zu reisen, den namentlich mein Bruder Paul sehr befürwortete. Dort wohnte Herr Gutsbesitzer

Böhme. Wir übrigen waren ganz arglos dabei; später klärte es sich auf, daß schon eine Annäherung meines Bruders Paul an die Tochter des Hauses dort stattgefunden hatte, die später mit der Verlobung schloß. Um 10 Uhr fuhren wir am Plöner See entlang über Hügel und Thäler in mannigfacher Abwechselung nach Ascheberg und nach einem Frühstück von dort über Ahrensböck nach Lübeck zurück, allerdings bei einem heftigen Gewitter, aber wir hatten doch eine sehr hübsche kleine Reise gemacht und nichts hatte unsere Freude getrübt.

Eines Nachmittags Ende Juni besuchte uns der Baumeister Scheffer wieder auf dem Garten, was uns allen eine rechte Freude war. Welche Freude muß ein solcher Mann von seinem Leben haben, wenn er sich durch seine Fähigkeiten Eintritt in den Kreis der klügsten Leute verschafft und sich immer weiter ausbildet. Es war mir eine rechte Freude, Zuhörer seiner interessanten Gespräche zu sein, wenn er sich mit meinem Vater unterhielt, der dann auch recht belebt wurde. Es ist ein erhebendes Gefühl mit gescheuten Leuten umzugehen; man erfährt eine Förderung des Geistes, lernt beständig, veredelt sich und kommt seiner eigentlichen Bestimmung in der Welt näher. An einem der nächsten Tage holten wir Scheffer und seine Frau mit unserm Boote ab, mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit unterhielt er uns sehr angenehm. Er will vielleicht nach England reisen, ich ginge sehr gern mit ihm dahin; die Zeit hätte ich bei dem jetzigen stillen Geschäfte; dort habe ich viel Anregung, sammle neuen Stoff und dann die Gesellschaft eines solchen Mannes! Das Reisegeld würde ich gerne daran wenden. Wir verbrachten mit Scheffers zusammen einen sehr angenehmen Abend und ruderten sie um 8 Uhr wieder zur Stadt, was sie sehr freundlich aufnahmen.

Mein Vater hatte mit Herrn Weltner von Prohnsdorf verabredet, ihn dort zu besuchen, und so fuhr er mit Wilhelm und mir dorthin, ca. 2½ Meilen. Holstein ist auch in diesem Theile sehr hübsch und hügelig. Der junge Weltner empfing uns mit seiner Frau; beide sind liebenswürdige Leute und tüchtige Land-

wirthe. Wir gingen in den Garten, nach Tisch auf die Felder, sahen seine Rieselwiesen an und fuhren dann nach Musterung einiger Pferde, allerdings keine vom Mecklenburger Schlag, nach Hause. Ein Gewitter ereilte uns, als wir zum Garten kamen.

Daß ich mich später, wenn die pekuniären und übrigen Verhältnisse geordnet sind, verheirathe, wird immer fester bei mir, je mehr ich darüber nachdenke. Es ist Pflicht und trägt zum wahren Glücke bei. Eine rechte Wahl zu treffen ist schwierig. Geld und große Talente verlange ich nicht, aber ohne wirkliche Neigung, nur aus Pflicht heirathen, das ist auch nichts.

Am 29. Juni kam die Nachricht von dem Friedensschlusse mit Dänemark und so kommt hoffentlich wieder Ruhe in unser Deutschland. Alles kann nun wieder zu seinen friedlichen Geschäften zurückkehren. Mein Bruder Fritz sprang hoch auf, er denkt an nichts anderes als an seine Abreise nach Hamburg, um gleich in See zu gehen und auch ich setzte meine Abreise nach Mecklenburg früher an wie sonst, um rasch wieder in Thätigkeit zu kommen. Das Befinden meines Vaters ist besser, er ist wieder heiter und so sind wir alle auch wieder recht froh gestimmt. Ich ging mit ihm im Garten umher, wir besprachen unsere und der jüngeren Brüder Lebenspläne und sahen getrost in die Zukunft. Ist Vater nur froh, so sind wir es alle. Er ist in jeder Hinsicht ein so ausgezeichneter Mann, daß es unser allerheißester, sehnlichster Wunsch ist, er möge noch recht lange mit uns leben, um Freude und Leid mit uns zu theilen.

Die beiden Brüder Fritz und Paul sind recht liebenswürdig und in ihrem Fache brauchbar. Sie haben ein gerades offenes Wesen und ein gutes Herz, das rein und unverdorben ist. Für Fritz war der Aufenthalt hier, auch in Betreff seiner Gesundheit, sehr gut, er sieht jetzt viel frischer und wohler aus. Aber auf die See treibt es ihn jetzt mit Macht. Seitdem Aussicht zur Abfahrt da ist, wurde er viel froher und vergnügter; sein Koffer und Nachtsack ist schon seit mehreren Tagen fix und fertig gepackt und in der nächsten halben Stunde kann er abreisen. Es ist ein klarer Beweis,

mit welcher Luft und welchem Eifer er sein Geschäft treibt. Pauls Etablirung ist für uns alle eine gewisse Sorge und wir wünschen sehnlichst, daß er erst irgend etwas habe.

Meine gute liebe Mutter, Schwester Elise, Paul, Fritz und Tante Jette machten Nachmittags den 13. Juni eine Fußtour nach Israelsdorf, wo sie sich prächtig amüsirt haben und erst Abends 11 Uhr wieder nach Hause kamen. Paul war wie gewöhnlich der maitre de plaisir gewesen, hatte dort mit den Wirthstöchtern Fräulein Wilken getanzt, selbst meine Mutter hatte ein Tänzchen gewagt, sie hatten gesungen, waren im Holz spazieren gegangen und so war die Zeit schnell entschwunden. Paul ist bei solchen Gelegenheiten unvergleichlich. Fritz ist etwas ernster, macht aber doch alles recht vergnügt mit.

Es zirkuliren jetzt so viele widersprechende Gerüchte über den Waffenstillstand; man sagt, daß die Verhandlungen abgebrochen seien und der Krieg wieder beginnen würde. Man weiß selbst nicht, woran man ist. Am Sonnabend Abend den 22. Juli war die ganze Stadt illuminirt zu Ehren des Reichsverwesers Johann von Österreich. Zum Schützenfest war Renz mit seinen außerordentlich gut geschulten Pferden hier.

Am Tage nach dem Fest trat ich meine Herbstreise 1848 an. Das ruhige häusliche Leben während fast drei Monaten hat mir an Leib und Seele wohlgethan und ich habe die Befriedigung, daß ich hier genützt habe, denn Wilhelm kann dauernd das Komptoir und den Keller nicht allein besorgen. Ich schied mit etwas schwerem Herzen von der Heimath, doch der liebe Gott hat uns wahrlich nicht in die Welt gesetzt, um uns zu quälen oder Herzeleid zu erfahren; er thut es, um uns glücklich zu machen. Es kommt auf uns selbst an, die richtige Straße zu finden. Nimmt man das Leben schwer, quält man sich um jede Lappalie, wird verdrießlich bei jeder Gelegenheit, dann ist der Frohsinn des Lebens fort. Sucht man aber jede Widerwärtigkeit getrost, ruhig und gründlich zu beseitigen, bekämpft man muthig die Gefahren und Drangsale, die sich bieten, denn schon im Kampfe liegt eine Genugthuung, erkennt die

Schönheiten der Natur, aus welchen man die Tausend und abermal Tausend Beweise der Güte Gottes erkennt, dann kann man sich eigentlich garnicht unglücklich fühlen, sondern muß sich bis zum Ende seiner Tage zurufen: Wie groß ist des Allmächtigen Güte, wo ist ein Mensch, den sie nicht rührt u. s. w.

Etwas spärlicher als sonst gehen zwar die Aufträge ein, ich suche indeß doch immer den Kopf oben zu halten und auch nach besten Kräften den andern Kollegen, die zweifeln, Muth einzusprechen. Politisirt wird jetzt ja viel, es bildet dies die Hauptunterhaltung.

Meine Reise mache ich jetzt schneller als sonst, so kam Mitte und Ende August. Es folgte Abwechselung und Zerstreuung, genug, ich sah fast jeden Tag andere Leute und andere Gegenden und man bekommt eine gewisse Gewandtheit im Umgang mit Menschen. Ich verbrachte drei Renntage in Dobberan, hatte dort angenehme Stunden und freute mich den Großherzog gesprochen zu haben. Ich stand nämlich mit dem Gutsbesitzer Keding-Maslow und Mau-Gr. Siemen zusammen in Unterhaltung. Da kam der Großherzog Friedrich Franz und begann mit uns zu sprechen, zuerst über den dänischen Krieg, dann mit mir über Handelsstockungen u. dergl., so daß man den Fürsten fast vergaß. Er war sehr freundlich und liebenswürdig.

Die Geschäfte gehen besser, ich thue, was ich kann. Der Sommer ist naß und kalt, die Landleute klagen darüber und es sind trübe Aussichten zum Winter. Ich lese Auerbachs Dorfgeschichten; sie erfreuen mich häufig und geben viel Stoff zu weiterem Nachdenken. Das kunstlose Leben der Landleute, das darin beschrieben wird, zeigt, mit wie wenig Äußerlichkeiten man glücklich sein kann.

Am 19. September hatte ich eine neue Versuchsreise in Vorpommern beendet, die allerdings nicht angenehm war, da ich eine Menge neuer Herrschaften besuchte und fast überall Abschlag bekam, besonders auf Grund der schlechten Zeiten. Ans Heirathen werde ich fürs Erste garnicht denken können, weil ich fast immer auf der

Reise sein muß. Ich bin in einigen Wochen 29 Jahre alt und habe in den ersten zehn Jahren wenig Hoffnung das Reisen aufgeben zu können, da die Pflichten gegen meine Familie und meinen Bruder mich dazu zwingen. Dann bin ich aber alt.

Auch diese Geschäftsreise beendete ich am 9. November. Ich sehe mehr und mehr ein, wie sehr man auf die Solidität der Kunden achten muß, denn manche Verlüste stehen in Aussicht. Über unsere und auch meine Zukunft bin ich trotz der jetzigen ernsten Zeiten ruhig und suche immer mehr und mehr, möglichst wenige Bedürfnisse zu haben. Ich freute mich doch nach Hause zu kommen trotz der Cholera und fand alle gottlob wieder wohl.

In diesen Tagen war der Besitzer Böhme-Depenau, früher Pächter von Behlendorf bei Lübeck, bei meinem Vater. Seine Ansichten sind, Paul solle sich in Holstein etwas pachten, dann habe er ihn, Böhme, als Rathgeber zur Seite und in Holstein bedürfe man zur Übernahme einer Pachtung weniger Geld. Franz und ich waren nicht gerade für diesen Plan, wir sind mehr für Pacht oder Ankauf in Mecklenburg, aber diese Ansicht wird wohl nicht berücksichtigt werden; Herrn Böhmes Rath, zumal da Paul in der Familie sehr bekannt ist, wird großen Einfluß haben.

Wir machten in diesen Tagen eine trübe Erfahrung. Es wurde im Flaschenlager ein größeres Manko an Bouteillenweinen gefunden und es stellte sich dabei heraus, daß der Wein von unsern Leuten ausgetrunken sei. Größere Untersuchungen und Verhandlungen fanden statt, es ergab sich, daß viele straffällig waren. Es giebt uns die Lehre, daß, will man sein Geschäft ordentlich betreiben, man eine strenge stete Kontrolle der Leute führen muß. Dadurch ist man aber auch gezwungen, sein Geschäft im Auge zu haben und andere Interessen in den Hintergrund zu stellen. Wilhelm macht sich große Sorge wegen der Unterschlagung von ungefähr 400 Flaschen Wein. Diese Hintergehung des Oberküfers H., der hier im Hause so unendlich viel Gutes genoß, beweist den schwärzesten Undank. Seit fünf Tagen ist Wilhelm stets still und in sich gekehrt. Es macht auch mich ganz traurig, denn solche

melancholische Verstimmungen, wenn sie schon in jungen Jahren einreißen, können ihn ganz trübsinnig machen.

Es ist doch eine merkwürdige Zeit, in welcher wir jetzt leben, höchst interessant besonders für solche, welche Geschichte kennen und die jetzigen Zustände mit früheren ähnlichen Zeiten vergleichen. Man trifft jetzt viele Leute, die den Kopf verloren haben, finster in die Zukunft sehen und denen die Gegenwart garnicht gefällt. Die Politiker der Jetztzeit kann man eintheilen in Ultrareaktionäre, Fürsten, Adelige und solche, die fest am Alten halten und glauben, daß sie etwas anderes sind als gewöhnliche Menschen, Reaktionäre, rechtes Centrum, linkes Centrum, Demokraten oder Linke und äußerste Linke, welche den Umsturz des Bestehenden auf alle Fälle wollen.

Heute fanden wir noch zwei halbe Hüte Zucker im Keller, welche die Leute wohl zum Punschbrauen gebraucht haben. Ich meinte, es wäre das Beste, die Sache Vater offen zu sagen. Derselbe hatte dies alles, namentlich aber vom Oberküfer H. nicht erwartet, doch war es ihm sehr lieb, es zu wissen und er wird nun darnach handeln. H. kommt zu Ostern fort, W. zu Weihnacht, N. ebenfalls und auf die übrigen minder Betheiligten wird ein scharfes Augenmerk gerichtet; sollte wieder etwas passiren, so müssen sie auch ihren Posten räumen. Gottlob, daß wir so von den schlimmsten Leuten befreit werden und damit der Ärger und die Heimlichkeiten aufhören. Nun müssen wir eine neue zuverlässige Kraft im Geschäft wieder haben und als solche ist uns der junge M. eingefallen; er wurde nach einiger Zeit engagirt. Wir haben es nicht zu bereuen gehabt. Wir bekamen einen ehrlichen treuen Menschen, man konnte ruhig sein und ruhig vom Hause gehen.

Mein Vater politisirt gern und eifrig über die neuen deutschen Verhältnisse und sagte: „Wir gehen jetzt der Zeit entgegen, wo Rechtschaffenheit und gesunder Menschenverstand die Welt regieren werden und das ist eine Hauptsache bei allem.“ Wollte Gott, er spräche wahr, es würde eine herrliche Zeit.

Die politischen Ereignisse und Wirren außerhalb des Vater-

landes werden immer wüster; Louis Napoleon wurde Mitte Dezember Präsident und man fürchtet, daß ein Krieg ausbricht.

Im Laufe dieses Jahres hat mancher der Meinigen Schweres zu ertragen gehabt. Mein Vater glaubte während mehrerer Stunden, daß Wilhelm bei dem Aufstande in der reformirten Kirche todt oder schwer verwundet sei; man hat ihn daselbst getreten und geschlagen; mein Bruder Paul ist in Quaden-Schönfeld von den Leuten bedroht und wer weiß, was mir auf meinen Reisen noch bevorstehen kann.

Das Weihnachtsfest ging still im Familienkreise vorüber und mein Geburtstag schloß sich dem an. Schon 29 Jahre! Am letzten Tage im Jahre hörte ich in der Marienkirche eine schöne versöhnende und tröstliche Predigt vom Pastor Funk. Er sprach: „Die vielen Leiden, welche dieses Jahr in sich schloß, sind noch nicht vorbei, aber man verzage nicht, am Ende wird noch alles gut werden!" Er predigte aus dem Evangelium Lukas, wo Simeon zu der Jungfrau Maria sagt: Es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen! So wird sie auf viele Leiden vorbereitet. Mag noch Vieles, noch Schweres eintreffen, man muß das Vertrauen auf seinen Gott nicht verlieren und unverdrossen seine Schuldigkeit thun und seine Pflichten erfüllen. Behält man ein treues Herz und ein gutes Gewissen, so ist man doch trotz aller Greuel und Verwüstungen des Krieges nicht unglücklich, selbst wenn man sein zeitliches Eigenthum verliert. Die alte ehrwürdige Kirche, die eindringlichen Worte des Geistlichen, der zum Herzen gehende kräftige Ton der Orgel, der Gesang des Knabenchores, der feierliche Segen des Predigers stimmten so ernst, man fühlte seine eigene Gebrechlichkeit und daß man seine Nebenmenschen nie milde genug beurtheilen könne. So schloß das Jahr 1848.

XXXVIII.

Das Jahr 1849. — Baudirektor Scheffer. — Einiges über Bauſtyle. — Verlobung meines Bruders Paul. — Reiſen nach Mecklenburg und Holſtein.

Der junge John Macgregor, unſer Jugendfreund, traf am 2. Januar mit der „Hertha" von Kopenhagen hier ein. Wir bekamen zugleich einen Brief von ſeiner Schweſter Eugenie aus Elſeneur des Inhalts, daß er nach Amerika reiſen wollte, wir möchten ihn aber doch aufhalten. Dieſes geſchah. Er zog zu uns ins Haus und wir fanden ihn in einem Zuſtande ernſter Geiſtesabweſenheit. Wir ſchrieben gleich den Verwandten in Hamburg und erwarteten nun das Kommende. Der arme Menſch iſt komplet willenlos, er wird wohl in eine Anſtalt gebracht werden müſſen. Seine Karriere — er war engliſcher Vice-Konſul in Helſingör — iſt verfehlt.

Der Baumeiſter Scheffer reiſt nach Berlin und da ich geſchäftlich auch dahin mußte, ſo fuhren wir zuſammen. Unſere Reiſe ging bis Schwarzenbeck mit unſerm Fuhrwerk. Dieſe wie auch die weitere Eiſenbahnfahrt verfloß bei der angenehmſten Unterhaltung. In Berlin ging Jeder ſeinen Geſchäften nach. Meines Vaters Karlsbader Bekannten, Herrn Wolff, beſuchte ich auch, fühlte mich aber zu dem eitlen und prahlenden Berliner wenig hingezogen.

Eines Tages beſuchte ich wieder den Grafen Voß in der Wilhelmſtraße, einen alten Kriegskameraden meines Vaters. In einem großen alterthümlichen Vorzimmer brannte ein loderndes Feuer im Kamin, dort empfängt mich ein alter Kammerdiener, der mich anmeldet und nach einiger Zeit gehe ich dann zu ihm in ſein Arbeitszimmer. Der alte Herr iſt immer freundlich und wohlwollend. Hier wird das Geſchäftliche beſprochen, dann werden

einige Fragen nach diesem und jenem gewechselt und darauf empfehle ich mich. Das Ganze in diesem würdigen weiten alten Schlosse macht einen tiefen Eindruck und beweist mir auch die hohe Stellung, welche Graf Voß, der dem Könige sehr nahe steht, hier einnimmt. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, daß man immer weiter und höher strebt; die Kinder mögen sogar schon gern den Dienstboten befehlen und sie ihre höhere Stellung fühlen lassen. Unwillkürlich kamen mir diese Betrachtungen, als ich der ganzen vornehmen Art des Hauses und des hohen Ranges dieses verdienstvollen Mannes gedachte.

Am Sonntag konnte ich wenig geschäftlich wirken und so hatte ich länger die Freude, in Scheffers Gesellschaft zu sein. Bis 12 Uhr lief ich in der Stadt umher, von 1 bis halb 5 Uhr war ich bei Herrn Weinhändler Souchay in Gesellschaft, von dort an blieb ich mit Herrn Scheffer bis 12 Uhr Abends beisammen und bedauerte, daß es schon so spät an der Zeit war. Übrigens begriff ich heute recht, daß, wenn man reist, das gründliche Eingehen auf jede Sache, sie mag Namen haben, welchen sie wolle, mehr Nutzen gewährt und Freude macht, als ein schnelles Überstürzen.

Souchay, der bei meinem Vater in Lübeck als Küfer ausgelernt hatte, sprach von ihm mit vieler Liebe und Dankbarkeit; erst später erkennen die jungen Leute, wie gut sie es gehabt haben. Übrigens, wenn der Prinzipal auf irgend eine Weise ein Versehen macht, dann wird es triumphirend von den Leuten weiter erzählt, z. B. daß mein Vater ein Stückfaß einmal beim Abstechen habe überlaufen lassen, oder daß ihm einmal ein Korsika-Both aus der Luke gefallen wäre. Man sieht, wie man sich in Acht nehmen muß, um als Vorgesetzter sich keine Blöße zu geben.

Scheffer weiß die Unterhaltung immer interessant zu machen. Er geht auf alles ein und erklärt mir vieles stets klar und bezeichnend. Es freut mich recht, daß ihm meine Gesellschaft nicht lästig fällt. Er erzählte mir u. a. die Geschichte der Baukunst. Der erste Anfang war der griechische Styl. Einfache schöne Ver-

hältnisse, wie man sie noch in den Überbleibseln alter griechischer Tempel findet, edel und geschmackvoll, ohne überflüssigen Zierrath und jedes Gebäude seinem Zwecke entsprechend, noch heute am höchsten dastehend. Später, nach dem Fall von Griechenland, entstand allmählich in der Blüthezeit des alten Rom der römische Styl. Es ist eine Änderung oder vielmehr Ausschmückung des griechischen Styls, um dessen Einfachheit zu verschönern. Dadurch wurden wohl einige Theile des Gebäudes veredelt, doch das Ganze litt. Es war, als ob man einen schönen Menschen noch schöner machen will. In dieser Zeit entstanden auch die Gewölbe und wurden viel angewandt. Bei der Trennung des römischen Reiches wurde die Baukunst im eigentlichen Rom vernachlässigt und sank mit der Größe des Reiches. Aber in Konstantinopel wurde sie zu der Zeit fleißig betrieben und geübt und so entstand dort der byzantinische Styl. Hauptsächlich war dies der Kuppelbau und als eine Seitenlinie hiervon der in Spanien und von den Mauren besonders viel angewandte maurische Styl. Dieser byzantinische Styl wurde nun hauptsächlich fortgesetzt bis um das Jahr 1000, wo sich in Deutschland, namentlich in der Gegend des Rheins, der gothische Styl entwickelte. Als Hauptform desselben wurden die Spitzbögen zuerst angewandt. Der fromme Sinn jener Zeiten baute meist Kirchen in diesem Styl. Er eignete sich auch besonders gut zum Bau mit Backsteinen. Im Jahre 1200 war der gothische Styl in seinem höchsten Flor. Um die Zeit von 1400 veränderte er sich allmählich und es entstand daraus in Oberitalien eine andere Bauart, der florentinische Styl, der auch jetzt noch häufig als Muster dient und sich mehr dem griechischen nähert. Zu gleicher Zeit entstand übrigens in Rom und Süditalien eine Bauart, die man den Rococcostyl nannte, der sich weit von der edlen Einfachheit trennte. Die Baukunst gerieth nämlich dort in die Hände der Künstler, Bildhauer und Maler, die viele nutzlose Zierrathen und Veränderungen ohne Zweck anbrachten und so nur für die Augen der Laien bauten. Diese Bauart ging nach Frankreich über, wo sie mit Passion getrieben wurde. Man verschrieb Baumeister aus

Italien und baute nun Versailles. So lange Ludwig XIV. lebte, blieb sie gang und gebe in Frankreich, dann ging sie nach Deutschland über, wo man alles, was aus Frankreich kam, für nachahmungswerth hielt. Bald sah man indeß ein, daß man sich auf einem Irrweg befand, man suchte es zu ändern und stellte andere Prinzipien, namentlich die der Einfachheit auf. Napoleon I. zog nach Ägypten, viele Engländer reisten auch dahin und man fand nun nach den Pyramiden und dortigen Gebäuden den groben massenhaften ägyptischen Styl zum Nachahmen, nach welchem z. B. die Münze in Berlin gebaut ist. Dieser hielt sich indeß nicht lange, bis dann Baumeister Schinkel nach vielen Studien in England fand, daß man auf Abwegen sei, und sich dem einfachen griechischen Styl wieder zuwandte, in welchem jetzt wieder viel gebaut wird, z. B. die Hauptwache in Berlin ꝛc.

Als ich einst gegen Scheffer äußerte: „So lange ich nun hier in Berlin bin, begleitet mich stets eine Erkältung," da antwortete er: „Ich bin beständig unwohl durch Magenschwäche, aber ich lasse doch meine Heiterkeit und Geisteskraft dadurch nicht niederdrücken." Das kann ich also auch!

Eines Abends gingen Scheffer und ich zum Kroll'schen Etablissement im Thiergarten, wo es uns außerordentlich gefiel. Der erste Saal war mehr dunkel gehalten und mit exotischen Pflanzen gefüllt, der große zweite war brillant erleuchtet und die Wände ringsum wie mit Felsengrotten dekorirt, die theilweise zu Verkaufsläden eingerichtet waren. Darüber waren eine Menge Gebüsche mit Palmen und Aloen, in welchen Fasanen, Pfauen und Papageien sich wiegten und dahinter bald Eremitenwohnungen, bald arabische Häuser. Im Hintergrunde konzertirte das Orchester. Der dritte Saal, ebenfalls dunkler als der mittlere, zeigte im Hintergrund ein Feuer, an welchem drei Indianer saßen, die durch ihre Schönheit und anmuthige Stellung überraschten. An ihrer Seite rauschte ein Bach vom Felsen nieder und dem Ufer eines Sees nahte sich vorsichtig ein Löwe. Das Ganze war schön und reich eingerichtet.

Das Ende meines Berliner Aufenthaltes war nicht erfreulich; geschäftlich hatte ich manche Unannehmlichkeiten, dabei fror es stark, abgespannt kam ich eines Abends zu Jagor. Wenn ich zuerst auch noch etwas sorgenvoll war, so vergaß ich dies bald an einem warmen gemüthlichen Kaminfeuer bei einem Glase feurigen Punsches und einer echten Havannacigarre, sowie den wirklich interessanten Gesprächen von Jagor; es wurde 12 Uhr, ehe ich nach Hause kam. Die armen Schildwachen und Konstabler liefen und stampften eifrig auf ihrem Posten umher bei 17 Grad R. und ich selbst hielt mich auch nicht auf.

So kam der letzte Tag, den ich hier in Berlin war. Ich lief viel umher, machte viele Besuche, verbrachte einen Theil des Abends mit Herrn Scheffer auf dessen Zimmer mit dem Baumeister Kaminsky und ging Abends ins Opernhaus, wo Carlotta Grisi tanzte. Man gab ein neues Ballet „Die Weiberkur." Wenn auch die anderen Damen wie die Galster und Brue sehr gut tanzten, ja besser noch, wie ich es sonst je gesehen, so überstrahlte die Grisi doch alle durch ihre Grazie, ihre gefälligen Pantomimen und große Kunstfertigkeit.

Am 11. Januar nahm ich dann Abschied; Herrn Scheffer wurde das Herz groß, er wäre gern auch zu den Seinigen gereist. Unter Schneegestöber verließ ich halb 8 Uhr Berlin; es nahm immer zu und so wurde die Reise keine interessante. Mit vier Stunden Verspätung langte ich Nachts um 1 Uhr in Lübeck an. Im Elternhaus lag alles im tiefen Schlaf.

Mein Bruder Paul kam von Depenau am 17. Januar als glücklicher Bräutigam zurück. Nach allem, was wir von seiner Braut, Emma Böhme, erfahren, die Art und Weise, wie sie sich gegen Paul überhaupt in der ganzen Sache seines Antrags sowie früher benommen hat, zeigt, daß sie brav ist und einen nobeln Charakter hat. Das Haus Depenau mit seiner Familie hat etwas Angenehmes und Anziehendes. Paul schwärmt für Herrn Böhme, für seine Schwiegermutter, für das ganze Leben und Treiben dort. Es kann auch nicht anders sein. Böhme ist stolz auf seinen

Schwiegersohn und mit Recht; er thut alles, was in seinen Kräften steht, ihm sein Dasein angenehm zu machen. Der Hauptwunsch der Böhme'schen Familie ist, daß Paul bald etwas unternimmt; das ist auch der Wunsch der Unsrigen, dann, daß dies in Holstein und daß es so nah wie möglich bei Depenau sei. Die Absicht ist wohl, Paul soll Depenau pachten. Aus verschiedenen Gründen hielt ich es doch für meine Pflicht, mich in Mecklenburg zu erkundigen in Pauls Interesse, denn unparteiisch muß man sein. So stehen die Sachen jetzt. Abends kam Cossel, der sich sehr über die Verlobung von Paul freute und in seiner Art viel darüber sprach.

Inzwischen kam der Tag meiner Abreise nach Mecklenburg am 22. Januar. Ich ging nicht frohen Herzens weg, da die genannten Angelegenheiten mir sehr im Kopfe lagen. Das Wetter ist schon längere Zeit rauh, kalt und stürmisch, die Wege werden grundlos sein und die Aussichten für mich sind nur mäßig. Die Politik ist jetzt dermaßen an der Tagesordnung, daß von anderen Dingen nur ausnahmsweise gesprochen wird. Jeder will ein Urtheil fällen, jeder möchte gern die Welt nach seinem Kopf regieren und mindestens Deputirter werden. Es ist wie ein Fieber und dadurch wird Geschäft und Haus versäumt. Man wundert sich über so viele Leute, daß sie nicht vorwärts kommen; häufig ist es, weil sie nicht das Sprichwort befolgen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! Sie vergessen über Nebendinge die Hauptsache und das Nebending ist die Politik.

Wie unsäglich viel Elend giebt es doch in der Welt und wie oft kommen die armen Mädchen, welche die besten Aussichten für die Zukunft haben, durch ihre Heirathen, durch die Männer und deren Schwächen und Mängel in das größte Elend. Ich besuchte in Güstrow die arme junge Frau von W. Ihr Vater war ein reicher Mann, der sich in St. Petersburg ein Vermögen verdiente. Sie war eine Zierde unserer Bälle in Lübeck, jeder mochte das kleine Fräulein H. gern. Sie war eine Gespielin meiner jüngeren Brüder. Jetzt ist sie an einen Lieutenant ohne Vermögen

verheirathet, der sie des Geldes wegen nahm und sie glauben machte, es sei aus Liebe. Das Vermögen des alten H. ging aber nach dem Brande von Hamburg durch unglückliche Anlagen seiner Gelder in Neubauten verloren, der Lieutenant konnte nichts erwerben und so leben sie in größter Dürftigkeit und Mangel an dem Nöthigsten. Getäuschte Erwartungen, auch wohl Kälte seinerseits und eine unglückliche Ehe hatte sie rettungslos aufs Krankenlager geworfen und so sah ich sie hier. So blaß wie ein Engel sah sie aus und war doch so freundlich, milde und gefaßt; es schnitt mir durchs Herz und doch konnte man nicht mehr helfen. Man prüfe sich wohl, ehe man den großen wichtigen Schritt zur Ehe thut, man frage sich, ob man auch fähig sei, alle Pflichten zu erfüllen, denn das ganze Glück eines anderen Wesens hängt davon ab. Wie oft ist durch die Schwäche des Vaters die Erziehung der Söhne verfehlt und diese sind dadurch Taugenichtse geworden; wie häufig sind durch Bequemlichkeit, Leichtsinn und Vergnügungssucht der Väter Nahrungssorgen in der ganzen Familie entstanden. Wie manche Mutter ist aus Sorge hierüber und über die Fehler ihres Mannes gebrochenen Herzens zu Grabe getragen und welche Vorwürfe hat sich dann der Mann hierüber zu machen. So starb in dieser Zeit auch die Frau eines Bekannten T. Sie war kränklich, aber sein bevorstehendes Fallissement mag auch mit Ursache gewesen sein. So ist es denn als Weisheit und Gnade vom lieben Gott anzuerkennen, wenn solche geplagte Wesen, denen die traurigste Zukunft bevorsteht, sanft von dieser Erde erlöst werden.

Es häufen sich auf dieser Reise die Unannehmlichkeiten sehr. Auf den unergründlichen Wegen ist kaum durchzukommen. Auf dem Wege von Hagenow nach Wittenburg arbeitete ich mich eines Abends mit Mühe durch, es war außerordentlich tief, ich ging meistens zu Fuß und kam doch hin. In der Nacht blieb die Post auf demselben Wege stecken und mußte ausgegraben werden. Beim Eulenkrug bei Cammin und bei Plahte bei Woldegk konnte ich nur mit Mühe unter den größten Anstrengungen der armen Thiere weiterkommen und so quäle ich mich nun schon seit vier bis sechs

Wochen von Ort zu Ort und bin mit meiner Reise bedeutend im Rückstand. Geschäft und Fortkommen ist gestört und fast bemächtigt sich meiner eine Gleichgültigkeit, die ich ernstlich bekämpfen muß. In der Teterower Gegend wurde ich von einem Gensdarmen angehalten, weil ich mit einem Privatmann Weingeschäfte gemacht haben sollte, und hatte die zweifelhafte Ehre, von ihm durch verschiedene Dörfer begleitet zu werden. Und doch durfte ich nichts sagen. Hierdurch und durch die nachfolgende Untersuchung verlor ich mehrere Tage. In Neu-Brandenburg fand ich mehrere Bekannte und Kunden, die wegen zu früh abgesandter Weine sehr erzürnt waren und mir dadurch viel Verdruß machten. Einen Tag mußte ich hier bleiben, weil mein Kutscher das Fieber in hohem Grade hatte und ich ihn nicht mitnehmen noch hierher zurückkommen konnte. Ich mußte daher geduldig warten. Ich bin nachgerade durch alle diese Widerwärtigkeiten recht mürbe geworden, indeß was hilft es, man muß hindurch, es kommen wohl wieder bessere Zeiten.

Ich besuchte Franz in Zibühl, wo derselbe jetzt wohlbestallter Inspektor ist. Der Baron von Rodde hält unbeschreiblich viel von Franz; es freut mich recht, daß auch andere Leute diesen prächtigen Jungen lieb haben.

Die Mecklenburger Reise ging in den ersten Tagen des Mai zu Ende und dann fuhr ich gleich nach Holstein. Im Laufe dieser Reise kam ich auch nach Depenau, wo die Eltern von Pauls Braut wohnen. Meine zukünftige Schwägerin ist ein allerliebstes Mädchen. Leider lernte ich sie wie auch ihre Angehörigen nicht näher kennen, da die Unterhaltung immer allgemein gehalten wurde. Depenau ist ein schönes Gut mit vielen neuen Baulichkeiten. Von hier fuhr ich nach Eckernförde beim herrlichsten Frühlingswetter. Ich sah dort die eroberte „Gefion," dann die Trümmer des am 5. April d. J. in die Luft geflogenen Linienschiffes Christian VIII. und kam am 16. Mai wieder in Lübeck an. Eine große Freude ist es mir, daß ich jetzt ein Zimmer für mich habe; bis dahin wohnte ich mit Wilhelm zusammen.

XXXIX.

Häusliches Leben. — Betrachtungen. — Reise nach Mecklenburg. — Erkrankung. — Denksprüche und Lebensregeln.

Meine Hauptthätigkeit finde ich immer wieder in der Kellerarbeit. Der junge von Melle ist jetzt als Küfer bei uns angestellt; er ist überlegsam, gründlich, sauber und wir haben Vertrauen zu ihm. Im Übrigen geht unser Familienleben einfach und ruhig seinen Gang, aber ich wünschte mehr Heiterkeit im Hause. Mein Vater hat sich in der letzten Zeit sehr verändert. Er ist viel trüber und gleichgültiger gegen alles, auch im Geschäft. Still und in sich gekehrt geht er seinen Weg und des Morgens ist er in der Regel sehr düster und verstimmt.

Es sieht trübe für unser armes Deutschland aus. Die reaktionaire Partei siegt über das Volk und kämpft gegen den Willen der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Bis jetzt ist sie noch nicht unterdrückt, aber unmöglich ist es nicht, daß es zu Spaltungen und vielleicht zum Krieg kommt, ob im Innern, ob mit auswärtigen Mächten. Heinrich von Gagern ist ausgeschieden. Dieses Alles quält und beunruhigt meinen Vater sehr.

Am 1. Pfingsttage fuhren meine liebe Mutter, Wilhelm, meine Schwester Elise, Tante Jette und Franz nach Depenau. Das Wetter scheint schön werden zu wollen und so hoffe ich, daß sie viele Freude von ihrer kleinen Reise haben werden, die ich ihnen so recht von Herzen gönne. Ich blieb mit meinem Vater zu Hause. Wir gingen zum frühen Glockengeläute nach unserm schönen Wall, dem Stolz unserer Stadt; eine Menge Menschen strömten mit uns dorthin. Das Glockengeläute zu Ehren des Pfingstfestes tönte von allen Kirchthürmen erhebend und feierlich uns entgegen. Auf der Bastion Bellevue spielte ein Musikkorps seine

Weisen. Wie herrlich ist jetzt die Natur im ersten Frühlingsgrün! Zu Mittag kam Peter Rodde und Nachmittags erfreuten wir uns an dem Buchenwald in Israelsdorf. Der zweite Pfingsttag führte uns nach Schwartau, wo es auch köstlich war. Das Haus ist mir ohne Mutter und Brüder in den Festtagen besonders leer. Da freute ich mich wieder auf die tägliche Arbeit. Die kleine Gesellschaft kam heiter und glücklich zurück von Depenau.

Bald darauf unternahmen die Eltern, Scheffers und Wilhelm einen andern Ausflug ins Holsteinische. Es war ein Sonntag, ich ging nach Israelsdorf. Als ich mich dort unter die Gewölbe der hohen Buchenkronen setzte, fühlte ich mich recht zufrieden und glücklich. Wie wirkt doch die schöne Natur so beruhigend und beseligend auf die Menschen ein! Um 9 Uhr kam ich nach Hause und blieb ruhig in meinem Zimmer. So genoß ich den Sonntag in stiller Überlegung, ohne gestört zu werden. Meine Vergangenheit und Absichten für die Zukunft lagen vor mir und ich überlegte und beschloß Manches. Die Religion ist der Grund und Tröster für alle Dinge, folgt man dieser, so kommt Frieden und Ruhe ins Innere.

Sehr gerne mache ich am Sonntag weite Wanderungen. Am 10. Juni marschierte ich nach Schwartau, trank dort Kaffe und wanderte dann durch den schönen Wald, den Riesebusch, fast bis zur Hobbertsdorfer Mühle. Wie schön war es überall, die Vögel sangen und die Sonne schien. Man wird an solchen Tagen ein ganz anderer Mensch und freut sich seines Daseins. Warum kann man nicht immer so harmlos sein, warum verbittert man sich so oft durch unnöthige Zänkereien, Sorgen und Argwohn dies schöne Dasein. Draußen ist man anders gestimmt, heiterer und zufrieden und lebt ganz wieder auf.

Baumeister Scheffer kommt oft zu uns; auch heute gegen 8 Uhr besuchte er uns und blieb den ganzen Abend bei uns; er brachte rechtes Leben in die Unterhaltung.

Im Geschäft ist nicht viel Abwechselung, aber nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. In meinem Zimmer finde ich es dann so gemüthlich und freundlich; die hübschen Blumen, die meine Mutter

mir hinsetzt oder die ich mir selbst mitgebracht habe vom Garten, duften so schön und glänzen in allen möglichen Farben, daß ich garnicht wieder fortgehen mag. Scheffer sagte: Von einer Ehefrau verlange ich weniger Klugheit und scharfen Verstand als Weiblichkeit und Erfüllung ihres Berufes als Hausfrau.

Wir ersehnen und wünschen uns oft so Vieles, hoffen auf Freiheit und träumen, darin eine rechte Glückseligkeit zu finden. Ob wir sie aber dankbar erkennen, wenn wir sie besitzen? Mein Bruder Franz z. B. lebt im schönsten Junimonat als aktiver Soldat in Travemünde in dieser herrlichen Gegend. Den halben Tag ist er im Dienst thätig, die übrige Zeit hat er frei zum Verkehr mit guten Freunden und er langweilt sich dort. Geld und Geldverdienen allein macht nicht glücklich. Durch Pauls Verlobung kommen wir jetzt häufiger mit der Böhmeschen Familie und Weltners in Berührung. Die Braut Emma ist liebenswürdig und niedlich und immer klug und gescheut; Vater unterhält sich gern mit ihr, alles, was sie thut und sagt, ist gut.

Daß ich tüchtig im Keller arbeite, ist sehr nöthig, denn das bloße Herumgehen und Befehlen genügt nicht; man muß den Leuten zeigen, daß man sich ihnen in der Arbeit gleich stellt und dasselbe kann, was sie können. Dann kommt auch das Vertrauen. Auch ist durch meine Arbeit eine neue Kraft da, welche bald hier, bald dort helfend eingreifen kann. Ich fühle mich so ruhig, wenn ich bei der Arbeit beschäftigt bin, und habe den Gang des Geschäfts gut im Kopfe.

Eines Abends kamen die Herren Marty (ich meine Wilhelm, der so schön singt), Pfeiffer und Konrad Platzmann zum Garten, namentlich Ersterer ist sehr interessant. Man hörte so viele neue Ansichten und Urtheile.

Ich werde bald 30 Jahre alt und sehne mich doch wieder hinaus in die Welt. Wilhelm geht es ebenso, doch ist er viel übler dran als ich, denn er muß viel mehr zu Hause bleiben und doch sehnt er sich auch nach Freiheit und Unabhängigkeit, denn er ist schon 31 Jahre alt. Er muß oft viel ertragen, man kann es ihm nicht verdenken, wenn er oft verdrießlich wird.

Das regelmäßige Leben hier zu Hause bekommt mir sehr gut, meine Gesundheit kräftigt sich wieder ganz, das Baden und Wandern des Morgens und Sonntags thut so wohl. Da freue ich mich über die schattigen Linden des Burgthors, die Blumen auf unserm schönen Kirchhof, den klaren Spiegel unseres Flusses und immer komme ich wieder auf meinen Satz zurück: die größte Freude bereitet doch die Natur, wenn man einen empfänglichen Sinn dafür hat, und kommt ein anregender Umgang mit guten, klugen Menschen hinzu, so schöpft man aus guten klaren Quellen, die nie zu erschöpfen sind. Man sorgt und strebt so viel für die Zukunft, macht häufig ehrgeizige Pläne und kann es doch so gut und einfach haben in Dingen, die so nahe liegen. Arbeit, viele Arbeit ist gut und trägt zum Frohsinn bei, aber sich ihr allein zu widmen ist verkehrt.

In unserer Häuslichkeit stehen Veränderungen bevor. Vater theilte uns mit, daß er Anfang Juli nach Karlsbad reisen wolle, meine Mutter nahm mit ihm Rücksprache wegen eines Besuchs bei ihrer Schwester, der Präsidentin Rommel, in Kassel und Emma B. und spricht viel von ihrer demnächstigen Abreise nach Depenau. So verläßt einer nach dem andern unser Haus und Wilhelm, Tante Jette und ich bleiben zurück.

Meine Mutter ist überglücklich, daß sie nach Kassel reisen wird. Sie schüttete mir ihr volles Herz aus, es war ihr so manches drückend und doch war sie in einer heiteren Stimmung, weil sie die Schwester und Verwandten wiedersehen sollte und eine hübsche Reise macht. Sie ist so herzlich, gut und brav und trägt so manches ihr auferlegte Leid duldsam und selbst mit heiterem Sinne.

Zur großen Freude aller kam ein Brief von Fritz aus Valparaiso, wonach er wohl und munter war. Er schrieb, daß seine bevorstehenden Reisen folgendermaßen bestimmt seien: zuerst nach Kalifornien, dann zurück nach Centralamerika, wohin er wohl erst nach acht bis zehn Monaten kommt, und schließlich nach Hause. Es wird also wohl im Sommer 1850 werden, ehe wir ihn wiedersehen. Hoffentlich bekommt er dann ein Schiff selbst zu führen.

Meine Eltern reiſten nun am 7. Juli Abends 8 Uhr ab und wir übrigen waren alleinige Herren im Hauſe. Es gefiel mir dieſe Freiheit ſehr gut. Dieſes Ungebundenſein giebt neuen Muth in allen Dingen.

Die Werke Seumes, die ich jetzt leſe, geben manchen guten Wink, z. B. Man hüte ſich vor voreiligen Fragen. — Wer nicht in wenig Worten ein rührendes Gedicht, in wenig Strichen eine ſchöne Zeichnung und in wenig Tönen eine vielwirkende Melodie hervorbringt, iſt nie ein Liebling der Muſen geweſen. — Das alte primitive Menſchenrecht iſt, daß Jeder nur das gilt, was er werth iſt. — Freiheit und Gerechtigkeit hat bei den Edelleuten ganz andern Sinn, als uns Philoſophie und Staatswiſſenſchaft lehren. — Keines Dinges zu viel. — Arbeit iſt das erſte Mittel, an Leib und Seele geſund zu ſein; Arbeit erhält das Leben und der Menſch iſt dazu geboren, wie der Vogel zum Fliegen. — Geh, ſammle wie Bienen; es eilet die Zeit, bald ſind mit Geſtöber die Felder beſchneit. — Nach einem guten Gewiſſen iſt ein guter Name für einen Ehrliebenden das größte Glück der Welt. — Unnütze Worte verderben die Sache. Wo viele Worte ſind, da geht es ohne Sünde nicht ab. — Wenig reden, viel denken. — Bewahre Deine Zunge. — Man muß ſich der Grundelemente jeder Sache und jeden Begriffs, den man beurtheilen will, vergewiſſern, ſie verdauen, ſich einprägen und dann weiter gehen, durchdenken und ausführen. — Die Bewegung befördert die Ideen; man mag etwas Wichtiges denken oder ſich ſelbſt bloß in Träumen und Phantaſien gehen laſſen, ſo gewinnt es durch die Bewegung des Gehens beſſeren Fortgang und man fühlt ſich leicht und heiter geſtimmt. (W. von Humboldt, Briefe an eine Freundin. 2. Theil. 14. Brief S. 63.)

Wir bekamen einen großen Poſten neuer Weine von Bordeaux, in Folge deſſen hatte ich von Morgens früh bis Abends ſpät reichlich im Keller ꝛc. zu thun, ſo daß es mir manchen Schweißtropfen koſtete.

Wieder trat ich die Geſchäftsreiſe nach Mecklenburg an und zwar am 25. Juli mit gutem Willen und neuem Geſchäftseifer

Der Verlauf der Reise war ähnlich wie sonst und so vergingen Wochen und Monate. Man thut manchen Blick in die Familien als Reisender. Um eine Pastorenfamilie stand es recht trübe. Der fähigste und brave Sohn starb, der andere ist mißrathen. Die Frau grämt sich sehr, sie ist schon fast ein Jahr krank und wird wohl nächstens an der Auszehrung sterben; der Pastor ist plötzlich gelähmt worden und die zwei Töchter, die noch zu Hause sind, müssen die Eltern pflegen.

Traurige Eindrücke wechseln jedoch auf der Reise oft mit fröhlichen ab. Ich war zwei Tage in Dobberan zum Rennen; dort traf ich viele Bekannte, mit denen ich zwanglos und frei verkehrte. Auch in Neubrandenburg war im Spätherbst ein Wettrennen und ich machte mit vielem Interesse den hübschen Ball dort mit. Dann setzte ich meine Reise fort, um die schönen Wege mit meinen raschen Pferden nach Möglichkeit zu benutzen.

Um der wirklichen Freuden des Lebens theilhaftig zu werden, muß man vielen vermeintlichen Freuden entsagen. Es gehört viel Mannheit und Charakterstärke dazu.

Ich komme auf dieser Reise körperlich doch oft recht herunter und fühle mich krank und angegriffen. Nun reise ich schon sieben Jahre nacheinander und bin den größten Theil des Jahres, oft zehn bis elf Monate unterwegs, das nimmt den Körper mit und die Folgen des unregelmäßigen Lebens kommen jetzt nach. Ich kam am 13. Oktober von meiner Reise krank nach Hause, sagte es meinem Vater, der mir rieth, mit Dr. Heylandt, unserm Hausarzt, zu sprechen. Derselbe schlug mir vor, eine gründliche Kur zu gebrauchen, um dem Körper sein altes Gleichgewicht wiederzugeben. Einige Wochen wären indeß dazu erforderlich und müßte ich während dieser Zeit stets das Zimmer hüten. Es ist dies gänzlich gegen meine Natur und es war mir sehr schmerzlich und schwer. Indeß es half nun nicht. Beschäftigung hatte ich durch schriftliche Arbeiten aus dem Geschäft und ich suchte meine Zeit möglichst auszunutzen. Mein Vater und die übrige Familie besuchen mich viel und Abends wird oft in meinem Zimmer eine Partie gemacht. Ich las in

dieser verordneten Ruhezeit viel. Verschiedene Ansichten und Äußerungen von tüchtigen, wohlgesinnten Schriftstellern, die mir besonders gefielen, schrieb ich mir auf, wie folgt: Bulwer sagt in seinem „Pelham:" There is no situation, which a little taint cannot turn to our own account. Manage yourself well and you may manage all the world. In youth, to endevour to be as charming as possible is to succeed. — Stunden der Andacht: Darin fehlen so viele Menschen, daß sie selten so glücklich sind, als sie es zu sein verdienen, indem sie mehr übernehmen, als sie Kraft haben zu leisten, mehr anfangen, als sie vollenden können. Sie leben für allzuviele Dinge zu gleicher Zeit und leben daher keinem ganz und mit voller Seele.

Je eingezogener und unbekannter Du lebst je weniger hast Du von den Quälereien und schadenfrohen Launen der Unedlen zu besorgen.

Schweigen, sobald ich wahrnehme, es übermannen mich meine Gefühle.

Die tiefsten und rührendsten aller Freuden sind immer die Früchte unserer nützlichen Thätigkeit. In dem, was Du gethan und gearbeitet hast, spiegelt sich die Kraft Deiner Seele ab. Je mehr Du die Früchte Deines Fleißes siehst, je mehr Achtung gewinnst Du vor Dir selbst. Die einzelne Blume, die Du im Geschirr am winterlichen Fenster erziehst, während draußen Stürme, Schneeflocken und Regenschauer vorüber treiben, erfreut Dich inniger als eine ganze Wiese voller Blumen, die ohne Dein Zuthun prangt und nicht Dein Eigenthum heißt. (Letzteres sind z. B. Lotteriegewinne, Erbschaften oder Heirathen des Geldes wegen.)

Ehrenberg, Bestimmung des Mannes: Wie das Weib für das Schöne, so ist der Mann für das Große organisirt. Auf dieses deutet sein Verstand, zu ihm erhebt ihn seine Vernunft, während ihn seine Phantasie dafür entflammt.

Das sicherste Zeichen wahrer männlicher Kraft ist die Gewalt, die man über sich selbst hat. Wer sich nicht in der Gewalt hat, steht unter fremder Gewalt. Durch die Angewöhnungen, Vorurtheile,

Empfindungen, Gemüthsstimmungen und Leidenschaften, von denen er sich regieren läßt, ist er ein Sklave der ihn umgebenden Dinge, die aus ihm machen, was, die ihn leiten, wie und wohin es ihnen gefällt. — Der echte Mann hängt von nichts ab als von seiner Überzeugung. — Am meisten offenbart sich die Gewalt, die er über sich selbst hat, in seinem Edelmuthe und seiner Großmuth, damit steht das wahre Ehrgefühl in unzertrennlicher Verbindung. Hiervon läßt sich das edle Selbstgefühl ebenso wenig trennen. Das ist es, was man unter der äußeren Würde versteht.

Der Zweck alles Denkens ist das Erkennen der äußeren und inneren Welt und ihrer vielfachen Beziehungen.

Weisheit, die mit hellem Blicke alles umfaßt, allem seine Stelle anweist und alles auf das Beste zu verwenden versteht, ist die edle Frucht des Denkens.

Die Philosophie besteht in demjenigen Selbstdenken, welches die höchsten Beziehungen der Welt und des Menschen zum Gegenstande hat. Ihr Zweck ist, diese Beziehungen aufzuklären und sie im Gedanken richtig und vollständig darzustellen.

Habe Zuversicht zu Dir selbst, bleibe aber bescheiden. Beides geziemt dem Manne, der sich selbst kennt; beides ist nothwendig, damit Du Deinen Zweck erreichst.

Zum Selbstdenken gehört Kraft des Geistes, diese mußt Du Dir bewahren, durch Übung erhöhen und verstärken. Wer selbst denken will, muß Zerstreuungen von sich entfernen, seiner Phantasie gebieten und der Gewalt der Empfindungen widerstehen können.

Selbstkenntniß ist der Schlüssel zur Menschenkenntniß. Die Menschenkenntniß wird Weltkenntniß, wenn sie sich über das Wesen und die Verhältnisse der Menschen im Ganzen verbreitet.

A thousand misfortunes are less affecting than a single kindness. (Pelham)

Über das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist,

wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben, man fühle wohl, wie etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Man erhalte die Phantasie rein vom Unsittlichen. Gefährlicher als das erhitzte Blut ist die ruhige, verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt. Sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden.

Durch die Phantasie faßt die Sünde den Menschen an seiner größten Schwäche. In einem reinen Herzen ruht ja das heitere Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes. Bewache sorgsam die Regungen der Einbildungskraft, dann unterdrücke schnell, was das Gewissen verurtheilt. Der Mensch ist nicht zum Träumen geboren, sondern zum Handeln. (Ehrenberg, Bestimmung des Mannes.)

Dem Menschen fehlt nie Gottes Gnade, wohl aber Vertrauen zu seiner Weisheit und Liebe.

Das gleichmäßige Leben in meinem Zimmer hat sehr viel Gutes und Nützliches. Ich komme zum Nachdenken über viele Dinge, werde über manches klar in meinem Innern, lerne Denken, belehre mich durch Lesen über vieles und dringe gründlicher in vieles ein. Die Mäßigkeit im Leben hält den Geist klar, Verstimmung tritt selten ein und so beurtheile ich alles milder; genug ich werde einiger mit mir selbst.

Wir sollen es nicht dem Zufall überlassen, ob er uns einen Anlaß des Vergnügens herbeiführen werde, sondern daran erkennen wir die Weisheit und Herzensgüte des Freudengebers, unseres Gottes, daß er besorgt ist, für alle Zeiten Stoff zum Vergnügen zu erfinden und die Gemüther seiner Lieben in einer beständig heiteren Stimmung zu erhalten.

Freuden, die mit großen Kosten erkauft werden, erquicken selten. Ein reines Herz macht natürlich frohen Sinn, Liebe er-

zeugt Liebe, Ernst und Würde Gehorsam, aber Grobheit weckt Grobheit und ewige Unzufriedenheit wird mit ewiger Gegenunzufriedenheit vergolten. Auch wenn wir es vermögen, sollen wir uns hüten, in dem, was wir zur Freude wählen, kostspielige Anstalten zu treffen. Es herrscht Adel und Liebe in der Wahl der häuslichen Vergnügungen.

Man strebt im Leben immer weiter und weiter, man hat viel gewonnen, wenn man weiß die Gegenwart zu genießen.

Unter Charakter versteht man das sich Gleichbleibende in der Gemüthsart und dem Thun des Menschen. Zum Charakter gehört vor allem, daß das Gemüth auf etwas ruhe, wovon seine Bestrebungen die Richtung empfange, oder daß ihm etwas einwohne, wodurch alle seine Äußerungen bestimmt werden und woraus sich das Leben des Menschen, so wie es aus dem Innern kommt, erklären läßt. Ohne Charakter ist der Leichtsinnige, der Launische, der Eigensinnige, der Wankelmüthige und derjenige, dessen Gemüth zwischen mehreren Interessen getheilt ist.

In den meisten Fällen entsteht indeß ein kräftiger und gediegener Charakter nur durch eigene Anstrengung, und nie kann es dieser bei dem gehörigen Ernste mißlingen, wie wenig ihr auch die Natur zu Hülfe komme.

In zwei Erweisungen giebt sich vorzüglich der große moralische Charakter zu erkennen: im standhaften Dulden und im angestrengten unermüdeten Handeln.

Man hat dafür zu sorgen, daß richtige Grundsätze auch in der Seele haften; deswegen ist es nöthig, daß man sich ihrer oft erinnert, sich oft ernstlich mit ihnen beschäftigt, sich vorzüglich ihre Wichtigkeit vergegenwärtigt und mit neuem Interesse nach ihnen handelt. Die Vereinfachung soll unsere Grundsätze auf möglichst wenige Prinzipien zurückführen. Dadurch erhalten sie mehr Licht und Zusammenhang, sie gewinnen in der Seele mehr eigenthümliches Wesen.

Nicht der Erfolg adelt unsere That, sondern der dabei gehabte Wille, die edle Absicht giebt ihr den Werth.

Laß Deinen Hauptfeind, Deine Lieblingsleidenschaft, nie aus den Augen, sie muß vernichtet werden, wenigstens durchaus Dir und andern unschädlich gemacht sein. Du hast gewiß neben Deinen hervorstechenden Fehlern manche vortreffliche Eigenschaft, die Dich vielen Menschen lieb macht. Glückt es Dir nun, Deine größte Untugend abzulegen, so hast Du Dich mit neuen Vorzügen geschmückt, die Dich den Menschen ehrwürdiger und Dich Dir selbst achtungswürdiger machen.

Jeder Mensch hat ein oder mehrere Ziele, wo er reines Glück zu finden hofft. Vor diesem sind viele Schranken und ist eine fortgeräumt, finden sich neue Hindernisse. So kämpft man beständig, entweder mit großer Anstrengung oder mit Gemächlichkeit, mit Eifer und Unverdrossenheit. Hierdurch stählt man alle Kräfte und schon darin liegt Lebensgenuß. Nur muß man nicht klagen und verzagen, sondern alle Eigenschaften und Kräfte anwenden, diese Hindernisse zu besiegen, zu umgehen oder sie möglichst wenig gefährlich zu machen, dabei aber das Große nie versäumen, die Gegenwart nützen, auch genießen und nie in Vergangenheit oder Zukunft leben.

Die besonderen Arten der männlichen Festigkeit sind, Festigkeit im Wollen, Festigkeit in den Neigungen und Festigkeit in den Zusagen. Bei wem feste Grundsätze des Wahren feststehen, der wird sich zwar nicht in allen seinen Überzeugungen behaupten, aber die wichtigsten unter denselben wird nichts ihm nehmen können. Hat der feste Mann sich einen Zweck gesetzt, so verfolgt er ihn standhaft, wieviel Arbeit er ihm auch koste. Hat er eine Entschließung gefaßt, so führt er sie aus, was auch dabei zu überwinden sei. Hat er Grundsätze gewählt, so handelt er nach ihnen unverbrüchlich. Freilich muß man das Rechte, das nach sorgfältiger Prüfung von der Vernunft Gebilligte wollen, um in seinem Wollen fest sein zu können. Wer nur dem ersten Eindruck folgt und nach Schein und Laune urtheilt, der sieht sich sehr oft in die Nothwendigkeit versetzt, seine Beschlüsse gegen andere umzutauschen. Nur der Weise kann überall fest sein in seinem Wollen, weil seine Grundsätze, die

Frucht eines ernsten Nachdenkens, an das geknüpft sind, was dem Menschen das Höchste sein soll, und weil die Erfahrung gehörig zu Rathe gezogen ist. (Ehrenberg.)

Wer die Preise des Lebens gewinnen und Harmonie in seinem Innern stiften will, muß ruhig überlegen, entschlossen ergreifen, muthvoll wagen und standhaft ausführen.

Dauernde Neigungen sind die Bedingungen wahrer Bildung. Wer sich bald an dieses, bald an jenes hängt, der wird es weder in dem Einen noch in dem Andern zu einiger Trefflichkeit bringen und die Kräfte seiner Seele werden mehr zersplittert als geübt. Mit bleibendem, ungeschwächtem Eifer muß man sich einer Sache widmen, damit man von ihr durchdrungen und damit jeder Theil des inneren Menschen von ihr angeregt und durch sie wohlthätig beschäftigt werde.

Die Festigkeit des Mannes soll sich auch bei seinen Zusagen erweisen; was er versprochen, muß er halten.

Der feste Mann ist erst dann wie er sein soll, wenn er ruhend auf eigener Kraft an anderen duldet, was er sich nicht zu eigen machen kann, das Gute überall schätzt, auch wo es nicht mit seinen strengen Forderungen übereinstimmt; wenn er der Schwäche schont, wenn er vergiebt, wo er nicht umhin konnte, wehe zu thun, wenn er mit Gefälligkeit heilt, wo sein Ernst verwunden mußte, und wenn überall das wohlwollende Herz durchschimmert.

Der Leichtsinnige hat kein anderes Interesse als sich von dem Strome der Zeit bequem forttragen zu lassen.

Ernst wird zu jedem Werke erfordert, das gelingen soll. Was man nicht mit Ernst treibt, das treibt man lässig und mit Unverstand; man vollendet es kaum zur Hälfte. Das kleine Geschäft verlangt Ernst, damit man es nicht um seiner Kleinheit willen versäume, das große, damit man es in seiner Größe fasse. Wo es an Ernst fehlt, da fehlt es auch an Entschlossenheit, an Muth und an Ausdauer. Allenthalben findet man Beschwerde und Hindernisse, die man nur zu leicht für unübersteiglich hält.

Behandle jeden Menschen in Deinem Herzen nicht wie er

wegen seiner tadelhaften, sondern wie er es wegen seiner guten Eigenschaften verdient.

Wer nicht Gewalt über sich besitzt, der fällt unvermeidlich unter fremde Gewalt. Eindrücke, Launen, Vorurtheile und Leidenschaften regieren ihn. Die Kunst des Lebens beruht hauptsächlich auf weiser Mäßigung. Bei dieser kann aber nur derjenige sich behaupten, der Gewalt über sich selbst hat.

Der Mann soll die Herrschaft haben über die gewöhnlichen Antriebe des Handelns und vorzüglich über die Leidenschaft.

Es giebt einen gewissen stillen Enthusiasmus, der sich fortwährend und dauernd im Gemüthe erhält und sich auch in Ansehung der Lebhaftigkeit mit geringem Unterschied gleich bleibt. Es ist dasjenige, was man gewöhnlich Wärme des Herzens nennt. Daß dieser stille Enthusiasmus nicht mit der Weisheit im Streite sei, leuchtet von selbst ein. Er ist ihr Werk. Das Licht hat die Wärme gegeben. Sie kennt kein unruhiges Streben. Bei ihr halten Trieb und Besonnenheit einander das Gleichgewicht.

Die Glückseligkeit des Menschen besteht in dem vollständigen und ungestörten Besitz dessen, was er zu seinem Ich rechnet. Hierunter ist unstreitig der sittliche Werth das Wichtigste. Menschen, denen es an diesem fehlt, sind genöthigt, in dem, was zufällig entstehend und vergehend ist, Ersatz zu suchen, z. B. in angenehmen Körpergefühlen, in Reichthümern und vorzüglich in der günstigen Meinung anderer.

Der Fleiß ist eine glückliche Gewohnheit und wo diese sich befestigt, da giebt sie Fröhlichkeit und Muth. Man kann das bei jedem Geschäft bemerken, das man mit Unlust begann; hat man sich erst hineingearbeitet, so wird es leicht und mit Freude fortgesetzt. — I took care not only to be really industrious and frugal but also to avoid every appearance of the contrary. I was plainty dressed and never seen in any place of public amusement. I never went a fishing or hunting.

XXXX.

Von meinem Vater. — Aussprüche Benjamin Franklins. — Tante Wehmer. — Weisheitslehren.

Am 18. Oktober feierten wir meines Bruders Wilhelm Geburtstag; er wird schon 31 Jahre alt und war recht ernst gestimmt. Fast das halbe Leben ist schon dahin. Ich befinde mich so ziemlich wohl, bis jetzt habe ich weniger Beängstigungen. Höre ich das lebendige Arbeiten und Getreibe auf dem Hofe, so wünsche ich dazwischen zu sein. Langeweile habe ich sonst nicht.

Die Absicht ist, daß ich im kommenden Winter nach Finnland gehe. Ich besprach es lange mit meinem Bruder und wird die dortige oft rüde Lebensweise mir manchen Kampf bereiten. Indeß mit festem Willen und Gottes Beistand komme ich wohl durch. Dann behalte ich aber die Reise im Norden bei und habe damit viel gewonnen. Ich kenne unser ganzes Geschäft gründlich und Niemand kann es uns dann streitig machen. Auch die Leute im Komptoir können uns dann nicht mehr in Verlegenheit setzen. Während ich die Reisen nach Finnland übernehme, müssen wir einen tüchtigen Ersatz für Mecklenburg suchen. Wir glauben eine passende Persönlichkeit in Herrn Cabell, Sohn des Schützenwirthes, gefunden zu haben.

Die Verlobung von Emma von Cossel mit Herrn Gutsbesitzer Baudouin von Weden erfreut alle sehr; sie wird am 13. November nach Zustimmung der Verwandten und des Onkels gefeiert.

Mein Vater kommt häufiger zu mir ins Zimmer. Recht froh und heiter ist er jetzt selten, meistens ernst, leidend, milde und traurig gestimmt. Er denkt viel an sein Ende, spricht davon, wie später dieses und jenes im Hause eingerichtet werden kann, wie

wir, Wilhelm und ich, unser Geschäft betreiben sollen, wie er über unsre Zukunft denkt, was die Ursachen sind, daß er bei allem Fleiß und Thätigkeit nicht mehr Vermögen erworben habe. Dann giebt er uns guten Rath für die Zukunft und überlegte fast jede Kleinigkeit mit uns. Ich kann nicht läugnen, mich bewegen diese Unterredungen innerlich sehr, man denkt dabei stets an eine Trennung für immer von ihm, von dem wir so unendlich und unaussprechlich viel halten, dem wir unser ganzes Sein, unser Wohl, unsere Stellung, unsere Existenz, unsere Erziehung, unsern Sinn für das Gute verdanken, der uns so viel geopfert, uns so tief und innig geliebt, dessen Ein und Alles wir Kinder waren und der auch jetzt noch mehr an uns als an sich selber denkt. Er ist jetzt schon 67 Jahre alt, seine Augen werden schwach, seine Elastizität, sein Muth, seine Rührigkeit, Entschlossenheit, Schnelligkeit im Handeln haben abgenommen und das schmerzt uns sehr, zu sehen und nicht helfen zu können. Er hat eine oft finstere Anschauung von der Welt und den Menschen, die auch in seinen Äußerungen durchdringt; wie viele trübe Stunden hätten, wenn dies nicht wäre, in freudige verwandelt werden können. Wäre seine Heftigkeit minder stark gewesen, so würden die meisten Menschen, welche ihn wegen seiner übrigen hohen Eigenschaften hochachteten und verehrten, sich ihm mehr genähert haben. Er gab mir manche goldene Lehre, die ich im Innern wohl bewahren werde. Eine derselben war noch: Laßt Euch durch Euren Ehrgeiz nie verleiten, im öffentlichen Staatsleben eine Rolle spielen zu wollen. Sucht Euer Glück in innern und nicht in äußeren Dingen.

Benjamin Franklins Rath: Ihr seid jung und die Welt liegt vor Euch; bückt Euch, wenn Ihr dieselbe durchwandelt, dann werdet Ihr manchen Rippenstoß vermeiden, leuchtete mir so ein, daß er mir häufig von Nutzen gewesen ist. Oft denke ich daran, wenn ich sehe, wie Stolz gedemüthigt wird und Unglück auf solche Leute einstürmt, welche ihr Haupt zu hoch tragen. Ich begreife sehr wohl, daß ein großer Theil der Leiden des menschlichen Ge-

schlechts dadurch entsteht, daß die Leute den Werth ihres Könnens zu hoch anschlugen.

Es giebt zwei Sorten Menschen in der Welt, von denen, obwohl gleich ausgestattet mit Gesundheit, Wohlbefinden und den sonstigen Behaglichkeiten des Lebens, doch der eine glücklich und der andere unglücklich wird. Dieses kommt von den verschiedenen Standpunkten, von welchen sie alle Dinge, Menschen und Begebenheiten ansehen; das wirkt zurück auf ihr ganzes Leben.

In welche Lage die Menschen auch gestellt sein mögen, in jeder finden sich Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, und in welche Gesellschaft sie auch kommen mögen, immer finden sie Personen oder Unterhaltung, die ihnen mehr oder weniger zusagen. Unter diesen erwähnten Verhältnissen finden sich stets zwei Sorten Menschen; solche, welche geeignet sind sich glücklich zu fühlen, finden die erfreulichen Seiten der Unterhaltung heraus, aber solche, welche die Anlage haben sich unglücklich zu fühlen, sprechen und finden das Gegentheil. Sie fühlen sich stets unzufrieden und verbittern durch ihre Bemerkungen das Vergnügen der Gesellschaft, beleidigen Viele persönlich und machen sich überall unangenehm. Da Niemand diese Art Leute liebt, so erzeigt man ihnen nicht mehr als die ganz gewöhnliche Art von Höflichkeit und Achtung und selbst diese kaum. Sie verwickeln sich leicht in Streit und Hader.

Mein Arzt Dr. Heylandt giebt mir jetzt, Mitte November, Aussicht, daß er mich bald aus der Krankenstube entlassen würde und ich werde mich freuen, wenn ich wieder in die frische Luft und unter Menschen treten kann. Die einfache Lebensweise dieser Wochen hielt mich stets heiter und guten Muthes, ich klagte nicht, noch war ich verdrießlich. Es ist mir eine Lehre für die Zukunft und ein Wegweiser, wenn ich verzagen oder klagen will. Jeder ist seines Glückes Schmied. Durch Entsagung kräftigt man seinen Charakter.

Im Kartenspiel erkennt man oft die besonderen Eigenschaften des Menschen, gute sowie fehlerhafte. Man sagt im Boston-Whistspiel zu leicht an, das ist Mangel an gründlicher Prüfung, man

vergißt manches gute Spiel anzusagen oder geht nicht als Whist mit, wo es angänglich ist, aus Flüchtigkeit. Man ärgert sich sehr, wenn man ein Spiel verliert, und läßt dann den Ärger gegen andere aus, wenn auch nur durch Blicke oder unpassendes Schweigen, das zeigt Mangel an Herrschaft über sich selbst. Wenn man verliert, so hat man keine Lust mehr daran aus Zaghaftigkeit; dann spielt man zuletzt gleichgültig, ohne Aufmerksamkeit wegen Mangel an Ausdauer.

Es wird viel in unserm Hause über Landwirthschaft gesprochen, da mein Bruder Paul etablirt werden soll. Es ist schwierig das Richtige zu finden, da so große Summen erforderlich sind. Will man aber jetzt etwas unternehmen, so muß man nach sorgfältiger Prüfung das scheinbar Beste wählen. Bei tüchtiger, thätiger Wirthschaft kann der Landmann bei den jetzigen Preisen bestehen. Die Kornpreise steigen und fallen, großen Einfluß haben sie indeß auf Güter- und Pachtpreise so leicht nicht. Beim Warten vergeht die kostbare Zeit und auch diese könnte man mit Thätigkeit besser verwerthen. Glückliche und weniger glückliche Jahre pflegen auch in der Landwirthschaft zu wechseln.

Als ich jünger war, folgte ich oft einer trüben Stimmung. Sie kam häufig von meines Vaters schwermüthigem Temperament. Das muß mir eine Lehre sein, daß ich frohen, muthigen Sinnes bin, um auf meine Umgebung keinen ähnlichen Druck auszuüben.

In Bezug auf körperliches Befinden sagt Franklin: Man muß wohl bedenken, daß die Menge der zu sich genommenen Speisen und die körperliche Bewegung mit einander in enger Beziehung stehen. Diejenigen, welche sich viele Bewegung machen, müssen sich kräftiger nähren, diejenigen aber, welche sich weniger bewegen, müssen weniger essen. Man kann im Allgemeinen wohl sagen, daß das Menschengeschlecht doppelt soviel ißt, als die Natur erfordert. Der Weg zum Wohlstand ist ebenso wie der Weg zum Markt. Er ist hauptsächlich von zwei Worten abhängig: Fleiß und Mäßigkeit, das bedeutet so viel als: verschwende weder Zeit noch Geld, aber wende sie beide nützlich an. Ohne Fleiß und

Mäßigkeit glückt nichts, aber in Gemeinschaft mit ihnen schlägt alles ein. Derjenige, welcher alles redlich erwirbt und alles spart, was er erwirbt, die nothwendigen Ausgaben ausgenommen, wird ganz bestimmt reich werden, wenn nicht das hohe Wesen, welches die Welt regiert und zu welchem alle um seinen Segen zu ihrem redlichen Bestreben beten, nicht in seiner weisen Vorsehung anders darüber beschließt. Ferner: Laß Redlichkeit und Fleiß Deine steten Gefährten sein. Gieb einen Penny weniger aus, als Du gewonnen hast. Früh zur Ruhe und früh wieder auf, macht den Menschen glücklich, gesund und weise.

Fast alle Theile unseres Körpers erfordern Ausgaben. Aber die Augen von anderen Leuten sind diejenigen, welche uns ruiniren. Wenn alle bis auf mich allein blind wären, so bedürfte ich weder feine Kleider noch schöne Häuser, noch schöne häusliche Einrichtungen.

Es kam Mitte November die Nachricht vom Tode unserer Tante Wehner, der Schwester meiner Mutter, die recht bewegt darüber war. Auch mein Vater war sehr aufgeregt, hauptsächlich weil sie durch die Schuld anderer ihr bedeutendes Vermögen verloren hatte. Sie war in ihrer Jugend blendend schön und klug gewesen, aber sie wußte es auch, heirathete den Regierungs-Rath Wehner, lebte unglücklich mit ihm und ließ sich scheiden. Ein Verwandter des Raths nahm sich jetzt ihrer scheinbar aus Mitgefühl an. Er war schlau, denn im Verlaufe langer Jahre verbrauchte er ihr ganzes großes Vermögen und noch mehr, er zog sie ganz von ihren Verwandten ab. Als alles verbraucht war, verkaufte er, da er von ihr unumschränkte Vollmacht hatte, ihr Haus in Göttingen und damit den letzten Rest ihres Vermögens und entfloh. Als sie ihm ihre gerechten Vorwürfe machte, da schickte er ihr die unpassendsten Briefe, genug, er zeigte sich in seiner wahren Gestalt, überließ sie der Verzweiflung und, da sie ohne Mittel war, der Gnade ihrer Verwandten, die ihr ein Jahresgehalt aussetzten. Die gerichtliche Verfolgung des Betreffenden führte zu nichts, da man seinen Aufenthalt nicht erforschen konnte. Er soll in Amerika verschollen und verkommen sein. Sie starb in Clarence am Genfer See, wo

ich ihr Grab aufsuchte und auch fand; es war von Gestrüpp und Pflanzen überzogen, verlassen und unbemerkt. Ich ließ es reinigen und gedachte ihrer in Wehmuth. Als ich nach Verlauf vieler Jahre wieder einmal dorthin kam, fand ich das Grab nicht mehr. Es war spurlos verschwunden und damit die letzte äußere Erinnerung an sie. Sie wird während der letzten Jahre ihres Lebens in einem traurigen Zustande gewesen sein. In ihrer Jugend war sie vom Glück verzogen, da ihr alles, Reichthum, Ehre und Schönheit in reichem Maaße zugetheilt war. Sie war stolz auf ihre Vorzüge und wurde beneidet und geehrt. Alles war in der letzten Zeit verschwunden und so mag ihr der Tod eine Erlösung gewesen sein.

Arbeite heute so viel Du kannst, denn Du weißt nicht, wie oft Du morgen daran verhindert wirst. Ein Heute ist zwei Morgen werth und hast Du morgen etwas zu thun, so thue es, wenn möglich, heute noch. Es ist wahr, noch recht viel giebt es zu thun und vielleicht bist Du verzagt und Du fühlst Dich nicht stark genug, so sei standhaft und Du wirst große Erfolge sehen, denn viele Tropfen höhlen selbst Steine aus. Mit Fleiß und Geduld frißt eine Maus ein Ankertau durch und selbst leichte Hiebe fällen große Eichen.

Die Muße giebt Zeit, mancherlei Nützliches zu thun. Fliehe das Vergnügen, dann folgt es Dir. Auch bei unserm Fleiß müssen wir standhaft, bestimmt und sorgsam sein, unsere eigenen Geschäfte auch mit unseren eigenen Augen übersehen und Anderen nicht zu viel zutrauen. Das Auge des Herrn erreicht mehr als seiner beiden Hände Arbeit.

Der Mangel an Sorge und Aufmerksamkeit schreckt uns mehr als Mangel an Kenntnissen.

Eine kleine Vernachlässigung kann großes Unglück hervorbringen. Eine fette Küche bringt eine magere Willenskraft hervor.

So viel wie ein Laster kostet, dafür können zwei Kinder ernährt werden.

Wenn Du den Werth des Geldes erkennen willst, so gehe hin

und versuche welches zu leihen; denn derjenige, welcher ausgeht, um zu borgen, geht der Sorge entgegen.

Wenn Du eine schöne Sache gekauft hast, so mußt Du außerdem noch zehn mehr kaufen, denn alles muß wie aus einem Stück gegossen sein. Daher ist es leichter, den ersten Wunsch zu unterdrücken als allen anderen, die daraus entstehen, zu genügen.

Wenn ein Land reif für Fabriken ist, so kann es durch Privatindustrie zum Vortheil ausgebeutet werden, wenn nicht, so ist es thöricht die Natur zwingen zu wollen.

Die Kornpreise, gleich der Oberfläche des Wassers, finden stets ihr eigenes Gleichgewicht. Je mehr wir exportiren, desto mehr wird es bei uns zu Hause steigen, je mehr nach auswärts gesandt wird, desto billiger wird es dort, und sobald die Preise hier und dort sich gleich sind, hört der Export von selbst auf. Wenn daher alle Häfen offen und der ganze Handel frei wäre, so würde jedes Küstenland sein Brod zum Mittelpreis essen, also zum Durchschnittspreis der allgemeinen Ernte. Jedenfalls würde dies gleichmäßiger sein als unsere künstlichen Einrichtungen (nach der Kornpreisskala angesetzte Kornzölle) und daher eine feste, sichere Ermuthigung der Landwirthschaft bilden.

Das gewöhnliche Volk arbeitet nicht zum Vergnügen, sondern im Allgemeinen aus Nothwendigkeit. Der billige Preis der Lebensmittel macht dasselbe träge; dadurch wird weniger Arbeit beschafft, also kommt im Verhältniß mehr Nachfrage und dementsprechend steigt der Preis. Die hohen Preise der Lebensmittel nöthigen den Fabrikarbeiter, mehr an Tagen und Stunden zu arbeiten. Dadurch wird mehr Arbeit beschafft, die wieder die gewöhnliche Nachfrage ausgleicht. Dadurch wird alles billiger und demgemäß auch die Fabrikate.

Das beste Mittel dem Handel zu dienen und ihn zu befördern ist: Laß den Handel nur seinen Weg gehen! Dasselbe gilt von der Politik: nicht zu viel regieren wollen (pas trop gouverner) Es wäre zuviel verlangt, wenn man den Handel zwischen allen Nationen der Welt ebenso frei hinstellen wollte wie zwischen den

verschiedenen Grafschaften in England. Aber diese Grafschaften ruiniren sich nicht durch den Handel; ebenso wenig würden die Nationen es unter sich thun. (Benjamin Franklin.)

Franklin's life and works. S. 312. Der Schluß der Rede von Dr. Franklin in der letzten federal convention giebt klar und bündig seine Ansichten über eine neue Verfassung von Amerika zu erkennen und räth mit Überzeugung und Festigkeit dazu sie anzunehmen, wenn auch manche Fehler noch darin sein mögen. Geändert kann noch immer daran werden.

Ich lese manches Buch, das mich über mich selber klar macht; diese Zeit der Ruhe ist dazu von unendlichem Nutzen. Jetzt lese ich Paskals Betrachtungen, nachdem B. Franklin mich sehr interessirt und belehrt hat. Mein Leben bisher war sehr bewegt, ich war vielen Affekten ausgesetzt und selten kam die Gelegenheit zu ruhigen Betrachtungen.

Wir haben jetzt öfter schwere Verlüste in Finnland; am 24. November war ein bitterer Posttag mit 8000 ℔ Konkursen.

Es ist eine Lebensaufgabe, die uns gesandten Leiden ruhig zu ertragen und möglichst zum eigenen Besten auszunützen.

Meine jetzige Lektüre, Alamontade von Zschokke (über das Leben nach dem Tode), fordert sehr zum Nachdenken auf. Sie bildet den Geist und man blickt getrost in die Zukunft.

Wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflicht thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, die sein Herz verhärten und sein Urtheil lähmen könnten, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an geborenen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen.

Religion findet sich in jedem Welttheil, alle Völker haben sie, nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz. Auch haben sie sich

nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz.

Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod im Schweiße unseres Angesichts genießen sollen, verfliegt der schönste Theil des Lebens im Dienste irdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen wird es gegönnt, ihre Tage der Wissenschaft zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Gebieten der menschlichen Erkenntniß als Eigenthum besitzt und es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, entbürdet alles sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist, aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter und menschlicher werden und dennoch nie aus dem Stande der Unmündigkeit ganz hervorschreiten können.

Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen.

Der Mensch ist in seiner Vollendung, sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß.

Der ist ein Thor, der mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will, oder wer das Gewesene leugnet, was seinem Gedächtniß entronnen ist, oder die Gefühle zu Sittengesetzen macht, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie nicht dagewesen ist, oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel oder so wenig Beweise sind wie für das Dasein unseres Ichs. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören und mit den Ohren sehen. Ihm mangelt überall Wahrheit und er ist doch selber daran Schuld.

Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahndung zugekommen und was nirgends für mich als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen, der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen.

Unthätigkeit ist der Besserung am gefährlichsten und nachtheiligsten, sie schwächt die Kraft und den Willen. Die Veranlassung dazu wird leicht ein Träumen, das man als Nachdenken, sich selbst täuschend, vorführt.

Ich bin in meinem Zimmer der Tugendhafteste und Beste und glaube unwillkürlich es nun auch in der Welt zu sein.

Selbstkenntniß ist ein großer Schatz und Unverdrossenheit, sie zu erlangen, hat sie schon halb gewonnen.

In allen Dingen immer bei der Sache sein, erspart viel Kummer und Verdruß.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So ordnete es der Weltordner, daß der Menschengeist durch alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um sich selbst, sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen und nicht in anderm außer sich. Wäre er zu fremden Zwecken da, so würde er als Mittel verschwinden müssen, sobald jene verschwinden.

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehrt mich, daß mein selbstthätiges Ich verschiedener Natur sei von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöst werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gebärende Natur zusammensetzte, mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit fort und überlebt den Wandel der Erscheinungen.

Dieses sind Alamontades Ansichten, d. h. nur ein Auszug derselben; sie sind in seiner Lebensgeschichte von ihm selbst durch Zschokke weitläufiger ausgeführt. Er schließt: Viel habe ich gelitten in meiner Menschennatur. Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte besonders meine Kraft. Ich habe durchgerungen und mitten im Jammer fühlte ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlte ich meinen Adel, den kein Menschenanspruch vernichten kann; die Galeerenbank war meine Schulbank. (Er war ein unschuldig Verurtheilter.) Am

Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn sehe ich mit Lust zurück, denn alle Dornen blühen nun so wundervoll; sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten! O Du Erhabener, hoch hast Du mich gestellt in Deiner Wesensordnung!

Baumeister Scheffer besuchte uns. Er hat treffendes Urtheil, richtige Menschenkenntniß und spricht sich wohlwollend und liebevoll über seine Nebenmenschen aus, daß selbst diejenigen, welche getadelt werden sollen und welche er nicht besonders gern mag, dabei sein könnten und ihm seine gutmüthigen satirischen Bemerkungen nicht übel nehmen würden. Ein bitteres, strenges Beurtheilen verletzt selbst die Zuhörer im Gefühl des Abwesenden. Bei Scheffer kommt dies nie vor. Er spricht sein Urtheil mehr als seine persönliche Meinung aus, nicht als unumstößliche Überzeugung und läßt daher seinem Gegner oder Freund immer noch Gelegenheit zu Erwiderungen; Alles geschieht in aller Freundschaft. Es ist viel von ihm zu lernen. Seine Liebenswürdigkeit, Gutmüthigkeit und dabei sein Scharfsinn gewinnen ihm daher aller Herzen und ich selber ginge für ihn durchs Feuer.

XXXXI.

Fürsorge meines Vaters für die Zukunft seiner Söhne. — Geschäftliches. — Dreißigster Geburtstag.

Zu Pauls Etablirung wurden nun ernstliche Schritte gethan. Im Anfang Dezember schrieb Herr Böhme an Vater, ob er geneigt sei unter Beisteuer einer beträchtlichen Summe sich für das schöne Gut Cluvensiek in Holstein zu entscheiden. Auch kam das Gut Diestelow bei Goldberg in Mecklenburg in Frage, welches mit Cossel zusammen gekauft werden sollte. Dasselbe mit Neuhof ist 6½ Hufen groß und war für circa 230 000 Thaler Pr. Ct. zu kaufen. Jetzt 1896 würde es 300 000 Thaler Pr. Ct. kosten.

Doch es kam vorläufig nicht zum Ankauf, sondern Paul pachtete Depenau, was Herr Böhme und Frau von Anfang an gewünscht hatten, und so wollen wir von Herzen wünschen, daß das Paar dort recht glücklich werden möge. Sie werden in das Pächterhaus ziehen.

Vater schien sehr froh über diese Angelegenheit zu sein, da nun endlich alles zum Schluß gekommen ist, und ferner, daß Paul nun auf diese Weise die Konjunktur abwarten kann, denn er sagte: Binnen Jahresfrist sind die Güter schon bedeutend billiger. (Dies traf aber nicht ein.) Es ist dies ja möglich, doch zweifle ich daran, wenn nicht außerordentliche Verhältnisse eintreten, die man nicht kennt. Daß die Preise hinuntergehen, ist wahrscheinlich, aber so schnell geht es nicht.

Vaters reger Geist arbeitet immer weiter; er wünscht seine Kinder versorgt zu sehen. Eben ist Paul in Ruhe, so denkt er gleich an Fritz. Er meinte, daß Fritz diese langen Reisen wohl nicht mehr möchte und sich nach Hause und nach längerem Zubringen auf dem Lande sehne, ja, daß er schon manche melancholische Stunde deshalb gehabt habe. Daher schlug er vor, daß ein Schraubenschiff gebaut würde, worauf Fritz Kapitain werden sollte. Vater würde sich am stärksten dabei mit einer Summe betheiligen. Dieses Schiff solle nach Riga oder Norwegen gehen und hauptsächlich als Waarenschiff dienen; nach der Korrektion der Trave könne es ganz nach Lübeck heraufkommen. Da Lübeck jetzt im Aufschwunge begriffen scheine und die Eisenbahn bald eröffnet würde, so verspreche er sich guten Erfolg. Dann habe Fritz auch als Kapitain einen guten Verdienst davon und habe mehr vom Leben. Es scheint rathsam, daß es nun bald geschieht, denn Vater hat wohl die Energie und den Kredit, solche Unternehmungen durchzuführen. Dann wäre auch Fritz dauernd versorgt und hätte einen schönen Wirkungskreis, der wohl zur Thätigkeit anspornt. Mir scheint diese Idee sehr praktisch und ich wünsche daher, daß sie zur Ausführung kommen möge. Fritz wird im August 1850 25 Jahre alt und hat sein Schifferexamen schon gemacht.

Auch an meinen Bruder Wilhelm und mich tritt die Frage größerer Selbstständigkeit heran. Ersterer ist meistens zu Hause und muß dann demgemäß die vielen Fragen lösen und vieles bestimmen. Mir bleibt es, den Absatz zu schaffen und zu erhalten; auch eine wichtige Aufgabe! Ungern trete ich zu Hause in die Geschäftsdisposition zurück und doch geht es nicht anders. Darüber hatten wir mit meinem Vater verschiedene Unterhaltungen. Wenn mein Bruder auch vielleicht weniger spricht als ich, so hält er sich doch stets an die Sache. Mein Vater sagte einst: „Was Ihr Euch besonders zu erhalten und zu verschaffen suchen müßt, ist Unabhängigkeit, und das erreicht Ihr durch möglichst einfaches Leben. Dadurch könnt Ihr Euch Vermögen erwerben, denn das ist eine Macht, man mag nun dagegen sagen, was man will. Man kann es zu den edelsten Zwecken anwenden, damit wohlthun, andere Menschen und sich selbst glücklich machen."

Endlich nach manchen Wochen war ich wiederhergestellt und machte meinen ersten Spaziergang. Ich war so froh und heiter, alle Gegenstände kamen mir neu vor und trotzdem es trübes, regnigtes Wetter war, schien mir die ganze Natur so hell, frisch und klar. Ich grüßte die Leute, die mir begegneten, freundlich, und sie grüßten mich wieder, ich sah auf jede Kleinigkeit und jedes Neue freute mich. Ich kam ins Freie, die Rasen des Walles waren noch grün trotz der entlaubten Bäume und die frische Luft und die Abwechselung thaten mir wohl. Auf dem Flusse lagen Dampfer und andere Fahrzeuge, ich gedachte meiner Reisen und des Vergnügens auf denselben zu fahren. Ich ging weiter und weiter, kam vors Burgthor, sah den weiten Hafen, war stolz auf unsern Handel und gedachte der guten Aussichten desselben in der Zukunft. Ich will getrost vorwärts schauen und so wird es mit uns auch schon gehen. Wir lieben unsere Vaterstadt und blüht sie, so gedeihen wir auch. Recht erschöpft kam ich nach Hause, ich bin doch noch nicht so stark, wie ich glaubte. Dr. Heylandt kam zu mir und empfahl mir Vorsicht im Gehen und in der Diät.

Man kann aus meines Vaters Urtheil und seinen Unter-

haltungen, denen wir gewöhnlich am frühen Morgen folgen, viel lernen. Gelegenheit zu lernen, findet sich überall, man muß nur die Kunst anwenden, sie zu nützen und auszubeuten. Alles was man sich vorgenommen und für gut befunden hat, muß man gleich oder baldmöglichst thun. So beschafft man sehr viel. F. Jagors Wort, was er mit großen Buchstaben über seinem Schreibtisch angebracht hatte: „Heute!" bewährt sich überraschend. Die Ruhe des frühen Morgens mit der Stille überall ist überaus wohlthätig, man kann so ungestört arbeiten und folgerecht denken. Also: Immer bei der Sache sein, dabei gründlich und mäßig!

Mein Bruder Wilhelm und ich müssen gegenseitig Vertrauen zu einander haben, dann den festen Willen, das Geschäft wirklich zu fördern und zu heben. Dies geschieht durch gute Bedienung, Ergründen und Abhülfe der Schwächen desselben, rücksichtsvolles Behandeln der Kunden, Eingehen auf ihre Wünsche und Vermehrung unserer Geschäftsverbindungen.

Vieles unnöthige Fragen ist dem Sprechenden unangenehm, unterbricht die Unterhaltung, nimmt ihm die Freude an der Fortsetzung und schadet sehr. Nicht zu viele Worte machen, namentlich dann, wenn sie wenig Gehalt haben, kurz und erbaulich, das bewirkt vieles und verschafft Achtung.

Wilhelm und ich sprachen viel von unserer Zukunft. Ich meinte, wir müßten später in allen Dingen mehr raffiniren, um unser Geschäft mit Erfolg zu betreiben, z. B. schriftliche Berichte senden, Reisen nach Bordeaux und dem Rhein unternehmen, größeres Flaschenlager anlegen und dergl. mehr. Er meinte, wir sollten vorläufig nicht so weit in die Zukunft sehen oder zu viele Pläne machen, sondern erst die Gegenwart erfolgreich zu bessern suchen. Es liegt viel Richtiges hierin. Wir haben wohl Beide Recht; aber vorläufig liegt die Direktion des Geschäfts noch ganz in Vaters Händen. Jetzt, am Schluß des Jahres, wollen wir beim Hinblick auf mancherlei Verlüste nicht den Muth verlieren, sondern mit Fleiß und Verstand weiter arbeiten. In der Lübeck-Büchener Eisenbahn sah unser Vater ein günstiges Unternehmen. Daher

zeichnete er eine ziemlich bedeutende Summe zu Aktien. Von einer noch höheren Zeichnung, als zuerst beabsichtigt war, hielt Wilhelm ihn zurück.

Wegen vorsichtigerer Geschäftsverbindungen, besonders in Finnland, hatte Vater manche Unterhaltung mit uns und Münchenschreiber. Auch des Letzteren Reisespesen sind Vater zu hoch; er sagte: „Mein Sohn Heinrich braucht 9 ℳ 4 ß Ct., Sie 12 ℳ 8 Ct. per Tag (jetzt 1896 30 RMk. per Tag), doch ist dieses von geringerer Bedeutung gegen die Verlüste." Münchenschreiber war bewegt und aufgeregt, sprach sich dahin aus, daß er sein Möglichstes thue, man wisse im Allgemeinen nur nicht, wie schwer es sei, richtige Auskunft und Geld zu bekommen. Das Leben als Reisender in abhängiger Stellung ist schwer, ich habe es mir früher so schön gedacht. In manchen Dingen bin ich Münchenschreibers Meinung, ich darf es indeß in meiner Stellung nicht sagen, thue es auch nicht, aber es ist leichter, zu Hause zu sagen: so soll der Reisende handeln, als für den Reisenden selbst bei dem besten Willen es durchzuführen.

Herr Pfeiffer besuchte Vater, ich bewunderte die Vorsicht seiner Unterhaltung, um nicht anzustoßen. Vater spricht mit vieler Lebhaftigkeit und ein Gedanke reiht sich immer dem andern so folgerichtig und fesselnd an, daß man mit großem Interesse zuhört, und was er sagt, ist bewundernswürdig richtig. Es freut mich sehr, daß Vater wieder so wohl und heiter ist. Bleibt das nur, so fehlt uns nichts; alle übrigen Widerwärtigkeiten sind Lappalien.

Obwohl ich noch recht matt und abgemagert bin, erfreuen mich die frühen Morgenspaziergänge im Winter. Es ist Weihnachtszeit, die weiße Schneedecke glitzert; in Ruhe und Stille freue ich mich über die Morgenröthe und den Sonnenaufgang über Marly und bewundere die schöne Welt, die uns so viele Freuden gewährt. So verschmerzte ich auch den stillen, einsamen Weihnachtsabend.

Am ersten Feiertag war doch eine kleine Weihnachtsfeier eingerichtet. Um 5 Uhr wurde geklingelt und die Weihnachtsstube

geöffnet. Viele Freude der Kinder, viel Lärm, hübsche Erleuchtung und uns Großen hatte man nicht vergessen. Das gute Herz unserer Tante Jette zeigte sich so recht und der Dank, welcher ihr von allen Seiten zuströmte, machte sie unendlich glücklich.

Von Emma Böhme, Pauls Braut, kam für Mutter eine rothe Fußdecke, für Vater ein Geldbeutel, für Wilhelm ein Paar Pantoffeln, für Rose ein Behälter für Schwefelhölzer, für Tante Jette ein Riechkissen, für Elise eine Arbeitstasche und für mich eine mit Perlen gestickte Cigarrentasche. Die liebe Schwägerin hat also unendlich viel Zeit und Arbeit unserer Familie gewidmet. Sie ist ein arbeitsames fleißiges Mädchen. Ihr scheint alles leicht von der Hand zu gehen.

So kam mein Geburtstag, ich bin 30 Jahre alt, vielleicht ist es mein halbes Leben. Wie schnell sind die Jahre dahingeeilt! Am Morgen kam Herr Münchenschreiber, um Abschied zu nehmen; er reist nach Schweden und Finnland; der Kutscher wurde besorgt und expedirt.

Thue nie etwas in Eile! Wer in Eile ist, hat möglicherweise seinen Verstand nicht beisammen. Bedenke, daß Du, namentlich in Rechtssachen, stets einen Gegner hast, der auf Deine Unachtsamkeit lauert, Du magst bisweilen rasch, aber nie eilig sein. Hüte Dich davor, nimm Dir fest vor, es nie zu sein! Erinnere Dich stets, daß die Interessen anderer Dir obliegen, daß sie durch Deine Unaufmerksamkeit leiden, durch jene Nachlässigkeit, welche im allgemeinen die Mutter der Eile ist. Ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein Mann, der immer so ruhig, kalt und besonnen aussieht, daß man am heißesten Sommertage ihn nur anzublicken brauchte, um sich abzukühlen, sagte mir einst, daß er ein einziges Mal eilig gewesen sei und zwar ganze 14 Tage beim Beginn seiner Laufbahn. Es hätte ihn fast todt gemacht. Was er angegriffen, hätte er verdorben. Er wäre immer außer Athem gewesen, gehetzt und elend, aber es hätte ihm fürs Leben gut gethan. Er hatte sich vorgenommen, nie mehr eilig zu sein und war es auch nie wieder. Ich meine, man soll nicht eilig und hastig sein, sich nicht überstürzen.

Jenny Lind ist diesen Winter hier in Lübeck, um sich zu erholen. Sie wohnt im Hotel du Nord und verkehrt viel bei Dr. Heylandt, unserm Arzt. Dieser lobt sie, auch im häuslichen Umgang, sehr. Sie geht oft vor dem Burgthor spazieren, wo ich sie manches Mal sehe.

So kam der letzte Tag des Jahres 1849. Wir verlebten den Schluß des Jahres ernst und still. Durch die zunehmende Schwäche meines Vaters und sein in sich gekehrtes Wesen drängten sich uns manche Sorgen auf, die ja nicht unbegründet waren, wie die Zukunft zeigte.

XXXXII.

Auszüge aus Briefen vom Jahre 1849.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 25. Januar 1849.

. . . Eben kommen ich aus der Bürgerschaftsversammlung, wo beschlossen wurde, daß schon in diesem Frühjahr alle Stellvertretung beim Militair aufhört und jeder selbst dienen muß. Es ist hart für Bruder Franz, doch läßt sich noch nicht bestimmen, ob sich der Dienst nicht in einigen Monaten abthun läßt. Es war nahe daran, daß auch die Jahrgänge von 1825 und 1826 dienen sollten; nur mit schwacher Majorität wurde es abgeschlagen, sonst hätte Paul auch noch dienen müssen.

Scheffer ist zurück und läßt Dich grüßen, er hat Deiner lobend erwähnt. Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von meinem Bruder Paul in Harkensee.

Lübeck, den 8. Februar 1849.

. . . Wir werden nun in Lübeck ja mit meinem Schwiegervater B. zusammenkommen und dann alles überlegen; Vater wird vernünftigen Gründen dann auch wohl beipflichten. Ich bin und

bleibe hier einſtweilen in Harkenſee, da Herr Rettich mich gern behalten will, ſo lange es mir paßt, wenngleich ihm die Anzeige meiner Verlobung ſchwer zu Herzen ging. Seinen Äußerungen nach hat er Ähnliches mit mir im Sinne gehabt wie mein Schwiegervater jetzt. Leider habe ich die Nachricht, daß Böhmes am 12. dieſ. nach Lübeck kommen, jetzt erſt beſtimmt erhalten und hoffte eigentlich, daß Du Deine Reiſe darnach einrichten und zur beſtimmten Zeit nach Lübeck kommen würdeſt . . . Mit Franz ſeiner Militairgeſchichte iſt es ſehr dumm; hoffentlich dauern die Übungen nicht lange, ſo daß er die Stelle im Sommer wieder antreten kann. Es gefällt ihm ſeinem kurzen Briefe an mich zufolge ſehr gut dort.

Von intereſſanten Neuigkeiten kann ich Dir noch mittheilen, daß Kalkhorſt bei Daſſow an den jungen Baron von Biel für 170 000 Thlr. Pr. Ct. verkauft iſt, alſo 70 000 Thlr. wohlfeiler wie es damals Resdorf behandelte und Tüſchenbeck ſoll an von der Hollen für 135 000 Thaler Pr. Ct. ohne Inventarium verkauft ſein. Doch ſehr theuer! Haſt Du vielleicht ſchon irgend etwas gehört bei Deinen Erkundigungen?

Dein treuer Bruder Paul.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 10. Februar 1849.

. . . Unſer von Melle bewährt ſich als Küfer gut und tüchtig, er arbeitet zwar nicht ſo ſchnell wie H., aber er iſt durchaus zuverläſſig, mit einem Wort, ich für mein Theil kann mich gut mit ihm ſtellen und freue mich, daß wir ihn haben. Er giebt ſich Mühe, läßt mit ſich ſprechen und iſt nicht aller Weisheit voll, wie H. es zu ſein glaubte. Vater ſagte auch vor einigen Tagen: „Gut, wenn er auch nicht ſo ſchnell arbeitet, ſo iſt er zuverläſſig.“ Wir haben die 1848er Proben probiert, finden ſie mollig, ohne Härte und reif, und da Du nach Deinem Briefe aus Schwerin auch für dieſen Jahrgang biſt, ſo haben wir heute Abend beſtellt: 40 Faß 1848er Moulis Meniſſier à 230 Frcs, 60 Faß 1848er Bauern-Arcins à 210 Frcs, 25 Faß 1847er weiße Cotes à 115 Frcs.,

ganz wie erhielten, 15 Stück Armagnac à 37 bis 38 Frcs. per Hektoliter, zusammen 530 Oxhoft. Ich denke, Du wirst einverstanden sein. (Diese 1848er Weine kamen uns später bei Übernahme des Geschäfts mit unseren früheren 1848er und 1847er Beziehungen sehr zu Hülfe.) Wer nicht mal etwas wagt, der nicht gewinnt. Vater erwartet Deine Antwort wegen besserer Medocs à 350 Frcs. bis 400 Frcs., um auch noch etwas aufzugeben, aber es versteht sich, bedeutend weniger. Dein W. H. Behncke.

Von meinem Vater.

Lübeck, den 19. Februar 1849.

Lieber Heinrich! Diesen Morgen 9 Uhr sind denn Böhmes abgereist, nachdem sie sich acht Tage hier aufgehalten und wir diese Zeit recht vergnügt miteinander verlebt haben. Du bist dabei nicht vergessen, aber zum Schreiben fehlte mir die Muße. Ich fange damit an, Dir das Resultat der Unterredungen mit Herrn und Frau Böhme über Pauls Etablissement mitzutheilen und kann Dir sagen, daß es im Ganzen ein erfreuliches gewesen ist. Mit Herrn B. hatte ich einen harten Stand und unsere Unterhaltung dauerte mehrere Stunden, endlich kamen wir dahin überein, daß die Sache sechs Monate in suspenso bleiben sollte und wir uns dann weiter bestimmen wollten. Von der Ansicht, daß der Kauf oder die Pachtung durchaus in Holstein sein müsse, ist er zurückgekommen. Ferner ist er erbötig, sogleich hinzureisen, wenn Du etwas Passendes gefunden haben solltest. Mittlerweile fährt er fort im Holsteinischen herumzuspüren. Mit der Frau war ich einer Ansicht. Sie hat mir besonders gefallen. Gegen Beide bin ich ganz offen gewesen und habe ihnen Deine Briefe an Paul sowie drei der Deinigen, welche Du mir zuletzt von der Reise geschrieben hast, mitgetheilt. Diese Offenheit scheint der Frau ganz besonders gefallen zu haben. Sie hat einen klaren Blick und großen Einfluß auf ihren Mann. Er verehrt sie hoch. In den wichtigsten wie in den geringsten Dingen erholt er sich bei ihr Rath . . . Nun zu unserer Emma, welche bereits unser aller Liebling geworden ist. Keine imponirende

blendende Schönheit. Ziemlich viel kleiner als Elise, indeß mit Pauls Größe recht gut harmonirend. Das Bild, welches Du kennst, ist ähnlich, aber der schöne, klare Blick des großen Auges fehlt darin. Besonders niedlich war sie am Tage der großen Fete, welche wir ihr gaben (ein Ball), von welcher Mutter Dir wohl einige Details mittheilen wird. Ihre Anspruchslosigkeit kam wahrhaft aus dem Innern, nichts Manirirtes, nichts Affektirtes. Sie und unsere Elise (Rose) waren die Kronen des Tages, wenigstens ist dies meine Ansicht. Sie redet nicht viel, aber gut, sie ist anschmiegend, heiter, weiß sich in alles zu finden und ihr inneres Glück konnte jeder in ihren Zügen lesen. Sie und Paul gehen miteinander um, als wären sie schon Mann und Frau. Ist an seinem Rock etwas zerrissen, so giebt er ihr denselben hin und sie, ohne viele Worte zu machen, setzt sich hin und näht ihn. Wohl selten ist ein Band der Art geknüpft, womit alle Theile so zufrieden gewesen wären wie dieses . . . Paul geht heute Nachmittag nach Harkensee zurück und wir zu unserer gewohnten Lebensweise. Auf mich haben diese froh verlebten Tage körperlich und geistig sehr gut gewirkt. Es war auch Zeit, daß es mal so wieder kam. Ich will es Deiner Mutter überlassen Dir zu berichten, wie und auf welche Weise wir diese gemüthlichen sieben Tage verlebten. Ich grüße Dich von ganzem Herzen! W. L. Behncke.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 19. Februar 1849.

. . . Die Wahlen zur neuen Bürgerschaft fallen bisher sehr radikal aus, man wählt sehr viele aus niederen Ständen, Höker, Arbeitsleute, Handwerker, sehr wenige Kaufleute und Gelehrte, worüber die besseren Stände sehr angethan sind. Allerdings kann es nachtheilige Folgen haben, aber Vater denkt doch, daß es besser ausfällt, wie man erwartet hat, alles findet wieder sein Gleichgewicht. Bald beginnen nun die Geschworenen-Gerichte wegen des 9. Oktober's und ich muß auch als Zeuge auftreten; das ist mir etwas fatal, doch läßt es sich nicht ändern. Ich war wieder mehrere Male vor

Gericht, wurde einem Maurergesellen Lübbers gegenübergestellt, den ich als Tumultuanten angegeben hatte. Der Kerl wollte mich einschüchtern, beleidigte mich vor Gericht, daß ich solche Lügen aussagen könne, ich blieb bei meiner Aussage, welche ich jederzeit beeidigen wolle. Herzliche Grüße! Dein Wilhelm.

Von meiner Mutter.

Lübeck, den 22. Februar 1849.

Mein bester Heinrich, ich benutze den ersten ruhigen Augenblick, um Dir meinem Versprechen gemäß eine treue Erzählung mitzutheilen von allem, was sich in dieser Zeit bei uns zugetragen hat. Wie oft haben wir gesagt: wären doch Heinrich und Franz hier und theilten die Freude mit uns, denn es war in jeder Hinsicht eine freudige Zeit Doch ich muß in der Ordnung Dir alles erzählen. Am Dienstag den 6. Februar war der wichtigste Tag, wo die Verbindung in den Anzeigen bekannt gemacht wurde. Nichts verlautete vorher. Alle Menschen waren erstaunt gewesen, es in den Anzeigen zu lesen. Gleich den Morgen und Nachmittag kam soviel Besuch, wie ich garnicht erwartete. Frau Jütting war die erste, dann Frau Betty Marty (Mutter von Konsul H. Marty), Herr Pfeiffer u. s. w. und alle Menschen waren so voll Theilnahme und Freude, daß man sah, es kam ihnen recht von Herzen. Am Mittwoch und die folgenden Tage hörten die Besuche garnicht auf. Böhmes hatten sich auf Dienstag den 13. angemeldet und sahen wir ihnen nun mit großer Spannung entgegen. Das ganze Haus war aufs Hübscheste ausgeschmückt, Paul, der schon von Harkensee gekommen war, hatte es reichlich mit Blumen versehen. Um 3 Uhr wanderte Paul schon auf der Holstenbrücke, um sie zu erwarten, Colsmans hatten sich zu ihm gesellt. Gegen 5 Uhr waren sie erst angelangt, worauf Vater gleich nach dem Hotel du Nord ging. Ich war in der größten Spannung, wie Du wohl denken kannst; um 6½ Uhr kamen sie dann zu uns, erst Emma mit Paul und dem Vater, etwas später die Mutter. Wir waren alle sehr aufgeregt, doch nach einiger Ruhe fand ich das Mädchen

allerliebst und wie ich sie mir gedacht; sie hat ein so reines inniges natürliches Wesen, daß man sie immer lieber gewinnt und Paul kann sich recht glücklich schätzen durch ihren Besitz. Die Mutter ist eine sehr nette Frau, so einfach und vernünftig, dabei unterhaltend, sehr liebevoll und weiblich. Der Vater sieht sehr glücklich aus und hat etwas sehr Herzliches, Offenes und ist sehr gesprächig, was recht gut zu Vater paßt. Die Unterhaltung nahm gar kein Ende und immer war Harmonie. Wir waren bald bekannt und man merkte Jedem an, daß er befriedigt war. Emma blieb nun bei uns und war so unbefangen, als hätte sie uns lange gekannt. Am andern Tage machte das Brautpaar Besuche; einen Mittag aßen Direktor Jakob und Tochter, Dr. Steche und Tochter, Colsmans und Roses mit uns; Abends spielten die Herren eine Partie, Dr. Fischer musizirte etwas und wir waren ganz vergnügt. Sonnabend war nun der Glanzpunkt des Ganzen, nämlich feierliches Mittagsessen von 28 Personen im Saal und Abends Ball von 44 Personen. Ich kann wohl sagen, daß es mir viel Sorge, Mühe und Bedenken machte, besonders da wir ja noch alle Tage Gäste hatten; doch da wir so vergnügt waren, wurde mir alles leicht und gelang auch und jetzt bin ich so froh, daß wir es gethan haben, denn es wurde alles so gut ausgeführt, jeder, Jung und Alt, war befriedigt und alle amüsirten sich köstlich; ich will Dir die Namensverzeichnisse einlegen. Die Mittagsgesellschaft versammelte sich um 4 Uhr. Das Brautpaar saß obenan, zwei Blumenbouquets auf den Kouverts. Emma sah allerliebst aus, hatte ein weißes gesticktes Kleid an mit Rosa darunter, eine weiße Kamelie im Haar und vor der Brust, keinen Schmuck und benahm sich so einfach und unbefangen, daß jeder seine Freude daran hatte und Paul saß so seelenglücklich an ihrer Seite. Vater führte Madame Böhme, Herr Böhme mich, wir setzten uns den Kindern gegenüber. Oben beim Brautpaar Vetter Behncke und Madame Weltner, vis-à-vis die Doktorin Weltner, Wilhelm ꝛc.; Zettel waren nicht gelegt. Es war eine sehr muntere, vergnügte Stimmung bei Tisch. Dr. Weltner brachte die Gesundheit des Brautpaars aus. Geredet wurde sonst

nicht viel. Das Diner bestand aus Suppe, Puter mit Austernsauce und Blätterteig, Sandart (Seefische waren in Hamburg nicht zu haben), Rehbraten, Apfelsinenpudding, Eis, schönem Dessert, Champagner und vielen ostindischen Süßigkeiten, die Fritz mitgebracht hatte. Um 6½ Uhr wurde vom Tisch aufgestanden, schnell abgedeckt, das Orchester aufgeschlagen: Flöte, Violine und Fortepiano; Musik erster Klasse. Um 7 Uhr langten die Ballgäste nacheinander an. Vater eröffnete den Ball mit Madame Böhme in der Polonaise, dann Herr Böhme und ich, der Vetter Behncke mit Frau Weltner u. s. w. und nun folgte die junge Gesellschaft und Herr Colsman als routinirter Balldirektor und unser Wilhelm kamen uns in allem sehr zu Hülfe. Um 10½ Uhr wurden schnell zwei lange Tische für fünfzig Personen in dem Saal gedeckt, Pasteten, kaltes Fleisch, Butter, Brod, Fischsalat, Citronencreme in Gläsern, Dessert und Ananaskardinal, der ihnen sehr gut zu schmecken schien, denn 30 Bouteillen sind ausgetrunken. 1½ Stunden dauerte das Essen, Aufdecken und Abdecken, alles ging wie mit Dampf. Die Stimmung war sehr froh bei Alt und Jung. Gegen 1½ Uhr wurde aufgehört zu tanzen. Sehr niedliche Damen waren da, wie Du aus dem Zettel ersehen wirst, aus allen Kreisen und so haben wir die Schuld abgetragen für all die Artigkeiten, die uns erwiesen sind. Die Braut und Elise R. waren die hübschesten und niedlichsten, Elise in einem neuen hellblauen Baregekleid. Die Alten schienen sich sehr zu amüsiren über die Jugend, einige Spieltische waren auch da und so bekam jeder sein Recht. Ich war todtmüde am Abend, aber doch froh, daß alles so gut ausgefallen war. Noch nachträglich ist der Tag und die ganze Zeit immer das Lieblingsgespräch. Viele Menschen haben wirklich den aufrichtigsten Antheil an diesem glücklichen Familienereigniß genommen. Angelegentlichst wurden wir eingeladen nach Depenau zu kommen; wir wollen aber warten, bis es grün ist. Böhmes luden auch Elise mit den Kindern so freundlich ein, daß sie es annehmen wird.

Mit treuester Liebe

Deine Mutter.

Von meinem Bruder Paul.

Harkensee, den 22. Februar 1849.

Lieber Heinrich! Aus Deinem Brief an Vater ersah ich, daß Du den meinigen erhalten hast; recht leid hat es uns allen gethan, daß Du nicht an unserm jetzt beinahe vollkommenen Glück theilnehmen konntest; wir haben viel, recht viel an Dich gedacht und von Dir gesprochen. Von meiner Emma soll ich Dir recht herzliche Grüße sagen; ich hätte gar zu sehr gewünscht, daß Du sie vorher hättest kennen gelernt, sie ist wahrhaftig werth von Dir gekannt zu sein, Du hättest einen angenehmen Gedanken mehr auf der Reise gehabt und einen festen Anhaltspunkt bei dem Antheil und der Freude, die Du an uns hast. Wie Du Dich erinnerst, hatten wir auf einer Reise nach Rostock ein Gespräch über die Anforderungen, die wir damals an eine zukünftige brave Ehefrau stellten und daß es deren so selten gäbe. Wenn Du nun meine Emma kenntest, würdest Du mir sagen: darin ist sie personifizirt. Rühmen will ich sie Dir nicht weiter, das will ich Vater, Mutter und Wilhelm überlassen, die neulich beabsichtigten Dir zu schreiben, nur soviel will ich Dir schreiben, daß sie ganz aus Lieblichkeit, Natürlichkeit, Reinheit der Seele und Verstand zusammengesetzt ist, dabei ist aber doch Munterkeit und Schalkhaftigkeit nicht ausgeschlossen. . . . Aus dieser gegenseitig festen Sicherheit unserer Liebe wissen wir, daß wir einander fürs Leben gehören und drängen keineswegs auf baldige Hochzeit. Im Gegentheil schrieb Emma mir neulich noch, daß sie noch viel, sehr viel zu lernen hätte und daß es ihr somit ganz lieb sei, daß ich Knoop (ein Gut am Kanal bei Kiel) oder Tüschenbeck (bei Lübeck) nicht bekommen hätte. Ihr würde aber jetzt alles bei den zu lernenden Hausgeschäften so leicht, weil sie wüßte, daß sie es für mich thäte. Im Gegentheil, hätte ich nicht den Wunsch, die Kraft, Lust und Liebe, die ich einmal zur Landwirthschaft habe, für mich schon jetzt zu verwenden, so würde ich es eben so lieb sehen, wenn ich in diesem Jahre noch nichts bekäme, denn die Zeiten sind gerade jetzt doch wieder zu bunt. Von Zeit zu Zeit sehe ich Emma ja auch auf vier bis fünf Tage

und sind wir dann von Herzen vergnügt zusammen; haben wir uns nicht, nun, so denken und schreiben wir uns desto mehr. Mir ist daher Vaters und Böhmes Abrede, einstweilen noch nichts Bestimmtes über die Zeit der Etablirung abzumachen, ganz recht und hat Böhme schon ziemlich von seinem Wunsch, mich in Depenau als Pächter zu sehen, abgelassen . . . Böhme hielt neulich dafür, wenn wir im Klützer Ort (bei Dassow) etwas Preiswürdiges bekommen könnten, so sähe er dies eben so lieb wie in Holstein, denn es wäre überall, sowohl in Holstein wie in Mecklenburg anerkannt, daß die Güter an der See die schönste Kornlöhnung und auch die schönste Weide fürs Vieh hätten. Man könne dafür schon im Verhältniß immer etwas mehr geben. Das Einzige, was er gegen Mecklenburg habe, seien die Leuteverhältnisse und daß er nicht gerne in eine kahle Gegend, wie z. B. im Innern einige Güter sind, hinein will, sondern in eine Gegend, in der für das Auge auch etwas Genuß ist, Beides findet er im Klützer Ort nicht. . . . Für heute nimm mit diesen Zeilen vorlieb und wenn Du Zeit hast, schreibe mir bitte auch einmal; auf Antwort werde ich nicht warten lassen. Von Herzen

Dein treuer Bruder Paul.

Von meinem Bruder Wilhelm.

Lübeck, den 8. März 1849.

. . . Vater überläßt mir im Keller und Geschäft viel, wofür ich auch recht dankbar bin. C. G. & Kl. haben jetzt im Ganzen 1120 Oxhoft Weine für uns gekauft. Alle Bordeauxer loben die 1848er sehr, wir haben jetzt aber reichlich. Unsere neue Bürgerschaft ist keineswegs radikal ausgefallen. Aktuar Dr. Behn (Sohn des Seniors) ist Vorsitzender geworden. Postmeister Horning starb plötzlich am Brustkrampf. Scheffer ist Lübecker Stadtbaumeister geworden.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 23. März 1849.

Lieber Heinrich! . . . Du hast auf dieser Reise mancherlei Scherereien (im Geschäft) gehabt. Widerwärtigkeiten stählen aber den Charakter, vermehren die Ausdauer und die Kräfte, man weiß dann günstige Ereignisse um so höher zu schätzen und die Überwindung von Schwierigkeiten giebt ein Selbstbewußtsein, ein Selbstvertrauen, welche Vermögen, äußeres Ansehen und Ehrenbezeugung niemals bieten können. Wir beide werden mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, dennoch glaube ich, das Schwerste haben wir hinter uns. Herr K. war seit längerer Zeit höchst melancholisch, gestern fand man seinen Rock und Hut bei der Lachswehr und heute seine Leiche, er hat sich ertränkt; ein höchst trauriges Ereigniß!

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 31. März 1849.

Lieber Heinrich! . . . Bruder Franz ist nun Soldat und guter Dinge; er macht sich als Soldat recht gut, steht mit Alfred Pauly (jetzt Bürgermeister in Bremen) und Kulenkamp (später Bürgermeister hier in Lübeck, starb 1896) zusammen in Travemünde. Münchenschreiber wird älter und schwerfälliger, so daß wir auf passenden Ersatz für ihn bedacht sein müssen. Die Sache ist von größter Wichtigkeit für uns, es hängt so unendlich viel davon ab, daß wir es reiflich erwägen und bedenken müssen. Aber wo den passenden Ersatz finden? Ich habe viel nachgesonnen, weiß aber keinen. Bedenke Dir die Sache auch einmal; bei Deiner Herkunft sprechen wir weiter. Herzlich

Dein Bruder Wilhelm.

(Das Resultat war, daß ich im Winter 1849 auf 1850 nach Finnland reiste.)

Von meinem Vater.

Lübeck, den 26. April 1849.

. . . Mit unserer Eisenbahn geht es vorwärts, so weit es an uns liegt. Die Bürgerschaft hat alle Propositionen des Senats in dieser Beziehung bewilligt, ebenso die Rektificirung und Ausbaggerung der Trave. Durch den Sieg bei Kolding haben die Holsteiner ihre Ehre wieder rein gewaschen. Ich sollte denken, daß die Dänen nachgerade genug vom Krieg haben und bald andere Saiten aufziehen werden, wonach uns herzlich verlangt. Unsere Weine in Bordeaux sollen liegen bleiben, bis die Absendung ohne Gefahr geschehen kann. Die Unterhaltung kostet dort zwar etwas mehr als hier, die Sache ist aber bei den Preisen von keiner Bedeutung. Herzlichen Gruß! Dein Vater.

Von meiner Schwester Elise.

Lübeck, den 30. Juli 1849.

Mein lieber Heinrich! Du ließest mich durch meinen Mann bitten, Dir nach meiner Rückkehr einmal zu schreiben, wie es mir in Depenau ergangen sei, und sehr gern leiste ich der Bitte Folge. Ich würde Dir gerne öfter schreiben, mein Herz zieht mich oft zu Dir, aber Du weißt ja, das stößt sich oft an allerlei Hindernissen, Unruhe mit den Kindern u. s. w. Gern hätte ich Dich noch gesehen und Dir alles mündlich mitgetheilt. Du mußt nun mit einem gedrängteren Bericht fürlieb nehmen. Wir haben übrigens von unserer Tour recht viel Vergnügen gehabt, das Wetter begünstigte uns die ersten acht Tage sehr und nachher haben wir so viel als nur irgend möglich in der schönen Natur gelebt. Ich hatte zwei sehr schöne Zimmer nach hinten hinaus mit reizender Aussicht. Morgens beim Anziehen öffnete ich gleich die Fenster und erquickte mich recht an der frischen Morgenluft. Wir standen um 6½ Uhr oder 7 Uhr auf, Emma weckte mich, ehe sie hinunter ging. Du wirst Dich wundern, warum nicht früher, doch gingen wir erst spät zu Bette; wir unterhielten uns noch des Abends, waren auch recht müde vom Reiten oder Spazierengehen und nach

Tische, wie die andern, mochte ich nicht schlafen. Nachdem wir unten gemeinschaftlich gefrühstückt (Herr und Frau Böhme tranken früher und allein) ließ ich Wilhelm lesen und schreiben, wir machten im Garten Spaziergänge, arbeiteten oder machten mit Herrn Böhme einen Spazierritt bis zum Mittagsessen 12½ Uhr. Im Reiten habe ich jetzt bedeutende Fortschritte gemacht, ich komme im Traben sehr gut mit Herrn Böhme und Emma aus, und seitdem ich das kann, macht es mir außerordentlich viel Vergnügen. Man sitzt so schön hoch und frei, kann die Gegend recht observiren und die Bewegung des Reitens ist eine so angenehme. Madame Böhmes Pferd geht auch ganz vortrefflich. Wir haben gewöhnlich Touren von 3 bis 4 Stunden gemacht und die letzten Male ermüdete es mich garnicht mehr. Man kann sich beim Reiten so nett unterhalten und Pauls Manöver, sich dabei umzufassen und sich einen Kuß zu geben, haben Emma und ich auch schon ausgeführt. Doch ich komme über dieses Lieblingskapitel ganz von meinem Vorsatz ab, Dir die Tagesordnung oder -Eintheilung zu beschreiben. Um 4 Uhr versammelte man sich zum Kaffe, wobei Herr und Madame Böhme einige Partien Domino um Geld spielten, wobei sie sich königlich amüsirten. Gegen Abend kam öfter Besuch, wir machten einen größeren Spaziergang zusammen, wer konnte und mochte, oder wir gingen im Garten und dessen Umgebung umher; um 8½ Uhr wurde zu Abend gegessen. Herr und Madame Böhme gingen bald nachher zu Bette, wir übrigen unterhielten uns noch zusammen unten im Saal; ein Mal wurde auch etwas getanzt. Der Ton im Hause ist ein sehr angenehmer und wohlthuender. Herr Böhme ist sehr heiter und vergnügt, gegen Jeden ohne Unterschied freundlich und gesprächig. Madame Böhme ist sehr liebenswürdig, sehr thätig im Hause ohne viel Lärm davon zu machen. Von Emma brauche ich Dir wohl nichts weiter zu sagen. Sie ist immer gleich liebenswürdig, thätig im Haushalt und stets bemüht, den andern das Leben angenehm zu machen. Sie ist recht der Liebling der Eltern, so wie der ganzen Hausgenossenschaft. Tante Julchen (Schwester von Madame Böhme und sehr klug) ist eine sehr angenehme Er-

ſcheinung, ein Muſter für alte Jungfern; ſie macht ſich ſtets nützlich, wo ſie nur verlangt wird, iſt ſehr geſchickt, dabei gänzlich ohne Anſprüche, ein beſcheidenes Veilchen in vollſter Bedeutung. Die andern Perſönlichkeiten kennſt Du theils, oder ſie tragen nicht viel zum Ganzen bei. Die beſchriebenen bilden den Mittelpunkt und das Ganze macht auf den Fremden einen höchſt angenehmen Eindruck, den eines glücklichen Familienkreiſes. Ich war auch recht vergnügt dort, wenigſtens ſo, wie ich jetzt noch ſein kann. Mit den Kindern ging es recht gut dort. Wilhelm, der am meiſten mit uns war, mochten ſie ſehr gern leiden, weil er ſo lebhaft und auch ziemlich artig war. Herr Böhme hatte ihn ſehr in Affektion genommen; er wurde immer der kleine Paul genannt, ſie fanden Ähnlichkeit zwiſchen ihnen und das iſt ihm dort der beſte Empfehlungsbrief. Ich finde es gerade nicht, doch kann ich es mir ja gefallen laſſen. Ich glaube nicht, daß es ſehr genirte mit den Kindern, ſie waren nicht viel im Zimmer und wenn ich fand, daß es nicht paßte, brachte ich ſie mit dem Mädchen oben hinauf. Wilhelm hat ſeine Freiheit dort recht genoſſen und ſich göttlich amüſirt. Wir fuhren mit ihm nach dem Heuen und er ritt zurück, fuhr dann mit dem Kutſcher nach der Mühle, holte Georg zu Pferde von Bunthorſt ab, ritt die Pferde nach dem Stall, wenn wir zurückkamen u. ſ. w. Die Kinder waren auch wohl bis auf die Kleine, die etwas huſtete. Es iſt doch herrlich auf dem Lande, zumal dort, wo ſich ſo vieles vereinigt. Ich hätte ſehr gern Paul dort getroffen, er ſchrieb aber an Emma, er werde wohl fürs Erſte noch nicht kommen . . . Paul iſt der allgemeine Liebling in Depenau. Und nun denke ich, lieber Heinrich, es iſt genug über Depenau. Uns geht es hier gut. Wir leben ſehr ruhig und häuslich, geſtern war ich mit Tante Jette und den Kindern nach dem Garten, wo es ganz himmliſch war. Ende der Woche wird Vater wohl zurückkommen. Von Mutter hatten wir einen ſehr glücklichen Brief aus Kaſſel. Sonntag waren wir bei dem alten Baudouin auf Mory und nächſten Sonntag ſollen wir bei Bürgermeiſter Friſter zu Mittag ſein. Hier iſt außer einigen Sterbefällen eben

nichts Neues passirt. Gestern starb Dr. Molter, nachdem er die letzten Monate in einem höchst traurigen Zustande verlebt hatte. Auch die älteste Tochter von Heinrich Reddelien starb gestern an der Schwindsucht. Eine Nachricht, die Dich interessiren wird, ist, daß John Mac Gregor aus Rio de Janeiro wieder bei seinen Eltern angekommen ist. Er ist leider gänzlich geistesschwach und wird wohl nach Kiel ins Irrenhaus kommen; es ist nur gut, daß er wieder da ist. S. W. ist nach Ems, ihr Mann ist verreist. Doch nun, lieber Heinrich, muß ich schließen. Wenn der Styl nicht besonders ist, mußt Du es entschuldigen, drei Kinder lärmten beim Schreiben bei mir herum. Mit herzlicher Liebe

Deine treue Schwester Elise.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 13. August 1849.

Lieber Heinrich! . . . Am Sonnabend Morgen erhielt Vater unerwartet Besuch vom Ober-Kammerherrn von Plessen aus Schwerin, der sehr freundschaftlich war. Sein erster Besuch dauerte lange, sie machten darauf mehrere Stunden noch Besuche. Mittags 3 Uhr aßen er und Konsul Platzmann bei uns, um 5 Uhr fuhren er, Vater und ich nach dem Garten. Die Domainen des Großherzogs, ich meine 70 Güter, erhält eine Kommission zu verwalten, an deren Spitze er steht. Die Güter sollen nicht an den Meistbietenden, sondern an solide, zuverlässige, friedliche Männer verpachtet werden. Diesen Herbst übers Jahr kommen die ersten Güter frei und er gab deutlich zu verstehen, daß er P. behüflich sein wolle, er solle doch ja so lange warten. Für Paul würde dies nun wohl zu lange dauern, allein für Franz wäre es eine gute Aussicht Von Plessens Tochter heirathet einen Herrn Grafen von Bassewitz-Perlin, deren Gesundheit getrunken wurde. Er hängt sehr an Lübeck, sagte: „Ich werde meine alten Tage wohl in Lübeck beschließen." Da wir trotz aller unserer Bemühungen noch keinen passenden Reisenden finden konnten, so ließen wir gestern Herrn

Cabell kommen; er gefiel uns ganz gut. Er ist gewiß ein ordentlicher, zuverlässiger Mensch, am Komptoir ganz gut zu gebrauchen, scheint unverdorben, ist ca. 21 Jahre alt und war etwa fünf Jahre bei Richter. Herzlich Dein Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 18. August 1849.

Lieber Heinrich! . . . Mutter ist noch in Kassel munter und wohl, tritt jetzt eine Harzreise an und kehrt Ende des Monats zurück. Dr. Plessing und Helene Stolterfoht sind verlobt. Willst Du auch Deinen Bekannten sagen, daß Du erst nächsten Herbst nach Mecklenburg wieder kommst? Vater grüßt Dich bestens.

Dein Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 10. September 1849.

Lieber Heinrich! . . . Wir erhielten Deinen Brief vom 7. ds. aus Waaren; demzufolge engagirte Vater gestern Herrn Cabell; er tritt am 1. Januar 1850 ein. Deinen Brief vom 5. dies. aus Auklam erhielten wir und freuten uns über die schönen Ordres und guten Inkassos. Vater probirte vor ca. sechs Tagen sämmtliche 1847er Medocs. Leider ist der alte Klipsch in Bordeaux schwer krank und wird wohl nicht lange mehr leben. (Mein guter, alter väterlicher Freund, dem ich viel verdanke. Er hatte ein edles pflichttreues Gemüth und half, wo er konnte.) Die Weine (havarirt) per Astolf von Bordeaux sollen morgen für Rechnung der Assekuradeure in Auktion verkauft werden, was uns bei der schlechten Beschaffenheit der Orhofte freut. Wir haben viele Scherereien von der Geschichte. Nach Finnland machen wir in diesem Jahre ein gewöhnliches Geschäft und glaube ich, im Ganzen wird der Absatz wohl so wie im vorigen Jahre sein. Vater und Mutter grüßen Dich bestens. Herzlich Dein Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 17. September 1849.

Lieber Heinrich! . . . Ich habe die 1848er Weine wieder probirt und finde sie sehr hübsch, bescheide mich aber sehr in meinem Urtheil, denn gerne kann die Nachentwickelung schlecht werden. Ich finde sie reif, glatt, hell von Farbe und elegant, mir scheint es richtig, mit ferneren Beziehungen bis Frühjahr 1850 zu warten und die besseren Weine steigen nicht so schnell. Der junge W. Weltner litt leider wieder am Blutsturz, höchst traurig! In unserer Familie leben wir wie gewöhnlich; ich bin mit meiner Lage ganz zufrieden. Dieser Tage reisen Vater und Mutter nach Hamburg; Quentell aus Bremen schrieb heute, er trifft in einigen Tagen in Hamburg ein.

Unsere Eisenbahn ist in Ordnung, diesen Herbst wird noch angefangen zu bauen, das Geld ist auch bereits angeliehen. Heinrich Gädertz ist verlobt mit Fräulein Walke-Goldensee.

Dein Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 20. September 1849.

Lieber Heinrich! . . . Unsere Eltern reisten heute Morgen per Schnellpost nach Hamburg, wo sie Quentells heute oder morgen erwarten. Vater war die letzten acht Tage etwas trübe gestimmt. Karlsbad ist recht aufregend, wirkt reinigend, kann aber die Übel, welche die Jahre mit sich bringen, nicht heben. Aber seine geistige Lebendigkeit von früher stellt sich doch nicht mehr so ein. Gegen mich ist Vater so gut und herzlich, wie ich es nur wünschen kann. Von Melle (der Küfer) hatte ein Anerbieten nach Grüneberg, er hat darüber korrespondirt, aber aus der Sache wird nichts, Näheres bei Deiner Herkunft; lange dürfen wir wohl nicht auf ihn rechnen . . . Vater wird nächstens mit von Schlözer (russischer General-Konsul und Vater des nachherigen Gesandten Kurt von Schlözer beim Vatikan in Rom) wegen des Passes für Dich nach Rußland sprechen.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 2. September 1849.

Lieber Heinrich! . . . Heute meldet ein gedruckter Brief leider den Tod von Hans Heuckendorf aus Gr. Walmsdorf (mit dem Pferde gestürzt), Du drückst wohl in Vaters und meinem Namen unser Beileid aus . . . Herr Kammerherr von Plessen hat Vater darauf aufmerksam gemacht, daß im Preußischen die Güter häufig 30 bis 40 Prozent billiger zu kaufen sind, wobei aber nothwendig ist, daß das Kapital fast ganz ausbezahlt wird, indem in Preußen der Zinsfuß 6 Prozent ist. Vater ersucht Dich deshalb, Dich in der Priegnitz fleißig umzuhören. Unsere Verhältnisse werden beim Zustandekommen des Deutschen Bundesstaates mit Preußen sehr ausgeglichen. Die Entfernungen werden durch die Eisenbahnen sowohl für Depenau wie für Lübeck sehr abgekürzt. Mutter kam am vorigen Sonntag den 26. August von ihrer Reise zurück, sie sieht wohl aus und ist vergnügt gewesen, hat zuletzt mit Cäsars eine Harzreise gemacht. Die neuesten Brautpaare sind: Dr. Faber und Fräulein Wendt Nr. 1, er 52, sie 24 Jahre, Aktuar Dr. Behn und Fräulein Lang, Tochter vom Stadtkassenschreiber.

Dein treuer Bruder Wilhelm.

Von meiner Mutter.

Lübeck, den 10. September 1849.

Mein bester Heinrich! . . . Vorerst meinen wärmsten Dank für Deinen lieben Brief, der mich so sehr erfreute, und doppelt erkannte ich es an, da Du so viel zu thun hattest. Du hast also mit gutem und freudigem Muth Deine Reise wieder angetreten und wenn ich Dich hier auch recht vermisse, so gönne ich Dir doch recht sehr das schöne Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit auf Reisen. Seit dem 26. August bin ich denn auch wieder zurückgekehrt, später als ich es eigentlich dachte, doch da Vater mich durch Wilhelm wissen ließ, ich möchte nur die Harzreise mitmachen, so nahm ich das freundliche Anerbieten Cäsars gern an, denn oft wird einem solches nicht geboten. Wir machten noch von Kassel

aus eine Tour von ein paar Tagen nach Vorlinghausen zu Vierbaums (dem Sohne des Herrn Vierbaum in Braunschweig, den wir damals in seinem schönen Garten besuchten), wo wir mit Senator Cäsar und Johanna Cäsar (seiner Tochter), die von Bremen gekommen waren, zusammentrafen. Es ist ein schönes Gut, 3000 Magdeburger Morgen groß, sehr gut in Ordnung gehalten, schöner Garten u. s. w. Man sieht, daß er etwas daran gewandt hat. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen und waren sehr vergnügt. Cäsar fuhr mit Johanna nach Stammen (wo ein Baron Pappenheim wohnt, der eine Kousine von mir, Rommel, zur Frau hat) und traf am 11. August in Kassel ein, wo er dann mit seiner Frau, Johanna und Meta (auch eine Kousine) nach Wilhelmshöhe fuhr. Ich blieb so lange in Kassel bei meiner Schwester Rommel. Heinrich Cäsar kam noch dazu und so fuhren wir dann in zwei Wagen nach Göttingen. Den Abend hatten wir dort noch ein Souper mit sechs Studenten und reisten dann am 18. August über Heiligenstadt nach Nordhausen, wo wir übernachteten, andern Tags über Stolberg und die Josephshöhe nach Alexisbad, wo es uns dieses Mal nicht so gut gefiel, Montag durchs schöne Selkethal nach dem Falkenstein, dann über Ballenstedt nach dem Hubertusbrunnen bei der Blechhütte am Fuße der Roßtrappe; am Dienstag die Roßtrappe hinauf und durch das schöne Bodethal hinunter, den Nachmittag nach dem Regenstein und Blankenburg, wo ich noch Madame Ballie vorfand, doch in einem neuen schönen Hause, da ihr altes abgebrannt war. Am folgenden Tage ging es nach Werningerode, den Nachmittag nach der Steinernen Rinne und Ilsenburg, Donnerstag Morgen nach dem Ilsenstein, den Nachmittag bestiegen Johanna, Meta und Heinrich den Brocken zu Pferde. Da wir ihn kannten, machten wir die fatiguante Tour nicht mit und fuhren nach Harzburg, wo wir andern Tages die andern sehr befriedigt wiederfanden. Wir besuchten noch die Harzburg auf dem Burgberg und fuhren Mittags nach Goslar. Die drei jungen Leute stiegen in den Rammelsberg. Dies war der Schluß unserer Harzreise, die vom schönsten Wetter begünstigt war und in so lieber

Gesellschaft uns viele Freude gewährte. Um 6 Uhr am Sonnabend Morgen fuhren wir mit der Eisenbahn von Harzburg bis Lehrte zusammen, dort trennten wir uns betrübten Herzens; Cäsars fuhren über Hannover nach Bremen und ich allein bis Harburg, dann gleich mit dem Dampfschiff nach Hamburg zum Hotel de l'Europe und dann per Droschke zu Konsul W. Diesen traf ich aber nur allein und zwar unwohl, bedrückt und verstimmt über die vielen Geschäfte (in zehn Tagen 270 englische Schiffe), die Mißverhältnisse der Hamburger Regierung, die Anwesenheit und Einquartierung der Preußen; Hudtwalker hatte 8 Mann, sein Neffe Johannes 14 Mann, die sie alle selbst verpflegen und logiren mußten. S. hat gekränkelt und ist nach Ems, ihr Mann Alexander Macgregor holt sie ab . . . Neue Verlobung: Dr. Fr. Krüger (nachheriger hanseatischer Gesandter in Berlin) und Fräulein Donnenberg aus Altona, eine Helgoländer Badebekanntschaft. Sie ist 17 Jahre, hübsch, liebenswürdig und wohlhabend. (Sie war eine tüchtige, brave, edle Frau.) Freundliche Grüße!

Deine Mutter.

Von Wilhelm.

Lübeck, den 10. Oktober 1849.

Lieber Heinrich! . . . Vater und Mutter kamen von Hamburg dieser Tage zurück und haben mit Quentells ganz gemüthlich gelebt, waren auch ganz befriedigt. Herr Quentell ist trotz seiner 70 Jahre sehr rüstig und munter, seine Frau freundlicher und anschließender als sonst; alle unsere häuslichen Verhältnisse sind genau besprochen. Die Weinpreise in Frankreich gehen höher, die Lese wird nicht groß und man fürchtet für die diesjährige Qualität. Quentell gratulirt zu unsern Beziehungen von 1848er Weinen, die er durchschnittlich lobt. Vater ist erkältet und geht nicht aus.

Dein Wilhelm.

Vom Gutsbesitzer Heldt auf Klein Roge
bei Teterow in Mecklenburg-Schwerin.

Kl. Roge, den 27. Oktober 1849.

Ew. Wohlgeboren geehrte Zuschrift vom 27. dies. konnte ich wegen Abwesenheit vom Hause erst heute beantworten. Das Gut, von dem ich Ihnen bei Ihrem Hiersein sagte, hieß „Trampe" in der Neumark, 1½ Meilen von Pitzerwitz. Es ist aber bereits von Herrn Wöller zu Hinrichshagen bei Woldegk in Mecklenburg-Strelitz zu 130 000 Thlr. Pr. Ct. gekauft und ich glaube preiswürdig. Das Gut hat eine Ackerfläche unter Pflug von 45 Last à 6000 □Ruthen, dabei nur 4 bis 5 Last, wo man keinen Weizen säen kann; es hat auch etwas verkäufliches Holz über Bedarf und guten Wiesenwuchs. Es ist sehr solide und hübsch aufgebaut. Das sehr gute Inventarium, das Vieh und instrumenta rustica sind mit im Handel. Ich bedaure, daß Ihr Herr Bruder hier zu spät zum Entschluß gekommen ist. Will er sich in entfernten Gegenden wohnhaft machen, so muß er sich darin umsehen und sich längere Zeit aufhalten, dann findet er in dortiger Gegend immer etwas. Es giebt Leute, die sich nicht früher zum Verkauf melden, bis sie den Käufer sehen, und allein findet ein junger Mann dies leicht unter dem Vorwande, dortige Wirthschaften und Verhältnisse kennen zu lernen. Will Ihr Bruder weiter gehen, so findet er in der Königsberger Gegend unbedingt Gelegenheit zu glücklichen Unternehmungen und es liegt wirklich in der Einbildung, wenn man sich scheut, 20 bis 30 Meilen weiter zu gehen, die man jetzt in einigen Stunden zurücklegt. Die Reise dahin ist lange nicht so beschwerlich wie nach der Schweiz und Italien und dahin reist man mit den gespanntesten Erwartungen, warum nicht auch dahin, wo man Erfahrungen fürs praktische Leben erwarten kann und vielleicht ein warmes Nest. Der junge Wien, Sohn des Hohenfelder, hat sein Gut in der Gegend von Danzig kürzlich verkauft und hat sich in der Gegend bei Königsberg, wie ich höre, sehr vortheilhaft wieder angekauft. Lassen Sie Ihren Bruder mit seinem Schwiegervater die Reise dahin machen und gefällt dann dem Papa die Gegend,

ſo läßt er den jungen Mann zum Handeln zurück und bringt dem Töchterchen die Nachricht, daß man ſich in dem Lande ebenſo gut lieben könne wie in Holſtein. Dies mein Rath, mit dem ich mich Ihnen in Hochachtung empfehle. Heldt-Kl. Roge.

XXXXIII.

Das Jahr 1850. — Betrachtungen. — Geſelliges Leben.

An das frühe Aufſtehen am Morgen habe ich mich jetzt gewöhnt und bleibe hoffentlich nun auch bei dieſer guten Sitte. So ſtand ich heute am 1. Januar gegen 5 Uhr auf, friſch und klar im Sinne, und begann damit mein Tagewerk und das neue Jahr.

Die letztvergangene Zeit hat mich um manche Erfahrung reicher gemacht und ich habe vieles gelernt: die Thätigkeit im Kellergeſchäft im Laufe des Sommers und Herbſtes und das Geſchäft auf der Reiſe, wo ich ſo recht Demuth und Beſcheidenheit lernte. Mit vielen guten Vorſätzen, aber mit zu hohem Selbſtgefühl ging ich hinaus auf die Reiſe und ſah leider die Kraft trotz meines Willens bald ermatten und ſinken. Meine Krankheit hat mich in mancher Hinſicht gebeſſert und in vielem belehrt.

Die Reiſe nach dem Norden ſteht mir bevor, wieder habe ich mir Pläne und glühende Vorſätze gebildet, ich gehe zwar mit feſtem Willen hinaus, doch auch mit vielem Zweifeln an mir ſelbſt. Feſter iſt mein Wille indeß geworden. Der Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens iſt mir nicht neu; getroſt ſehe in die Welt hinaus, mache mir ein Bild des vergangenen Lebens und habe den lieben Gott für ſo vieles Gute zu danken. Warum ſoll ich zweifeln, daß er mir nicht auch für ſpäter durchhilft? Meine Anſicht über die Freuden dieſes Lebens haben ſich geändert. Tragen denn die oft nur ſogenannten Freuden und Vergnügen auch wirklichen Segen in ſich?

Meine gewöhnlichen Neujahrsbesuche stattete ich ab. Zuerst bei meinem alten Prinzipal Wm. Minlos, bei welchem ich während zwei Jahre meine Komptoirkenntnisse, Sauberkeit und Ordnung erlernt hatte. Ich traf dort auch seine Frau und Tochter, wurde freundlich empfangen und blieb längere Zeit, weil es mir dort recht gut gefiel, dann zu Cosel und zum alten Vetter Behncke, der in seiner alten gutmüthigen Weise immer neue Fragen über Vergangenheit und Zukunft stellte.

Wir hatten den Tag über viele Veränderungen, denn um 4 Uhr war eine Mittagsgesellschaft bei uns, zu welcher hauptsächlich Böhme'sche und Weltner'sche Verwandte der Braut meines Bruders Paul eingeladen waren. Unsere Gesellschaftsräume waren festlich erleuchtet und machte es sich wirklich schön, als die langen Reihen der Paare in ihren Festkleidern durch die großen hellen Zimmer nach dem Saal gingen, wo die Tafel unter dem großen glänzenden Kronleuchter mit vielen Wachskerzen, den Kandelabern mit Blumen und silbernen Schalen und Blumenvasen gedeckt stand.

So setzte man sich in bunter Reihe und ich führte die Doktorin Weltner. Schon lange hatte ich mich gefreut, diese kluge, gescheute, freundliche junge Frau näher kennen zu lernen; ihre Unterhaltung war lehrreich und interessant. Sie sprach viel und gern über die Böhme'sche Familie, hatte große Hochachtung vor Frau Böhme und ihrer Mädchenerziehung. Von meinen Brüdern und mir meinte sie, wir wären wohl praktisch, aber zu sehr fürs Geschäft. Wir dächten zu wenig an die Freuden des Lebens und zu sehr an die Pflichten desselben. Sie hielt Paul für ein Glückskind, dem alles im Leben einschlüge, während meine Ansicht war, daß er sich durch Tüchtigkeit durchs Leben durchschlüge und sich durch seine Liebenswürdigkeit viele Freunde mache. Ich nannte es den Segen von oben, wenn man mit diesen Eigenschaften im Leben vorgehe, sich dadurch vor anderen auszeichne und stets seine Schuldigkeit thue. Auch urtheilt die Welt oft nach der glänzenden Außenseite, nach Geld und Gut, und legt darnach den Maßstab des Glückes an. Das wahre Glück liegt aber im Innern,

nicht in den Äußerlichkeiten. Sie rieth inständigst, daß mein Bruder Wilhelm und ich uns verheirathen sollten, und schien dies als eine Hauptaufgabe und Zweck des Lebens zu betrachten. Es ist dies gewiß in die menschliche Natur gelegt, doch die jetzigen künstlichen Verhältnisse und Stellungen der Menschen verhindern es oft und machen es zuweilen unmöglich. So ist es jetzt mit uns beiden. Meines Bruders Stellung ist zu gebunden und abhängig und ich bin fast das ganze Jahr auf Reisen. Ist aber erst ein gewisses Alter vorbei, nun, dann tritt, wenn man keine tiefere Neigung hat, der Verstand und die Überlegung und vielleicht das Pflichtgefühl in die Stelle. Wenigstens bis jetzt urtheile ich so. Unsere Unterhaltung berührte viele Gegenstände, wir tauschten mancherlei Meinungen aus und über verschiedene Punkte kam ich zum Nachdenken.

So verging der Abend recht heiter und froh, alle Gäste schienen vergnügt, man war frei und ungenirt, wanderte umher, sprach mit dem einen oder anderen, spielte Karten mit den älteren Damen, wir setzten uns mit Baumeister Scheffer und Charles Klipsch, Enkel meines alten würdigen Freundes, zusammen und führten eine lebendige, frische und fröhliche Unterhaltung. Gegen Mitternacht verließen uns unsere Gäste.

Am andern Tage wurden die Pachtbedingungen von Depenau geprüft und schließlich angenommen. Also Paul zieht zum nächsten Frühling nach Depenau als Pächter seines Schwiegervaters.

Die Kräfte unseres guten Vaters nehmen allmählich ab, so kommen für unsere Familie manche Sorgen zusammen, und oft gehört rechter Muth dazu sie zu bewältigen. Indeß mit sicherem Gottvertrauen kommt man doch durch und tritt man dann bei diesen jetzigen herrlichen Wintertagen in die frische Natur hinaus, wo die klare Sonne auf die glänzenden Schneeflächen scheint, dann wird man getrosten Sinnes und erkennt das viele Gute, was uns geschenkt ist.

In Fällen, wo das eigene Interesse zu sehr im Spiele ist und man zweifelhaft ist, was man thun soll, muß man nach

reiflichem Nachdenken gegen sich selbst entscheiden, dann urtheilt man gewiß richtig.

Das viele im Munde Führen von edlen Gesinnungen und das viele Sprechen darüber macht verdächtig und entheiligt sie. Edle Handlungen sind hochzuschätzen und zu würdigen. So sprach mein Vater und das bewährt sich stets. Das Mißtrauen gegen andere Leute — ohne sichere Grundlage — ist verwerflich und streitet gegen andere gute Vorsätze und Pflichten. Es beruht oft auf unbegründeter Abneigung und die muß man bekämpfen.

An der Börse hatte sich Herr Nissen gegen Wilhelm über mich geäußert: „Das muß man ihm lassen, Mühe hat er sich genug gegeben." Es war mir dieses Urtheil insofern lieb, als Wilhelm sich das Reisenleben häufig als amüsant und leicht denkt. Mit der Mäßigkeit im gewöhnlichen Leben zu Hause geht es schon, auf der Reise wird es noch große Kämpfe kosten.

Beim Rückblick auf sein Leben gab Vater uns den Rath und wiederholte ihn häufig: „Macht Euch von allen Leuten und Bedürfnissen möglichst unabhängig und lebt klein und eingezogen."

Um 5 Uhr am 16. Januar ging ich in eine Mittagsgesellschaft zur Ober-Appelationsräthin Duroi. Es war mehr die gelehrte Welt vertreten, der Ober-Appellations-Präsident Heise, verschiedene Ober-Appellations-Räthe, eine Menge Doktoren und wenige Kaufleute. Ich führte die Doktorin Krauel, Ober-Appellations-Rath Laspeyres saß mir gegenüber, auch die Frau Dröge, geb. Duroi, neben mir Frau Colsman. Die Unterhaltung ging recht munter und lebhaft. Dabei war es ein brillantes Diner mit Rehbraten, Gänseleberpasteten und Ananas und sehr guten Weinen, genug, es war alles da, um Gaumen und Herz zu erfreuen. Mir gefiel es sehr gut, ich war so heiter wie lange nicht und verbrachte den Abend sehr angenehm. Nach Tisch wurde geraucht, die Herren unterhielten sich sehr interessant und belehrend. Darauf gingen wir zu den Damen hinauf, machten bunte Reihe und trieben gesellige Spiele, wobei wir herzlich lachten.

Cossel kam am Morgen ans Komptoir und nahm Abschied,

da er andern Tags nach Hamburg reisen wollte. Er äußerte Ansichten, die mir deshalb auffielen, weil ich ihn innerlich so recht glücklich und zufrieden hielt. Er sagte: „Dr. Fischer (der seine Nichte Cossel zur Frau hat) ist krank, dafür hätte ich lieber einige Zeit krank sein können, denn ich habe vollständig die Zeit dazu. Daß mein Bruder, der Dr. Cossel (Vater der Cosselschen Kinder), gestorben ist, dafür hätte ich lieber sterben können, denn jener war der Welt nützlicher als ich und er hatte Frau und Kinder und ich bin nichts." Er fühlt sich hier in der Welt überflüssig und also unglücklich. Ein neuer Beweis, wie sehr es die Bestimmung jedes Menschen ist, nach seinen besten Kräften seinen Nebenmenschen zu nützen und zu schaffen. Wer dagegen handelt, es mag aus einem Grund sein, welcher es will, erhält seine Strafe durch sich selbst.

Als ich gegen meine Mutter mein Bedenken äußerte, ob mir das viele Reisen auch wohl zuträglich sei, antwortete sie: „Wenn Du bei Deiner Vollblütigkeit immer zu Hause geblieben wärst, wer weiß, wie es dann geworden wäre!" Wahr ist es, immer zu Hause zu bleiben, ist nichts für mich. Die Fügungen Gottes sind immer die besten, selbst wenn wir es zumeist nicht einsehen.

Ich machte am 21. Januar verschiedene Besuche, auch bei Frau Besser, der Mutter der Braut von Professor Ernst Curtius aus Berlin. Sie ist eine kluge, geschente Dame und ich erinnerte mich stets gern der Stunden, welche ich in ihrem Hause in Berlin zubrachte.

Wir suchten einen Kutscher, man sagte uns, daß Frau Carr auf Tüschenbeck einen solchen entlassen wollte. Mein Vater meinte, ich solle nur gleich zu ihr gehen, um mich zu erkundigen. Anfangs war es mir nicht ganz recht, doch that ich es. Es war mir außerordentlich lieb und nützlich, denn am folgenden Tage würde ich sie nicht getroffen haben, da sie nach Ratzeburg wollte. Da das Zeugniß gut ausfiel, engagirten wir den Kutscher. Also wieder ein Beweis, daß man nichts aufschieben, sondern dasjenige gleich ausführen muß, was gleich geschehen kann. Es ist garnicht vorauszusehen, was hindernd in den Weg treten kann. Das Glück ist dem Muthigen hold.

XXXXIV.

Geschäftsreise nach dem Norden. — Berlin. — Stettin. — Königsberg. — Tilsit.

So kam der 27. Januar 1850 und mit ihm eine Trennung auf lange Zeit. Mein Bruder Paul kam am Tage vorher von Harkensee und leistete meinem Vater Gesellschaft, der recht unwohl war; ich schrieb einige herzliche Abschiedsworte an meinen Bruder Franz und meine zukünftige Schwägerin Emma Böhme, packte meine Sachen, die Familie blieb Abends froh und traulich bei einander und ich legte mich noch auf einige Stunden zur Ruhe nieder. Die Reiseroute war über Schwarzenbeck per Bahn nach Berlin, dann nach St. Petersburg, Finnland und im Sommer über Stockholm zur Heimath zurück.

Nachts 1 Uhr war alles zur Abreise fertig. Meine liebe Mutter ließ es sich nicht nehmen; sie war aufgestanden, recht wehmüthig umarmte ich sie, ihre Segenswünsche begleiteten mich. Dann ging ich hinunter zum Thorweg, wo mich das Fuhrwerk erwartete. Bald wurden die Thürflügel hinter uns geschlossen und der Kutscher fuhr über den knarrenden und pfeifenden Schnee; die Pferde drängten gegen die Zügel und liefen, daß es eine Lust war. Es fror und ich lag, sorgsam in Pelze eingehüllt, in meiner Wagenecke. Die Thorsperre am Mühlenthor war der erste Haltepunkt, dann kamen wir hinaus in die freie Natur. Die große, weiße Schneedecke glänzte und blitzte im hellen Scheine des Mondes und schwarze Waldesschatten faßten sie ein. Wir kamen am Ratzeburger See entlang, eine stille lange weiße Fläche, dann durch schöne Holzungen und um 5 Uhr nach Mölln. In Schwarzenbeck entließ ich den Kutscher mit herzlichen Grüßen an die Familie zu Hause.

In Berlin kam ich nach vielem Fragen, Vorzeigen des Passes, Visitiren des Gepäckes im Schlitten zum Hotel de Russie. Alles interessirte mich, da ich nach einem längeren Stillleben in Lübeck nun in das geschäftige Treiben der übrigen Welt eintrat. Abends sah ich im Opernhause die Zauberflöte. Auf den Rängen saß ein auserwähltes, reich geschmücktes Publikum; es war herrliche Musik und schöner Gesang.

Am andern Morgen war heftiger Frost, ein Blinder, geführt von einem kleinen Knaben, spielte die Flöte unter meinem Fenster, es ging schlecht, denn die Finger froren ihm; ein schweres Brod! Als ich Abends zum Theater ging, saß eine Frau im Schneegestöber und Frost auf der Straße und verkaufte Äpfel; welches Elend, und wir andern in wohlhäbigen Verhältnissen klagen oft über schweres Leben!

In den folgenden Tagen machte ich manche Besuche, kam auch zu Frau Professorin Gelzer, Freundin von Frau Besser, die gern von Jenny Lind sprach, welche mit mir im nämlichen Zuge nach Berlin kam. Erstere war eine gescheute, liebenswürdige junge Frau, anspruchslos und freundlich. Sie hielt Fräulein Lind für keine gewöhnliche Theaterprinzessin, sondern für tieffühlend und reinen edlen Sinnes. Das beweise ihr Auftreten und ihr Spiel. Da sei kein Haschen nach Beifall, keine leichten Manieren, nur der ernste Wunsch, in der Kunst etwas zu leisten. Sie handle nach guten, festen Prinzipien, besitze nicht die gewöhnliche Eitelkeit noch Gefallsucht vieler Frauen, obwohl sie wohl stolz auf ihre vielen Triumphe sein könne. Auch ihr kürzliches Zurücktreten von der Bühne spreche für ihren ehrenhaften Charakter.

Ich ging zur Abgeordnetenkammer, hatte allerdings keine Eintrittskarte, kam aber mit einigen Trinkgeldern durch die Reihen der Thürsteher und Konstabler. Die Mitglieder waren theilweise recht unaufmerksam, lebhafte Reden, Ausdruck von Ärger und Verdruß auf vielen Gesichtern, Umhersenden des Einen zum Andern mit Zetteln und Briefen u. s. w. Als ich eintrat, wurde gerade von Lübeck und seiner Anleihe für die Büchener Bahn bei der See-

handlung gesprochen. Letztere wurde stark getadelt, daß sie sich auf solche Anleihe-Geschäfte einlasse. Finanzminister Raber vertheidigte sie gegen diese Angriffe und wurde von v. Beckerrath unterstützt. Sie hielten diese Anleihe für ein sicheres gutes Geschäft. Aus allen Debatten ging indeß hervor, daß die Seehandlung beim Publikum kein beliebtes Institut sei und wurden manche Anträge zu ihrer Auflösung gemacht. Dann kam die Frage vor, einen Staatsschatz zu bilden für unvorhergesehene Fälle, wie Kriege ꝛc., der in den Kellern des Schlosses liegen solle. Diese wurde viel unterstützt und ein Kaufmann proponirte in einer sehr bündigen Rede, daß man nach englischem Beispiel diesen Schatz noch fruchtbringend und zinstragend machen könne durch bankmäßige Einrichtung des Schatzes, indem man zwei Drittel in drei Tagen und das Ganze in drei Monaten flüssig machen könne.

Im Königstädter Theater wurde von einer italienischen Truppe die Oper „Die Puritaner" gegeben. Es ist eine große Lebendigkeit und Feuer im Spiel und Gesang dieser Südländer; sie sind ganz bei der Sache und ohne die Sprache zu verstehen, erkannte ich doch einigermaßen aus Spiel und Gesang den Sinn des Stückes. Ein Fräulein Pinco, als erste Sängerin, war eine tüchtige und gewandte Künstlerin, die allgemein gefiel und großen Applaus erregte.

In der Oper „Martha" sah ich die Tutschek als Hauptsängerin. Sie hat im Gesang und Spiel etwas sehr Ansprechendes, es ist das Einfache, Weibliche, Treuherzige in ihrem ganzen Wesen. Selbst da, wo sie hartherzig sein sollte, geschah es mit einer gewissen Schonung und Milde. Als ich die Zuneigung der Martha zum Lionel sah, schlug mein Herz warm und höher und es war ja doch nur Komödie. Das Weib mildert, wo das Ungestüme und die Kraft des Mannes oft hart auftritt und so kommt Harmonie unter die Menschen. Wäre der Mann allein, so würde Feindschaft, Trotz, Hohn und Kälte mit ihrem ganzen Gefolge die Welt erfüllen. Auch die Musik erweicht das härteste Herz und wirkt so oft unendlich mildernd auf Gemüth und Seele.

Des Abends gehe ich gern ins Theater Man gab zwei Lust-

spiele im Opernhause: „Badekuren" und „Der Weg durchs Fenster." Die Hauptrollen spielten Frau Charlotte Birchpfeiffer, Hendrichs und Döring. Ihr unbefangenes, natürliches Spiel, das edle, künstlerische Auftreten ließ sogleich die großen Schauspieler erkennen. Zum Schluß gab man „Thea, die Blumenfee," in welchem Ballet die Taglioni die Hauptrolle tanzte. Lauter Pracht und Leben in den verschwenderisch ausgestatteten Dekorationen und den reichen Kostümen der Tänzerinnen und Tänzer. Eine Hauptscene, die überraschend wirkte, ist folgende. Aus einer stolzen goldenen Halle verschwinden die kalten Mauern an den Seiten und es erscheinen dort grüne Gebüsche, Caktus und Aloen; anstatt der maurischen Säulen und Bögen werfen hohe Palmen ihre leichten Schatten über die Bühne und große tropische Pflanzen stehen glänzend an den Seiten. Dann erscheint die Blumenfee im Glanze der Sonne in weißem mit Gold durchwirkten Gewande und streut goldenen Samen umher. Da sprießen allmählich grüne Halme und Blätter aus dem Boden, es kommen grüne Knospen, dann öffnen sie sich und zeigen brennende Farben in ihren Blüthen und Kelchen, neue Gesträuche wachsen aus dem Boden und neue Blumen erblühen. Bald ist das ganze Theater ein Blumenwald, eine Menge kleiner Engel und Genien schweben von Blüthe zu Blüthe, wiegen sich auf den schlanken Zweigen wie die Schmetterlinge auf den Blumen. Eine Menge Sylphen erscheinen und tanzen anmuthige Reigen. Die Fee freut sich dieses ihres kleinen Paradieses und thront in einem Wolkenhimmel in prachtvoller Beleuchtung, umgeben von anderen Genien und Sylphen.

Ich machte beim Professor Wilhelm Grimm meinen Besuch. Das viele Studiren machte ihn kränklich, er klagte über Grippe und Unwohlsein. Die Herren Gelehrten bewegen sich zu wenig in Gottes freier Natur und leiden dadurch. Er äußerte sich so schonend über alles und alle und doch so klug und so richtig urtheilend.

Auch besuchte ich einen Offizier, den ich bei Herrn von Warburg getroffen und über dessen Liebenswürdigkeit ich mich oft

gefreut hatte. Er wohnte sehr abgelegen und war verlegen beim Empfang; es schien, als ob er sich einschränken mußte. Im Militairstande kommen oft in dieser Weise recht niederschlagende Verhältnisse vor.

Dann kam ich nach der Münzstraße Nr. 10, wo das Monument von Friedrich dem Großen, das jetzt vor dem Palais des alten Kaisers steht, angefertigt wurde. Es ist ein enormes Werk, das, wenn es fertig ist, 4 bis 500 000 Thaler kosten soll. Die Statue mit dem Pferde allein ist 17½ Fuß hoch, alles ist in kolossalen Verhältnissen und doch dabei so schön und fein gearbeitet. Das Piedestal wird 20 Fuß hoch und mit vielen Figuren zu Fuß und zu Pferde, auch mit Reliefarbeiten verziert, genug es wird ein Meisterwerk unserer Zeit. Als ich es bewunderte, kam ein älterer Offizier herein. Mein Begleiter sagte mir: „Das ist der alte General Wrangel." Ich sah ihn mir recht genau an und folgte ihm in die anderen Zimmer. Er sprach allerdings auch über Kunst, schien indeß darin nicht sehr bewandert zu sein, war übrigens sehr freundlich und artig gegen alle Leute und empfahl sich dann bald.

Im Königstädter Theater sah ich das Stück „Berlin bei Nacht." Es war eine komplete Schilderung der Zustände im Jahre 1848, die dort anarchisch genug gewesen sein müssen, wobei denn einige herzhafte gute und schlechte Berliner Witze eingeflochten waren. Es wurde herzlich gelacht, ein Schauspieler Grobecker war ausgezeichnet. Syndikus Elder aus Lübeck traf ich hier unvermuthet.

Inzwischen war mein Geschäft in Berlin beendet und ich reiste nach Stettin, wo ich Abends spät eintraf und zwar im Hotel de Prusse beim Gastwirth Truchot, wo man es gut hatte; ein Hauptverdienst davon gebührt seiner tüchtigen und liebenswürdigen Frau. Am andern Tage machte ich manchen Besuch, besonders bei Weinhändlern, und mußte viel in den schmutzigen, trüben, bergigen und häßlichen Straßen umhergehen. Thauwetter und bedeckter Himmel machten die Stadt noch finsterer und das Schaufeln und Fahren des Schnees, das Aufeisen der Gossen in den Straßen

machte alles noch unangenehmer. Zum Schluß mußte ich noch auf einen glatten Stein treten und fiel der Länge nach zur Erde nieder.

Das Börsengebäude ist großartig; es hat viele schöne Räume zu Vergnügungszwecken und prachtvolle große Säle. Aber die Hauptsache, der Börsensaal an und für sich, ist zu klein als Versammlungsort für die Kaufmannswelt. Im Winter drängt man sich und geht auch in die Billardzimmer und Nebenräume. Im Sommer steht man viel auf den Treppen und vor der Thür.

Das Theater ist hübsch und zweckmäßig, die Größe scheint der Stadt angemessen und Form und Einrichtung ist dem Berliner Opernhause nachgebildet. Alles ist höchst anständig und schön, die Erleuchtung hell und überall hört und sieht man gut. Es ist erst vor Kurzem fertig geworden. Man gab „Rosenmüller und Finke," ein Stück, in welchem der Kaufmannsstand sehr heruntergezogen und vom Soldatenstande die glänzende Seite gezeigt wird. Man hat im allgemeinen einen verkehrten Begriff vom Handelsstande. Man gönnt ihm den Gewinn im Verkehr nicht und vergißt, daß er auch verliert, daß viel Sorge und Arbeit dazu gehört, die richtigen Verfügungen überall zu treffen, und daß auch oft recht herbe unvermuthete Verlüste eintreten. Die vielen Kosten, welche die Erhaltung eines Geschäftes mit sich bringt, die Frachten und sonstigen Kosten, welche verausgabt werden müssen, vertheuern jede Sache sehr. Im allgemeinen Leben sieht man den Kaufmann als Krämer mit einer Krämerseele an und blickt deshalb auf ihn herab. Namentlich einzelne Stände, wie Beamte und Militair, geben deutlich genug ihre dahingehende Ansicht zu erkennen und einem jungen Kaufmann wird es sehr schwer gemacht, zum Offiziereramen zugelassen zu werden, während man junge Rechtsgelehrte ꝛc. mit großer Bereitwilligkeit aufnimmt. Was wären aber alle anderen Stände ohne den Kaufmann und wie sehr liegt ihr Wohl und Wehe in seinen Händen!

Den jungen John Thomé aus Åbo, dessen Eltern ich freundschaftlich verbunden war, traf ich hier und blieb einen halben Tag mit ihm zusammen. Er trug mir viele Grüße an seine Eltern

und an sein liebes Finnland auf. Das Heimathland ist jedem theuer, es mag so weit entfernt liegen, wie es will. Thomé ist eine offene, gerade Natur, sah aber leider recht kränklich aus. Er hat wenig zu thun und so ohne Thätigkeit treten große Gefahren an die jungen Leute hinan.

Nun ging es per Bahn weiter auf Petersburg zu, zunächst nach Stargard und Arnswalde. Aus den weichen Kissen der Eisenbahnwaggons kam ich hier auf die harten Polster eines engen Postwagens und fuhr nun mit einem verständigen Kondukteur und einem Handlungsreisenden durch das finster aussehende Woldenburg in die Nacht hinein. Der Kondukteur erzählte viele Geschichten vom Steckenbleiben im Schnee, Umwerfen, tiefen Wegen ꝛc., doch kamen wir gut nach den Stationen Zützer und Pluschendorf, wo der Weg am schlimmsten sein sollte. Hier erhielten wir einen neunsitzigen Schlitten, der bequem und geräumig war; der Postillon blies lustig beim Durchfahren der Dörfer und Flecken, man machte es sich bequem und ich schlief prächtig.

Leise ging es auf der Schneebahn weiter. Die weiten Flächen lagen weiß im hellen, blaßen Lichte des Mondes; es wurde draußen recht kalt, ich wickelte mich fester in meinen Pelz und schlief weiter. Solche Bekleidung thut herrliche Dienste, auch die Pelzstiefel; ich fühlte nicht das Fröfteln des Nachtreisens noch das Unbehagliche der durchreisten Nacht. Die Sonne trat klar hervor, ich begrüßte sie froh und neu gestärkt. Meine Einsamkeit war mir nicht unlieb, denn ich ließ Zukunft und Vergangenheit in Gedanken in mir vorüberziehen, gedachte dankbar des Schöpfers und sah getrost in die Zukunft. Es lag tiefer Schnee, so daß wir oft recht langsam fahren mußten. Die Landschaft ringsumher war eine weite Ebene, von Tannen begrenzt, daneben einzelne Gruppen blaugrauer Föhren nebst Wachholdergestrüpp. Das Land ist kahl und wenig bebaut.

Wir fuhren durch Schlochau. Diese Stadt ist weitläufig gebaut, mit einstöckigen Häusern und vielen hölzernen Scheunen, hübsch auf einem Hügel gelegen mit neuerer Kirche und alterthümlichem Thurm. Das langsame Fahren im tiefen Schnee begann

von Neuem, die Bahn wurde recht uneben, bald fiel unser Schlitten in tiefe Löcher, bald hob er sich wieder. Hohe Kruzifixe standen bald am Wege, bald bei den Kirchen, wir waren in einer katholischen Gegend. Das helle Sonnenlicht war vorbei, gegen Mittag kam ein starker Wind und ein dichtes Schneetreiben begann.

Bei Frankenfelde wurden die Wege besser, die Postillone fuhren schneller, wir passirten schöne Güter mit festen massiven Gebäuden. So kamen wir nach Preußisch-Stargard und Abends 8 Uhr nach Dirschau. Hier setzte ich mich zu dem Kondukteur auf den Bock, um den Übergang über die Weichsel zu beobachten, doch war es wenig belohnend. Es war ein breiter mit Eis und Schnee bedeckter Strom mit flachen Ufern, der sich aber oft, namentlich im Frühling, wenn sich das Eis löst, recht reißend und ungestüm geberden soll. Die Gegend hier ist wohlhabend und sehr bebaut, der Boden ausgezeichnet; würden seine Kräfte hinreichend benutzt, auf tüchtige Kultur gesehen und würde nicht zuweilen das Klima hindernd dazwischen treten, so könnten ausgezeichnete Resultate erzielt werden.

So kamen wir nach Quilitten und behielten von hier aus während längerer Zeit die offene See zur linken Seite. Ein schöner Anblick! Wir kamen dann nach Brandenburg, das unmittelbar am Haff liegt, und schließlich Mittags 12 Uhr am 7. Februar gelangte ich nach Königsberg. Diese Stadt ist unregelmäßig mit krummen Straßen gebaut und sah noch trüber durch die schmutzigen Straßen und das dunkle Wetter aus. An manchen Stellen konnte man kaum mit unserm Schlitten durchkommen, so daß sich die Pferde mit aller Kraft durch die thauenden Schneehaufen durcharbeiten mußten. Das Posthaus ist ganz neu, geräumig und soll sehr zweckmäßig eingerichtet sein, dabei macht es sich würdig und schön, liegt auf einem bedeutenden Hügel neben einem alten weitläufigen Schlosse von finsterem Aussehen und dicken kolossalen Mauern. Es existiren viele alte Sagen darüber; es enthält große Säle und Räumlichkeiten, die früher zur Residenz der Fürsten dienten.

Am Nachmittag besuchte ich Herrn Reinhold, der früher

mehrere Jahre bei uns im Geschäft lernte. Mich freute sein herzlicher Empfang sehr. Am andern Tage mußte ich mit ihm bei seiner Familie essen. Um 8 Uhr fuhr ich mit der Post in einem unbequemen Schlitten weiter. Wieder waren die Wege sehr uneben, ich fühlte die Stöße und das Gegenschlagen so recht im Kreuz. Bei Mehlawischken kamen wir nach Litthauen und die vielen Kruzifixe zeigten die katholische Gegend. Das Land schien arm und wenig kultivirt.

Gegen Mittag, nach einer schlecht verbrachten Nacht, kamen wir in Tilsit an, wo ich die Nachricht bekam, daß erst am nächsten Abend die russische Post von Tauroggen, der Grenzstation, abginge. Ich mußte ins Wirthshaus und besuchte dann den Lübecker Weinhändler Holm. Als ich dort eintrat, saß mein alter Bekannter Schmiedell aus Mecklenburg am Stammtisch. Ich freute mich wirklich und wir blieben einige Stunden beisammen und berichteten gegenseitig Es giebt hier und auch in Königsberg viele Juden und sind sogar Namen an den Thüren und Annoncen hebräisch und deutsch geschrieben. Nach Tisch machte ich mit Schmiedell Besuch bei einem andern Weinhändler, aber da war geschäftlich garnicht anzukommen. Das ganze Zimmer war mit Offizieren und Gutsbesitzern angefüllt, da wurde viel Wein getrunken und wir mußten uns ihnen anschließen. Dann ließ einer der Gutsbesitzer anspannen und wir mußten mit ihm spazieren fahren. Abends war Ball im Kasino, wir kleideten uns um und gingen dorthin. Eine große Gesellschaft von Landleuten aus der Umgegend, viele niedliche Damen fanden wir, man wurde oft vorgestellt, tanzte sehr viel und erst um 2 Uhr Nachts kamen wir nach Hause.

XXXXV.

Einritt in Rußland. — Ruſſiſche Poſtſchlitten. — Zuſtände in Litthauen. — Kurland und Mitau.

Auf einem leichten Schlitten fuhr ich am folgenden Mittag mit meinem Gepäck und allein von Tilſit fort, paſſirte den breiten Memelſtrom, wurde in den ausgefahrenen Wegen wieder tüchtig durchgeſchüttelt und hatte einen heftigen Sturm hinter mir. Mit einem Paar raſcher junger Pferde kam ich ſchnell vorwärts. In Langverargen bekam ich einen offenen Schlitten anſtatt eines gedeckten; die Leute im Poſthauſe baten aber ſo freundlich ihn anzunehmen, da die Wege ſo ſchlecht ſeien, daß ich es ihnen nicht abſchlagen mochte. Auf der Poſtdiele hing der große Kopf eines Elenthieres mit rieſigem Geweih, ein Zeichen, daß in den gewaltigen Waldungen dieſer Gegenden dieſe Thiere noch hauſen. Nun fuhr mein Poſtillon ab und wir kamen zur Grenze. Auf einem Hügel ſtand der preußiſche Grenzpfahl mit ſeinen ſchwarz-weißen Farben, daneben weiß-roth-blau der ruſſiſche, darüber ein großer Adler. Ein ſtarker Schlagbaum ſchloß den Eingang ins ruſſiſche Reich und in einem Schilderhauſe daneben ſtand ein Koſacke mit dichtem ſchwarzen Bart. Er ging hin und meldete mich an, ich hielt ruhig davor und wartete, ob man mich ins ruſſiſche Reich einlaſſen würde. Ein langer hagerer, düſterer Soldat kam zurück; er war in grüner Uniform, hatte vier gelbe Streifen auf dem linken Arm und forderte „Paßporten.“ Ich lieferte ihn ab und wartete wieder. Dann machte er den Baum offen, es kam ein junger Mann und ſetzte ſich ſtillſchweigend zu mir in den Schlitten. So fuhr ich ins große Reich hinein. Mein Begleiter war ſtumm, ich gab ihm eine Cigarre und fing an mit ihm zu ſprechen, doch antwortete er kurz: „Ich verſtehe nicht.“ So war ich wieder mit meinen Gedanken allein.

Eine gerade Chaussee führt von der Grenze nach Tauroggen. Die Gegend ist höchst arm, einige traurige hölzerne niedere Hütten stehen zuweilen an den Seiten des Weges und in regelmäßiger Entfernung einer Werst stehen die Werstpfähle. Auf der vorderen Seite findet man die Zahl der Werste, die man gemacht hat, und auf der andern diejenige Zahl, welche man noch nach hat. Hohe Kruzifixe stehen hin und wieder auf der Landstraße, man findet Bauern und Arbeiter, die arm und traurig aussehen. Die Frauen gehen in langen weißen Friesüberröcken und tragen ein dickes Tuch, das sich um den Hals, das Kinn und den Kopf schlingt. Die Pferde sind nur klein und unbedeutend, verkümmert und mager, ähnlich wie die schwedischen Ponys bei uns. Russische Soldaten in gelb-grauen Überröcken mit dunklen, braunen Gesichtern, scharf markirten Zügen und sehr verbrauchten Uniformen zogen truppweise an uns vorüber und sahen ernst umher.

Wir passirten einen Wald und kamen dann nach Tauroggen. Das Zollhaus sieht man schon aus weiter Ferne; es ist groß und viereckig und hat an jeder Ecke einen Thurm, ganz wie eine Citadelle. Der Postillon fuhr mich ins Thor hinein, man führte mich eine hohe Treppe hinan in ein großes Zimmer, meine Effekten wurden nachgebracht; zwei Beamte erschienen, der eine untersuchte meinen Koffer und Nachtsack, der andere meine Bücher und Papiere. Die Leute waren sehr artig und freundlich und die Untersuchung war nicht strenger als an der preußischen Grenze. Nun wurde mir der Paß zurückgegeben, ein Lohndiener schloß sich mir zur Begleitung an und so ging ich fort. Nun war ich frei und sah mir diese neue Welt an. Überall hörte ich das Zischeln der mir unbekannten fremden Sprache, überall sah ich russische Inschriften und Namen an den Häusern. Adressirte ich aber an Jemanden das Wort, so schüttelte er den Kopf oder sagte etwas, was ich nicht verstand.

Das Städtchen Tauroggen hat auch ein besonderes Ansehen. Eine breite Straße ist von niedrigen einstöckigen Holzhäusern, deren graues Äußere mit den weißen Schneedächern traurig und düster aussieht, begrenzt. In dem Postgebäude, wohin ich mich jetzt begab,

arbeiteten still und lautlos eine Menge Menschen in grünen Röcken mit blanken Knöpfen — der russischen Beamtenuniform, in einem Nebenzimmer hing das Ölgemälde des Kaisers Nikolaus und in der Ecke brannte vor einem Kruzifix eine Öllampe. Diese feierliche Stille überall gefiel mir nicht, keiner spricht ein Wort mehr, als er muß, es ist, als ob einer den andern beobachtet. Ich besuchte hier einen Deutschen mit Namen Kniep, der schon seit 28 Jahren hier wohnt und glücklich und zufrieden ist. Niemand stört mich hier, sagte er. Überall in den Straßen sah ich Russen und Letten, als ich aber schließlich ganz allein in der Passagierstube saß, da kam ich mir doch etwas verlassen vor. Das aufwartende Mädchen sprach deutsch und war aus Tilsit, ich freute mich sehr darüber und erzählte ihr soviel ich nur konnte und wußte, nur um Gesellschaft zu haben. Gegen 6 Uhr, es war schon dunkel, kam eine russische Kibitke mit höchst mangelhaftem Verdeck vorgefahren, meine Effekten waren vor der Post hingesetzt und man theilte mir mit, daß die Hauptpost wegen schlechter Wege drei Stationen weit zurückgeblieben sei, und so war das genannte Fuhrwerk der Ersatz. Die Zusammensetzung desselben war höchst einfach. Über einen viereckigen Schlittenkasten hatte man ein leinenes Verdeck gezogen, an den Seiten desselben waren aber verschiedene Löcher, durch welche ein frischer Zug kam. Meine Sachen wurden, als ich mich hineingesetzt hatte, zu meinen Füßen gelegt, etwas Heu darüber, ein Brett war vorne für den Postillon, einige Brieffelleisen kamen noch vorne zu meinen Effekten. Ich war der einzige Passagier, ein Kondukteur in grüner Uniform unter dem dicken Pelz, einen Säbel fest um den Leib geschnallt, mit einem starken Schnurrbart unter den sonst gutmüthigen Augen begleitete mich. Ich redete ihn an, aber er redete nur russisch; er setzte sich stillschweigend mir zur Seite, der Postillon schlug auf die Pferde und so fuhren wir rasch in dem aufwirbelnden Schnee, den Wind von hinten, nun in die dunkle Nacht hinein.

So fand ich mich nach einigen vergeblichen Konversationsversuchen gänzlich in die Hand des Kondukteurs gegeben. Es war

übrigens ein freundlicher, gutmüthiger Mensch, der gegen mich in jeder Hinsicht freundlich und gefällig war.

Es ging nun rasch durch anscheinend öde Gegenden, eine Glocke, die an der äußeren Seite des Pferdes hing, gab ihre einförmigen Töne bei jedem Schritt des Pferdes an, der Kutscher sprach viel mit seinen Thieren und pfiff fast beständig, um denselben dadurch Muth zu machen und zum schnelleren Gang aufzumuntern. Ziemlich häufig begegneten wir Schlitten mit kleinen Pferden, der Postillon blies und im Nu waren sie mit ihren Schlitten im tiefen Schnee oder Graben, wo sie oft schwer arbeiten mußten, um wieder herauszukommen. War es, was oft vorkam, eine gänzliche Unmöglichkeit auszuweichen, so stieß der Postillon eine Menge russischer Flüche hervor, die Pferde wurden von ihm geschlagen und so stürmte er vorbei, so gut es dann gehen wollte. Vor den Behörden scheint eine große Furcht zu herrschen, jeder Untergeordnete ist so ergebenst, fast kriechend und bückt sich, so oft er nur kann.

Die erste Station war bald ohne Unfall zurückgelegt, mein Pelz und die dicken Stiefel thaten mir gute Dienste und die Luft war nicht kalt. Auf dem Hofe des Posthauses erschienen gleich eine Menge Menschen in Schafspelzen und den eckigen Mützen mit Pelz besetzt; schnell waren die Pferde gewechselt und bald saß ich wieder bei meinen Sachen in einer anderen luftigen Kibitke, neben mir der Kondukteur. Sorgsam deckten mich die Bauern zu und legten Heu auf meine Füße, damit ich nicht fröre. Es scheinen gutmüthige Leute zu sein. Der Sturm blies stark und nun kam Schneewetter dazu. Die Wege wurden uneben, bergig und löcherig. Ich lag fast gänzlich auf dem Rücken und auf meinen Sachen, der Kondukteur neben mir ebenso. Ich versuchte zu schlafen, doch es ging nicht. Bald waren wir über und über mit Schnee bedeckt und schüttelten uns, um nur einigermaßen trocken zu bleiben. Wir konnten nur langsam fahren, denn der Schnee hinderte uns und um 11 Uhr kamen wir zur zweiten Station Zazisino.

Ich war recht durchgefroren, alles sprach nur russisch; ich

setzte mich geduldig in eine Zimmerecke. Da brachte man eine große Theemaschine (Samovar), die recht lustig summte und kochte; ein kleines Mädchen brachte einen Theetopf, ein Glas und Zucker, ließ den Thee ziehen und gab ihn mir. Das war mir unendlich lieb, ich trank, es that mir recht wohl und erwärmte mich durch und durch. Bald stand die Kibitke wieder vor der Thür, das Wetter draußen war noch viel ungestümer geworden, dichte Wolken von Schnee trieb ein fliegender Sturm heran, nur für Augenblicke wurde es zuweilen stiller, so daß man doch wenigstens den Weg erkennen konnte. Bald waren wir durch unser durchlöchertes Verdeck wieder über und über mit Schnee bedeckt, der Kragen meines Pelzes war ganz weiß und auf meinen hohen Stiefeln lag der Schnee fest und hoch. Das Fahren ging nur langsam und namentlich in den Hohlwegen setzte sich der Schnee recht fest. Wir hatten hügeliges Terrain, der Weg war uneben, die Pferde zogen heftig und ungeduldig, der Kutscher konnte vor Sturm und Schnee nichts sehen, da plötzlich hob sich die eine Seite des Schlittens, der Kondukteur flog über mich fort gegen den Bogen der Kibitke und Schlitten, Sachen und Passagiere lagen tief im weichen Schnee. Der Postillon half uns beim Aufstehen, ich lag so fest, daß mich der Kondukteur erst aus den Effekten, dem Heu und tiefen Schnee heraussuchen mußte, dann sammelte ich meine Siebensachen zusammen, schüttelte den Schnee ab und war nur froh, daß ich bald wieder in der Kibitke auf dem Heuhaufen lag, der allerdings ziemlich stark mit Schnee untermengt war. Sturm und Schneefall blieb derselbe und ich gedachte an unsern guten Herrn Münchenschreiber, wenn er in ähnlicher Lage gewesen wäre.

Diese traurige Fahrt ging fort, bis wir um halb 2 Uhr Morgens die Station Milowi dowe erreichten. Der Postmeister kroch aus seinem Bette, der Sturm dauerte fort und wir mußten uns gestehen, daß die Aussichten für die Nacht nicht gerade ermuthigend waren. Da wurde uns aber mitgetheilt, daß die große Diligence, welche nach dem Norden ging, bis hierher gekommen sei; nun war die Freude des Kondukteurs und auch die meinige sehr

groß und wir beide stiegen mit großem Behagen in einen gänzlich bedeckten eleganten Schlitten, der mit Fenstern versehen war. Hier fühlten wir uns hinter diesem Schutz gegen das fortdauernde Unwetter ganz gesichert und selten habe ich so süß geschlafen wie in diesem schützenden Fuhrwerk.

Es ging unermüdlich weiter; wir hatten sechs Pferde und drei Mann Hülfe, und wenn es auch wegen Sturm und Schnee nur langsam vorwärts ging, so war keine Gefahr zum neuen Umwerfen vorhanden. Ich ließ mich also in meiner Ruhe nicht stören, lag bald in tiefem Schlummer bis 6 Uhr, wo wir im Städtchen Schawl vor dem Posthause still hielten.

Das böse Wetter hatte nachgelassen und nur noch etwas Schneetreiben blieb; im Wirthszimmer sprach eine Frau gebrochen deutsch, sie brachte Kaffee und Brod; das Zimmer, in welchem ein mächtiger breiter Ofen, sauber weiß mit rothen Strichen, stand, war recht warm und alles im Hause sah wohlhabend aus. Auf dem breiten Sopha lag ein russischer Diener in einer ledernen Decke. Er kleidete sich langsam an, als wir kamen; es war gerade kein weiches Bett gewesen, dann ging er leise zu seinem Herrn hinein und verschwand.

Schawl ist eine recht armselige kleine Stadt mit großen Plätzen, breiten Straßen und niedrigen Holzhäusern, die indessen im traurigsten Zustande waren; Scheiben, mit alten Lumpen dicht gemacht, verwitterte Thüren und Fensterrahmen, im Innern die größte Unordnung und viel Schmutz. Einzelne Läden standen offen, wo schwarzes Brod und ähnliches Gebäck auf schmutzigen Tischen verkauft wurde, die Wände waren angeschwärzt vom Rauche, Unflath lag auf dem Fußboden, Unordnung war überall und alles trägt die Zeichen bitterer Armuth. Einzelne große Gebäude, wohl die der höheren Beamten, stehen prahlend zwischen den niedrigen, sie sind sauber angemalt, haben klare Fenster und sehen wohnlich aus. Eine Menge Juden mit großen Bärten und langen, oft zerrissenen Kaftans wandern durch die Straßen, den Bauern und Bauerfrauen spricht die Armuth aus Kleidung und Angesicht.

Dies Litthauen muß ein recht trauriges, ausgesogenes Land sein. Kommt man ins Freie, ist man froh, den Anblick solchen Elends hinter sich zu haben, dann sieht man viel unbebautes Land, viele Tannen und Birkengestrüpp und die Dörfer sind noch viel trauriger als die Städte. Das Land ist katholisch, viele Kreuze stehen am Wege, sieben an einer Stelle, in allen möglichen Farben und mit großen und kleinen Christusbildern, die durch ein kleines Dach geschützt sind. Die letzten polnischen Kriege haben Litthauen in diesen armseligen Zustand gebracht. Die Posteinrichtung ist mangelhaft. Allerdings fährt man sehr schnell, aber auf den Stationen geht viel Zeit verloren. Der Postschlitten, also unser Fuhrwerk, ist elegant und fest, dagegen ist die Anspannung höchst mangelhaft, das Geschirr unter aller Mittelmäßigkeit. Es wird oft auch während des Fahrens ein Tau angebunden, dort abgenommen, man wechselt die Gebisse der Pferde, die Halskoppeln sind hier und dort mit Bindfaden befestigt. Das hält dann nicht, auf jeder Station reißt etwas und muß wieder gebunden werden und so geht viel Zeit verloren. Dies Anhalten zum Ordnen des Geschirrs ist man schon so gewöhnt, daß es keinem mehr auffällt, es wird aber auch viel von den Postillonen benutzt, um den Pferden Gelegenheit zu geben sich zu verschnaufen, wenn sie von dem schnellen Fahren außer Athem sind. Vor unserer Diligence haben wir sechs Pferde, zwei vorne und vier am Deichsel in einer Reihe, ein Postillon reitet und einer fährt die vier. Es sind aber traurige Postillone.

Wir begegneten einer Menge Bauernschlitten, alle mit kleinen, unansehnlichen Pferden bespannt vor kleinen, höchst einfachen Schlitten, dann vielen Frachtschlitten mit Gütern für Riga und andere Seestädte. Die Anspannung der Bauernschlitten ist einfach. Das Pferd trägt einen Kummet, daran liegt an beiden Seiten der große russische Bogen, dieser hält die Schlittenstangen, an denen das Pferd zieht, auseinander und giebt ihnen dadurch eine größere Festigkeit und Sicherheit.

Wieder trat ein bedeutendes Schneetreiben ein, es fuhr sich

recht schwer. Von Zeit zu Zeit begegneten wir russischen Soldaten, die ärmlich aussahen mit ihren zerrissenen Tornistern und schmutzigen Kleidern; einige eskortirten Gefangene. Diese waren zu vieren an einer Kette mit Armen und Händen befestigt und mußten größtentheils zu Fuß gehen und dabei in diesem Wetter und tiefem Schnee!

Wir erreichten Janischky, einen elenden traurigen Flecken, mit viel Armuth. Eine Menge hölzerner Buden stehen nebeneinander und darin sitzen Juden, die Brod, Fleisch und Manufakturwaaren verkauften, aber alles war so schmutzig und so ärmlich, daß jedem anderen Menschen dabei ein Widerwille entsteht. Juden mit langen Bärten giebt es hier in Menge, das Volk selbst ist häßlich und nicht eben kräftig.

Hinter Janischky fängt die Gegend an bedeutend freundlicher und bebauter zu werden und bald passirten wir die kurländische Grenze. Sehr schöne Güter und Ortschaften lagen am Wege mit hübschen Wohnhäusern und Schlössern; sie sahen mit ihren grünen Dächern einladend aus.

Wir kamen zur Station Elley; die Gegend hatte sich vollkommen verändert und, was mir so unendlich wohl that, fast jeder sprach hier deutsch. Die Tage vorher redete ich auf den Stationen niemanden mehr an und war verschlossen, da ich immer russische oder lettische Antworten bekam. In Elley lebte ich förmlich wieder auf, denn ich traf hier einen Zimmermeister aus Erfurt und einen deutschen Amtmann, mit denen ich meiner deutschen Zunge freien Lauf ließ. Der Boden ist besser kultivirt und die Bewohner fangen sogar schon an von Politik und von Berliner Zeitungen zu sprechen. Als ich schließlich schüchtern fragte, ob man hier denn überhaupt diese genannten Blätter lesen dürfte, da erwähnten sie triumphirend; Onkel Spener, Tante Voß, Kreuzzeitung ꝛc. und lachten mich aus, daß ich so gering von ihnen dächte. Überhaupt waren die Menschen hier freundlich, die Verhältnisse wohlhabend, ganz das Gegentheil von den armen Litthauern. Die Pferde in Litthauen sahen fast aus wie große

Pudel, in Kurland ganz anders; hier waren sie größer, besser gehalten und in gutem Futterzustand. In den Holzungen sah man, daß eine gute Forstwirthschaft betrieben wurde, ganz wie bei uns. Die Tannen standen rein da, ohne Unterholz, keine Birken noch anderes Waldunkraut dazwischen. Wir begegneten einer Menge Schlitten, die Hanf und Flachs nach Mitau und Riga fuhren, uns aber oft am raschen Fortkommen hinderten.

Sieben Werst von Mitau entfernt beginnt ein sehr langer Damm, der drei bis vier Werst durch ein Moor geschüttet und mit bedeutenden und kostbaren Brücken versehen ist. Wir fuhren jetzt sehr schnell, sieben Werst, gleich einer deutschen Meile, in 30 Minuten und erreichten Mitau. Es ist eine freundliche hübsche Stadt, hat breite Straßen mit stattlichen Häusern, allerdings auch viele von Holz. Sie ist die Hauptstadt eines größeren Bezirks und eine große Zahl der kurischen Adeligen und Grundbesitzer verleben den Winter hier. Man sah wirklich schöne Läden mit allen möglichen Luxusgegenständen; viel Militair ging ein und aus, genug, es herrschte das Leben einer größeren lebenslustigen Hauptstadt.

Mein Aufenthalt hier war nur kurz, man wechselte Pferde, genoß etwas und weiter ging es. Wir bekamen eine ältere Dame als Reisegefährtin; durch sie erfuhr ich manches Neue über diese Provinz und Rußland. Das Land und die Umgegend der Provinz ist größtentheils lutherisch, doch wird russischerseits stark gewirkt, das Volk zur griechisch-katholischen Kirche zu bekehren. Die russischen Popen haben einen großen Bekehrungseifer. Sie gehen aufs Land und versprechen den Bauern, daß der Kaiser ihnen im Innern des Reiches großes Eigenthum schenken würde, wenn sie griechisch würden. Da wüchse und gediehe alles viel besser als bei ihnen hier zu Lande und dann zeigten sie ihnen durch einen Guckkasten große Wurzel- und Kohlfelder und sagten, in diesen Ländereien wäre große Fruchtbarkeit. Solche Überredungskünste wurden dann in Folge eines kaiserlichen Ukases verboten, worin gesagt wurde, daß mit dem Übertritt zur griechischen Kirche keinerlei pekuniärer

Vortheil verknüpft sei, doch wird im Stillen trotzdem viel gewirkt. Nimmt z. B. ein Kranker von einem griechischen Geistlichen das Abendmahl, so ist er damit griechisch-katholisch; heirathet ein Lutheraner eine griechisch-katholische Frau, so müssen die Kinder auch griechisch-katholisch werden. Dieses ist auch der Fall bei dem reichen Kaufmann Wöhrmann in Riga, der eine russische Generalstochter heirathete. Alle Kaufleute und Lutheraner in Riga waren darüber sehr aufgebracht.

Meine interessante Nachbarin ließ mich das langsame Vorwärtskommen vergessen durch ihre Unterhaltung. Sie war sehr neugierig, über unsere Verhältnisse im Auslande zu hören, doch war ich sehr vorsichtig in meinen Äußerungen. Abends 8 Uhr hatte ich denn nun das Ziel meines ersten Abschnitts der Reise, Riga, erreicht, fuhr über die breite Düna, sah dort die Lichter der Stadt, dann durch sehr enge schmutzige Straßen zur Post. Meine Begleiterin, die sich fürchtete allein zu gehen, brachte ich zu ihrem Quartier und besorgte dann meine Effekten.

XXXXVI.

Riga, die Stadt, ihr Handel und geselliger Verkehr. — Weiterreise mit Extrapostschlitten über Dorpat und Narwa nach St. Petersburg.

Es war der 12. Februar. Ich erlebte in Riga manche interessante Tage. Mein Vater hatte hier verschiedene alte Bekannte aus seiner Jugendzeit und diese besuchte ich. Herr Suhl, einer derselben, 67 Jahre alt, empfing mich väterlich herzlich. Gern erinnerte er sich der früheren Jahre. Er hatte noch große Lust zu reisen. Er meinte, des ewigen Einerlei zu Hause würde man so satt, daß man in eine gleichgültige Stimmung käme. Er wünsche aufrichtigst, daß er zum Sommer Zeit habe hinauszureisen.

Riga ist die Hauptstadt von Livland, nicht von Kurland, wie man meistens im Auslande meint. Die geringere Klasse der Bewohner Kurlands, Livlands und Ehstlands spricht lettisch. Der Kurländer ist lebendig und lebensfroh, der Gascogner des Nordens, der Livländer sanfter. Die höheren Klassen in der Stadt sind sehr gefällig, gastfrei und gesellig, auf dem Lande herrscht viel Frohsinn und Bildung.

Die Ostseeprovinzen haben ihre eigene deutsche Verfassung, die Landbewohner sind frei und müssen den Besitzern nur gewisse Frohndienste leisten; Städte wie Riga haben noch besondere Privilegien und Vorrechte. Manche werden ihnen indeß von Zeit zu Zeit vom Kaiser genommen und abgeschafft, so daß allmählich doch eine Verschmelzung mit dem übrigen russischen Reiche vor sich gehen wird. Bis vor zehn Jahren durfte kein Russe in der Stadt selbst wohnen, nur in den Vorstädten; dieses ist jetzt aufgehoben. Beliebt sind die Russen hier indeß nicht. Alles ist deutsch, auf der Straße hört man diese Sprache reden, die Inschriften an den Häusern sind deutsch, genug, man vergißt oft, daß man in Rußland ist. Die Kaufleute sind eingetheilt in drei Gilden. Die erste zahlt 700 Rubel Steuern p. a. und kann dafür mit allen Artikeln Geschäfte machen, mehrere Kommanditen im Reiche haben und exportiren soviel sie will. Die zweite Gilde darf nur bis zu einem gewissen Belauf exportiren und importiren und zahlt 400 Rubel Silber und die dritte Gilde zahlt 150 Rubel Silber, darf aber am Zollamt keine Güter einklariren und erleidet überhaupt noch mancherlei Einschränkungen.

Die Stadt selbst ist Festung, hat viele enge und krumme Straßen, aber mit viel Leben und Verkehr von Morgens früh bis Abends spät. Es drängt sich überall, Equipagen, Waarenschlitten und Fußgänger, man muß oft lange warten, um passiren zu können. Die Häuser sind alle von Stein, in den Vorstädten mehr von Holz, alles aber ist solide und fest gebaut. Die Haupthandelsartikel sind Hanf und Flachs, die in enormen Quantitäten zugeführt werden. Die Schlitten kommen in solchen Massen, daß immer nur

eine gewisse Anzahl in die Stadt hineingelassen wird, die übrigen müssen vor dem Thore oder auf der Düna warten, wo man sie wirklich oft zu Tausenden halten sieht. Auf der Düna ist ebenfalls großer Verkehr, schon durch die Stadt selbst und besonders durch eine Art Markt, der sich alle Tage wiederholt. Die Umgegend und selbst auch Litthauen bringt eine Menge Lebensbedürfnisse hierher an Korn, Fleisch ꝛc., dann Pottasche, Taback und andere Artikel, die aber nicht in die Stadt gebracht werden dürfen. Sie lagern in großen Magazinen, Embarren genannt, am Strome. Die Schiffe können allerdings nahe an die Stadt gehen, aber im Herbst ziehen sie sich nach Bolderaa, einem Nebenhafen, zurück, weil der Eisgang im Frühling außerordentlich stark ist.

Die breiten Straßen der Vorstädte sind sauber, die Holzhäuser reinlich und hübsch angemalt. Die russischen Kirchen sind auch sehr freundlich; sie haben hellgrüne Dächer, sind weiß oder hellgelb angemalt und, wo es irgend möglich, ist eine Vergoldung angebracht. Einzelne saubere russische Buden und Magazine, auch ein großer Park, Wöhrmanns Garten genannt, mit sehr hübschen Gebäuden verschönert die Vorstadt sehr.

Sehr wunderte und freute ich mich über die wirklich schönen russischen Pferde hier. Sie sind untersetzt, sehr stark, breit und kurz und sollen im Laufen wie auch in der Arbeit eine große Ausdauer haben. Auch die Preise sind nicht hoch; für 80 Rubel Silber kauft man schon ein recht gutes Pferd. Im Innern des Reiches sind große Gestüte, aus welchen namentlich die kaiserlichen Marställe remontirt werden. Auf den Gütern des Grafen Orloff in der Moskauer Gegend soll großartige Pferdezucht betrieben werden. Fast Jeder, mit wenigen Ausnahmen, fährt hier mit dem russischen Bogen; geritten wird hier wenig, wohl nur von der Kavallerie, aber desto besser fahren die Russen. Trotz des enormen Gewühls in den Straßen hört man selten von einem Unglücksfall durch Fahren, alles geht geschickt um einander herum.

Die Gastfreiheit in Riga ist außerordentlich groß; ich bekam bald viele Einladungen, die ich aber wegen des kurzen Aufenthalts

meistens ablehnen mußte. Recht frohe Stunden verbrachte ich aber doch bei Stolterfohts, Verwandten von unsern guten Bekannten und entfernten Verwandten Stolterfohts in Lübeck. Sehr herzlich wurde ich hier aufgenommen und hörte bei ihnen viel Interessantes und Neues.

Die Börse ist nur klein und unbedeutend, mit einer Menge von Portraits der russischen Herrscher geschmückt.

Ich machte Besuche bei Holst & Co., bei Schaar & Co., einem großen Weingeschäft u. s. w. Abends führte mich Herr Stolterfoht in das Klublokal einer geschlossenen Gesellschaft „Die Muße." Ich sah noch nie eine derartige noble, würdige Einrichtung. Eine Reihe von Sälen und Zimmern geht ineinander, alle schön und geschmackvoll dekorirt. Eine großer, schöner Saal, prachtvoll dekorirt, dient zu Konzerten und Bällen, eine Bibliothek wird mit allem, was neu erscheint, beständig versehen und selbst politisch verbotene Bücher findet man hier; ein Lesezimmer enthält alle möglichen in- und ausländischen Zeitungen. Mittags und Abends ist Restauration, wo man außerordentlich gut speist, und sehr sauber und schnell bedient wird. Die zahlreiche Dienerschaft hat eigene Livree. Ein allerliebstes Konversationszimmer zeugt von vielem Geschmack. Ein großer Kamin mit Marmorplatten und polirten Messingstangen enthält ein beständig flackerndes Feuer. In einem großen Halbkreis stehen bequeme Lehnsessel umher, ein geschmackvoller Kronleuchter erhellt das Zimmer und reiche Fußteppiche sowie schwere Fenstervorhänge geben dem Ganzen das Ansehen eines Damen-Boudoirs. Der jährliche Beitrag ist 26 Rubel Silber, dafür hat man freie Benutzung des Logis, jeden Donnerstag ein hübsches Konzert und alle drei Wochen einen Ball, wo jedes Mitglied mit mehreren Damen freien Zutritt hat.

Eines Abends ging ich ins Theater. Es ist keineswegs Rigas würdig. Eng und klein, an den Seiten mit Talglichtern erleuchtet und die Sänger und Sängerinnen waren nur höchst mäßig. Man gab „Johann von Paris," aber rechte Freude hatte ich nicht, trotz der schönen Musik. Abends nach dem Theater ging

ich zur „Muße," wo ich in Gesellschaft einiger junger kurischer Edelleute einen sehr angenehmen Abend verbrachte.

Im Frühling mit dem ersten offenen Wasser kommen aus dem Innern des Reiches eine Menge flacher Fahrzeuge den Dünastrom heruntergetrieben, sie sind halb Floß, halb Kahn, man nennt sie Drusen. Sie bringen Korn, Lein- und Schlagsaat und eine Menge anderer Produkte, werden vom Strome heruntergetrieben und nothdürftig gesteuert, liegen des Nachts still, sind roh aus Holz und Eisenverband zusammengesetzt und werden nach Entlöschung in Riga auseinandergeschlagen und als Holz verkauft, da sie nicht wieder zurücktransportirt werden können. Haben sie vielleicht 2 bis 300 Rubel Silber ursprünglich gekostet, so werden sie jetzt für 20 bis 30 Rubel Silber hier verkauft. Sie tragen 100 bis 120 Last, sind also große Kasten. Die Besatzung wandert dann zu Fuß nach Hause zurück. Es kommen jährlich an 1000 bis 1500 Drusen nach Riga und es soll ein gewaltiger Verkehr auf der Düna herrschen.

In den Ostseeprovinzen und in Finnland existirt keine Leibeigenschaft. Dort findet man freie Eigenthümer mit Land, Wald und Jagd, in Finnland meistens Bauern, in den Ostseeprovinzen mehr große Güter und weniger Bauern. Die Tagelöhner und kleinen Bauern haben gegen Geld und Lohn ihre Dienste zu leisten, oft aber auch Frohndienste. Dagegen ist im eigentlichen Rußland der Grundbesitz entweder der Krone gehörig oder Eigenthum der mächtigen Adelsgeschlechter. Letztere können nur allein Besitzer von russischen Gütern sein, Bürgerliche und Ausländer sind davon ausgeschlossen. Dieses Gesetz erstreckt sich sogar auch auf die Ostseeprovinzen. Die Untergebenen der Krone und des genannten Adels sind alle ohne Ausnahme Leibeigene. Der Kaiser giebt allerdings viele seiner Bauern frei und schafft dadurch allmählich einen Bauern- und Mittelstand, dagegen sind die Gutsuntergebenen für den Adel ein bedeutendes Einkommen. Sie sind sein gänzliches Eigenthum, müssen jede ihnen angewiesene Arbeit thun, nur darf er sie nicht einzeln verschenken. Oft wünschen diese

genannten Unterthanen von ihrer Heimath fortzugehen und können dann auch nach Einwilligung des Herrn ziehen, müssen ihm indeß jedes Jahr eine bestimmte Summe zahlen, welche der Herr willkürlich erhöhen oder erniedrigen kann. Auch müssen sie sich jedes Jahr einmal stellen, damit der Herr sie persönlich sehen kann. (In späteren Jahren hob Kaiser Alexander II. die Leibeigenschaft gänzlich auf.)

Die Blumenzucht und das künstliche Treiben von Pflanzen in Treibhäusern und auf Treibbeeten ist in Rußland auf einer hohen Stufe. Man sucht dadurch das ungünstige Klima zu ersetzen. Die schönsten Gesträuche, Hyazinthen, Lilien ꝛc. sah ich in den Zimmern und vor deren Fenstern; sogar Spargel aß ich in der „Muße," die künstlich in Mistbeeten gezogen waren und sehr gut schmeckten.

Die Posteinrichtungen und Beförderung von Passagieren in Rußland sind noch weit zurück. Beiwagen werden zu den Diligencen nicht gegeben und muß man auf den größeren Routen oft wochen-, ja monatelang vorher Plätze bestellen; gleich befördert zu werden, ist ein großes Glück. Nur die großen Städte sind miteinander verbunden und dann geht auch nur zwei oder vier Mal in der Woche ein Postwagen. Auf den einzelnen Stationen ist — auch in Betreff des Pferdewechsels — schlecht für die Reisenden gesorgt. Solche unangenehmen Erfahrungen machte ich jetzt auch.

Ich machte meinen Abschiedsbesuch beim Konsul Wöhrmann, dem reichsten Kaufmann hier in Riga, der ein sehr großes Geschäft haben soll. Er hat auch Lübecker Angestellte, die sich gern ihrer Vaterstadt erinnerten; auch den Sohn unseres Nachbarn, des Buchdruckers Schmidt, sprach ich hier. Von Stolterfoht nebst Familie nahm ich herzlichen Abschied, da ich sie wirklich lieb gewonnen hatte, und ging nach Hause, um zu packen. Durch Herrn Nipp bekam ich die Nachricht, daß die Post allerdings angekommen, aber besetzt sei, also blieb ich zurück. Ein anderer Lübecker, Plessing, (später Plessing & Sterly) kam bald nachher und bestätigte dieses, theilte mir aber mit, daß drei Lübecker Reisende, Falck, Voß und Wilhelm

Fehling, am andern Tage hier in Riga eintreffen würden, um nach St. Petersburg weiter zu reisen. Ich beschloß, unter allen Umständen meine Reise mit ihnen fortzusetzen.

Am Abend war ein sehr hübsches Konzert im großen Saal der „Muße," ich traf manche Bekannte und machte mit einigen eine Partie. Weinhändler Schweinfurth schloß sich uns an und so hatten wir mannigfache interessante Gespräche. Auch meine hier in Riga gemachten Bekanntschaften unter dem kurländischen Adel, Baron Stromberg, Baron Grothe und Baron Klockmann, waren anwesend. Es sind sehr liebenswürdige Leute, den Bruder des letzteren lernte ich in Mecklenburg kennen, wo er bei Herrn Schröder in Briggow Volontair war. So hatte ich einen schönen Schluß meines hiesigen Aufenthalts.

Am andern Morgen kamen meine drei Landsleute an; wir kauften zwei Schlitten von einem Russen nach unendlich langem Handel zu 44 Rubel Silber und beschlossen am Abend abzureisen. Schließlich machte ich noch einen Besuch bei einer Frau Beel, deren Mann früher in Lübeck etablirt und mit unserer Familie gut bekannt war. Sie wohnten im früheren Joh. Fehling'schen Hause, welches jetzt durch die Lebensversicherungs-Gesellschaft umgebaut ist. Sie freute sich sehr etwas von Lübeck zu hören, wo sie so lange und so glücklich mit ihrem Manne und ihrer Familie gelebt hatte. Um 4 Uhr ging ich zu Herrn Suhl zum Diner, wo meines Vaters Gesundheit in feierlicher Weise ausgebracht wurde.

Nun ging es von Riga mit Postpferden weiter. Will man in Rußland mit Extrapost reisen, so muß man sich als Nothwendigstes einen eigenen Schlitten anschaffen; dadurch vermeidet man das jedesmalige Umpacken der Gepäckstücke auf der Station, dann ist man genöthigt eine Padroschna zu lösen. Dieses ist ein von der Krone gegebener Befehl an alle Postmeister, dem Inhaber derselben ohne Widerrede Pferde zu geben und im Fall keine da sind, nach Ablauf von drei Stunden nach Rückkunft der ersten Pferde diese sogleich vorzulegen. Dafür zahlt man gleich im Voraus ½ Kopeken Silber per Werst, also für unsere 564 Werst

nach St. Petersburg mit drei Pferden ca. 8 Rubel 80 Kopeken Silber, dann das Trinkgeld für den Postillon 15 bis 25 Kopeken Silber per Station. Das macht inklusive Trinkgeld per deutsche Meile für das Pferd ca. 35 Pfg. Man fährt hier außerordentlich rasch, doch hält das viele Binden des Sielengeschirrs, ein Kniff, damit sich inzwischen die Pferde verschnaufen, oft lange auf.

Unsere Kibitke war mittlerweile eingetroffen, ein eigenartiges Fuhrwerk! Es besteht aus ungemalten, aber starken Brettern mit guten Laufeisen unter den Tragbalken. An den Seiten sind breite Flügel oder feste Stangen angebracht, theils um das Umwerfen zu verhindern, theils um den Schlitten oben zu halten, daß er im tiefen Schnee nicht zu weit einsinkt. Vorn liegt ein festes Brett für den Sitz des Postillons, dann folgt ein Halbverdeck von ganz gewöhnlichen Bastmatten, die auf einzelnen festen Bogenreifen angeheftet sind und wohl Schutz gegen Schnee, aber nicht gegen Regen gewähren. Das Knieleder ist ebenfalls aus einfachen Bastmatten hergestellt und mit Bindfaden am Verdeck befestigt. Nun legten wir wohlgemuth unsere Effekten hinein. Unser Sitz wurde durch Herrn Falkes und meinen Koffer und die Rücklehne durch unsere Nachtsäcke gebildet. So war unsere Reiseequipage vorbereitet. Die drei Pferde wurden in eine Reihe gespannt. Nur ein Zügel hält jedes der Seitenpferde, während das mittelste Pferd in der Gabel dem Schlitten die Richtung giebt und mit zwei Zügeln geleitet wird. Die Peitsche liegt vor dem Postillon, wird aber nur selten gebraucht und fast während des ganzen Weges spricht er mit den Pferden oder pfeift in langgezogenen Tönen, bald rasch, bald langsam, ohne eigentliche Melodie. Jetzt und im Laufe des Winters und ohne Schneegestöber sind die Wege gut fahrbar und auf einigen Stationen fuhr es sich ausgezeichnet. Im Sommer sollen die Wege oft recht tief und durchgefahren sein. Endlich saßen wir auf unserer Bagage und rasch ging es vorwärts, Herr Falk und ich in dem einen Schlitten mit drei Pferden und Herr Voß

und Fehling in dem zweiten, auch mit drei Pferden. Auf der ersten Station Rodenpois war viel Leben, ein Russe reiste gleichzeitig mit uns aus Riga und die schwere Diligence stand mit ihren Laternen vor der Thür und wartete auf ihren Kondukteur, der verloren gegangen war. Man hatte bereits zurückgeschickt, doch kam er nicht. Später hörten wir, er sei aus dem Schlitten gefallen, während er geschlafen habe, sei aber so betrunken gewesen, daß er von seinem Falle nichts gemerkt habe. Die Post fuhr ohne den Kondukteur ab, aber auf der zweiten Station kam er uns schon nach; er hatte sich besonnen und fuhr uns nun im fliegendsten Galopp vorbei in voller Eile mit zwei Pferden und einem kleinen Schlitten; auf der dritten Station hatte er schon die Post eingeholt. Seine Strafe wird wohl nicht gering sein.

Wir kamen zur zweiten Station, Engelhardtshof. Die Posthäuser sind gut eingerichtet und die Reisenden können bei nicht zu hohen Ansprüchen alles gut bekommen. Wir waren um 6½ Uhr Morgens in einer hübschen bebauten Gegend mit einzelnen Holzungen und Dörfern. Die Bauern tragen dicke Pelzmützen und lange Kaftans, die mit Riemen ꝛc. zusammengehalten werden. Bei der Station Roop liegen viele schöne Güter. Der Postmeister hier ist ein vermögender Mann; er hält allein für den Postwechsel ca. 80 Pferde, die viel in Anspruch genommen werden. Als die Garde im vergangenen Sommer hier durchpassirte, haben sie drei Mal per Tag heraus müssen. Auch wurden wir in Lenzenhof, der folgenden Station, schnell befördert, wo wohlhabende Leute in einem schönen Posthofe wohnten.

Mein Reisegefährte Falke ist wirklich sehr liebenswürdig, freundlich und gefällig, Voß immer heiter und Fehling ein guter, prächtiger Mensch. Ich bin recht glücklich durch diese Reisegesellschaft. Das schnelle Fahren wird oft ein wildes Jagen in vollem Galopp. So kamen wir schnell bis Vollmar. Nun trat leider Thauwetter ein und mit demselben kamen schlechte Wege; vier Stunden mußten wir thatenlos verbringen. Eine russische Exzellenz fuhr uns vorbei; sie schalt laut und recht grob und wurde aus Rück-

sichten weiter befördert; wir mußten bleiben. Neue Hindernisse! In dem tiefen aufgeweichten Schnee fuhren wir uns fest, unsere ganze Reisegesellschaft sprang aus den Schlitten, wir mußten leider auf die Pferde peitschen, nahmen sie an den Zügeln, hoben den Schlitten, schoben nach, bis es uns denn endlich gelang, Pferde und Schlitten frei zu bekommen. So lange der Schnee fest ist, fährt es sich gut, wird er aber weich, so tritt das dritte Pferd in den weichen losen Schnee nebenbei und versinkt dort leicht, da die Fahrbahn nur schmal ist. Die Pferde sind im Ganzen leicht und klein, daher gut zum Laufen, aber schwach zum Ziehen.

Wir fuhren beständig Tag und Nacht durch, um unser Ziel bald zu erreichen. Es kam ein Sonntag; Männer und Frauen zogen im Sonntagsstaat zur Kirche. Die Mädchen tragen lange weiße Kaftans von Wolle, mit rothen Litzen besetzt und ein dickes Tuch um den Kopf und Hals. Die Männer haben meistens lange Haare, doch wenig Bart. Es ist eher eine häßliche als eine schöne Race Menschen und recht kräftig und groß sind sie auch nicht.

Sonntag Abend 6 Uhr trafen wir in Dorpat ein. Es ist eine freundliche Stadt in hügeligem Terrain, von manchen Holzungen und Gewässern umgeben. Ein hübsches Schloß, welches dem russischen Dichter Bulgarén gehört, liegt an der Einfahrt der Stadt sehr romantisch. Es wurde kalt und die großen russischen Kachelöfen, die lange Wärme halten, thaten uns sehr wohl.

Von Zeit zu Zeit kamen Offiziere, vor denen die Postleute einen heiligen Respekt haben. So wie sie nur den Militairmantel mit rothen Aufschlägen sehen, ist die Beförderung doppelt rasch. Gegen Morgen in der Nähe von Rauna und Tungern passirten wir die Ufer des Peipussees, ohne indeß viel sehen zu können, Gesträuch und Bruch versteckten den eigentlichen Blick auf den Wasserspiegel, denn die Umgebung ist nur flach. Die Sonne ging klar und glänzend auf und wir wurden recht froh und heiter durch das schöne Wetter gestimmt. Unsere Postillone jagten wie besessen, wir passirten eine Menge Schlitten, es gab Stöße gegen unsere Schlittenflügel, einmal kam sogar eines unserer Seitenpferde halb

auf einen Bauernschlitten hinauf, doch schnell genug wieder herunter, alles ging glücklich. Ich hätte wohl einen Lübecker Miethkutscher bei diesem Fahren sehen mögen. Die steilen Berge fahren die Russen im scharfen Tempo hinan, das wissen die Pferde auch schon und sind am Fuße derselben kaum zu halten. Dagegen geht es bergab mit großer Vorsicht und gewöhnlich im Schritt. Es ist dies in Finnland und Schweden gerade umgekehrt. Wir hatten jetzt 11 Grad Kälte, passirten Lewe, Tschudley und Wauvara und fuhren 175 Werst oder 26½ deutsche Meilen in 17 Stunden mit dem Aufenthalt auf den Stationen, was gut gefahren heißt.

Am Nachmittag 6 Uhr kamen wir nach Narwa. Es ist eine starke Festung, die auf einem Hügel liegt und finster und düster aussieht. Über viele Brücken fuhren wir in die Stadt. Jenseits, wieder hinter vielen neuen Brücken, liegt die Citadelle in Ruinen. Die alten Mauern sind dick und schwarz, die grauen Thürme theils verwittert, die Gewölbe, Pforten und Gänge verfallen und zerstört. Jenseits auf einem anderen Hügel liegt die Vorstadt, zu der sich eine breite Straße hinaufschlängelt. Es war Sonnenuntergang, der rothe Schein gab dem alten Gemäuer ein freundlicheres Ansehen, bis denn schließlich die sinkende Dämmerung die ganze Gegend verfinsterte. Auf der Landstraße war viel Verkehr von Bauernschlitten und Equipagen. Ein Trupp Offiziere hatte sehr gute Pferde und stellte zu meiner großen Belustigung ein Wettrennen auf der breiten Straße der Vorstadt an.

Nun ging es wieder weiter. Anfangs behielten wir noch flaches einförmiges Land in Kurland, dann betraten wir das eigentliche russische Reich. Da wir die Sprache aber nicht kannten, so waren wir der Gnade und Ungnade der russischen Beamten übergeben und hatten viel unter ihrer Willkür zu leiden.

In Tschirkowitzky, wo wir Morgens 5 Uhr eintrafen, wollten uns dortige Fuhrleute gegen erhöhten Pragon oder Lohn weiterfahren. Wir gingen darauf ein, aber der Staroſt (Posthalter), ein abgefeimter Spitzbube, veranlaßte sie, als wir schon im Schlitten saßen, die Pferde auszuspannen und mit ihnen fortzureiten. Unser

Schelten half nichts, wir mußten bleiben. Endlich um 9 Uhr gefiel es dem Staroſt, uns gegen den doppelten Pragon gleich Pferde beſorgen zu wollen. Um nur vorwärts zu kommen, willigten wir ein; da zog er ſogleich friſche Pferde aus dem Poſtſtall. Wir mußten dem Staroſten noch außerdem ein Trinkgeld geben und waren innerlich entrüſtet über dieſe Spitzbüberei. Dazu kam noch heftiges Schneewetter, welches nicht zur Beſſerung unſerer Stimmung beitrug.

Die Bauart der hieſigen Bauernhäuſer iſt ſauberer als in Kurland. An den Fenſtern und Dächern iſt Schnitzwerk angebracht, kleine Balkone befinden ſich an der Fronte, genug, das Ganze eines ſolchen Bauernhauſes iſt gefällig und freundlich. Der Menſchenſchlag hier iſt geſund, anſehnlich und kräftig, die Männer tragen faſt alle dichte Bärte, ihr Haar iſt kurz abgeſchnitten.

Der Waldbeſtand wird hauptſächlich aus Birken und Tannen gebildet. Je mehr wir in die Nähe von St. Petersburg kamen, deſto ſchöner wurden alle Dörfer, Gebäude und Güter. Eine Menge Koloniſten aus Deutſchland haben ſich in der Gegend von Kipeen bis St. Petersburg angebaut. Der Kaiſer begünſtigt hier die Deutſchen ſehr. Bei Strehlen, der letzten Station vor der Kaiſerſtadt, beginnt eine breite ſchöne Chauſſee nach Peterhof, dem kaiſerlichen Luſtſchloß. Die Werſtpfähle ſind ſteinerne Obelisken und während der letzten 18 Werſte fährt man beſtändig zwiſchen ſchön angelegten Gärten und einer großen Anzahl der geſchmackvollſten Landhäuſer.

XXXXVII.

St. Petersburg. — Cirkus. — Ball des Commerz-Clubs. — Adeliger Club.

Bei hellem Mondschein erreichten wir St. Petersburg. Die Einfahrt bildet ein kleines Brandenburger Thor mit einer kleinen Siegesgöttin darüber. Mit 25 Kopeken an einen Soldaten und 25 Kopeken an einen Zollbeamten wichen wir einer nochmaligen Zollvisitation glücklich aus und fuhren nun, froh, so manche Mühseligkeit überstanden zu haben, um 7½ Uhr in St. Petersburg ein.

Unser Postillon band seine Glocke am Pferde fest, da es streng verboten ist, mit Glocken in der Stadt zu fahren. So ging es dann, bald zwischen langen Häuserreihen, bald an einem Kanal entlang, bald über Brücken und große Plätze in die Stadt hinein; die Straßen wollten kein Ende nehmen, Werste lange Strecken legten wir darin zurück. Inzwischen wurde es in den Straßen immer lebendiger und endlich kamen wir in eine breite schöne Straßenbahn; — ich staunte! Rechts und links dehnten sich bis in die weiteste Ferne, ohne ein Ende absehen zu können, zwei lange Lichtreihen aus, die sich wie Perlenketten in die Ferne zogen und dort verloren. Dazwischen wogten Menschen, Fuhrwerke und Schlitten auf und nieder, so daß man nur behutsam weiter kommen konnte; das war der Newski Prospekt. Im Vorbeifahren sahen wir Paläste, großartige Kirchen u. s. w. und der helle Mondschein vergrößerte die riesigen Formen noch mehr; wir waren in stetem Bewundern.

Endlich kamen wir nach unserm Hotel, das uns gut gefiel; wir fanden dort einen deutschen Wirth, gute Zimmer, deutsche Sprache und deutsche Bedienung, richteten uns häuslich und behag-

lich ein und erfreuten uns dann der Ruhe, welcher wir sehr bedurften. Herr Falke, Vertreter des bedeutenden Kolonialwaarengeschäfts von Jakob Behrens in Lübeck, hatte zusammen mit mir ein sehr schönes Zimmer. Das ganze Haus ist geheizt, was in jeder Hinsicht angenehm ist. Herr Falke und ich nahmen dann einen Iswoschik und fuhren zunächst zu unsern Bankiers Gütschow & Co. Der Iswoschik ist ein kleiner leichter Schlitten; vorn ist ein kurzer schmaler Sitz für den Kutscher, dahinter eine Bank mit einem Kissen für den Passagier, aber ohne Seitenlehnen, nur mit kurzer Rücklehne, so daß man anfangs, namentlich wenn man zu zweien fährt, schwer sich darauf halten kann, besonders bei unebenem Terrain. Die Kutscher haben einen langen Kaftan an von blauem Tuch, der unter der Taille in vielen Falten zusammengelegt ist und in der Regel durch einen rothen Gurt gehalten wird. Die Mütze ist eine Art Ulanenkaskett von schwarzem Tuch, noch häufiger, besonders bei Privatequipagen, von rothem Sammt mit breitem Pelzrand ohne Schirm. Sie fahren außerordentlich schnell und ein Kutscher überbietet den andern. Taxen für die Fahrpreise existiren nicht, man muß vorher immer akkordiren, worin man bald Praxis bekommt. Eine gewöhnliche Tour von 8 Minuten kostet 20 Kopeken Silber, höchstens 25 Kopeken. Sehr schwer ist es, in St. Petersburg Leute aufzufinden, von denen man keine bestimmte Adresse hat. Ein Adreßbuch existirt in St. Petersburg nicht und Nummern an den Häusern ebensowenig. Am besten orientiren sich die Kutscher nach den Namen der Hausbesitzer. Zu Fuß geht man selten, da die Entfernungen zu groß sind. Man fährt billig und rasch, Iswoschiks sind überall, ihre Anzahl ist Legion. Beide Seiten des Newski sind damit garnirt und beständig rufen sie den Vorübergehenden an, ob man fahren will. Merkwürdig ist die große polizeiliche Ordnung in den Straßen. Alles fährt im schärfsten Trab und ohne Glocken. Trotzdem passirt niemals ein Unglück durch Überfahren oder dergleichen, denn solches Vergehen wird unfehlbar durch längeres Einsperren oder Schläge bestraft. Ich sah Damen ruhig in regstem Gewühl den breiten Newski passiren. Genug,

im Fahren sind die Russen unübertrefflich. Von Privatleuten wird großer Luxus mit Pferden getrieben und man sieht hier herrliche Thiere, sowie elegante leichte Schlitten.

In den Haupttheilen der Stadt ist nicht schwer zurechtzufinden. Nach dem Isaaksplatz laufen drei Straßen, der Newski, die Erbsenstraße und die große Moskoi, und zwar alle in schräger Richtung, so daß man aus allen dreien den Blick auf das Admiralitätsgebäude hat, welches die ganze eine Seite des Isaaksplatzes einnimmt. Die Kuppeln und Thurmspitzen der Isaakskirche sind alle vergoldet, was denn bis in weite Ferne leuchtet. Hinter dem Isaaksplatz fließt die Newa und jenseits derselben liegt der Wasiliostroff. Es ist dies ein Quartier der Neuzeit, dort laufen die Straßen parallel mit einander. Diese heißen „Linien" und folgen einander nach Zahlen, also 1., 2., 6. ꝛc. Linie, wie sie von der Newa ab laufen. Am Theaterplatz fängt die erste Linie an, die allein das enorme Kadettenhaus einnimmt, worin sowohl für die Armee wie für die Marine die Kadetten ausgebildet werden. So geht es weiter. Die rechte Straßenseite trägt die ungeraden Zahlen und die linke die geraden. Unser Bankier Gütschow wohnte z. B. auf der 10. Linie.

Der Isaaksplatz ist einer der größten Plätze, die in der Welt existiren, er ist von den schönsten Gebäuden umfaßt und mit den großartigsten Monumenten geziert. Die Seite, welche der Newa zunächst liegt, besteht aus der Admiralität und dem Winterpalais, welches die Wohnung des Kaisers und seiner Familie bildet, gegenüber liegt die Generalität, dann folgt das Senatsgebäude. Alles ist im großartigsten Maßstabe erbaut. In der Mitte dieses großen Platzes liegt die Isaakskirche.

Der kaiserliche Winterpalast brannte vor längeren Jahren theilweise ab und der neu erbaute Theil ist sehr geschmackvoll und würdig wieder aufgeführt. Er besteht aus Souterrain und vier Etagen, ähnlich wie das Berliner Schloß, auch in ähnlicher Größe; indeß hängen mit demselben noch die Eremitage und eine Menge ähnlicher Gebäude zusammen, die aber nicht in dem nämlichen Baustyl aufgeführt sind. Wenn man alle diese genannten Gebäude, die neben ein-

ander liegen, zusammenrechnet, dann kommt ein Komplex von Gebäuden so groß wie die Tuilerien und der Louvre zusammengenommen heraus. So imposant wie z. B. das Stockholmer Schloß ist dieses nicht, denn man kann nicht alles auf einen Blick übersehen. Man hat beim Bau des Palais vielen Luxus entwickelt. Den Pavillon an der Ecke der Newa und des Isaaksplatzes bewohnt der Kaiser, die andere Ecke, dem genannten Platze gegenüber, hat die Kaiserin inne. Der Kaiser hat über seinem Zimmer einen Telegraphen, um durch diesen seine Befehle in die Welt hinauszusenden; unten an der Pforte stehen beständig Kouriere oder Feldjäger, sowohl für die Stadt wie für das In- und Ausland; es ist ein eigenes Korps, das einzig und allein zu diesem Zwecke ausgebildet wird, um die Befehle des Kaisers zu überbringen. An der Eremitage wird noch immer gebaut und namentlich an einem Portal, wo große Riesen aus Granit einen Balkon tragen.

Dem Winterpalais gegenüber steht die Alexandersäule. Trotz der großen Verhältnisse des Palastes und des weiten Isaaksplatzes erscheint sie würdig und wirkt großartig. Sie ist alles in allem mit Piedestal 154 Fuß hoch und die Säule allein, die aus einem Stücke polirten rothen finnischen Granit besteht, ungefähr 80 Fuß hoch bei 14 Fuß Durchmesser. Einzelne russische Inschriften am Piedestal verstand ich nicht. Die Säule ist dem Andenken des Kaisers Alexander I. gewidmet. Eine Schildwache wandert beständig am Fuße derselben.

Der Isaakskirche und Isaaksbrücke gegenüber steht das berühmte Monument Peters des Großen, wie er einen Felsen hinansprengt und seine Hand segnend über die Stadt und die Newa ausbreitet. Dieser Felsen, der 20 Werst von St. Petersburg in Finnland lag und drei Millionen Pfund wog, machte große Transportschwierigkeiten. Er hat deshalb doppelten Werth, weil Peter der Große selbst oft auf denselben gestiegen ist, um von dort die Umgegend zu betrachten.

Die Newa war fest zugefroren und eine Menge Menschen bewegten sich darauf. Zur geregelten Überfahrt genügt die Brücke (eine Floßbrücke) nicht, daher sind vier bis fünf Übergänge außer-

dem noch abgegrenzt, auf denen Menschen und Fuhrwerke lebhaft verkehren. Neben der Newabrücke ist eine Rennbahn mit Tribünen eingerichtet, wo die Harttraberpferde ihre Rennen anstellen. Der Thronfolger soll sehr dafür passionirt sein. Einige Schlitten versuchten gerade ihr Heil, als ich dort war. Auf der Vorderbank eines ganz kleinen leichten Schlittens saß der Kutscher unbeweglich, das Auge nur auf den Gang des Pferdes gerichtet, das mit großer Schnelligkeit dahin schoß und sich im Laufe förmlich niederbeugte, ohne die Gangart zu verändern. Diese Pferde sind nicht groß, aber außerordentlich schnell, kurz gebaut, sehr sehnig und muskulös.

Ich machte einige Besuche, so bei Herrn Minlos, Sohn meines früheren Prinzipals, und bei dem Weinhändler Schütt, der ein sehr bedeutendes Geschäft hat. Es herrscht viel Luxus in St. Petersburg, viel Haschen nach Glanz und Schein, oft förmliche Verschwendung bei allerdings großem Verdienst und bedeutenden Mitteln. Aber es ist auch alles, namentlich Luxusgegenstände, recht theuer, im Kleinen wie im Großen.

Eines Abends gingen wir Reisegefährten aus Lübeck um 8 Uhr nach einem Cirkus, wo die Reitertruppe Cuzent & Lejars ihre Vorstellungen gab. Derselbe wird vom Kaiser stark unterstützt und gerne besucht. Man gab ein großes Schaustück: Die Belagerung von Atkah. Beim Aufbewahren der Pelze, die hier zu Lande sehr kostbar sind, ging man mit der größten Vorsicht zu Werke. Als wir kamen, war das Haus schon sehr besetzt und die Damen in schönster Toilette, indeß recht viele Schönheiten sah man nicht. Meine Aufmerksamkeit erregten besonders ein paar Tscherkessen. Sie trugen grüne Kaftans, deren Kanten mit Silber besetzt waren, mit aufgeschlitzten Ärmeln, einen knappen am Halse anliegenden Kragen, silberne Dolche mit reichen Verzierungen. Sie hatten recht asiatische sonnenverbrannte magere Gesichter mit stark markirten Zügen, schwarzem Schnurrbart und dunklen, brennenden Augen. Eine Menge reicher Uniformen war überall im Hause vertheilt und hatte man dadurch schon rechte Augenweide. Die Musik war gut, das Stück begann. Den Inhalt bildete die Erstürmung einer

tscherkessischen Festung durch die Russen. Dieses Stück wurde dadurch besonders interessant, daß es auf einer wirklichen Thatsache beruhte. Es wurde alles so vorgeführt, wie es in Wirklichkeit gewesen war und dadurch erregte es die Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus. Nach einem kürzeren Vorspiel sieht man das russische Lager; vorne stehen vier Kanonen mit Schildwachen; auf dem Theater selbst ist ein Lager mit Zelten für Infanterie, an der Seite Bivouacs mit Kavallerie, wo die Reiter abgesessen sind und neben ihren Pferden lagern. Patrouillen gehen oder reiten über's Theater, Offiziere passiren und werden salutirt. Da kommt plötzlich ein Reiter in tscherkessischer Tracht den Berg heruntergesprengt und bringt dem Kommandeur eine Nachricht. Es wird Generalmarsch geschlagen, es sammelt sich auf dem Theater eine Masse Truppen, vier Tambours gehen umher und wirbeln auf ihren Trommeln. Der Zug ordnet sich und stellt sich auf, jede Kanone wird mit vier Pferden bespannt, die Kavallerie sattelt und macht sich marschfertig, überall reges Leben und Getreibe. Darauf setzen sich die Truppen in Bewegung, ganz so, wie es in jener Gegend gebräuchlich ist, wenn sie in die Schlacht ziehen. Voran zwei Tänzer, die in geschickter Weise ihre Kosakentänze vorführen, mit Kastagnetten und Shawls, dann folgt ein Musikkorps mit prächtiger Musik, die mit Tambours abwechselt, darauf die vier vollständig ausgerüsteten und bespannten Kanonen, eine Abtheilung von ca. 300 Mann Infanterie und ca. 70 Mann Kavallerie. Allmählich verschwinden sie in den Bergen und die Musik verklingt in weiter Ferne. Im zweiten Akt sieht man das tscherkessische Lager. Eine Menge irregulairen Militairs in ihren bunten halbtürkischen Trachten lagert unregelmäßig umher, Kavallerie in rothem Kostüm mit Helmen und Drahtpanzer reiten auf der Scene oder sind neben ihren Pferden abgestiegen, eine Menge Volks, Frauen, lose Pferde, Patrouillen gehen in buntem Gewühl durcheinander. Es ist eine wilde Berggegend mit einer Festung im Hintergrunde. Schamyl erscheint und nimmt seinen Platz ein, die Tscherkessen beginnen ihre Spiele. In voller Karriere reiten sie über das Theater, schießen nach einem Bogen

Papier, der auf der Erde liegt, elf schöne Mädchen in reichem Kostüm auf weißen Pferden mit Silbergeschirr reiten einen Tanz oder eine Quadrille in verschiedenen Touren. Dann werden vier Pferde neben einander gestellt und die jungen Leute beginnen ihre Turnübungen. Sie klettern hoch übereinander in den verschiedenartigsten Stellungen. Dann tanzen die Mädchen und die jungen Männer ihre Nationaltänze, es bilden sich hübsche Gruppen und Figuren, die Damen mit ihren Schimmeln reiten dazwischen, genug es ist ein lebendiges, malerisches Treiben. Nach der plötzlichen Nachricht, daß die Russen sich nähern, verschwindet alles, die Soldaten bauen eine Barrikade, die Kavallerie sammelt sich und sprengt in ungeordneten Trupps davon. Bald kommen sie zurück, von russischen Dragonern verfolgt, die jetzt die Barrikade angreifen. Das russische Fußvolk kommt nach, ein heftiges Gefecht mit starkem Feuer entspinnt sich und die Barrikade wird von den Russen genommen. Nun wird ein Sturm auf die Festung ausgeführt, die Kavallerie reitet gegen die Schanzen, wird aber zurückgeschlagen, man fährt vier Kanonen auf und feuert; bald ist die Festung in Brand, das Fußvolk schlägt sich am Fuß der Festungsmauern, dann auf den Wällen und dringt in die Stadt ein. Die Kavallerie folgt nach und reitet die Wälle ebenfalls hinan und die Artillerie mit ihrer Bespannung folgt nach. Den Schluß bildet eine herrliche bengalische Beleuchtung der ganzen Schlachtscene. Es sind eine Masse Truppen, die jetzt auf dem Theater sich befinden, und alles wird mit solcher Präcision ausgeführt, daß es ans Unglaubliche grenzt, die Uniformen sind sehr gut, die Pferde ausgezeichnet. Menschen sind in solcher Masse auf der Bühne, daß man sie nur taxiren und nicht zählen kann. Dann ist der Platz garnicht beschränkt und nur bei Umzügen wird der Cirkus, der vor dem Orchester liegt, benutzt. Die schöne Musik trägt auch viel zum Effekt und zur Überraschung bei. Die Einrichtung dieses Stückes soll an 20 000 Rubel Silber gekostet haben. Es ist ein Lieblingsstück des Kaisers.

Nach Schluß des Stückes gingen wir nach Hause, zogen uns

um und Herr Falke, Pleſſing und ich gingen, einer Einladung der Herren Gütſchow folgend, nach einem Balle des Kommerzklubs, den die Elite der Petersburger Kaufmannſchaft gab, die ſich dort in Menge eingeſtellt hatte. Ich ſah Baron Stieglitz, den großen Bankier, und die erſten Kaufleute der Stadt. Es herrſchte eine wirklich fürſtliche Pracht in dieſen Sälen und Gemächern, die ineinander gingen, überall kam uns der Duft von Hyazinthen und anderen Blumen entgegen und an den Fenſtern und in den Ecken ſtand eine Fülle von grünen und blühenden Gewächſen zwiſchen Spiegeln und unter prachtvollen Kronleuchtern. Die Fußböden der Säle waren parkettirt, in den Nebengemächern lagen die prachtvollſten Fußteppiche, ſeidene Fenſtervorhänge hingen an den Seiten und hellflackernde Kaminfeuer mit weichen ſeidenen Lehnſeſſeln davor luden zur Ruhe ein. Zwei Orcheſter ſpielten und in zwei Sälen wurde getanzt. Eine Reihe der ſchönſten Damen bewegte ſich umher und die geſchmackvollſten Toiletten konnte man bewundern. Man ſah die ſchwerſten ſeidenen Stoffe, feine Spitzen, eine Menge der koſtbarſten Perlen, Brillanten, bunte Edelſteine, Gold und dann ſchöne friſche Blumen, die ganz beſonders zur Verſchönerung der Damen beitrugen. Alles gab ſtets neue Gelegenheit zum Bewundern und zeigte auch manche neue Mode. Das Haar von manchen Damen war ähnlich friſirt wie zur Zeit Louis XIV., mit Locken, ganz aufgekämmt mit Toupés, was einigen Damen ſehr hübſch ſtand. Bruſt und Schultern waren außerordentlich frei und die Kleidung war ſehr geſchmackvoll und kleidſam. Dann bewegten ſich viele Offiziere der Flotte und der Garde mit reichen Uniformen im bunten Gewühl; ſelten ſah ich ſo hübſch und graziös tanzen wie hier, alle bewegten ſich leicht und anmuthig nach der Muſik, ſo daß es eine Freude war es anzuſehen. Auch viele Fremde waren gegenwärtig, Deutſche, Franzoſen und Engländer, namentlich letztere zeichneten ſich durch edle Geſichtszüge und hohe Geſtalten aus, die oft ſehr gegen die recht gewöhnlichen Züge und Formen der Ruſſen abſtachen. Man hörte alle möglichen Sprachen und ſah eine Fülle verſchiedener Stände und Nationen. Meiſtens wurden Quadrillen,

Francaisen und Polkas getanzt. Ich lernte ein Fräulein Giermann aus Hamburg kennen, sie fiel auf durch ihr freundliches, gewandtes und graziöses Wesen und ihr allerliebstes hübsches Äußere. Bis halb 2 Uhr blieben wir in diesen schönen belebten Räumen und deren balsamischen Luft und gingen dann die Treppen hinunter, an deren Seiten die russischen Kutscher und Bedienten in Massen lagen und auf ihre Herrschaft warteten.

Von hier fuhren wir zum adeligen Klub. Solches Lokal sah ich noch nie und es sucht seines Gleichen. Krolls Lokal in Berlin verschwindet dagegen. Es ist ein großartiger Saal, in welchem elf riesige Säulen die Decken tragen und eine Galerie an der Mitte der Seiten rings umherführt. Im Mittelsaal dienen acht Kronleuchter zur Erleuchtung, jeder wohl so groß wie der im Berliner Opernhaus und mit einer großen Menge Lichtflammen. Zwischen den Säulen hängen wieder andere Kronleuchter und an den Enden des Saales zwischen den Säulen wieder sechs, so daß im ganzen Saale gegen 60 Kronleuchter brennen und ein wahres Lichtmeer bilden. Es ist feenhaft. Die ganze Dekoration ist prachtvoll. Der Fußboden ist parkettirt, die Säulen und Seiten des Saales bestehen aus weißem Stuck, so daß das Ganze wie aus Marmor gebildet aussieht, alles ist mit großartigen Goldverzierungen versehen. Die Logen und Brüstungen derselben sind mit rothem Plüsch gepolstert und unten im Saal ist ein Thron mit Sesseln für die kaiserliche Familie.

In diesen Hallen wogten nun einige Tausend Menschen bunt durcheinander in den verschiedensten Kostümen, theilweise maskirt, theilweise in Dominos, die Damen verschleiert und auch mit Masken. Ein großes Orchester füllt den großen Raum mit seiner Musik aus. Alle nur denkbaren Uniformen des russischen Reiches sind hier versammelt, Marine, Garde, Kavallerie, die reichen Kostüme der Tscherkessen, Kosaken, dann Artillerie, Kadetten, auch Studenten ꝛc. genug, dieser Reichthum in allem blendet förmlich und fast immer sieht man Neues und Merkwürdiges.

Sehr interessirte mich eine Gesellschaft Kirgisen und Kalmücken, wahrscheinlich Häuptlinge oder Fürsten ihres Landes, die in

reichen seidenen bunten Talaren umhergingen. Diese waren oben am Halse eng geschlossen und gingen von dort ohne weitere Dekoration bis an die Füße hinunter wie Damenkleider. Auf dem Kopfe trugen sie eine kleine spitze Mütze, die in einem Knopf endete und mit Pelz besetzt war. Die Leute waren sehr klein, hatten geschlitzte kleine Augen, breite Backenknochen wie die Chinesen und waren sehr häßlich. In den Nebenzimmern und auf den Galerien wurde gespeist und ich muß gestehen, daß der Verbrauch an Champagner wirklich bewunderungswürdig ist. Ich glaubte zuerst, daß es Bier sei, denn die langen Tische waren an beiden Seiten mit Gästen besetzt und alle tranken die nämliche Sorte. Gingen die Gäste fort, so setzten sich andere an deren Platz und dasselbe wurde wieder getrunken. Dieses Alles war Champagner und meistens Veuve Cliquot, jede Flasche kostete 3 Rubel Silber. Wir folgten dem Beispiele und thaten dasselbe, wenn auch nur eine Flasche für uns Drei. Dieses große Etablissement ist das Eigenthum einer geschlossenen Gesellschaft, in welcher die ersten Leute von St. Petersburg und selbst der Kaiser verkehrt.

Der Tanz und das Fest dauerte bis an den Morgen; gegen 5 Uhr gingen wir fort, fast erschöpft und ganz erstaunt von dem vielen Wunderbaren und Großartigen, was wir gesehen hatten, und von dem ungeheuren Reichthum, der in St. Petersburg herrscht.

Bei unseren Wanderungen durch die Stadt sahen wir viele großartige Verhältnisse. Am Newski ist ein großes sogenanntes moskowitisches Lager, wo von allen nur denkbaren, im Lande fabrizirten Waaren bedeutende Vorräthe angehäuft sind. Ein Saal reiht sich dem andern an und in jedem sind andere Waaren, andere Verkäufer und Käufer. Viele Damen kauften Luxusgegenstände, Kaufleute größere Waarenpöste, junge Leute ihre Bedürfnisse, genug, es ist ein großer Bazar in Form von aneinander gereihten Läden und es wird wohl keinen Gegenstand geben, den man hier nicht findet.

XXXXVIII.

Kasansche Kirche. — Isaakskirche. — Newski-Prospekt. — Große Oper. — Eremitage. — Kaiserlicher Marstall. — Anekdoten und Charakterzüge des Kaisers Nikolaus.

Mit großem Interesse sah ich die Kasansche Kirche. Ihr Äußeres ist nicht so großartig wie das der Isaakskirche; an jeder Seite ist ein Säulengang angebracht, der vieles verdeckt und wenig vom Dach und der Fronte anschaulich macht. Dagegen hat das Innere viel Imposantes und Ansprechendes. Ein gewisses geheimnißvolles Halbdunkel erfüllt die Kirche, die durch Lichter vom Altar und durch Kandelaber erhellt wird. Eine Rotunde vor dem Altar wird von Granitsäulen getragen und eine Reihe von Säulen aus ebensolchem Granit, jede etwa 30 Fuß hoch, trägt das große Kirchengewölbe. Der Altar ist größtentheils von Silber und eine Balustrade davor ebenfalls. Er ist ein Geschenk der Uralschen Kosaken. Sehr werthvolle Ölgemälde schmücken die Seitenkapellen. Eine Menge Andächtiger kniete vor den zahlreichen Heiligenbildern, vor denen sie sich bekreuzigen, auf den Boden werfen, die Erde küssen, schließlich ihren Heiligen kleine Wachslichter schenken und diese anzünden. Ich setzte mich am Fuß einer der vielen schönen Säulen, deren Kapitäler oben vergoldet sind, betrachtete und bewunderte die Schönheit und Heiligkeit der Kirche und ließ manche ernste Gedanken in mir vorübergehen. Ich konnte mich kaum von diesem heiligen Ort trennen.

Ein Hauptbauwerk St. Petersburgs ist die große majestätische Isaakskirche, die erste und prachtvollste der 405 Kirchen in St. Petersburg, darunter 346 griechisch-orthodoxe, 44 protestantische, 11 römisch-katholische, 2 englische und 2 armenische, ferner 6 Synagogen und 3 mohamedanische Bethäuser. Den Grund zu dem

jetzigen großartigen Bau der Isaakskirche hat Katharina II. gelegt, der nach den Plänen des Architekten Montferrand begonnen und 1859 vollendet worden ist. Als ich diese schöne Kirche 1850 sah, war das Äußere ganz fertig, nur im Innern arbeitete man noch an einigen Stellen. Das Bauwerk hat die Form eines Kreuzes und das Äußere ist ganz mit grauem Marmor bekleidet. Ringsum stehen als Zierde 112 Säulen, Monolithen, 45 Meter hoch, welche vier große Giebelfelder mit bronzenen Basreliefs tragen. Das Ganze krönt eine bis 110 Meter aufsteigende vergoldete Kuppel mit einem von 24 Granitsäulen getragenen vergoldeten Thürmchen, auf dem das goldene Kreuz steht. Das Innere der Kirche entspricht an Pracht dem Äußeren. Namentlich ein in der Mitte der Kathedrale stehender Chor oder Altar, Ikonostas genannt, sucht seines Gleichen an Pracht und Schönheit. Derselbe steht auf weißem mit Gold verzierten Marmor und wird von acht 13 Meter hohen polirten Malachitsäulen getragen, die mit reich vergoldeten Kapitälern geziert sind. An jeder Seite des Haupteinganges zum Allerheiligsten stehen zwei Säulen aus laspis lazuli, ein bläulicher, sehr edler und seltener Stein. Das ganze Innere der Kirche hat großartige Verhältnisse und einen weiten Raumgehalt, so daß man an die Peterskirche in Rom erinnert wird.

Auf dem Newski ging ich mit Vorliebe umher. Da sah ich Armenier mit ihren langen Gewändern, Popen mit langen Bärten und den glatten über die Schultern wallenden Haaren in grauen und schwarzen Kaftans, Tscherkessen in ihrer bunten morgenländischen Tracht und auf ihren kleinen lebhaften hübschen Pferden; dann wieder die vielen russischen Schlitten, Iswoschik neben Iswoschik, auch vierspännige Equipagen. Sie gehörten wohl sehr hohen Herrschaften. Anstatt auf dem linken Pferde wie bei uns, saßen die Jokeys und Rosselenker auf dem rechten Pferde.

In unserm Wirthshause, dem Hotel Benz, ging es unter uns deutschen Reisenden ganz fröhlich her. Dort entschieden wir uns, wohin wir am Abend gehen wollten. Da verschiedene Meinungen existirten, gingen Herr Falk und ich, nachdem er seinen Kaffee

getrunken und seine Cigarre geraucht hatte, zu den Zigeunern, die im Bazar ein Konzert gaben; Entree ein Rubel Silber. Es ist ein wilder, eigenthümlich schreiender Gesang mit Guitarrenbegleitung, lebhaften Gesten und Tänzen. Das ganze Zigeunervolk hat einen südländischen, indischen Typus; es soll aus dem Innern der Tartarei hierher gekommen sein.

Im Sommer soll es in St. Petersburg viel todter sein; der größte Theil des Adels geht ins Ausland oder auf seine Besitzungen und die reicheren Kaufleute auf ihre Villen in der näheren Umgebung der Residenz.

Mit der Besorgung des Passes zur Abreise geht sehr viel Zeit verloren. Zuerst fuhren wir zur kaiserlichen Kanzlei, um die Erlaubniß zum Reisen zu bekommen, dann zum Bureau des auswärtigen Amtes, um das Visum zu erhalten. Alles sind lange Wege und dann mußte man auf jeder Stelle lange warten, ehe alles besorgt war. Schade um die schöne Zeit! Ein sehr höflicher und diplomatischer Baron Taube, der Polizeiherr, fragte mich, ob ich zum ersten Male in Rußland sei, nach Stand, Absicht und meinem Banquier, dann wurde ich entlassen.

Ich wanderte wieder mit höchstem Interesse zum Newski, besuchte einige Buchhändler, wo großer Vorrath von allen möglichen Schriften war, und ging schließlich wieder in die Kasansche Kirche, deren Halbdunkel und Schönheit sehr viel Anziehendes hat.

Um 4 Uhr ging ich zur Börse, wo ich Herrn Schütt und einige Bekannte traf. Die Börse ist nicht groß, aber außerordentlich sauber, mit einzelnen edlen, schönen Statuen. Sie liegt sehr hübsch an einer vorspringenden Ecke gegen die Newa, welche mit hohen granitenen Quaimauern eingefaßt ist. Eine breite große bequeme steinerne Treppe führt zum Börsengebäude hinauf. Im Börsensaal war der große Banquier Stieglitz, wie ein Herrscher nachlässig auf seinen Stock gestützt. Er wurde von allen Seiten umschwärmt, von Maklern und Leuten, die ihm bald laut, bald leise neue Nachrichten brachten, und schrieb in sein kleines Buch, das er in der Hand hielt, eine Null und eine Zahl nach der anderen.

Mit Herrn Minlos ſtieg ich auf das Dach des Gebäudes und von hier aus überſah man die ſchöne weite große Stadt, die Menge vergoldeter Kuppeln der Kirchen und die grünen Kupferdächer der öffentlichen Gebäude. Leider fehlte während der Zeit meines Hierſeins der Sonnenſchein; ich hätte das Funkeln und Glänzen des Metalls gerne geſehen, es ſoll ein herrlicher Anblick ſein.

Die Stadt liegt ſehr flach und niedrig, ohne Hügel und Berge in der Nähe; ſie iſt von der Newa rings umfloſſen; nach Weſten liegt das Meer, jetzt eine weiße Schneefläche, und in blauer Ferne die finnländiſche Küſte. Nach Oſten liegt der große weitgeſtreckte Ladogaſee, eine ſchneebedeckte Fläche bis in die weiteſte Ferne. Eine Überſchwemmung könnte hier leicht entſtehen und dann ſehr gefährlich werden. Das Zollhaus dicht vor uns ſah wie ein Stadtviertel aus, die Univerſität wie eine kleine Stadt; daneben liegt der Waſſili-Oſtroff mit ſeinen regelmäßigen langen Straßen, dann weiter die ſich anſchließenden Vorſtädte mit vielen Fabriken, dazwiſchen eine Menge Bäume und Gärten und in einiger Entfernung die Citadelle mit ihren ſteinernen Bollwerken. Dieſe Weltſtadt mit ihren ſtolzen Paläſten, dem Meer und vielen Gewäſſern macht ſich prächtig.

Wir ſetzten unſere Vorbereitungen zur Abreiſe fort. Da es hier in St. Petersburg ſehr ſchwer iſt, Poſtpferde zur beſtimmten Zeit zu bekommen, ſo akkordirten wir mit einem Fuhrmann, daß er uns mit fünf Pferden nach Raiajoki, der erſten finniſchen Station, fahren ſolle. Er forderte 20 Rubel Silber, that es aber für 16 Rubel Silber. Das beſtändige Thauwetter der letzten Tage machte uns etwas beſorgt für eine ſchlechte Schlittenbahn. Trotzdem trug ich meinen Pelz ruhig weiter, denn der beſtändige Zug in den breiten Straßen und die ſtrenge Luft können leicht heftige Erkältungen hervorrufen. Herrliche Pelze der reichen Herrſchaften ſieht man hier in den Garderoben der großen Theater, der Klubs und hohen Geſellſchaften. Es fährt ſich ſchon recht ſchlecht in den Straßen und man muß ſich feſt in den Iswoſchiks halten, um nicht herausgeſchleudert zu werden. Durchſchnittlich ſind

dieſe kleinen Pferde außerordentlich ſchnell, dabei gut im Stande, beſſer als unſere Droſchkenpferde; der Ruſſe hält viel von ſeinen Thieren, die Peitſche gebraucht er ſelten.

Wir fuhren Abends zur Großen Oper, wo „Beatrice" von Donizetti gegeben wurde. Die Hauptſänger waren der Baſſiſt Coletti, der Tenoriſt Gordoni und die Primadonna Fechurini. Die Fechurini wurde immer mit lebhaftem Applaus empfangen, 20 bis 30 Mal herausgerufen und zuletzt mit Blumenbouquets und Kränzen aus dem Parquet förmlich überſchüttet. Sie ſang ſehr gut, doch in eine ſo aufgeregte Stimmung konnten wir ruhigen Deutſchen uns doch nicht verſetzen; es war zu viel des Enthuſiasmus für eine Sängerin.

Wir reiſen bald und es iſt mir im Ganzen recht lieb, denn dieſes beſtändige Leben in Vergnügungen, dieſe vielen Aufregungen ohne Nutzen ermüden auf die Dauer und man ſehnt ſich nach der ruhigen Thätigkeit des Geſchäfts.

Die Taube iſt hier ein geheiligter Vogel, dem man nie nachſtellt, daher trifft man dieſe Thiere in den lebhafteſten Theilen der Stadt ihr Futter ſuchend und Keiner ſtört ſie.

Voß, Fehling und ich beſuchten die Eremitage, ein Muſeum, das ſich dem kaiſerlichen Winterpalaſt anſchließt. Leider ſahen wir es nur unvollſtändig, da wir einen Ruſſen zum Führer hatten, der nur ſeine eigene Sprache reden konnte. Eine große reiche Gemäldegalerie mit werthvollen Bildern älterer und auch neuerer Meiſter bildet den Anfang, dann eine große Menge Koſtbarkeiten an edlen Steinen und Perlen, Brillanten, Elfenbeinſchnitzereien, maſſiven goldenen und ſilbernen Geräthen, Vaſen und Pokalen, ein mächtiger Baumaſt, auf welchem verſchiedene Vögel, ein Pfau und ein Hahn ſitzen, mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, alles in Lebensgröße, jedes ein Uhrwerk enthaltend, das jedes einzelne Thier in Bewegung ſetzt; ferner Reliquien von Peter dem Großen wie ſeinen Stock, ſeinen Wagen, ſein ausgeſtopftes Reitpferd, drei ausgeſtopfte Lieblingshunde und viele andere Merkwürdigkeiten von großen Fürſten und Feldherrn. Eine ſehr große lange Galerie

enthält eine Sammlung von Ölgemälden, die Porträts der russischen Czaren und ihrer Gemahlinnen, die mit den Bildern der jetzt noch lebenden Regentenfamilie schloß.

Darauf machte ich meinen Besuch beim englischen Gesandten Bloomfield, wurde aber nicht angenommen und ging dann zum kaiserlichen Marstall. Dieser besteht aus einem großen finsteren Gebäude. Vier Flügel umschließen einen Hof und daran lehnt sich ein anderes Hauptgebäude, in welchem sich die Bahn zum Reiten befindet, und mehrere Flügel mit Dienstwohnungen 2c. Im ersteren Viereck stehen die Wagenpferde, in letzterem die Reitpferde, zusammen zählte ich ca. 680 Pferde, indeß nach meiner bescheidenen Ansicht schienen nicht viele von hervorragender Qualität darunter zu sein, ich sah viele geringe, gewöhnliche Thiere. Die russischen Pferde, und das war der Hauptbestand, waren meistens recht starke und gedrungene Thiere mit spitzem Kopf, die edleren Pferde aus dem Gestüt des Grafen Orloff bei Moskau, schienen mehr fein und klein und mit arabischem Blut gekreuzt zu sein. Unter den Reitpferden waren viele von englischer Herkunft. Die Ställe waren meistens dunkel, oft unsauber gehalten und die Wände durch das Alter und den Dunst geschwärzt und düster. Die Fußböden sind von Holz und an den Seiten ging noch ein Gang herum, hauptsächlich wohl, um das Innere vor der starken Kälte zu schützen. Die Krippen in jedem Stande waren in zwei Theile getheilt, die eine Hälfte für Heu, die andere für Hafer. Der Stall für die Reitpferde war sauberer gehalten und die Pferde hatten gußeiserne Stände und Krippen und schöne helle karrirte Decken.

Vom Kaiser Nikolaus zirkuliren viele Anekdoten, Jeder hält ihn für einen braven und gerechten Herrscher; aus kleinen Zügen kann man die hohen Herren oft gut beurtheilen.

Ein Adjutant geht mit dem Kaiser auf eine Maskerade im adeligen Klub und wird von einer Dame intriguirt. Er ist sehr neugierig, diese Dame kennen zu lernen, geht zum Polizeimeister und sagt, der Kaiser wünsche zu wissen, wer jene Dame sei. Der Polizeimeister geht zur Dame, die sich nun demaskiren muß, und

sagt dann zum Adjutanten, daß es die und die Hofdame sei. Am folgenden Morgen berichtet der Polizeimeister alles hierauf Bezügliche dem Kaiser. Dieser weiß von nichts und läßt den Adjutanten kommen, der dann für den Mißbrauch des kaiserlichen Namens als Adjutant entsetzt und nach dem Kaukasus kommandirt wurde.

Ein Iswoschik fährt durch Zufall den Schlitten des Kaisers an, was einen unsanften Stoß giebt; der Kaiser sagt aber nur: Wie ungeschickt! Der Kutscher des Kaisers, den dies Vorkommniß sehr ärgert, sagt zu einem Polizeibeamten in der Nähe, der Kaiser habe befohlen, den Iswoschikkutscher festzunehmen und einzusperren. Der arme Kerl sitzt eine Woche und immer kommt kein Befehl vom Kaiser ihn loszugeben. Endlich wird dem Kaiser der Fall gemeldet und nun muß der Leibkutscher während sieben Wochen je fünf Tage ebenso wie der Iswoschikkutscher auf Latten die Zeit absitzen.

Ein Feldjäger kommt in erstaunenswerth kurzer Zeit, ohne Aufenthalt unterwegs, mit Depeschen von Odessa an den Kaiser und wird sogleich vorgelassen. Während der Kaiser die Briefe liest, schläft der Feldjäger stehend ein und hört nicht, als der Kaiser ihn anredet. Dieser läßt ihn durch zwei Diener sanft auf des Kaisers Ruhebett legen, wo er ununterbrochen an 24 Stunden schläft. Der Kaiser stört ihn nicht und belohnt ihn nachher fürstlich.

II.

Abreise von St. Petersburg. — Wiburg. — Loviſa. — Helsingfors. — Åbo.

Am andern Morgen zwischen 6 und 7 Uhr kamen unsere Schlitten, um uns nach Raiajoki, der finnischen Grenzstation, zu bringen.

Es wurden gleich tüchtige, rasche Pferde vorgelegt und wir fuhren auf schöner Schlittenbahn unter herrlichem klaren Himmel

bei empfindlicher Kälte auf Wiburg zu. Bald hinter St. Petersburg wurde das Land hügelig, dann kamen die finnländischen Felsen und unübersehbare Tannenflächen breiteten sich vor uns aus. Als ich die schwedischen Inschriften auf den Wegweisern und die Tagebücher auf den Poststationen las, da heimelte mich alles an. Sprache, Menschen und Pferde sagten mir mehr zu als die auf Rußlands Boden.

In Wiburg begann jetzt das einfachere, gleichmäßigere, überhaupt geschäftsmäßigere Leben. Der Morgen und Nachmittag vergeht unter Geschäftsbesuchen und am Abend ist man allein auf seinem Zimmer oder in Gesellschaft der anderen Reisenden und Kunden. Nach einigen Tagen fuhr ich dann mit Fehling, vom schönsten Wetter begleitet, nach Frederikshamn. Der alte Kommerzienrath Bruun besuchte uns im Hotel mit seinem Sohn, der ein guter Bekannter von uns von Lübeck her war, wo er die Schule besuchte, und lud uns zum andern Tage ein. Wir verlebten einige angenehme Stunden in seiner und seiner jungen Frau Gesellschaft und erinnerten uns gern unserer Jugendzeit und des Schullebens.

Am folgenden Abend trafen Voß, Fehling und ich uns in Lovisa, blieben noch lange auf und führten ein Familienleben. Bei der Gastwirthin, Frau Sjöfeldt, war alles sehr gut und sauber. Das Mittagessen wird folgendermaßen servirt: zuerst marinirte Fische, Kaviar, etwas Pikantes, um den Appetit zu reizen, mit einem kleinen Schnaps, dann ein Fleischgericht, hierauf Suppe, Fisch, dann Braten und schließlich, was nie fehlen darf, süße Sachen, Backwerk (bakelse) und Creme oder dergleichen. Wein wird in den Wirthshäusern wenig getrunken, weil er sehr theuer ist.

Eines Abends machten Voß und ich einen Spaziergang trotz Sturm und Schneefall nach dem Grabe des hier gestorbenen Reisenden Claassen. Er starb recht jung. Mancher Reisende hat hier in Finnland, leider oft durch eigene Schuld, sein Grab gefunden.

Dann ging es über Borgå nach Helsingfors. Sehnlichst

wünsche ich mir die grünen Farben des Frühlings herbei, den Gesang der Vögel und die Sonnenstrahlen, die bis in das Innere der Seele dringen. Ich werde aber noch lange warten und mich in Geduld fügen müssen. Die wohlthuende Wärme in einem freundlichen Zimmer that mir unendlich gut. Ich war den ganzen Tag bei empfindlicher Kälte und scharfem Winde im Schlitten gefahren, ohne mich aufzuhalten, denn eine gewisse Unruhe trieb mich zum Ziel. Etwas Brod mit Butter und etwas Portwein war den Tag über meine ganze Reiseprovision gewesen.

Mein erster Besuch war bei Thomé, der mir so wohlbekannten Familie. Eltern und Kinder hatten mir ein freundliches Andenken bewahrt, das merkte ich an ihrem Empfang. Der alte Herr ist die Biederkeit und Rechtlichkeit selbst und aus ihm sprach so recht sein Wohlwollen und seine Anhänglichkeit. Daß ich den Sohn John in Stettin besucht hatte, schien mir einen Platz in des Vaters Herzen gewonnen zu haben.

Hier in Abo ist der Verkehr der deutschen Reisenden ziemlich lebendig. Stünkel aus Barmen, Engell aus Elberfeld und ich leben familienmäßig beisammen, einer geht zum andern auf's Zimmer, ohne sich stören zu lassen, man ißt zusammen und führt ein angenehmes geselliges Leben. Einen Abend waren wir bei Stünkels Schwiegervater, dem Goldschmied Lundgrén eingeladen, ein guter lieber Mann, der ein großes Geschäft hat und 21 Gehülfen hält. Die Bauern der hiesigen Gegend sind wohlhabend und ein gewisser Luxus wird von ihnen mit Silberzeug und namentlich silbernen Löffeln getrieben. Abgehärtet sind diese Bauern sehr. Man sieht sie mit offener Brust und bloßem Hals im Winter im stärksten Schneewetter bei scharfer Kälte zur Stadt kommen, so daß ihnen der Schnee vorn ins Hemd hineingeweht ist. Dann nehmen sie mit der größten Gemüthsruhe, ehe sie ins Haus gehen, um ihre Geschäfte zu besorgen, den Schnee mit der Hand heraus, denken nichts weiter dabei und befinden sich ganz wohl.

Ich widmete mich eifrig dem Geschäft, machte verschiedene Gesellschaften mit, aß unter Anderm auch Bärenbraten, was mir sehr

interessant war; er schmeckte sehr gut, ähnlich wie weicher Hirschbraten; das Fleisch sieht recht dunkel aus.

Eines Tages fühlte ich mich veranlaßt, eine größere Anzahl meiner Freunde und Kunden zum Frühstück einzuladen, da ich auch von ihrer Seite viele Freundlichkeit erfahren hatte. Ich ließ alles hübsch und festlich arrangiren und wir verlebten einige Stunden vergnügt zusammen.

Nachmittags holte mich Herr Kingelin in seinem Schlitten, der mit einem feurigen Harttraber bespannt war, ab. Jeder setzt eine Ehre darin, dem andern im Trabe vorbeizufahren. Diese Traber sind nur kleine Thiere, sie machen drei Schritte, wenn große Pferde einen oder zwei machen, aber es geht trotzdem so schnell, daß man kaum sieht, wie rasch sie die Beine werfen.

Herr Kingelin zeigte mir die Werft der Stadt. Sie ist großartig und eine Aktiengesellschaft, baut sehr gut und akkurat, aber theuer. Es stand gerade ein großer Kriegsdampfer auf dem Stapel, den das Land Finnland an Rußland schenken will, er wird fertig 400 000 Rubel Silber kosten. Die Maschine wird auch in Åbo verfertigt. Der Dampfer ist 180 Fuß lang und sah wirklich majestätisch aus. Außerdem wurde ein Dampfschiff gebaut, das zwischen Åbo und St. Petersburg fahren soll, und man legte den Kiel zu einem andern Dampfer.

L.

Nystad. — Kaumö. — Björneborg. — Christinestad.

Nachdem ich eine Reihe von Festen mitgemacht und meine Geschäfte in Åbo abgewickelt hatte, reiste ich nach Nystad. 1846 brannte Nystad fast gänzlich ab, der Blitz schlug ein und von Nachts 3 Uhr bis am Morgen 9 Uhr waren fast alle Häuser vom Feuer zerstört. Es geschah im September, die Holzhäuser waren

durch die Sommerhitze ausgetrocknet und es war keine Aussicht zum Retten. Die Stadt war eng gebaut und die Einwohner verloren fast alles. Menschen sind nicht dabei umgekommen, aber viel Vieh. Konsul Malmlund kommt nach überstandener beschwerlicher Reise mit seinem Schiffe froh und heiter auf der Nystader Rhede an und hört nun vom Lootsen, daß sein Wohnhaus und Hof vor einigen Tagen von den Flammen verzehrt sei. Er sieht die rauchenden Trümmer, der größte Theil seines Vermögens ist verloren und nun sucht er seine Familie auf, die in einzelnen kleinen Hütten getrennt wohnt. Jetzt ist die Stadt besser angelegt, mit breiten Straßen und die gärder weit auseinander. Alle Häuser stehen noch in rohen Balken und selbst in den Stuben sind die Seiten- und Zwischenwände zwischen den Balken mit Moos ausgestopft. So läßt man sie einige Jahre stehen, dann aber sind sie dicht und trocken und nun kann man Tapeten darauf kleben. Merkwürdig sah aber die Stadt aus mit ihren Holzhäusern, wie eine neu angelegte Kolonie im fernen Westen.

Bis gegen Mittag war mein Geschäft hier beendet, nachdem ich vom Konsul Ramsell, unserem ältesten Kunden hier in Finnland, noch einen Auftrag erhalten hatte, und dann fuhr ich nach Raumö. Es fiel dichter Schnee bei starkem Wind; ich hüllte mich fest in meinen Pelz und erreichte im Dunkeln Raumö, also 7 Stunden auf 56½ Werst. Einige Reisekameraden waren schon angekommen; sie hatten ein helles, flackerndes Kaminfeuer anmachen lassen, wir setzten uns mit der brennenden Cigarre davor; unter gemüthlichen Erzählungen wärmten wir uns durch und verbrachten so den Abend. Die Geschäfte gingen am andern Tage ganz zufriedenstellend und gegen Nachmittag fuhr ich weiter nach Björneborg. Es war eine beschwerliche Reise. Im Stillen machte ich einen Vergleich mit meinem bequemen Fahren in Mecklenburg im verdeckten Wagen mit Fenstern mit eigenem Kutscher und zwei Pferden und hier — in einem offenen kleinen Schlitten, wo Füße und Beine garnicht geschützt sind, mit müden mageren Pferden, wo der Wind den Reisenden recht durchholt und wo bei dieser bitterlichen Kälte selbst

der Pelz und die Pelzstiefel wenig helfen und man dem Schneewetter gänzlich ausgesetzt ist. Gut, daß es nicht jeden Tag so geht.

Andern Tags ging ich meinen Geschäften nach, die mir aber manche Sorge machten, denn uns stehen hier schwere Verlüste bevor. Ich war der einzige Geschäftsreisende hier am Orte und beschaffte dadurch viel mehr als sonst.

Die Bauern in der Umgegend und auch in weiteren Entfernungen bearbeiten den Boden weniger; es lohnt sich besser, daß sie aus ihren eigenen Waldungen Holz zu Planken sägen und sie hier in Björneborg an die Kaufleute verkaufen, die sie gut bezahlen. Der Export dieser Holzwaaren ist sehr bedeutend.

In Christinestad hatte ich allerlei unangenehme Verlüste zu ordnen; dabei hält die Kälte beständig an und kein Thauwetter kommt; es ist schon der 4. April, wo bei uns zu Hause die Veilchen blühen. Die Sonne ging heute klar unter, aber sie erleuchtet nur weite Schneeflächen mit ihrem rosigen Schein, ich sähe jetzt viel lieber die grün bewachsene liebe Erde. Gern denke und sehne ich mich nach der Heimath, indeß alles dauert seine Zeit und desto größer wird die Freude beim ersten warmen Sonnenstrahl.

In der großen Abendgesellschaft bei Konsul Björneberg traf ich einen jungen Spanier Talavera aus Terravechia bei Alicante (ein großer Salzabladeplatz). Er ist schon 1½ Jahre hier, um schwedisch zu lernen. Ich sprach viel mit ihm über sein Vaterland, dessen Sitten und jetzigen Zustand. Er freute sich sehr, jemanden zu finden, der es kannte, und sprach mit lebhaftem Interesse von den Stiergefechten. Montez, der weit bekannte und berühmte Matador oder Espade, wohnt jetzt auf dem Lande in der Nähe von Sevilla. Er hat sich von allen Kämpfen zurückgezogen, ist jetzt kränklich und ziemlich alt. Im Ganzen soll er in seiner langen Karriere an 3 bis 4000 Stiere erlegt haben. Einige Anekdoten von ihm waren ganz interessant. Ein böser schwarzer Stier macht ihm viel zu schaffen, kommt gerade auf ihn los und stutzt plötzlich, was sehr gefährlich ist. Montez hat ein weißes Taschentuch und wischt ihm

damit sein blutig schäumendes Maul ab. Der Stier bleibt ruhig stehen und nun benutzt Montez diesen Ruhepunkt und ersticht ihn.

Einst, nachdem Montez längere Zeit auf einer Badereise dem Kampfplatze fern gewesen war, kommt in der Arena ein recht böser Stier auf ihn zu, Montez ist wohl nicht schnell genug, das Thier nimmt ihn auf die Hörner, das Publikum meint schon, er sei verloren, er wird in die Höhe geschnellt und als er wieder herunter kommt, da steht er wieder auf seinen Füßen und tödtet den Stier sogleich.

Nachdem ich in Christinestadt die ersten Tage der einzige Reisende gewesen war, kamen bald alte und neue Bekannte hinzu. Ich lernte Konsul Hernmarck aus Riga kennen, der Vertreter bedeutender englischer Häuser war. Er war ein kluger, intelligenter Geschäftsmann, der mit scharfem Blick sofort die Hauptfehler in falliten Geschäften erkannte und dieselben gewandt und möglichst gerecht nach allen Seiten zu ordnen wußte. Wir hatten gemeinsame Verlüste zu regeln, dabei lernte ich viel von ihm. Im Norden sind solche Fälle, wie Björnson sie in seinem „Fallissement" schildert, nichts Seltenes.

Hier in der Wasaer und auch Christinestädter Gegend wohnt ein schönerer Menschenschlag. Viele Schweden sind unter der langen Schwedenherrschaft von dort herüber gewandert und die Finnländer sind mehr zurückgetreten. Diese haben den slavischen, magyarischen Typus, die Schweden sind mehr germanischen Ursprungs.

Die Tage nehmen bedeutend zu, bis gegen 8 Uhr kann man draußen noch lesen; es ist der 10. April. Gleichmäßig vergeht jetzt die Zeit im Geschäftsleben, dem ich jetzt regelmäßig obliege. Man findet hier nicht so viele Reisende wie im Süden Finnlands.

Es ist jetzt fast beständig Sonnenschein; am Tage thaut der Schnee weg, des Nachts friert es. Die Schlittenbahn geht allmählich fort und am nächsten Sonntag soll in den Kirchen bekannt gemacht werden, daß Jeder seine bestimmte Strecke Wegs gänzlich von Schnee und Eis zu säubern hat. Dies nimmt mehrere Tage

in Anspruch und so reist man jetzt gern des Nachts, um noch von dem Frost Nutzen zu ziehen.

So saß ich denn eines Abends, nachdem ich meine Briefe nach Lübeck abgesandt hatte, in einem freundlichen warmen Zimmer beim Abendessen und einer Flasche Bier mit zwei Freunden beisammen in gemüthlicher Unterhaltung, da meldet das aufwartende Mädchen, daß mein Pferd da sei. Ich brach also auf, drückte meinen Gefährten die Hand, zog die dicken Pelzstiefel an, hüllte mich in meinen warmen Pelz, denn es war kalt geworden, und setzte mich auf meine Karre ohne Federn neben meinen Sachen und einem kleinen Skjutspoike (Knabe), der fuhr. Es war 10 Uhr Abends und ziemlich dunkel, das Fuhrwerk stieß uns ganz jämmerlich durch; ich saß auf einer harten Bank ohne Kissen mit scharfen hölzernen Seiten- und Rücklehnen, die Füße vorn unbedeckt. Das Fuhrwerk wird nämlich auf den Stationen geliefert, da man jetzt bald auf der Karre, bald mit dem Schlitten fahren muß. Den meinigen ließ ich in Wasa zurück. Wenn ich schlafen wollte, riskirte ich vornüber zu fallen und so kam ich auf harten holperigen Wegen um 12 Uhr Nachts zur ersten Station. Ich klopfte die Leute aus den Betten, packte meine Sachen auf eine andere Karre und fuhr davon. Hier fand sich gar kein Sitz, es war eine gewöhnliche Mergelkarre. Auf der einen Seite lag mein Koffer, Nachtsack und Hutfutteral, auf der anderen Seite meine Wenigkeit. Ich glaubte schlafen zu können, doch irrte ich mich; das Getöse und Stoßen auf der bloßen Achse der Karre war so unbarmherzig, daß ich mich in keiner Stellung halten konnte, ich sah den klaren Sternenhimmel über mir, drehte mich von der einen Seite zur anderen und sehnte mich nach der Ankunft auf der zweiten Station, wo ich dann um 2 Uhr Nachts ankam.

Ich bekam eine neue Karre mit Sitz, es ging etwas besser, aber zum Schlafen kam ich wieder nicht, da machte ich trotz Pelz und Pelzstiefel einige Werst zu Fuß, denn das Schütteln war nicht auszuhalten. Mittlerweile wurde es hell, die Sonne ging gegen 4 Uhr klar und schön auf, ich freute mich recht darüber; aber sie

beſchien noch kahle Felder mit langen Schneeſtreifen dazwiſchen und ſchmutzige Wege. Ich kam nur recht langſam vorwärts.

Auf der vierten Station bekam ich einen Schlitten, in deſſen weichem Heu ich mich ausſtrecken konnte. Ich erreichte ſo die Station Yuthas, bekam hier einen vollſtändigen Heuſchlitten, der ausſah wie ein Porcellankorb auf einem Schlittengeſtell, doch er war ſehr leicht. Man gab mir ein gutes Pferd, das prächtig trabte und nun fuhren wir auf wenig benutzten Nebenwegen. Zunächſt über einen großen See (träsk), auf dem bis jetzt nur wenig Waſſer ſtand und wo wir ſchnell vorwärts kamen, dann auf einem breiten Arm des Meeres mit vielem Oberwaſſer, den der Bauer indeß für ſicher hielt, und ſo ſchnitten wir viele Werſt Umwege ab. Das kleine Pferd ging gut vorwärts; ich hatte meine Freude an dem kleinen Harttraber und die Sonne ſchien warm auf uns herab.

LI.

Ny-Carleby. — Jakobſtad. — Gamla-Carleby. — Uleåborg. — Brahеſtad.

Von Yuthas ſind nur 3½ Werſt nach Ny-Carleby, wo ich bald in recht bekannte Gegenden froh einfuhr. Ganz beſpritzt, erhitzt, müde und durchgeſchüttelt, war ich doch voll Freude, vorläufig am Ziel zu ſein. Ein alter Freund, Rädman Dyhr, beſuchte mich am Abend und zeitig ging ich zur Ruhe. Am andern Morgen war ich ein ganz anderer Menſch, ſtand um 5 Uhr auf und bereitete mich zu meinen Geſchäftswegen vor.

Mein erſter Weg war zu meinem alten Freunde, dem Rädman Lybeck. Der Mann, der ſonſt ſo friſch, kernig, heiter und froh war, hatte jetzt die Luftröhrenſchwindſucht, konnte kaum ſprechen und man gab ihm wenig Ausſicht auf Beſſerung (aber erſt 1895 ſtarb er). Überall hatte ich den herzlichſten, freundlichſten Empfang,

unser Name hat hier einen guten Klang und man schätzt ihn sehr. Wir haben hier gute Kunden und werthvolle Verbindungen. Schnell gingen hier einige Tage vorüber, Abends war ich zuweilen eingeladen und bin sehr gern hier. Dabei befand ich mich frisch und wohl und freute mich, daß der lange Winter zu Ende ging. Man lebt hier in Finnland recht billig, die Rechnungen sind klein, für Einheizen wird in der Regel nichts gerechnet. Meistens findet man hier alles reinlich und gut in den Wirthshäusern, man bekommt freundliche Zimmer mit Fußdecken belegt, hat gute Aufwartung und breite schöne Betten. Ich blieb vier Tage hier und meine Rechnung war 4 Rubel 90 Kopeken ohne Trinkgeld, das man in der Regel reichlich giebt. Die Rechnung war 1 Fl. St. Julien 1 Rubel 10 Kopeken, 2 Glas Portwein 20 Kopeken, 4 middagar à 30 Kopeken = 1 Rubel 20 Kopeken, 4 aftnar à 20 Kopeken = 80 Kopeken, Logis och frokost 4 dagar à 35 Kopeken = 1 Rubel 40 Kopeken, 1 quälsvad med 1 bout öl 26 Kopeken, zusammen 4 Rubel 90 Kopeken oder 10 Rm. (1 Rubel Silber = 2 Rm.).

Die Bauern dieser Gegend sind streitsüchtig, sie tragen einen ledernen Riemen um den Leib, daran hängt ein mit Messing verziertes Messer in der Scheide. Leider gebrauchen sie dies oft bei Schlägereien; mir sagte der Arzt hier, daß gewöhnlich im Jahr 13 Menschen im Bezirk Ny Carleby auf diese Weise getödtet würden. Die Strafe für solches Verbrechen ist gewöhnlich 40 par spö (starke Ruthenhiebe) und Sibirien, wo sie in den Gruben arbeiten müssen.

Ich kaufte eine sogenannte Courierkarre (curirkärra), ein hübsches Kabriolet, von meinem Freunde Lybeck zu 28 Rubel Silber, sagte ihm zugleich herzlich Adieu, war Abends mit meinen schriftlichen Arbeiten auf meinem Zimmer fertig, dachte viel dabei an die Heimath und fuhr um halb 8 Uhr mit meinem neuen Fuhrwerk, das sehr fest und solide ist, nach Jakobstad ab und von dort nach Gamla Carleby.

Ein Vergnügen, welches sich die jungen Mädchen in den Städten in dieser Zeit machen, ist, recht früh aufzustehen, gegen

6 Uhr, und dann auf dem hart gefrorenen Schnee im schönen Sonnenschein spazieren zu gehen. Sie nennen dies: att gå på skaren. Natürlich schließen sich dann die jungen Herren nach Möglichkeit an. In Ny Carleby ging eines Morgens eine muntere lachende Schaar junger Mädchen unter meinem Fenster vorbei und ins Freie. Ein junger Bürgermeister und der Doktor des Orts hatten in einem Dorfe im Bauernhause Kaffe ꝛc. bereiten lassen und sie dort empfangen; bis 10 oder 11 Uhr hatten sie dort getanzt und waren recht munter miteinander gewesen.

Nachmittags kam Joh. Schramm aus Lübeck hier in Gamla Carleby an; ich freute mich herzlich, wieder einen deutschen Bekannten zu treffen. Er ist sehr tüchtig in seinem Geschäft.

Eine eigenthümliche Sitte hier zu Lande ist das Brüderschaft trinken. Nach kurzer Bekanntschaft giebt man sich die Hand und dann geht es flott weg: kära bror (lieber Bruder).

Hin und wieder machte ich Spaziergänge vor den Thoren. Der Gesang der Vögel, trockene Wege, munter fließende Bäche, frischgrüne Saaten und Weiden zeigen den nahenden Frühling an.

Folgenden Tags nach beendetem Geschäfte ging ich Abends zu einem Rådman Snekendahl, einem intelligenten liebenswürdigen Manne. Es wurde viel von dem finnischen Volksdichter Runeberg gesprochen, man las von seinen Gedichten vor. Sehr ergreifend schildert er den russisch-finnischen Krieg, in welchem dies Land für Schweden verloren ging. Man wurde ganz bewegt und begeistert, denn man bewunderte die Tapferkeit des finnischen Volkes. Das Buch heißt fänrik Stål.

Johannes Schramm und ich machten die Reise nach Uleåborg und Brahestadt gemeinsam. Die Gewässer waren in diesen Tagen sehr angeschwollen, wir sahen herrliche Wasserfälle und Stromschnellen. Es sah prachtvoll aus, wenn unten an einem Fall der Schaum hoch aufdampfte und die Wassermenge wie Milch aussah und dann zwischen den granitnen Pfeilern der Brücken pfeilschnell dahinschoß. Die Ströme sind meistens breit, sehr reißend und un-

geſtüm und brechen ſich heftig an den Quadern und Felſen, welche oft in großen Blöcken im Bette des Fluſſes liegen.

Man kommt übrigens hier in Finnland unwillkürlich dahin, ſich Zeit zu laſſen, denn täglich hat man bei den Kaufleuten und auch bei den meiſten Reiſenden es vor Augen, wie wenig von ihnen der Werth der Zeit geſchätzt wird. Man muß doch ſehr aufmerkſam ſein, daß man ſich in dieſem Punkte nicht gehen läßt.

Bei einem Kaufmann Lindbäck war ich längere Zeit allein und er ſprach ſehr vertrauensvoll mit mir. Er erkannte das große Vertrauen dankbar an, welches die Ausländer den hieſigen Kaufleuten ſchenkten, weil, wenn erſtere nicht Kredit gäben, ſie garnicht zu Mitteln und Vermögen kommen könnten, denn jeder hieſige junge Kaufmann finge ſeinen Handel größtentheils mit nichts an.

In Braheſtad erfuhr ich, daß Herr Münchenſchreiber in Uleåborg ſei bei ſeiner ſchwer kranken Frau, welche in Lübeck an ſtarkem Heimweh litt und deshalb auf Anrathen des Arztes ſchon im Jahr vorher in ihre nordiſche Heimath zurückgekehrt war. Es iſt die dritte Frau von Herrn Münchenſchreiber. Ich beſuchte ſie auch ſpäter und fand ſie ſehr leidend und dem Tode verfallen, was mich ſehr betrübte.

Nachdem ich meine Kundſchaft, die nicht unbedeutend iſt, hier beſucht hatte, luden Schramm und ich faſt die ganze Kaufmannſchaft ein, in unſerm Wirthshaus einen Abend mit uns zu verbringen. Um 6 Uhr verſammelte man ſich in einem großen Saal, alles war feſtlich arrangirt, wir bewirtheten unſere Gäſte aufs beſte und hatten das freudige Gefühl am Schluß des Feſtes, daß alle vergnügt geweſen ſeien. Die Geſelligkeit hier iſt groß und der Verlauf der Geſellſchaften ſtets derſelbe. Die Gaſtfreiheit mit dem Anbieten von Getränken beginnt ſchon am Morgen. Ich ſuche durch lange Spaziergänge mich geſund zu erhalten und gehe oft mit Schramm zuſammen.

In Uleåborg traf ich Münchenſchreiber und hatte geſchäftlich und auch über ſeine kranke Frau manches mit ihm zu beſprechen. Auch bekam ich hier die traurige Nachricht von dem Tode meines

Reisegefährten Falke. In Christinestad war er krank geworden und dort nach einigen Wochen gestorben.

Der Winter will uns noch garnicht verlassen und wir schreiben schon den 8. Mai. Ich beschloß zu reisen trotz vielen Abrathens und Schramm schloß sich mir an. Wenn die Post mit den Briefen vom Norden durchkommen kann, so kann ich es auch. Mit meinen Geschäften hier bin ich zufrieden. Ich ging zum Postillon, der die Briefpost führte, die vom Norden kommt, und fragte ihn, er sagte: det går ganska gallant (es geht ganz galant). Man muß acht Ströme passiren, die noch mit Eis bedeckt und unsicher sind.

Andern Tags gegen 2 Uhr früh stand ich auf, ging zu Schramm und weckte ihn; kein Mensch war im Gange. Die Pferde kamen, um 5 Uhr fuhren wir ab, passirten mehrere Flüsse, indem unsere Wagen auf flache Böte gesetzt und dann durch Ruderer über das Wasser befördert wurden. Die Pferde sind bekannt mit dieser Art und Weise und bleiben ruhig. Am Lande fuhren wir meistens durch Tannenwald, kamen auch durch fruchtbare Gegenden, wo Vieh auf schönen Weiden gehalten wird.

Wir hatten Rådman Fellmann versprochen, seine Hochöfen zu besuchen. Wir wurden gastlich dort aufgenommen und freuten uns über seine 60 stattlichen Kühe, die auf einer breiten Diele der Länge des Hauses nach standen.

In Posti übernachteten wir und kamen am andern Tage zum gefährlichsten Strome, der Kemi-Elf. Er war noch mit Schnee und Eis bedeckt. Bei einem kleinen Bauernhofe gingen wir zum Strome; es sah dort allerdings etwas bedenklich aus. In der Mitte des sehr breiten Stromes lagerten sich noch feste Eisflächen, aber an den Seiten desselben war das Wasser größtentheils offen. Man nahm nun die Räder von den beiden Karren ab und fuhr sie zum festen Eise in einem leichten schwankenden Boote hinüber, dann unsere Sachen und zuletzt uns selbst. Da die Menschen, welche uns beförderten, so ruhig blieben und auf dem Eise selbst sorglos umherwanderten, so wurden wir es auch. Wie eine kleine Karawane zogen wir nun über die Eisfläche, vier Mann voraus, die im

Schlitten unsere Sachen fuhren und an deren Spitze ein Mann mit einer Stange ging, der untersuchte, ob das Eis noch sicher oder Spalten vorhanden oder loser Schnee über letztere geweht sei. Hinter diesen gingen wir vorsichtigen Schrittes, so daß wir im schlimmsten Falle erst in dritter Linie in Gefahr waren. An einzelnen Stellen lag noch viel Schnee und war das Gehen mit den schweren Pelzstiefeln und dem dicken Pelze nicht leicht. Der Strom ist, da wir seiner Mündung ins Meer ziemlich nahe waren, recht breit, auf einzelnen Stellen stand viel Wasser, das wir durchwaten mußten. An einer Stelle hatte der heftige Strom sich Bahn gebrochen, von unten, durch das Eis, quoll mit großer Heftigkeit Wasser auf Wasser heraus und dort hatte sich schon eine große offene Stelle gebildet. Hier mußten wir dicht hinan und es sah gefährlich aus. Indeß die Bauern gingen vorauf und da eine schmale festere Stelle sich daneben zeigte, so mußten wir dort hin. Mit einem Hurrah sprangen unsere Leute hinüber und etwas beklommenen Herzens, aber mit einem herzhaften Anlauf sprangen wir nach und kamen, abgesehen davon, daß wir jenseits wieder durch das klare Schneewasser waten mußten, glücklich hinüber. Nun ging es auf dem Schnee eine Strecke weiter und nach einer Promenade von einer Stunde erreichten wir glücklich das jenseitige Ufer. Wir waren wirklich recht froh darüber, denn über unsicheres Eis zu gehen, wenn man weiß, daß ein starker Strom darunter braust, ist kein Spaß. Frohen Muthes setzten wir uns wieder auf unsere Karre und fuhren dem Norden, der mächtigen Torneälf zu. Auf dieser Seite war der Strom offen, wir ließen die Chaise auf dem Bauernhofe stehen, benutzten Eisbahn und Böte und waren Mittags 12 Uhr im Torneäer Gasthof. Wir hatten 26 deutsche Meilen in 26 Stunden zurückgelegt und es war eine gewagte Reise gewesen.

Bemerken will ich noch, daß mit dem Eisgang auf dem Kemi- und Ihoflüssen eine Masse Theer auf Flößen oder langen Böten herunterkommt.

LII.

Torneå. — Rückreiſe nach Uleåborg. — Gefahrvolle Ueberſchreitung der Flüſſe. — Eine Floßfahrt.

Torneå iſt eine recht alte Stadt mit niedrigen Häuſern, die häßlich, ſchief und winkelig ausſehen, mit ungepflaſterten Straßen und einigen wenigen neuen Wohngebäuden. Sie hat eine alterthümliche Kirche von Holz, deren Dach bemooſt, verwittert und grau iſt. Viel Schnee lag trotz des 13. Mai noch auf den Straßen, wir ließen in unſern Zimmern tüchtig einheizen. Im Winter fällt der Schnee hier in Maſſen und in mancher Nacht wird die erſte Etage verdeckt und die Einwohner müſſen aus den Fenſtern ſteigen, um ſich Bahn zu machen.

Die langen Tage jetzt ſind herrlich, dunkle Nächte exiſtiren nicht mehr; auch Licht bedarf man nicht, man kann während der ganzen Nacht leſen, legt ſich ſehr ſpät zur Ruhe und denkt oft, es ſei Unrecht bei Tage zu ſchlafen.

Wir rüſteten zur Abreiſe. Das Eis der Torneåelf hatte ſich in Bewegung geſetzt, ån har sjutit (der Fluß hat geſchoſſen). Rådman Taucher warnte uns allerdings zu reiſen, indeß war glücklicherweiſe eine längere Strecke oberhalb der Stadt im Fluſſe eisfrei und ſo ließen wir uns mit einem Boote dahin fahren und kamen glücklich und ungefährdet hinüber. Eine Schwierigkeit war überwunden, aber jetzt kam die Kemielf. Am Nachmittage deſſelben Tages, wo wir ſie am Morgen zu Fuß und per Boot bei der Aufreiſe paſſirt hatten, war ſie „geſchoſſen," das heißt, ſie hatte ſich theilweiſe ihrer Eisdecke entledigt und große Eisblöcke und Eisſtücke hatten ſich an den Ufern angehäuft, die dort wild durcheinander lagen. Beim Poſthauſe und bei der Fähre hatte ſich das Eis geſetzt, denn das Meer war bei der Mündung noch feſt zugefroren

und nun hatten sich dort die Eisstücke und Blöcke theils übergeschoben, theils wie Wände aufgerichtet, oder waren an die Ufer weit hinauf getrieben und tote Fische und Gewürm lagen in Menge am Strande. Es trieben indeß noch eine Menge Eisplatten und Stücke im Strome, und es war schwer hinüberzukommen. Wir fuhren eine ziemliche Wegestrecke am Ufer des Flusses entlang und trafen endlich eine Stelle, wo weniger Eisgang stattfand und mit einem Boot hinüberzukommen war. Ein Bauer schaffte ein Boot herbei; es war leicht und aus dünnen tannenen Brettern zusammengeschlagen, die Leute sprachen finnisch und meinten — unser Kutscher diente als Dolmetscher — ob unsere Last auch wohl zu groß sei. Da ließen wir die Pferde zurück, die Räder unseres Kabriolets wurden auf den Boden des Bootes gelegt, wir setzten uns hinein und es ging fort.

Nach gefährlicher Fahrt landeten wir glücklich am anderen Ufer. Manches Mal klopfte uns das Herz, wenn eine große Eiswand drohend hinter uns her kam oder ein dicker Eisblock an unserer Bootseite wühlte und auftauchte. Wir mietheten uns Pferde bei einem Bauern zu dem gewöhnlichen Skjutspreise — das Prellen kennen die wirklich braven Leute hier nicht — wir hatten aber einen bösen Weg zu machen oder richtiger gar keinen Weg. Wir waren nämlich vom richtigen Landwege weit abgekommen, da es bei unserer Bootfahrt nur darauf ankam, irgendwo das Ufer zu erreichen. Nun führte uns der Bauer durch Holzungen, wo überhaupt kein ordentlicher Weg war, durch breite Gräben, in welche wir erst Tannenzweige und Stämme hineinlegen mußten, um einigermaßen passiren zu können, dann über holperige steinige Felder, gegen Hecken (yerskog), die erst niedergerissen werden mußten, durch Wiesen und Moräste, wo die Pferde bis an die Knie hineinfielen, durch rasch strömende Bäche, kurz, für einen Ängstlichen gab es Sorge genug. Indeß es ging gut und wenn auch nur in langsamem Tempo, man kam doch vorwärts und auf den richtigen Weg.

Inzwischen sahen wir noch einen prachtvollen Wasserfall. In langen Wellen, deren Spitzen mit weißem Schaum geschmückt waren,

stürzte er sich über große Felsblöcke und pfeilgeschwind schoß er weiter gegen neue Felsen, an denen viele Eisblöcke zerschellten und zerstückelt in dem unten liegenden Schaumkessel ankamen

Von nun an ging die Reise besser und wir passirten wieder die uns bekannten Fähren, kamen überall gut durch bis zum letzten Strom vor Uleåborg, der Hankipudaself. Der Packkarren wurde unvorsichtig und heftig in das Fährboot hineingefahren, ein Packet war nicht festgeschnürt und fiel in den Strom, der es nun mit sich fortführte. Es waren unsere beiden in Matten gepackten Nachtsäcke, Schramms Nachtsack enthielt 3 bis 4000 Rubel Silber. Wir erschracken heftig; glücklicherweise war es kein baares Silber, der Packen hielt und schwamm oben, ein Boot war bei der Hand, man ruderte nach und ehe er sich voll Wasser gesogen hatte, wurde er vom Bootsmann erreicht und gerettet. Gleich öffneten wir alles; glücklicherweise war Schramms Nachtsack oben gewesen und die Wechsel, Papiere und Gelder größtentheils trocken, so auch seine Kleider. Dagegen war der größte Theil meiner Effekten durchnäßt und meine Bücher ebenfalls. Was ich retten konnte, geschah, wenn es auch nur wenig war. Im Gasthause mußte ich tüchtig trocknen, denn Wäsche, Kleider ꝛc. waren gründlich naß geworden.

Die Bauern in der Torneåer Gegend sollen meistens vermögend sein, namentlich die Bewohner der Kemigegend verdienen viel. Ein Bauer Namens Elisinanti soll ungefähr 100 000 Riksdaler schwedisch Banko haben. Ihr Hauptverdienst ist der Lachsfang. Von diesem Fisch, den sie einsalzen, schicken sie große Quantitäten nach Stockholm und St. Petersburg. Dann schmuggeln sie viel von Schweden herüber und handeln auch mit allerlei Gegenständen. Die finnisch-schwedische Grenze ist fast garnicht zu kontrolliren, denn sie ist öde und langgestreckt. An der russischen Seite wohnt in Torneå ein Zollverwalter. Dieser hat drei Zollaufseher unter sich, von denen der dritte 12 deutsche Meilen nördlich in Ofvertorneå wohnt, und jeder dieser Zollaufseher hat wieder vier Kosaken unter sich, welche die Grenze abzureiten haben. Diese verstehen aber nur russisch und können sich also nicht einmal ver-

ständlich machen. Die Grenzbewachung löst sich also eigentlich in nichts auf.

In Kemi haben einzelne Bauern, die halbe Kaufleute sind, eigene Schiffe, die sie mit größtentheils selbst gebranntem Theer und Pottasche ins Ausland schicken. Ein gewisser Luxus herrscht in ihren Häusern, die Mädchen putzen sich gern und wir sahen eine, die wohl zehn goldene Ringe an den Fingern hatte.

Sowohl hier wie auch in Torneå wird viel Rennthierfleisch verbraucht, da es billig und wohlschmeckend ist. Ich sah auf fast jedem Hause der Stadt eine Menge solchen Fleisches hängen, welches an der Luft getrocknet wurde und von einem Netze umgeben war, um die Vögel abzuhalten.

In Gestilä blieben wir die Nacht. Als Abendbrot bekamen wir gesalzenen Fisch und Brod, das war die ganze Mahlzeit, und ein Bett mit grobem Bettlaken, doch schliefen wir gut und zeitig um 4 Uhr ging es weiter. Nachmittags 4 Uhr trafen wir in Uleåborg ein; sogleich berichtete ich Frau Münchenschreiber von ihren Kindern; ihr kamen die Thränen in die Augen, sie wird sie nie wieder sehen.

Ich hatte Franzén und Granberg versprochen, nach dem Theermarkt in Ijo zu reisen, um sie dort in ihrer Wirksamkeit beim Kaufen ꝛc. zu sehen. Ich war diesmal aber vorbei gereist und nun erinnerten mich viele an mein Versprechen, da faßte ich schnell den Entschluß noch hinzufahren. Ijo liegt 6¾ Meilen von Uleåborg; ich fand bald die sehr einfach eingerichteten Holzhäuschen der Uleåborger Kaufleute und wurde von den Herren selbst freudig begrüßt. Es war ein kleines enges Gebäude; vorn am Eingang befand sich eine Art Vorplatz mit einem Heerd, worauf ein helles Feuer brannte, daneben lagen Lebensmittel aller Art, Schinken, Brod, Milch, Wasser u. s. w. mit einigem unvollkommenen Küchengeräth in einer nicht zu läugnenden Unordnung. Rechts stieß ein kleines Zimmer daran, die Wände waren aus roh behauenen Holzstämmen, mit Moos ausgedichtet, rings umher hölzerne Bänke und ein Tisch stand an einer Seite davor, auf welchem

etwas Fleisch und ein Branntweinfäßchen lag. Dann kam eine dritte Räumlichkeit, ähnlich wie die vorhergehende, mit zwei Betten, einem Spiegel, einem Tisch, einem Stuhle und einer Flinte, das war das ganze Mobiliar meines Quartiers, das ich jetzt bezog, nur ein Fenster erleuchtete meine niedrige bescheidene Wohnung.

Ich richtete mich ein und ging dann mit Isaak Fellman, der gerade hier war, nach dem Wirthshause, um Franzén aufzusuchen. Dieses bestand aus einem etwas größeren Zimmer und zwei kleineren Nebenzimmern, ebenso einfach eingerichtet wie unsere zuerst beschriebene Wohnung, auch aus hölzernen Balkenwänden, ebenso niedrig und war voll Gäste und Tabaksrauch. Fast alle mir bekannten Kaufleute aus Uleåborg traf ich hier wieder in heiterer lärmender Fröhlichkeit. Ich wurde freudig empfangen, mit Fragen nach Uleåborg und sonstigen Neuigkeiten bestürmt und zu Toddy und allem Möglichen eingeladen. Alle waren in nachlässigem Kostüm, in Schlafröcken, kurzen Pelzen, Lappschuhen, ohne oder mit Halstuch, unrasirt, genug, Jeder ließ sich gehen und fühlte sich ungenirt. Es herrschte eine dumpfe Hitze und eine Menge Toddy wurde getrunken. In dem Wirthshaus stand eine große russische Theemaschine auf dem Tisch mit heißem Wasser, dann große Carafinen mit Kognac und Rum und ein Aufwärter hatte genug zu thun, um die Gläser mit diesem beliebten Getränk zu füllen.

Franzén schlug einen Spaziergang am Ufer des Flusses vor und wir waren froh, als wir fort waren. Ich wurde vollständig als Einheimischer eingekleidet, mußte wollene Strümpfe anziehen und darüber Lappschuhe von Rennthierfellen ohne harte Sohlen, die trotzdem sehr dicht halten und bequem sitzen, dann zog ich meinen warmen Flaus und starke Handschuhe an. So gingen Isaak Fellman, Franzén, Gustav Bergbom, Granberg und ich am Ufer des Ijoftroms hinauf, um ein Holz- oder Theerfloß zu treffen und damit die Wasserfälle hinunter zu fahren. Sie wollten mich auf die Probe stellen, ob ich es auch wohl wagen würde; ich dachte aber: gehen die andern damit hinunter, so kann ich es auch. Wir gingen durch Holz und Gestrüpp auf schmalen Fußsteigen über

Gräben und Wiesen, bald in Niederungen, bald am hohen Ufer. Inzwischen brauste der Strom mit starken Wellen bald pfeilgeschwind dahin, bald trieb er leise, sanft und langsam den Schaum der Wasserfälle dem Meere zu. Wir waren fröhlich und heiter gestimmt, rauchten unsere Cigarren, die anderen freuten sich, wenn sie eine Wasserfallsgeschichte bedenklicher Art erzählen konnten und so kamen wir endlich zu einer Bucht, wo wir eine ziemliche Strecke des Flusses stromaufwärts übersehen konnten. Wir lagerten uns. Franzén und mich trieb die Neugierde vorwärts, um ein kommendes Floß zu entdecken und wir gingen den Strom noch weiter entlang. Bald sahen wir ein solches mit mächtigen Steuern uns entgegenkommen. Wir eilten zurück, es wurde von uns ein leichtes Boot aus Tannenbrettern ins Wasser geschoben und, von zwei kräftigen Ruderern begleitet, begaben wir uns in die Mitte des Stromes. Gleich darauf war auch das Floß schon angekommen und schoß mit großer Schnelligkeit weiter. Die Wellen schlugen hoch an beiden Seiten auf, wir befestigten das Boot glücklich, sprangen schnell hinauf und im Augenblick war unser Boot auch wieder los. Nun trieben wir auf dem neuen Fahrzeug mit reißender Schnelligkeit weiter. Das Floß bestand aus 99 Balken und 9 kleineren Holzstücken, die in drei Lagen übereinander durch starke Birkenzweige befestigt waren, und hierauf lagen nun ca. 30 Tonnen Theer. Fünf Leute bildeten die Besatzung und vorn und hinten waren zwei große Bäume oder Balken, die als Steuer dienten und deren äußere Spitze, die im Wasser lag, flach abgeplattet war. Hiermit wurde nun das Floß bald nach der einen, bald nach der anderen Seite gelenkt und folgte ganz gut. Bald flossen wir langsam, bald mit reißender Schnelligkeit, so daß die Ufer an uns in fliegender Eile vorüberflogen. Die Steuerleute wußten geschickt die Steinblöcke zu vermeiden, die uns oft drohend im Wege lagen und so kamen wir zum ersten Wasserfall. Es ging schneller und schneller, wir sahen schräg vor uns die weißen Wellen und den Schaum der Stromschnellen, mit aller Macht arbeiteten die Leute am Steuer, um in gerader Richtung hinunter zu kommen; das Vordertheil senkte

sich, wir standen hoch am Hintertheil, die Wellen brausten hoch am Vordertheil hinauf und überdeckten die vorderste Balkenlage, die sich ganz niederbog, mit schäumenden Wassermassen. Wir schossen pfeilgeschwind hinunter, da hob sich allmählich das Vordertheil wieder, die Wellen wurden niedriger und wir waren glücklich hinuntergekommen.

Das Wasser wurde nun ruhiger, wir trieben langsamer, fragten die Bauern, woher und wohin, steckten uns in Ruhe eine Cigarre an und kamen dann zum zweiten Fall. Dieser war weniger bedeutend, aber länger; wir schossen wieder hinunter, die Lappschuhe thaten uns gute Dienste, denn das Wasser strömte in Menge über das ganze Floß und über unsere Füße. Dann ging es aber dem dritten und bedeutendsten Falle entgegen. Schon aus der Ferne sah man starke Wellen, die wie Milch schäumten, und lange vorher hörten wir das Brausen und Donnern des Wasserfalles. Wir trieben schneller und schneller, die Stromwellen wurden heftiger und höher, die Steuerleute arbeiteten wieder stark, wir waren am Rande des Falles. Das Vordertheil senkte sich stark, wir standen in Spannung auf dem Hintertheil des Flosses; mit einer enormen Schnelligkeit schossen wir hinunter, umgeben von aufgeregten, schaumbedeckten Wellen, die nun das ganze Floß mit Wasserfluthen bedeckten; wir sprangen auf die Theertonnen — nun klopfte das Herz mir denn doch etwas — und schützten uns, so gut wir konnten. Es dauerte nicht lange, alles ging glücklich, bald waren wir aus diesem Wassergetöse und Gebrause und dem weißen Milchschaum hinaus, die Gefahr war überstanden, und wenn wir auch durch den Fall förmlich dahingeflogen waren, so floß doch nun das Fahrzeug ruhig dahin und das Schlimmste war vorüber. Etwas beklommen war mir zuletzt doch gewesen.

Als wir nun schließlich wieder auf ruhigem Wasser schwammen, freute es mich sehr, diese Eigenthümlichkeit des Landes gesehen und mitgemacht zu haben. Nun arbeiteten alle, Leute und Passagiere, aus Leibeskräften, um gut ans Land zu kommen, denn wir waren mittlerweile dicht vor Fjo. Wir setzten das Floß fest ans Ufer

und wurden von unsern Freunden und Bekannten mit lautem Hurrah empfangen. Mittlerweile war es aber halb 12 Uhr, also fast Mitternacht geworden, trotzdem war es noch so klar und hell wie am Tage, die Luft war still, wenn auch etwas kalt und eine zarte Abendröthe färbte den nordwestlichen Horizont.

Wir vergaßen die Nacht gänzlich. Ein gutes Abendessen gab uns neue Kräfte, wir sprachen viel von unseren letzten Erlebnissen und die anderen hörten aufmerksam zu. Allmählich kamen wir in eine recht heitere Stimmung, es wurde 12 Uhr und der junge Bergbom, dessen Namenstag Erik heute war, wurde auf einen Stuhl gesetzt, in die Luft gehoben und auf und nieder gewogt. Er ließ Champagner kommen und dieser feine, aromatische, feurige Wein erhöhte unsere Fröhlichkeit; ein Wort folgte dem andern, es wurde gelacht und gescherzt und keiner dachte an Müdigkeit.

Draußen war es klar und schön, die freie Natur schien sich beleben zu wollen, es wurde 1 Uhr, einzelne Vögel zwischerten furchtsam, die Sonne sendete schon einzelne Strahlen, wir konnten uns unmöglich zur Ruhe legen, fanden einen Ball, theilten uns auf einem ebenen Platz in zwei Abtheilungen und spielten nun alle mit dem lebhaftesten Interesse unser Ballspiel. Einige gute Schläger waren unter uns und der Ball flog, daß es eine Lust war zuzusehen. Wir liefen und behandelten das Spiel mit einem Ernst und Eifer, wie vor 10 bis 16 Jahren und die älteren Leute, die sich uns zugesellt hatten, trieben es ebenso eifrig wie wir.

So verging eine gute Stunde; mit unserm Schlaf war es so gut wie vorbei, man ging weiter und gedachte des Eriktages. Kapitain H. E. Höckert hieß ebenfalls Erik. Da wurden die jungen Buchhalter von Franzén und Granberg, die auch Ball mit uns gespielt hatten, beauftragt, die Gewehre zu laden, bei Bergbom fand sich noch eine große Trommel und eine lange Trompete, wir bewaffneten uns alle mit diesen Instrumenten und zogen nun in Prozession zu Höckerts Bude. Es war 3 Uhr Morgens, wir stellten uns auf, die Gewehre wurden unter seinem Fenster abgeschossen, auf der Trommel folgte ein donnernder Wirbel, der von den langen schrillenden Signalen

der Trompete begleitet wurde. Die Schläfer fuhren aus den Betten und ans Fenster, Höckert stand auf und kam in die Thür. Mit einem lauten Hurrah wurde er von uns empfangen und ihm feierlich gratulirt. Nun bat er uns, in seine Wohnung zu treten. In einem engen, niedrigen Stübchen lagen vier Menschen und schliefen, es war eine große Hitze darin und dumpfe Luft, dabei wenig Platz. Es half aber nicht, er traktirte uns mit Sherry, der allerdings in dieser Luft nicht gerade lieblich schmeckte. Dann legten sie sich wieder zum Schlafen nieder und wir gingen in unser Wirthshaus und tranken Kaffe. Die Uhr war vier geworden und so gingen wir, Franzén und ich, zusammen nach Hause, um noch etwas Ruhe zu suchen.

Mittlerweile waren in der Nacht viele Flöße angekommen und Franzén wurde um 5 Uhr schon wieder von neu angekommenen Floßbauern geweckt, die ihm Balken und Theer brachten. So kam ein Floß nach dem andern und sammelten sich dieselben am Ufer bei Ijo. Sie brachten Balken, Planken, Theer, Böte, Birkenholz aus dem Innern und nun begann der Handel mit den Bauern. Der Ijofluß ist der wichtigste von allen für die Zufuhr von Theer, Balken ꝛc., theils weil er am tiefsten ist, theils auch, weil er am weitesten in das Innere des Landes hineingeht und an seinen Ufern und Umgebungen die meisten Bauern wohnen, die Theer brennen und Balken hauen. Sie kommen an 20 bis 30 Meilen aus dem Innern nach Ijo hin, verkaufen hier ihren Theer und ihre Balken und wandern dann zu Fuß wieder in ihre Heimath zurück. Jeder Kaufmann hat seine Bauern, mit denen er in Verbindung steht, ihnen im Laufe des Winters Geld, Korn, Salz u. dergl. vorschießt und sich nun im Frühling mit Theer, Balken ꝛc. deckt. Es ist immer ein großes Vertrauen, was den Bauern geschenkt wird, oft wird es auch getäuscht, aber im Ganzen sind die Bauern ehrlich. Die Preise für Balken sind billig. Für einen Balken von 30 Fuß Länge und 8 bis 10 Zoll Dicke zahlte Franzén 50 bis 60 Kopeken Silber. Ein Floß (dasjenige, mit dem wir durch die Wasserfälle fuhren) von 99 dicken schönen Balken bezahlte Franzén mit

63 Rubel Silber und zwei Tonnen Salz, also mit 60 Kopeken Silber per Balken. Ein neues Boot kostet 3—6 Rubel Silber, je nach der Größe.

Nun kam den ganzen Tag über ein Floß nach dem andern an, so daß bis zum Nachmittag 4 Uhr, als ich abreiste, ca. 160 Flöße da waren und an den Seiten des Stromes eine Masse Theer beisammen lag. 13 bis 14000 Tonnen auf ca. 400 Flößen sollen durchschnittlich im Frühjahr hier in Ijo angebracht werden, auch ebenso viele Balken im Verhältniß und stockar, d. h. unbehauene Balken, die dünner sind, zum Bauen der hiesigen Holzhäuser, 20 Fuß lang, zu 15 Kopeken Silber per Stück. Nur kurze Zeit dürfen diese Flöße die Ströme benutzen. Es bestehen Gesetze darüber und 11 Tage nachdem der große See Pudasjärvi im Innern des Landes aufgegangen ist, dürfen die Fischer schon ihre Pattern (Pfahlricke) zum Lachsfang aufrichten und dann ist es mit dem Flößen vorbei.

Dies Flößen ist für die Bauern eine angreifende Arbeit; sie müssen während dieser Zeit Tag und Nacht in Bewegung sein; liegen nur selten still, wenn zu hohes oder zu niedriges Wasser ist, und dann werden diese Leute, namentlich beim Steuern durch die Wasserfälle, oft gänzlich durchnäßt. Die gefährlichsten sind hier die Rakasakifälle, die hoch herunterstürzen, gefährliche Steine und starken Strom haben. Wenn sie diese hinunterfahren, müssen sie auf ihren Flößen oft bis unter den Armen im Wasser stehen; durchnäßt werden sie täglich, oft stündlich. Leider suchen sie dann durch Branntwein die Erkältungen, Frost und Ermüdung niederzuschlagen.

Oberhalb des Stromes sind auch mehrere Sägen gelegen, die ihre Produkte auf die nämliche Weise herunter befördern. Auch eine Art Jahrmarkt von anderen Sachen wurde in Ijo abgehalten. Viele der Uleåborger Kaufleute hatten Waaren mitgebracht und diese in Buden ausgestellt. So fehlte das dazu gehörige Volkstreiben von Käufern und Käuferinnen u. s. w. nicht.

Ich fuhr am andern Nachmittag um 3 Uhr, nachdem ich

meinem Freund Franzén herzlich die Hand gedrückt hatte, bei heftigem Regen ab. Um 8 Uhr erreichte ich Uleåborg.

Nun mußte ich aber auch gleich weiter südwärts reisen. Schon um 3 Uhr Morgens rüstete ich, es war der erste Pfingsttag am 19. Mai, um 5 Uhr wollte ich mein Kabriolet besteigen, da saß Schramm am Fenster, schrieb und sagte mir: „Wenn Sie noch eine Stunde warten, so fahre ich mit." Das that ich und las inzwischen nochmals meinen von Lübeck erhaltenen Brief. Darin stand, daß mein Bruder Fritz auf dem „Steinwärder" auf der Reise von Valparaiso nach Lübeck von der großen Raae aufs Deck gefallen und daß er zum Kapitain desselben Schiffes ernannt sei. Viel Unglück und Glück auf einmal, gebe nur der liebe Gott, daß seine Gesundheit nicht weiter gelitten hat.

Der Tag wurde schön, die Wärme begann und der Frühling wird uns hoffentlich begleiten, denn wir reisen dem Süden zu. Die Wege waren gut, wir sahen schon viele Knospen an den Bäumen und die Vögel sangen lustig in den Zweigen. Es wurde wärmer, wir legten die Pelze bei Seite und kamen nach Brahestad; ich hatte nur einige Geschäfte zu erledigen, so daß ich früh am andern Morgen weiter reisen konnte. An sonnigen Plätzen war schon entfaltetes Laub und jedes Blatt in seiner hellgrünen Farbe erfreute mich, ich konnte das zarte Grün garnicht genug ansehen, und war immer in recht dankbarer Stimmung. Bei schnellem Fahren erreichte ich Gamla Carleby in 15 Stunden. Trotz großer Ermüdung mußte ich noch eine Gesellschaft bei Herrn Lundström besuchen und traf Schramm und Falke dort.

Dieses schöne Frühjahr macht mir große Freude; der schnelle Wechsel vom Winter in Ijo bis jetzt, wo die Bäume belaubt sind, versetzt mich in wahre Wonne. Am nächsten Abend nach beendetem Geschäft ging ich hinaus in die frische freie Natur, wo der schöne stille warme Abend alle Grillen vertrieb. Ich saß bis 11 Uhr auf einem Stein; die Vögel sangen in die helle Nacht hinein, die Birken dufteten, ich ließ Vergangenheit und Zukunft mit manchem

Luftschloß in meinen Gedanken vorübergehen und eilte dann nach Hause, um zu packen.

Um 4 Uhr Morgens fuhr ich nach Jakobstad und am nächsten Tag nach Ny Carleby. W. hat inzwischen Konkurs gemacht, ein bedeutender Verlust! Ich besuchte unter andern auch meinen alten, leider so kranken Freund Lybeck. Er konnte nur leise sprechen, der arme Mann, er hat alles, was zum äußeren glücklichen Leben gehört, und ist doch höchst unglücklich, denn die Gesundheit fehlt.

In diesen Gegenden giebt es eine Menge Pietisten, die eine Sekte bilden und sich durch einen einfachen frommen Lebenswandel auszeichnen. Sie haben auch eine besondere Tracht; die Männer haben ganz dunkle, meistens schwarze Röcke mit stehendem Kragen, die Frauen und Mädchen schwarz-blaue Tücher über dem Kopf. Sie singen und beten viel, die Kinder werden in strengen Grundsätzen erzogen.

Von Wasa ging es nach Björneborg und immer weiter in meinem Kabriolet ins Innere Finnlands nach Tammerfors und Tavastehus, Borgå und Lovisa. Die Gegend ist fruchtbar und recht bebaut, man findet sehr hübsche Güter mit regelmäßigen Gebäuden, schönen Höfen, großen Brennereien, Weiden, großen Kornfeldern, auf denen das Getreide sehr gut steht, auch Viehbestände bis zu 100 Kühen. Doch haben die Landleute hier auch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Nächte sind meistens kalt, schon um Johannis stellen sich zuweilen Nachtfröste ein, die der Ernte dann leicht schaden. Man sieht auch dem Ganzen an, daß hier Wohlhabenheit herrscht.

Bergige und felsige Gegenden wechselten mit lieblicheren ab. Ein heftiges Gewitter entlud sich über uns; dann strahlte am anderen Morgen alles wieder im schönsten Sonnenlicht, die Seen spiegelten sich darin, die Vögel, auch die nordische Nachtigall (talltrast), sangen ihr eintöniges Morgenlied. Der Roggen stand in vollen Ähren auf den Feldern. Die Gegend war und blieb schön, man konnte sich nach der Schweiz oder Tyrol versetzt glauben.

Das Sielengeschirr des Pferdes war schlecht, die Leine riß und plötzlich lag ich mit Pferd und Wagen im Graben. Es ging noch glücklich ab, aber bei den vielen steilen Bergwegen hätte es schlimm werden können.

LIII.

Tammerfors. — Borgä. — Helsingfors und Sveaborg. — Seereise nach Åbo.

So kam ich denn nach manchen Mühen und Erlebnissen nach Tammersfors, einer Fabrikstadt, die ganz romantisch in einem Thal von Bergen umgeben liegt und viele große Gebäude, Fabriken und hohe Schornsteine hat. Eine große Baumwollenfabrik und Spinnerei ist die hauptsächlichste hier, dann giebt es aber auch eine Ölschlägerei, Papierfabrik, Strumpfwirkerei, Tuchfabriken ꝛc. Alle diese Werke benutzen einen bedeutenden Wasserfall, der in der Mitte der Stadt die Verbindung zwischen zwei Seen herstellt, stark rauscht und schäumt und immer gleich starken Wasserzufluß hat mit 36 Fuß Fall, der sich auf die Länge einer Werst vertheilt. Diese Fabriken geben gute Rechnung und beschäftigen eine Menge Arbeiter. Interessant war eine Papiermaschine, wo man in Wasser aufgeweichte Lumpen hineingießt und, nachdem diese einen weiten Weg über Walzen ꝛc. gemacht haben, am letzten Ende in Bögen geschnitten als fertiges Papier herauskommen.

Meine Reiseroute war folgende gewesen: von Björneborg nach

Hamäla	22¼	Werst	Pavita	11¼	Werst
Mustola	8¾	„	Lamoutaka	18	„
Ylertara	13⅙	„	Jallmis	14½	„
Lautokyla	21⅜	„	Haavisto	15	„
Hotila	15¼	„	Tammerfors	17½	„

Ich fuhr wie durch einen Park nach Tavaſtehus. In alten ſchwediſchen Zeiten war es ein Waffenplatz mit Kaſernen u. ſ. w. geweſen, auch jetzt liegen noch einige Kompagnien ruſſiſche Soldaten hier. Im Wirthshauſe traf ich einen Lübecker als Kellner. Er war längere Zeit in Lübeck im Hotel Fünf Thürme geweſen und wußte in ſeiner Freude, einen Landsmann zu ſehen, garnicht, wie er mir in jeder Hinſicht gefällig ſein ſollte. Dann hörte ich, daß ein Fräulein Haltermann aus Lübeck hier eine Mädchenpenſion halte, und beſuchte ſie. Sie lebte hier anſcheinend zufrieden und glücklich. Ich mußte ihr viel von unſerer Vaterſtadt erzählen, es machte ihr anſcheinend große Freude. Sie ſchenkte mir Blumen und bat um Beſorgung eines Briefes nach Lübeck.

In Borgâ war eifriger Geſchäftsbetrieb. Dann begab ich mich wieder auf die Reiſe und war 6 Uhr Abends in Helſingfors.

Die Stadt liegt außerordentlich hübſch am Meer und hat einen Hafen, wo die größten Kriegsſchiffe bis zum Quai kommen können; es liegen mehrere Felsinſeln, ſogenannte Holme, in der Nähe, meiſtens mit Gebäuden verſehen, und die Feſtung Sveaborg, die auf mehreren großen Felſenplateaus vertheilt iſt, bildet den Eingang zum Hafen und zur Stadt Helſingfors. Nur einen Eingang hat dieſer Hafen und derſelbe wird dermaßen durch Kanonen vertheidigt und beſtrichen, daß es in Kriegszeiten kaum möglich iſt ihn zu paſſiren. An dieſem Hafen liegt das societätshus, wo ich einkehrte.

Aufrichtig geſagt, war ich recht froh, daß es jetzt mit den Landreiſen zu Ende war, denn die Unannehmlichkeiten der Beförderung auf den Zweirädern und die Unkenntniß der finniſchen Sprache beim Durchreiſen des inneren Landes haben doch manche Schwierigkeit. Nachdem ich mich im Hotel und in meinem Zimmer eingerichtet hatte, machte ich einen Spaziergang nach Kaiſaniemi, einem ſehr hübſchen öffentlichen Stadtpark. Wie lange hatte ich keine Gartenanlagen, Bosquets und Baumgruppen geſehen! Mit rechter Herzensfreude ging ich in den Alleen und laubigen Gängen umher, dann zu Ausſichtsplätzen mit freien Blicken auf Gewäſſer, die offene See, Schiffe, bebaute Inſeln, Holzungen und ſegelnde Böte; die einzelnen

Pavillons, die vielen hübsch und geschmackvoll gekleideten Menschen, alles war mir ungewohnt und machte daher einen so freundlichen Eindruck. Seit langer Zeit war ich in keiner Residenz oder Großstadt gewesen.

Mehrere deutsche Reisende waren hier: Harff, Trost und Zuhr. Letzterer ist ein Konkurrent-Reisender für Bruhns & Sohn in Lübeck, und wenn wir auch beide vorsichtig in unseren Äußerungen waren, suchten wir uns doch gegenseitig zu ergründen. Ich sprach mehr über gleichgültige Dinge, weniger über das Geschäft.

Auch eine hübsche Esplanade hat Helsingfors. Hübsche laubige Bäume beschatten einen breiten Spazierweg und namentlich in den Mittagsstunden bei schönem Wetter geht hier die elegante Welt der Stadt spazieren. Ich gedachte dabei der zahlreichen Alamedas in Spanien und der Spanierinnen mit ihren Gluthaugen.

Die Straßen der Stadt sind belebt und haben schöne glänzende Läden. Eine Menge Russen kommen im Sommer hierher, um zu baden, ihre Freiheit zu genießen und gewissermaßen auf dem Lande zu leben. Dann machen sie zugleich ihre Einkäufe zum Winter, equipiren sich vollständig und gehen damit nach Rußland zurück, denn dort ist der Zoll auf diese Artikel viel größer als in Finnland. Dabei machen die Kaufleute hier ein sehr gutes Geschäft und einzelne Kaufleute wie B. sind reich dabei geworden. Wer hier zu Lande vorwärts will, fleißig und sparsam ist, dem gelingt es auch. Das hiesige Theater ist recht gut, sowohl das Schauspiel wie die Oper. Die Mitglieder der letzteren lernte ich im Hotel, wo ich wohnte, kennen.

Eines Nachmittags segelte T. mit mir nach Sveaborg; es war eine höchst angenehme interessante Tour. Diese Festung macht einen trotzigen Eindruck, sobald man die ersten Felsen betritt. Hohe Mauern, hohe Wälle zur Seite des Hauptthors, dann große Plätze im Innern, mit langen, einförmigen Gebäuden eingefaßt, die als Kasernen gebraucht werden. Auf dem Platze exerzirten russische Soldaten und Tambours und Trompeter übten ihre Signale ein. Auf einer Felsspitze stand die Citadelle. Mehrere Inseln sind

durch Brücken mit einander verbunden und zwischen diesen Inseln ist so tiefer Grund, daß selbst die größten Kriegsschiffe sich im Nothfall in die Festung hinein flüchten können. Große Kasernen liegen an mehreren Stellen und die Offiziere haben ihre Wohnungen in verschiedenen Flügeln derselben. Ein abgetakeltes altes Linienschiff dient auch als Kaserne. Auf einem weiten Raum, der auch als Exerzierplatz benutzt wurde und wo sich die Kommandatur befand, stand ein schönes Denkmal, in Erz gegossen, das dem Erbauer der Festung (Graf Ehrenswärd) gesetzt ist. Enorme Anker, eine große Anzahl fertiger Kanonen, Mörser, Bomben, Kanonenkugeln ꝛc. lagen an den Seiten der Plätze und alles machte einen recht kriegerischen Eindruck.

Nach einigen Stunden Aufenthalt segelten wir wieder zur Stadt zurück, sehr erstaunt über die Großartigkeit dieser alten Festung.

Der folgende Tag verging unter mannigfachen Besuchen und ich hatte die Freude, einige gute Geschäfte abzuschließen.

Am nächsten Abend waren wir zu Stenberg eingeladen, wo wir auch die Sänger und Sängerinnen der hiesigen Oper trafen. Als Frau Stenberg sie bat etwas zu singen, schlugen sie es sämmtlich ab, da sie, wie sie äußerten, am folgenden Tage im Theater singen müßten. Das war recht schade.

Ich wollte am andern Tage mit dem Dampfer „Storfursten" nach Abo; wir erwarteten seine Ankunft in der Nacht.

Nachträglich will ich noch das Stationsverzeichniß meiner Landreise von Tammerfors über Tavastehus nach Borgå geben.

Von Tammerfors nach:

Hallfasti	9¾	Werst	Turingi	16	Werst
Huntjärfvi	10¼	"	Turkhautta	15½	"
Onkala	15	"	Dis	15	"
Ilmola	16	"	Sellinge	16¼	"
Mjerola	20¼	"	Säxjärvi	16¼	"
Tavastehus	8½	"	Monnbye	13¼	"
			Borgå	13¾	"

Als ich im besten Schlummer lag, wurde ich um halb 4 Uhr geweckt; der „Storfursten" sei angekommen. Schwer wurde mir das Aufstehen, indeß ich war vorbereitet und ging an Bord. Erst gegen 7 Uhr kamen wir fort, es stürmte ziemlich stark; das Schiff kam von St. Petersburg und hatte eine schlechte Reise gehabt. Einen Herrn Müller nebst Frau lernte ich kennen, freundliche artige Leute, sie wollten wie ich über Åbo nach Stockholm, also wurden wir Reisegefährten. Anstatt Abends 7 Uhr kamen wir erst um 1 Uhr Nachts in Åbo an. Hier bin ich immer sehr gerne, habe viele befreundete Familien, in denen ich verkehren kann, und man nimmt mich überall wohlwollend auf. Mit meinen Resultaten in geschäftlicher Hinsicht bin ich zufrieden. Leider mußte ich mich dieses Mal sehr beeilen, da ich in vier Tagen mit dem kleinen Dampfer Åbo nach Stockholm reisen wollte. Leider wurde eine Bestellung, die der Admiral von Schanz, den ich kennen gelernt hatte, mir sagen ließ, nicht gemacht. Ich möchte nämlich am Sonntag mit dem Regierungsdampfer „Nordvakten" ihn nach Stockholm begleiten. Der „Nordvakten" ging am Sonntag und kam glücklich in bequemer Reise nach Stockholm. Nun mußte ich mit vielen Passagieren auf dem kleinen Dampfer Åbo fahren. Wir hatten sehr stürmisches Wetter und liefen einmal auf eine Sandbank. Dadurch verzögerte sich die Ankunft in Stockholm sehr. Ein Professor las der Gesellschaft aus meinem Buche fänrik stål vom finnischen Dichter Runeberg verschiedene Abschnitte vor und erntete vielen Dank. So verging der Abend einigermaßen. Jetzt kam aber die Nacht, kein Mensch konnte sich niederlegen, denn Betten gab es nicht, kaum Sitzplätze. Ich sprach mit den Matrosen und bekam von einem seine Schlafstelle; so war ich doch wenigstens unter Deck, obwohl ich mich mit meinem Oberrock hinlegen mußte und nur bis zum Knie Platz hatte, der untere Theil der Beine mußte draußen bleiben. So verbrachte ich die Nacht in einer höchst unbequemen Lage.

LIV.

Stockholm. — Der Thiergarten. — Empfang der Kronprinzessin und Trauung des kronprinzlichen Paares. — Erinnerungen an Bomarsund. — Heimreise per Svithiod.

Gegen Morgen langten wir endlich in Stockholm an. Kurz vor uns war die niederländische Prinzessin Louise angekommen, welche den Kronprinzen (späteren König Karl XV., geb. 3. Mai 1826) heirathen sollte. Den feierlichen Empfang in der Hauptstadt erlebten wir nicht mehr.

Einige Tage mußte ich hier noch warten, bis der erste Dampfer nach Lübeck abging. Mit Herrn Müller und Frau ging ich zum Thiergarten; wir aßen dort und eine Flasche Wein, die wir auf die nun glücklich beendete Reise leerten, brachte uns in eine fröhliche Stimmung. Der Thiergarten ist so schön und alles kam uns sonntäglich und besonders feierlich vor. Dieser herrliche Park übte die alte Anziehungskraft aus mit seinen mächtigen Eichen, frischen sauberen Rasenplätzen, guten Wegen, Felsen und Klippen in den Meerbuchten und Wasserzügen, genug, hier im Thiergarten findet man alles, was zu einer schönen Gegend gehört.

Im königlichen Schloß Rosendal waren Garten und Thore offen für das Publikum, die Musik spielte und die königliche Familie war anwesend. Der König begiebt sich gern unter sein Volk, ist auch beliebt und hat eine sehr freundliche Art zu grüßen, die aller Herzen gewinnt. Es ist König Oskar I., der mit einer Prinzessin Leuchtenberg verheirathet ist. Seine Stellung ist ganz anders als die des Kaisers in Rußland, wo sich der Fürst mit Wache und Polizei umgiebt und man ihn fürchtet.

Später ordnete ich in aller Ruhe meine Briefe, Kasse und Papiere, Abrechnungen und sonstigen Angelegenheiten. Nachmittags

besuchte ich meinen Freund Bergman und fuhr mit ihm nach dem königlichen Lustschloß Haga, wo die ganze königliche Familie speiste, durch die hohen Glasfenster konnte man deutlich die Herrschaften sehen. Bei dem schönsten Wetter fuhren wir durch die schattigen Alleen in einen herrlichen Park, wo eine Menge starker Eichen mit schönem Unterholz und Gebüsch an großen Rasenflächen standen. Man hatte oft die überraschendsten Blicke in die weite Ferne. Die königliche Familie bestieg ihre Wagen, um spazieren zu fahren. Herr Bergman und ich trafen in unserm Kabriolet gerade bei der Hauptwache mit den Hofequipagen zusammen. Die Trommel wurde gerührt, unser Pferd wurde scheu, bäumte und hob sich, so daß ich dachte, es gehe mit unserm Fuhrwerk rückwärts über; der König, dessen Vorderpferde seines Vierspänners wir fast berührten, machte eine abwehrende ängstliche Bewegung, da gab aber Bergman dem Zügel seines Pferdes Luft und nun fuhren wir mit möglichster Schnelligkeit beim König vorbei in eine Seitenallee hinein. Wir waren froh, daß diese Begegnung noch so glücklich abgelaufen war. Im scharfen Trabe fuhren wir nun nach dem Thiergarten zu Bergmans Familie und machten mit ihr einen sehr interessanten Spaziergang in ganz unbekannte Gegenden des Thiergartens; ich genoß so recht meine Freiheit und die herrliche schöne Waldnatur.

Eine herrliche Fahrt auf dem großen Mälarsee brachte uns mit vielen Hunderten von Menschen nach dem Schloß Drottningholm, hier wurde die künftige Kronprinzessin eingeführt. Drei große Korvetten, einige Briggs und Kriegskutter lagen am Skeppsbro beim Schlosse. Von einem Maste zum andern wehten die schönsten bunten Flaggen. Böte und kleine Dampfer kreuzten in Menge dazwischen und brachten von allen Seiten neue Gäste herbei. Bei und im Schlosse wogten eine Menge Menschen. Alle Läden waren geschlossen, die Komptoire ebenfalls, es war ein vollständiger Feier- und Festtag. Auf Norrbro, vor dem Eingang zum Schloß, waren verschiedene Guirlanden mit „Välkommen" geschmackvoll mit Fahnen drapirt. Es wurde 11 Uhr, die Menschenmenge sammelte sich

auf den Schloßtreppen und Aufgängen von Norrbro; auf dem Theaterplatz standen einige Schwadronen Leibgarden zu Pferde (Husaren) aufgestellt und die ganze Drottningsgata wimmelte von Menschen.

Als der Hochzeitszug die Stadt durch die genannte Straße betrat, begannen auf ein gegebenes Zeichen die Kriegsschiffe Kanonenschüsse in regelmäßiger Zeitfolge abzugeben. Endlich hörte man in der Ferne Hurrahrufen, die Menschenmenge in der Drottningsgata wurde lebhafter, man sicherte sich einen Platz an der Seite und in der Ferne erschienen ungefähr 30 Equipagen, welche zur Galacour aufs Schloß fuhren. Zuerst die Ältesten und der Magistrat der Stadt, zum Theil abenteuerliche Gestalten in weißen Westen, blauem Frack mit blanken Knöpfen u. s. w., dann ein langer Zug von Leibhusaren, diesem folgte ein Zug norwegischer Jäger zu Pferde, grün mit rothen Casquets. Dann kam eine Reihe der alterthümlichsten Hofwagen, die Jahrhunderte lang in den Remisen gestanden haben mögen, gelbe Kutschen mit rothen Untergestellen, die so schwer waren, daß die Pferde, obwohl sie stark und kräftig waren, sich ganz matt gearbeitet hatten und der Schaum unter dem reichen Geschirre lag. Dieses war alterthümlich abenteuerlich mit grünen und braunen Lederlappen verziert. In diesen Wagen saßen nun verschiedene Personen vom Hofe, alt und jung, mit vielen goldverzierten Uniformen und Orden; sie sind bei solchen Festen die sich stets wiederholenden Erscheinungen. Dann kam der Kronprinz in einem großen, reich vergoldeten Krönungswagen mit Krone und Szepter auf dem Verdeck. Große Glasfenster bildeten die Seiten des Wagenkastens und sechs braune Pferde mit gelblichem ledernen Geschirr, das mit Silber und rothem Leder verziert war, zogen diese Staatskarosse. Dann folgte die Braut und deren Mutter und einige Wagen mit Hofkavalieren schlossen den Zug. Auf dem Balkon des Schlosses stand die ganze königliche Familie, umgeben von dem großen Hofstaat; das Volk rief „Hurrah" und der König dankte sehr freundlich.

Gegen 4 Uhr sammelte man sich wieder, um den Zug vom

Schlosse zur stora kyrka (großen Kirche) zu sehen, wo das kronprinzliche Paar getraut werden sollte. Menschenmengen überall, Matrosen waren auf die Felsen hinter dem Schlosse hinaufgeklettert, auf der Statue von Gustav III. saßen junge Leute und ich hatte meinen Platz bei der Schloßtreppe. Das Warten in der heißen Sonne war keine Annehmlichkeit und man stand fest eingezwängt. Der Weg vom Schloß dem Skeppsbro entlang zur Kirche war mit Brettern belegt, die mit blauem Tuch verkleidet waren; an beiden Seiten stand Infanterie in doppelten Reihen und hielt das Volk ab. Endlich schlug die Stunde, das Militair präsentirte das Gewehr, an verschiedenen Stellen begannen die Musikchöre zu spielen, die Offiziere traten in die Linien und der Zug kam. Voran gingen 20 Hellebardiere in langsamem Tempo, dann folgte das Ministerium, hohe Staatsbeamte in glänzender Uniform, darauf das Corps der Pagen, hübsche Knaben in blauer Tracht, mit Goldtressen verziert und den Degen an der Seite, Kammerherren in Gala, das Offizierkorps, voraus alte würdige Generäle. Sehr hübsch war die Kavallerie, Flotte und Artillerie meistens durch kräftige Männer repräsentirt.

Den Hauptpersonen voran schritten Herolde in roth sammeten Talaren und einige Hofbediente. Unter einem blau seidenen Baldachin mit Federbüschen an jeder Ecke, der von vier handfesten Dragonern getragen wurde, ging der Bräutigam, der Kronprinz von Schweden, und links von ihm sein Schwiegervater, der Prinz der Niederlande, Bruder des Königs von Holland, an seiner rechten Seite sein Vater, der König Oskar I. von Schweden, in reicher Uniform mit Federhut. Rings umher befand sich eine Menge hoher Hofbeamten.

Dann folgte der zweite Baldachin. In der Mitte ging die Braut, die Prinzessin Louise der Niederlande, im einfachen weißen Atlaskleid, eine einfache goldene Kette um den Hals und die Myrthenkrone im Haar. Sie sah sehr bewegt und blaß aus, hatte aber etwas sehr Ansprechendes. Rechts ging die schwedische Königin in prachtvoller Toilette, links von ihr die Mutter der

Braut, eine geborene preußische Prinzessin; ihr folgten eine Menge meistens schöner Hofdamen. Hinter diesen kam Prinz Oskar, der Seemann (jetziger König), ein langer schlanker junger Mann, der seine Schwester, die Prinzessin Eugenie, führte.

Nun folgte ein dritter Baldachin, unter welchem die alte Königin, Wittwe von Bernadotte, ging, geführt vom dritten Sohn Gustav (der bald nachher starb), gefolgt von Kammerherren und Hofdamen. Den Schluß bildete ein langer Zug von Damen aus dem Adel Schwedens, je zwei und zwei, alle in weißen Atlas-Schleppkleidern und mit Blumen im Haar. Fast alle hatten schöne Gestalten und edle Züge, wodurch sich namentlich der Adel Schwedens auszeichnet.

Um 7 Uhr donnerten die Kanonen aufs Neue, der Zug kam aus der Kirche zurück und das Paar war getraut. Es war wirklich eine königliche Feierlichkeit.

Bevor ich diese nordische Reise beschließe, möchte ich einer interessanten Episode kurz erwähnen, welche ich fünf Jahre später aufzeichnete.

Als ich Ende April 1855 von Finnland nach Schweden eine gefährliche Reise über das nur theilweise haltbare Eis des Meeres machte, passirte ich auf der Insel Aland die bekannte russische Festung Bomarsund, welche 1854 von den vereinigten englischen und französischen Flotten in Grund und Boden geschossen wurde. Es waren nur Ruinen übrig geblieben; ein Gewirr von Granitblöcken, Ziegelsteinen, Quadern und enorme Massen von Schutt lagen in den Wallgräben. Kein Mensch wohnte mehr hier, es herrschte die Stille der Einöde, überall ein Bild des Todes an der Stelle des früher stark befestigten Forts Bomarsund, das bis vor Kurzem so trotzig dalag.

Endlich war der Tag meiner Heimreise herbeigerückt. Ich schiffte mich auf dem Dampfschiff „Svithiod" in Stockholm ein und fand recht angenehme Reisegesellschaft in dem mir von Finnland bekannten Admiral von Schanz und dessen Familie und dem Konsul Sneckenström von Borgâ. Auch der Adjutant des Prinzen

der Niederlande machte die Reise mit und erzählte Vieles und Interessantes. Von Travemünde fuhr ich mit einem Wagen nach Lübeck. Als ich zur Herrenfähre kam, sah ich plötzlich meinen Vater, der auf der Brücke saß und mich erwartete. Ich ließ Wagen und Gepäck in Stich und ging mit ihm zu Fuß zur Stadt. Wir hatten uns viel zu erzählen und zu besprechen und freuten uns recht des Wiedersehens. Die übrige Familie traf ich auf dem Garten.

LV.

Hochzeit meines Bruders Paul. — Tod meines Vaters. — Geschäftliche Veränderungen. — Schluß.

Die nächste wichtige Begebenheit war die Hochzeit meines Bruders Paul in Depenau. Einige Tage nach meiner Rückkehr reisten meine Eltern, Schwester Elise, Wilhelm und ich dorthin. Die Hochzeitsfeier war am 26. Juni und nahm einen fröhlichen und festlichen Verlauf mit Trauung und Diner. Die Gäste waren uns meistens unbekannt, daher war alles etwas förmlich, jedoch das Glück des jungen Paares war groß.

Vater finde ich schwächer, der kräftige Mann von früher ist er nicht mehr. Er spricht viel von seinem Tode und wie es nachher gehalten werden soll, es thut Einem weh, das zu hören.

Am 14. Juli reiste ich mit der Eisenbahn nach Bordesholm und dann zu Wagen durch das fruchtbare schöne Holstein nach Depenau. An der Thür des Pächterhauses empfingen mich Emma und Paul recht glücklich und heiter. Es war gerade ein Fest für die Gutsleute. Paul führte den Zug zur Meierei mit einer alten Tagelöhnerfrau an, Emma hatte den alten Vogt, die erste Person der Gutsleute, am Arm. Es machte mir viele Freude, mit dem jungen Paare einige Tage zu verleben. Beide sind tüchtig und

umsichtig in der Wirthschaft und gehen so niedlich miteinander um. Ich wurde ganz heiter. Unter einem schattigen Kastanienbaum tranken wir Morgens Kaffe, dann ging ich mit Paul zu Feld, sah sein schönes Korn, Heu und Rappsaat. Am zweiten Tage, Abends beim herrlichsten Wetter, gingen Emma, Ullinka und ich durch die Wiesen, Koppeln und Hecken in ein prachtvolles Buchenholz, sie nannten es Marienhain (auch Kloster), es war dort so kühl und so schattig. Am Rande des Waldes war eine Bank und von hier hatten wir den Blick auf einen spiegelblanken See, der tief unten zu unsern Füßen lag, die Ufer von grünem Laubholz eingefaßt. Allmählich verschwand die Sonne hinter den Baumwipfeln; wir blieben noch unter dem hohen Dome der schlanken Buchen und gerne hörte ich den freundlichen harmlosen Erzählungen von Emma und ihrer Schwester zu. Paul war inzwischen nachgekommen, er war heiter wie gewöhnlich. Wir gingen durch die Wiesen zurück, setzten uns ins Heu, sahen das glühende Abendroth, die roth glänzenden Wolken, dann dunkelte es und langsam schlenderten wir nach Hause. Dieser letzte Abend in Depenau blieb mir lange unvergeßlich; die Liebe und die Zuneigung der Geschwister hatte mir so wohlgethan. Beide brachten mich am Abend noch bis Plön, wo ich die Nacht blieb. Von dort wanderte ich am andern Morgen zu Fuß nach Lübeck. Die Zeit hierauf machte ich wieder meine Vorbereitungen zur Reise nach Mecklenburg. Inzwischen reiste mein Vater auf einige Tage nach Hamburg.

Den Vorabend meiner Abreise verbrachte ich mit meiner lieben Mutter auf dem Garten und freute mich so recht der Heimath und Häuslichkeit. Nachdem ich die ersten Güter und auch Schwerin besucht hatte, war ich froh und vergnügt mit meinem Bruder Franz in Ziebühl beim Baron von Rodde; wir sprachen von unseren Verhältnissen, Lage, Stellung und Aussichten; von unserm Vater, der sich so glücklich in Depenau und Ziebühl gefühlt habe, und ich blieb bis zum Nachmittag 4 Uhr dort. Wir ahnten nicht, welche traurige Veranlassung uns bald wieder vereinen sollte. Ich war kaum eine Viertelstunde vom Gute entfernt, da sagt mein

Kutscher: „Herr Behncke, Ihr Bruder kommt uns nachgeritten.“ In größter Eile erreichte Franz uns und theilte mir einen Brief von Wilhelm mit, worin er schrieb: Vater ist sehr krank, wir hoffen noch, doch ist wenig Hoffnung zur Besserung. Da kehrte ich rasch mit meinem Wagen um, Franz ebenfalls. Theilnehmend empfing uns Baron von Rodde, wir legten meine Pferde vor einen leichten Wagen von Ziebühl und Franz und ich fuhren, so rasch wir konnten, zur Eisenbahn nach Bützow. Knapp erreichten wir den Zug und fuhren nun nach Wismar. Da es noch keine Eisenbahn nach Lübeck gab, so nahmen wir um 8 Uhr Extrapostpferde nach Grevesmühlen und weiter nach Dassow und Lübeck. Die Reise war voll Angst und Ungewißheit im Herzen. Zuerst sprachen wir unsere Gedanken, Sorgen, Kummer und Gefühle aus, dann saß jeder verstört und stumm in seiner Wagenecke und hing seinen Gedanken nach.

Es war wohl 12 Uhr Nachts, als wir das verschlossene Thor in Lübeck erreichten und es dauerte sehr lange, ehe man öffnete. In größter Spannung fragte ich endlich den Unteroffizier: „Wie mag es dem Konsul Behncke gehen?“ Er seufzte tief auf und sagte: „Soviel ich weiß, ist er bei Gott!“ Uns stürzten die Thränen aus den Augen; also dahin, und so plötzlich und schnell!

Wir fuhren nach unserm väterlichen Hause; man erwartete uns nicht, wir klingelten lange Zeit, oben auf meines Bruders Zimmer im zweiten Stock war Licht. Wir warteten mit wahrer Angst, bis die Mädchen öffneten. Von meiner Mutter, die tief traurig und gebeugt war, erfuhren wir die erschütternde Bestätigung, daß unser Vater entschlafen sei. Meine Mutter erzählte, daß Vater die letzten Tage vor seinem Ende noch recht heiter und froh gewesen sei; er hatte seine Söhne Franz in Ziebühl und Paul in Depenau besucht, sich recht an ihrem Glück erfreut, war noch nach dem Kriegsschauplatz und Rendsburg gewesen und am Dienstag den 30. Juli zurückgekommen. Am Sonnabend den 3. August kam er vom Garten zur Stadt. Draußen war er noch herumgegangen, hatte mit dem Gärtner gesprochen und war ganz frisch gewesen. Um 9 Uhr Vormittags trat leichtes Unwohlsein ein, scheinbar vor-

übergehend. Doch hatte unsern geliebten Vater die Cholera erfaßt, die so viele Opfer forderte. Alle angewandten Mittel, alle Liebe und alle Versuche, das theure Leben zu erhalten, blieben erfolglos. Um 9 Uhr Abends begann der Todeskampf und umgeben von den Seinen schied um halb 2 Uhr Nachts mit einem leichten Seufzer die Seele vom Körper sanft und still!

Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich unser aller über den Verlust des treuen Familienhauptes. Unsere Mutter wie wir Kinder, zu denen auch Paul und Emma kamen, waren so betrübt und erschüttert über den plötzlichen Tod des Vaters, daß wir uns zuerst garnicht fassen konnten. Nur unsern lieben Bruder Fritz allein erreichte die Todesnachricht erst später.

Vaters Zimmer blieb vorerst unberührt, so wie er es verlassen hatte, die Uhr auf dem Tische, den Rock ꝛc. über dem Stuhl, Bücher, die er gelesen hatte, auf dem Sophatisch, — wir glaubten, er müsse noch wiederkommen.

Am 6. August war das Begräbniß angesetzt. Um 6 Uhr hielt Pastor K. eine kurze Rede, in der er des Entschlafenen edle Charaktereigenschaften erwähnte und uns Hinterbliebenen tröstete. Dann geleiteten wir unsern lieben Vater zu seiner Ruhestätte bei hellem Sonnenschein, den er so liebte. Draußen auf dem Kirchhofe erwartete ihn noch sein alter Freund Dr. Steche und begleitete ihn auf dem letzten Wege.

Es ist jetzt wegen der Geschäftsübernahme von uns Beiden ein wichtiger, bedeutungsvoller Zeitabschnitt für die ganze Familie und so auch für meinen Bruder Wilhelm und mich.

Die Tage verflossen trübe, doch gewöhnte man sich mehr und mehr an den Gedanken von dem Vater getrennt zu sein. In den ersten Tagen war es uns oft so, als sei dies unmöglich. Wilhelm kam Nachmittags von Hamburg zurück, er hatte vorläufig keine Aussicht, die Konsulatsstellung hier zu bekommen. Der Neffe von Obrist Hodges, ein Mr. Lloyd, ist dazu designirt. Am selbigen Abend gingen mein Bruder Wilhelm und ich zum Dr. Steche und beriethen mit ihm, wie die Geschäftszirkulaire, die erlassen werden

mußten, abgefaßt werden sollten, da meine Mutter als nächste Angehörige zuerst zu entscheiden hatte. Daher übernahm sie vorläufig das Geschäft und mein Bruder und ich stellten uns ihr als Hülfe zur Seite. Auch auf unserm Garten wurde die Wirthschaft durch den Gärtner Sievers in ähnlicher Weise wie sonst fortgesetzt.

Mein Bruder Paul und seine Frau reisten ab und wir gingen in ähnlicher Weise wie sonst unserer Pflichterfüllung nach. Namentlich mein Bruder Wilhelm und ich sind jetzt auf uns selber angewiesen, niemand denkt mehr für uns. Manche Fehler werden wir wohl noch machen, doch mit festem Willen, Geschäftseifer und Anstrengung wird es hoffentlich gehen. Das gute Beispiel unseres tüchtigen Vaters bleibt unser Vorbild. Ernstlich werden wir das Geschäft angreifen und hoffen damit durchzukommen; eine umfangreiche und schwere Aufgabe für uns ist es allerdings.

Es fällt mir auf und, ich kann es nicht leugnen, es berührt mich schmerzlich, daß der Tod meines Vaters nicht mehr allgemeine Theilnahme gefunden hat. Er hatte sehr viele Verdienste um die Stadt und ihre Bewohner. Freiwillig folgten nur drei oder vier Wagen, die übrigen waren für unsere Familie. Besuche kamen nur wenige, genug, alles ging still vorüber. Es ist dies eine etwas schmerzliche, aber heilsame Lehre, seine Pflichten gegen die Seinigen und sein Geschäft zu erfüllen und gegen die Stadt soviel, wie nothwendig und erforderlich ist. Wieviel Sorge und Zeitaufwand opferte mein Vater dem allgemeinen Wohl. Man hört von immer neuen Opfern, welche die Cholera gefordert hat, so der alte Havemann von der Firma Havemann & Sohn und der alte Harms in Firma L. Harms & Söhne. Es stimmt traurig und ernst.

Mein Bruder Wilhelm und ich haben durch die Verwaltung des Vermögens der ganzen Familie eine große Verantwortung. Wir besitzen allerdings ihr Vertrauen, doch ihr Wohl und Wehe in dieser Beziehung liegt auch in unsern Händen. Ich werde unermüdlich das Reisen fortsetzen müssen und weiß, daß angestrengte Thätigkeit das Ganze fördern wird. Das Rauchen habe ich aufgegeben; Vater mochte es nicht, sah es sogar ungern. Auf der

Reise wird es bei Geschäftsbesuchen schwer ganz zu umgehen sein. Nur wenn es nöthig ist, setze ich es fort, sonst nicht.

So fuhr ich denn Nachmittags den 12. August wieder von Lübeck ab, um meine Reise fortzusetzen. Meine Mutter war sehr aufgeregt; sie that mir leid, es war ein anderer Abschied wie sonst. Auch mir war das Herz viel schwerer, alle Angehörigen betrauerten den Verstorbenen und die schwarzen Kleider machten einen düsteren Eindruck.

Ich kam in die schöne freie Natur, wurde getrösteter und ordnete meine Gedanken mehr und mehr. Es war in der letzten Zeit ein Gewirre von Handeln, Beschließen und Denken, daß man kaum zu einer ruhigen Betrachtung kommen konnte. Abends 11 Uhr kam ich nach Schwerin, um bald weiter zu reisen. Ich kam dann in die Güstrower Gegend, traf manche Bekannte und fand viele Theilnahme überall. In Sukwitz traf ich Herrn Blohm aus Lübeck mit Familie. Seines Schwagers, des Herrn Mecklenburg-Gehmkendorf Pachtjahre sind dort zu Ende. Gutsbesitzer Bahlmann-Penzlin (nachher Charlottenthal, dicht bei Kl. Grabow) sagte mir: „Das „sich zur Ruhe setzen" älterer Leute, namentlich zeitig, also mit 60 Jahren, ist nicht rathsam, denn die übrige Zeit des Lebens ist nachher wie überflüssig. Man fühlt sich dann, als habe man seine Schuldigkeit im Leben nicht gethan. Bei Leuten, welche sich selbst beschäftigen können, mag dies Gefühl weniger stark sein, aber durch kommt es doch immer." So hat Bahlmanns alter Vater sich mit 60 Jahren zurückgezogen, aber, da er 83 Jahre alt wurde, sich nachher 23 Jahre ennuyirt, da er sich nicht mit sich selbst beschäftigen konnte. Angestrengte Thätigkeit fördert Geist und Körper des Menschen.

Schluß.

Der Tod unseres Vaters hinterließ für die ganze Familie eine große Lücke; wir sprachen gern und viel von seinem Wirken, seinen Verdiensten und seinen lauteren Grundsätzen, die uns stets in ehrwürdiger dankbarer Erinnerung blieben.

Natürlich traten große Veränderungen ein, besonders für Wilhelm und mich. Unsere liebe Mutter, die uns Alles zu erleichtern suchte, blieb im Hause wohnen und wir mit ihr.

Mit dem 1. Januar 1851 übernahmen mein Bruder Wilhelm und ich das Geschäft und damit eine verantwortliche große Aufgabe. Es fehlte uns oft der bewährte Rathschlag unseres Vaters. Auch hatten wir mit manchen Schwierigkeiten und Enttäuschungen zu kämpfen. Aber mit eisernem Fleiß und den alten reellen Prinzipien getreu gelang es uns, das Geschäft nicht nur zu erhalten, sondern dasselbe auch zu heben.

Mein großer Wunsch war eine Häuslichkeit zu gründen. Ich lernte die Tochter des Präsidenten Hayen in Oldenburg (Großherzogthum) und seiner Gattin von Schreeb aus Mecklenburg kennen und gewann bald die Überzeugung, sie müsse die Meine werden. Am 25. September 1853 war unsere Hochzeit. Nun folgten fünfzehn glückliche Jahre. Zwar führten mich die nothwendigen Geschäftsreisen jährlich noch lange Zeit fort von meiner lieben Frau und von den vier Kindern, die uns allmählich geschenkt wurden, doch waren mir die Briefe, die Freuden des Wiedersehens, das Leben im eigenen Hause und das Aufblühen des Geschäfts die sich immer wiederholenden Lichtpunkte meines Lebens.

Drei Töchter und ein Sohn gediehen zu unserer Freude, wir nahmen uns mit Eifer und Sorgfalt ihrer Erziehung an. 1860 kaufte ich das Landhaus Bellevue vor dem Holstenthore, das ich 31 Jahre bewohnte und dann an die Firma W. Brügmann & Sohn im Jahre 1891 verkaufte. 1866 schloß ich mit meinen Geschäftsreisen ab, da andere Verhältnisse mein Zuhausesein nöthig machten. Mit banger Sorge sah ich die Gesundheit meiner lieben Frau schwanken. Auf der Reise nach Korsika, wo die milde Seeluft ihr

Heilung bringen sollte, starb sie in Marseille am 29. September 1868. Ich blieb einsam und traurig zurück, lebte mit meinen Kindern häuslich und in strenger Geschäftsthätigkeit weiter. Jahre verrannen und es bewahrheitete sich auch in meinem kleinen Familienkreise das Wort: kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.

Im Jahre 1876 schloß ich eine zweite glückliche und segensvolle Ehe mit der ältesten Tochter des hiesigen reformirten Geistlichen Pastor W. Deiß und seiner Frau, geb. Klapp. Meine Kinder verheiratheten sich und fanden ihren eigenen Lebensweg, zum Theil außerhalb Lübecks, aber später kamen alle wieder in die Vaterstadt zurück.

Nach dem Tode meines Bruders Wilhelm im Jahre 1882 übernahm ich das ganze Geschäft allein und nahm dann meinen Sohn Heinrich und meinen Neffen Ad. Rose als Theilhaber in die Firma W. L. Behncke auf.

Im Alter von 74 Jahren übergab ich 1893 das Geschäft gänzlich den beiden jüngeren Kräften in der Hoffnung und Überzeugung, daß sie ihr Können und ihre Ehre einsetzen würden, die blühende Firma auf ihrer Höhe zu erhalten.

Ein Geschäftsleben von einigen sechzig Jahren liegt hinter mir, ich versuchte meine Lebensaufgabe zu lösen, jetzt folgt die Zeit der Ruhe; ich lebe glücklich im engsten häuslichen Kreise und bin umgeben von meinen Kindern und siebzehn Enkeln.

Ich schließe diese Aufzeichnungen mit dem innigsten Danke gegen Gott für so reichen Segen und den sichtlichen Schutze, den er mir und den Meinigen hat angedeihen lassen.

Schluß.

unseres Vaters hinterließ für die ganze Familie
ein wir sprachen gern und viel von seinem Wirken,
seine nd seinen lauteren Grundsätzen, die uns stets
in ehr rer Erinnerung blieben.

große Veränderungen ein, besonders für
Wilhelm sere liebe Mutter, die uns Alles zu er-
leichtern su Hause wohnen und wir mit ihr.

Mit ar 1851 übernahmen mein Bruder
Wilhelm und häft und damit eine verantwortliche
große Aufgabe. oft der bewährte Rathschlag unseres
Vaters. Auch h manchen Schwierigkeiten und Ent-
täuschungen zu kä it eisernem Fleiß und den alten
reellen Prinzipien g uns, das Geschäft nicht nur zu
erhalten, sondern daß ben.

Mein großer V e Häuslichkeit zu gründen.
Ich lernte die Tochter d Hayen in Oldenburg (Groß-
herzogthum) und seiner Schreeb aus Mecklenburg
kennen und gewann bald , sie müsse die Meine
werden. Am 25. Septembe unsere Hochzeit. Nun
folgten fünfzehn glückliche Ja rten mich die noth-
wendigen Geschäftsreisen jährlich it fort von meiner
lieben Frau und von den vier Ki llmählich geschenkt
wurden, doch waren mir die Briefe, es Wiedersehens,
das Leben im eigenen Hause und da Geschäfts die
sich immer wiederholenden Lichtpunkte

Drei Töchter und ein Sohn gedie Freude, wir
nahmen uns mit Eifer und Sorgfalt ih n. 1860
kaufte ich das Landhaus Bellevue vor de das ich
31 Jahre bewohnte und dann an die Firma Sohn
im Jahre 1891 verkaufte. 1866 schloß ich m häfts-
reisen ab, da andere Verhältnisse mein Zuhause ten.
Mit banger Sorge sah ich die Gesundheit me au
schwanken. Auf der Reise nach Korsika, wo die m

UB Rostock
the scale towards document